



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



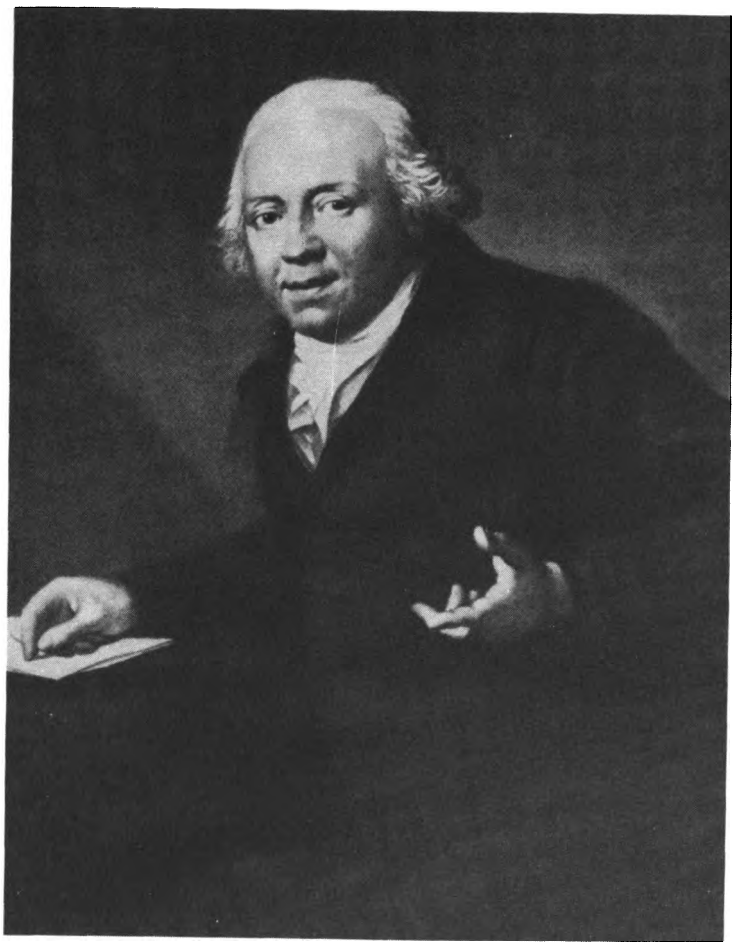
*"Kritik ist überall, zumal in
Deutschland nötig"*

Friedrich Nicolai, Wolfgang Albrecht



BIBLIOTHEK
DES 18. JAHRHUNDERTS





Friedrich Nicolai, um 1795

FRIEDRICH NICOLAI

*›Kritik ist überall,
zumal in Deutschland,
nötig‹*

SATIREN UND
SCHRIFTEN
ZUR LITERATUR

Mit 20 zeitgenössischen
Abbildungen

Verlag C. H. Beck München

Freuden des jungen Werthers.
Leiden und Freuden Werthers des Mannes.
Vorán und zuletzt ein Gespräch

Gespräch

Personen:

Hanns. Ein Jüngling.

Martin. Ein Mann.

's, der Henker hol 'n Buch, *Die Leiden des jungen Werthers*, sagte Hanns, 's dringt dir durch Mark und Bein, jede Ader schwillt dir, und 's Gehirn funkelt dir, daß du gleich auf möchtest –

Ja freilich, 's so ein Buch, sagte Martin, wer 's geschrieben hat, kann sich ruhig aufs Haupt legen, und fürchten nicht, daß über hundert Jahr 'n belesner Tölpel davon schwatze: 's ist euch ein rar Buch, ihr Leute, seit neunundneunzig Jahren, hat kein Mensch davon was gehört und gesehen.

Hanns war einundzwanzig Jahr alt, und Martin zweiundvierzig.

Hanns fuhr fort: Was das für 'n Junge war, der Werther. Gut, edel, stark. Und wie sie 'n verkannt haben. Da kamen die Schmeißfliegen, setzten sich auf'n, beschmitzten alles was er tat. Und auch Albert, sein Freund, verkannt'n, konnt eifersüchtig werden. Ach was hat der Albert nicht auf sich! *Möcht nit Albert sein, um aller Welt Güter nit!*

M. Du nicht Albert? Hör Hanns, du tätst 'n großen Sprung, wenn du Albert würd'st. War Albert nicht der redlichste, unbescholtenste, nützlichste Mann, der Lotten von ganzer Seele liebte? Sollt er etwan ganz geruhig zusehen, daß ein andrer bei seiner Frau den sterblich Verliebten spielte, ihr den Kopf umkehrte, und sie in der Leute Mäuler brächte. Was hat denn wohl Albert getan, warum du nicht Albert sein möchtest?

H. 's ja 'n Greuel, hast nicht gelesen, wie'r eifersüchtig war, wie'r Lotten spitze Reden¹ gab, als er den armen Werther in aller Unschuld bei 'r fand.

M. So? hast niemanden spitze Reden gegeben, wenn dir der Kopf warm war? Hatt' Werther nicht auch 'n Kopf? Und gabs ihm 's schwarze Blut nicht gar ein, daß er Alberten ermorden wollte,² und Lotten dazu? Darf Werther alles, und Albert nichts? das wollt Werther selbst nicht.³ Ne, Hanns! Dein Held mag Werther sein, mein Held ist der Autor.

H. Da sieht man's, bist 'n alter, kalter, weiser Kerl, der mit Werthern und mit seinen Leiden nicht sympathisieren kann, liebst nit 'n jungen braven Buben, voll Feu'r und Leben, und willst 'n steifen, trocknen Aktenkrämer loben, wie Albert.

M. Also bin ich so kalt? Hab dir g'sagt, daß ich 'n Autor bewundere, und sollt nicht Werthers Charakter bewundern, der des Autors Meisterstück ist? Wer kann diesem feurigen edlen Charakter Bewunderung und Liebe, und seinem Schicksal, zumal wenns so meisterhaft erzählt, so lebhaft dargestellt wird, seine Tränen versagen? Meinst nicht, daß sich mir das Blut im innersten Herzen bewegt hat, als ich las, wie er neben Alberten ging, »pflückte Blumen am Wege, fügte sie sehr sorgfältig in einen Strauß und – warf sie in den vorüberfließenden Strom, und sah ihnen nach, wie sie leise herunterwallten«⁴ –

¹ S. die Leiden des jungen Werthers S. 184. ² S. 187, s. auch S. 147. ³ S. 73. ⁴ S. 78.

H. Wenn du denn Werthern liebst, siehst nicht, wie gut's wär, wir wären alle so wie Werther, unserer Kräfte uns bewußt, und brauchten unsere Kräfte so weit's ginge, und keiner ließe sich *durch Gesetz und Wohlstand modeln*.

M. Schau Hanns, dazu hat, wenn ich's recht sehe, der Autor die *Leiden des jungen Werthers* nicht geschrieben, dir und dein's Gleichen nicht. Er kennt euch besser, ihr jungen Burschen (Hanns, bist auch einer davon), die ihr itzt eben pflücke seid, und anfangt, aus der hohen Schule in d' Welt zu gucken. Euch Kerlchen ist nichts recht, all's wißt ihr besser, was der Welt nützt mögt ihr nicht lernen, denn's wäre Brotwissenschaft, eingeführter guter Ordnung wollt ihr euch nicht fügen, denn's wäre Einschränkung, was andre tun mögt ihr nicht, wollt Originale sein, wollt's anders haben, 's lange gnug so gewesen, was kümmern euch Gesetze und Ordnungen und Staaten und Reiche und Könige und Fürsten; prätorianische Garden wollt ihr haben, und 'n biss'l Faustrecht, und Keulen und Völkerwanderungen, da wär noch 'ne Selbständigkeit in'n Menschen, gäng doch fein kunterbunt. Sa! Sa! wärs nicht 'n Leben, wenn ihr denn so zusehn könntet, wie das alles passierte, und ließt eure winzige Seelchen drob erschüttern, und könnt't schreien: He! da ist Kraft und Tat! Ja traun *zusehn* und drob *schreien* würdet ihr Bürschchen, und nichts weiter! Denn was auch in der Welt vorginge, ihr tät't nichts, 's doch in eur'n lappigen Mäuslein keine Schnellkraft, noch Festigkeit in euren leeren Geistern. Plaudert da viel von Kraft und Stetigkeit, und seid arme lässige herumtrollende Flittchen. Habt 'n weidlich Geschwätz, von Einschränkung und Modelung, und Polierung und Nachahmung, und doch gäbt ihr nicht 'n Polsterchen von eurem Sörgestuhle, noch 'n Schleifchen von eurem Haarbeutel weg, daß 's anders würde. Euch Püppchen würd's auch frommen, wenn's Faustrecht gälte, müßt't ja ausm Lande laufen. Daß ihr Springinsfelde Werther würdet, damit hat's nicht Not, dazu habt 'r 'n

Zeug nicht. Aber wohl könnt am guten Werther von weitem sehen, wohin's führen muß, wenn einer auch beim besten Kopfe und beim edelsten Herzen, immer einzeln für sich sein, immer Kräfte anstrengen, und immer dabei außerm Gleise ziehen will. Wenn dabei Kraft und Stetigkeit in der Seel ist (ist die aber nicht da, so ists eitel Lächerlichs), und ein Unglück stemmt sich dawider, wo will da Trost oder Entschluß herkommen, muß da nicht, wie der Autor vortrefflich sagt: ›die ganz in sich gedrängte, sich selbst ermangelnde, und unaufhaltsam hinabstürzende Kreatur, in den innern Tiefen ihrer vergebens arbeitenden Kräfte knirschen?‹¹ Das würd euch nicht frommen, ihr Füllen die ihr Rosse wollt sein, eh's Zeit ist! Zieht denn nur ruhig am Seil wo ihr gespannt seid und laßt euch füttern, wähnt nicht, daß 's euch im Walde besser wär.

H. Hast ausgeredt, Prediger? dir deuchts wohl, jeder ginge geblendet im Zirkel wie 'n Roß in 'r Mühle, und dächt nicht eins: Auf und davon, jenseit ist Licht und 'n freier Sprung. So dacht Werther, und ließ die Welt, wie's nicht mehr ging. Wars nicht 'n großer Streich? He?

M. 'n großer Streich? wenn du 'n tätst Hanns, ich sagt, hättest dich übertroffen!

H. Geh, hast nur 'ne halbe Seele, 's lodert nur 'n schwaches Fünkchen himmlischen Feuers in dein'r engen Brust. Spottst über Edeltat. ›Daß ich diesen Kerker verlassen kann, wenn ich will,‹² ists nicht 'n süßes Gefühl von Freiheit? Kannst's leugnen?

M. Wär der Körper der Seele ein Kerker, nicht ein nötiges Werkzeug, so möcht's drum sein, aber –

H. Aber Mensch, bist kalt wie 'n Stein. Mußt nicht Werthern betauern, inniglich im Herzen betauern?

M. Betauern? Ja. Lieben und betauern! Wo so viel edle Kräfte, bloß zur *unruhigen Lässigkeit*³ verwendet, unge-

¹ S. 160. ² S. 19. ³ S. 96.

nutzt vermodern,¹ wenn, der so viel wichtige Zwecke sehn und erfüllen konnte, *tobender endloser Leidenschaft*² folgt, bis Natur unter Anstrengung erliegt, wer wird da nichts betauern! – Aber bloß betauern? Was meinstu, wenn Werther den Menschen im schlechten grünen Rocke³ der zwischen den Felsen Blumen suchte, anstatt der Blumen, mit der Pistole in der Hand gefunden hätt, wie er sich eben die Mündung übers rechte Aug an die Stirn drückte,⁴ hätt er da ruhig warten sollen, bis der Schuß geschehen wäre, hernach die Achseln zucken, und sagen: ›der Mensch hat das Maß seines Leidens nicht ausdauren können.‹⁵

H. Ei nu ja freilich –

M. Ei nu ja freilich! Was Werther einem andern schuldig war, war ers nicht vielmehr sich selbst schuldig? –

H. Steht er nicht da, und spricht weise wie 'n Buch! Als wenn Werther beim Sturme seiner Leiden hätte so vorsichtig handeln können. Da stirbst einer am hitzigen Fieber. Sagst nicht auch, Mensch, wie Lukas in der Komödie: *Warum hat er sich doch nicht kurieren lassen!* Hätt der Tor nicht warten können, er starb so schnelle.

M. Gut, daß du gestehst, daß der Mensch, der seinen Körper zerstören will, sich in einem eben so unnatürlichen Zustande befindet, als der ein hitziges Fieber hat. Aber ich sage dem Kranken nicht, warte, eh du stirbst, bis sich deine Säfte verbessert, dein Blut gekühlt, deine Kräfte erholt haben.⁶ Ich sage: Freund! liegst in einer engen Stube voll fauler Dünste, öffne's Fenster, draußen ist's lieben Gottes reine Luft die alle Kreaturen erquickt, trink 'n Julep der dein Blut abkühlt, nimm 'n Chinatrank, der Fäulnis hindert und Kraft gibt. Dies war Werther auch sich selbst schuldig. Die ganze Welt lag ja vor ihm. Und war er, der edelsten einer, der Welt nichts zu leisten schuldig? Warum wollt er einzeln sein. Wenn ihn Men-

¹ S. 14. ² S. 100. ³ S. 163. ⁴ S. 80. ⁵ S. 85. ⁶ S. 88.

schen *haben mochten, sich an ihn hängten, deren Weg nur so eine kleine Strecke mit seinem ging,*¹ warum schlendert' er nicht *ihren Weg* mit ihnen eine Strecke weiter, bloß weils Menschen, *eine rechte gute Art Volks* waren. Er würde *viel besser mit sich gestanden haben.*² *Die vielerlei Menschen, die allerlei neue Gestalten,* die dem in sich und in seine Leidenschaften eingeschloßnen gleichgültigen Werther sonst nur ein *buntes Marionettenspiel*³ machten, würden ein heilsames Kühlungs- und Stärkungsmittel worden sein, wenn er Teil genommen und bedacht hätte: Sie sind ja, was ich bin, Menschen. Die *Kräfte* die in ihm *ungenutzt* ruhten,⁴ hätt er sie entwickelt und gebraucht, so würd ihm in kurzen die Welt wenigstens so gefallen haben, wie der kleine Knabe, den er ungeachtet seines Rotznäschens küßte,⁵ und die Welt würd ihm die Hand geboten haben, eben wie's freimütige Kind.

H. 's alles schön und gut; aber 's war mit Werthern zu weit, 's konnt nun nicht anders werden, muß *notwendig* so kommen.

M. Versteh mich. Wenn du Werthern betrachtetest, wie den Ton in der Hand des Töpfers, wie einen Charakter in der Hand des Dichters, so muß 's so kommen. Der Autor hat freilich, mit seltner Kenntniss, alle Züge dieses schwärmerischen Charakters so zusammengesetzt, mit bewundernswürdiger Feinheit, alle Begebenheiten, auch die kleinsten, so eingeleitet, daß die schreckliche Katastrophe natürlich erfolgt, die uns das herbe Ach! auspressen soll.⁶ Stellstu dir aber Werthern vor, als einen Menschen, der in der Gesellschaft lebt, so hatt' er unrecht, daß er einzeln sein, und die Menschen um sich, als Fremde ansehen wollte. Er hatte, seit er an der Mutter Brust lag, die Wohltaten der Gesellschaft genossen, er war ihr dagegen Pflichten schuldig. Sich ihnen entziehn war Undank und Laster; sie ausüben, würde Tugend und Beruhigung ge-

¹ S. 14. ² S. 116. ³ S. 117, S. 125. ⁴ S. 14. ⁵ S. 31. ⁶ S. 179.

Freuden
des
jungen Werthers

Leiden und Freuden
Werthers des Mannes.



Voran und zuletzt ein Gespräch.

Berlin,
bey Friedrich Nicolai.
1775.

1. Freuden des jungen Werthers. Titelblatt der Erstausgabe

wesen sein. Selbst, nachdem er schon die hoffnungslosen Todesbriefe geschrieben hatte, selbst da noch, hätt er gedacht, daß er noch Sohn, Bürger, Vater, Hausvater, Freund sein könnte, sein müßte, so konnte noch Trost und Zufriedenheit, von vielen Seiten her, auf seine bedrängte Seele fließen, wenn er nicht mit einem Stoße die Tür zuwarf.

H. Wüßt wahrlich nit, wie Werther da noch glücklich hätt werden können; war ja sein's Leidens kein Ende zu finden.

M. Wollens mal sehn. Die geringste Veränderung tuts wohl; gibt Freuden, Leiden, wieder Freuden und allerlei. Setze z. B. den einzigen kleinen Umstand: Als Albert, des lang verschobenen Geschäfts wegen, wetritt, und Werther Lotten zuletzt besuchte,¹ war Albert und Lotte noch nicht verheiratet, *nur so gut als verlobt*,² die Hochzeit sollt in Weihnachten sein. Du siehst, ich denk mir's so, weil die Szene um Worms liegt, wo man sich nicht so leicht scheiden kann, wie in Brandenburg. Wär 's da, ändert ich auch dies nicht. Lotte mag in einem Hause mit Albert wohnen, oder dicht neben, bei ihrer Tante, oder bei wem du sonst willt.

Albert ist wiederkommen,³ hat gehört, daß Werther *seine Zeit wohl nahm*, und gestern eine Stunde da war.

Und nun – –

Freuden des jungen Werthers

Als Albert aus seinem Zimmer⁴ zurückkam, wo er mehr hin und her gegangen war und sich gesammelt, als seine Pakete durchgesehen hatte, kam er wieder zu Lotten, und fragte lächelnd:

¹ S. 190. ² S. 40. ³ S. 214. ⁴ S. die Leiden des jungen Werthers zweiter Teil, S. 214.

»Und was wollte Werther? Sie wußten ja so gewiß, daß er vor Weihnachtsabends nicht wiederkommen würde!«

Nach Hin- und Widerreden gestand Lotte, aufrichtig wie ein edles deutsches Mädchen, den ganzen Vorgang des gestrigen Abends.¹ Indem sie 's aber gesagt hatte, bangte sie auch schon, sie möchte, aus Unkunde zu lügen, ihm Wermut gereicht haben.

Nein, sagte Albert, sehr ruhig: Sie haben Balsam in meine Seele gegossen. Sie verleugnen auch hierin Ihr edles Herz nicht. Aber ein wenig unüberlegt haben Sie gehandelt, meine liebe Lotte. Sie hatten ihm, wie ich merke, ein Versprechen abgezwungen, daß er vor Weihnachtsabends nicht wieder kommen wollte. Sie wollten mich dadurch beruhigen, weil Sie wußten, daß ich verreisen mußte, weil Sie, liebste Lotte, meine Eifersucht gemerkt hatten, die ich gern vor mir selbst verborgen hätte. Ich danke Ihnen dafür (er küßte ihr die Hand). Aber da nun Werther wider sein Versprechen sich eindrang, so hätten Sie sich nicht so vertraulich mit ihm aufs Kanapee setzen, und unter vier Augen in Büchern lesen sollen. Sie verließen sich auf die Reinheit Ihres Herzens.² Dies ist für ein Mädchen ein sehr edles Bewußtsein. Aber da denkt der beste Kerl nicht dran, zumal wenn die Liebe Hindernisse find't und die Zeit kostbar ist. O Weiber! Machts dem besten Buben weis, daß er euch *ein* Versprechen ungestraft brechen darf, und er wird mehrere brechen wollen. – So haben Sie 's, liebste Lotte, ohn 's zu denken, selbst so eingeleitet, daß Sie sich ins Kabinett verschließen mußten. – Die Szene war wirklich stark –

Lotte weinte bitterlich.

Albert nahm sie bei der Hand, und sagte sehr ernsthaft: Beruhigen Sie sich, liebstes Kind. Sie lieben den Jungen, er ists wert, daß Sie ihn lieben, Sie haben 's ihm gesagt, mit dem Munde oder mit den Augen, 's ist einerlei. –

¹ S. 190–207. ² S. 192.

Lotte fiel ihm schluchzend in die Rede, beteuerte, daß sie ihn nicht liebe, daß er vielmehr nach der letzten Szene ihren Haß verdiene, daß sie ihn verabscheue. – –

Verabscheuen? das ist etwas, liebstes Lottchen, das lautet so, als ob Sie ihn noch liebten. Hätten Sie ganz gelassen gesagt, der Bursch wäre ihnen gleichgültig, so hätte ich ganz still geschwiegen, so hätte ich Ihnen nicht gesagt, daß ich wechselseitige Liebe nicht stören will, daß ich alle Ansprüche –

Großer Gott! rief Lotte laut schluchzend, indem sie sich das Gesicht mit dem Schnupftuche bedeckte, wie können Sie meiner so grausam spotten! Bin ich nicht Ihre Verlobte? Ja er soll mir sein was Sie wollen, gleichgültig! verabscheuungswürdig! so gleichgültig als – –

Als ich selbst? rief Albert. Das wäre für mich gut, aber nicht für ihn. Für mich wäre unter diesen Umständen –

Indem kam der Knabe, der Werthers Zettelchen¹ brachte, worin er Alberten um die Pistolen bat.

Albert las den Zettel. Murmelte vor sich: der Querkopfl ging in sein Zimmer, ergriff die Pistolen, lud sie selbst, und gab sie dem Knaben. Da! bring sie, sagt' er, deinem Herrn. Sage ihm, er soll sich wohl damit in Acht nehmen, sie wären geladen. Und ich ließe ihm eine glückliche Reise wünschen.

Lotte staunte – Albert erklärte ihr nun weitläufig, er gebe nach reifer Überlegung alle Ansprüche an sie auf. Er wolle eine zärtliche wechselseitige Liebe nicht stören. Er wolle sie beide und sich selbst nicht unglücklich machen. Aber er wolle ihr Freund bleiben. Er wolle selbst Werthers wegen sogleich an ihren Vater schreiben, das solle sie auch tun, und Werthern eher nichts sagen, bis sie Antwort erhalten habe.

Lotte, nach vielen Umschweifen, nach vieler weiblichen Zurückhaltung, gestand ihre herzliche Liebe zu Werthern,

¹ S. 212.

nahm Alberts Vorschlag dankbar an, und ging in ihr Zimmer, um zu schreiben.

Im Weggehen kehrte sie noch um, und äußert' eine ängstliche Besorgnis wegen der Pistolen.

»Sein Sie ruhig, Kind! Wer sich von seinem Nebenbuhler Pistolen fodert, erschießt sich nicht. Und wenn er allenfalls – –«

So schieden sie von einander.

Werther erhielt indessen die Pistolen, setzt' eine vor den Kopf, drückte los, fiel zurück auf den Boden. Die Nachbarn liefen zu, und weil man noch Leben an ihm verspürte, ward er auf sein Bette gelegt.

Indessen wurden Werthers zwei letzte Briefe¹ an Lotten und der Brief an Alberten² dem letztern gebracht, und zugleich erscholl die Nachricht von Werthers trauriger Tat. Albert ließ dieselbe vor Lotten verbergen, laß die sämtlichen Briefe, und ging ungesäumt nach Werthers Wohnung.

Er fand ihn auf dem Bette liegend, das Gesicht und das Kleid mit Blut bedeckt. Er hatte eine Art von Konvulsionen gehabt, und nun lag er ruhig mit stillem Röcheln.

Die Umstehenden traten weg, und ließen beide allein.

Werther hob die Hand ein wenig empor, und bot sie Alberten. Nun triumphiere, sagt' er, ich bin nun aus deinem Wege!

Ich komme nicht zu triumphieren, sprach Albert ruhig, sondern dich zu bedauern, und wenns möglich ist, dich zu trösten. Aber du bist rasch gewesen Werther –

Werther stieß, für einen so Hartverwundeten beinahe mit zu heftiger Stimme, viel unzusammenhängendes garstiges Gewäsche aus, zum Lobe³ des süßen Gefühls der Freiheit diesen Kerker zu verlassen, wenn man will.

A. Dies ist, lieber Werther, eben so wie die Freiheit dies

¹ S. 185, 209. ² S. 218. ³ S. 19.

Glas zu zerbrechen, eine Freiheit, der man sich nicht bedienen muß, weil sie nicht nützt, sondern schadet.

W. Heb dich von mir, vernünftiger Mensch! du bist zu kaltblütig, so einen Entschluß auch nur von fern zu denken!

A. Ja freilich, so kaltblütig bin ich, und dabei ist mir recht wohl zu Mute! Meinst etwa, 's wäre 'n edler großer Entschluß? Bildst dir ein, 's wäre Kraft und Tat drin? Geh! bist 'n weichlicher Zärtling. Kannst aus der Mutter Natur Schublade wenns dir einfällt, nicht eben Zuckerwerk genug naschen! so willt gleich aus 'r Haut fahren, denkst, sie gibt dir nie wieder Zucker.

W. O des weisen Vernünftlers! Und doch weißt du 's Mensch. 's war keine Hülfe da. Ich konnte nicht besitzen, was ich liebte. Und nun (er schlug die Hand übers Gesicht), was kümmert mich Welt und Natur.

A. Armer Tor, der du alles so gering achtest, weil du so klein bist!¹ Konnt'st nicht? 's war keine Hülfe da? Konnt nicht ich, der ich dich liebe, weil ein braver Junge bist, dir Lotten abtreten. Faß 'n Mut, Werther! 'ch will's noch itzt tun.

Werther richtete sich halb auf: Wie? Was? du könntest du wolltest! – Schweig Unglücklicher! – dein' Arznei ist Gift. – Denn was hülfs? – (Er sank wieder zurück.) Nein! 's ist auch nichts. – Du bist ein Boshafter. – Wer kalt ist, ist boshaft – hast dirs abstrahiert, wie du mich bis aufs Ende quälen willst. –

A. Guter Werther, bist 'n Tor! Wenn doch kalte Abstraktion nicht klüger wäre, als versengte Einbildung. – Da laß dir 's Blut abwischen. Sah ich nicht, daß du 'n Querkopf warst, und würd'st deinen bösen Willen haben wollen. Da lud ich dir die Pistolen mit 'ner Blase voll Blut, 's von 'em Huhn, das heute abend mit Lotten verzehren sollt.

Werther sprang auf: Seligkeit – Wonne – usw. – Er

¹ S. 18. ² S. 93.

umarmte Alberten. Er wollte es noch kaum glauben, daß sein Freund so großmütig gegen ihn handeln könne.

Albert sagte: Sprich nicht von Großmut; ein bißchen kalte Vernunft tut 's meiste, und den Rest tut's, daß ich 'n Jungen liebe, wie du, in dem's liegt, noch viel zu schaffen. Das Ding mit dir und Lotten hat mir schon lang gewurmt. 's gefiel mir schon nicht, als du in dem geschloßnen Plätzchen, hinter den hohen Buchenwänden, dich zu ihren Füßen warfst;¹ so unbefangen du dabei schienst, so wars doch ein so romantisch-feierliches Ding, das 'nem Bräutigam nicht in' Kopf will. Darüber habe ich denn allerlei hin und her gedacht. Du wirst dich noch erinnern, wie sich Unmut und Unwillen aneinander vermehrten,² als du am Sonntage so ungebeten dableiben wolltest. Dem sann ich auch nach, und machte mir die leidige Abstraktion, daß meine Braut dich liebte. Du hältst mich für kalt, Werther, und ich bin's auch, wenns Zeit ist, aber so warm bin ich doch, daß ich herzlich liebe, und herzliche Gegenliebe verlange. Ich sah also, ich konnte mit Lotten nicht glücklich sein. Mein Entschluß war schon unterwegs gefaßt, euch glücklich zu machen, weil ich selbst nicht glücklich sein konnte. Nun kam noch die gestrige Szene dazu. Lotte hat sie mir erzählt! Hör Werther, 's 'st 'ne starke Szene! Und ich hab auch dein'n Brief an Lotten³ drüber gelesen. Hör Werther, 's Ding 'st nu so! so!

Werther rief: Was meinstu? Meine Liebe ist rein wie die Sonne – Lotte ist ein Engel – vor dem alle Begierden schweigen. –

Albert sagte: Ich glaub 's ja! Aber, hör Werther, hätt'st 's auch wohl schreiben können, in dem letzten Briefe, worauf du sterben wolltest.

Und so gingen sie zum Abendessen.

In wenigen Monaten ward Werthers und Lottens Hochzeit vollzogen. Ihre ganze Tage waren Liebe, warm und

¹ S. 108. ² S. 184. ³ S. 209–212.

heiter wie die Frühlingstage, in denen sie lebten. Sie lasen auch noch zusammen Ossians Gedichte, aber nicht Selmas Gesang,¹ oder den traurigen Tod der schönäugigen Dar-Thula, sondern ein wonniglich Minnelied von der Liebe der reizenden Colna-Dona, »deren Augen rollende Sterne waren, ihre Arme weiß wie Schaum des Stroms, und deren Brust sich sanft hob, wie eine Welle aus dem ruhigen Meere«.

Nach zehn Monaten war die Geburt eines Sohns, die Losung unaussprechlicher Freude.

Leiden Werthers des Mannes

Die Geburt war sehr beschwerlich gewesen, ließ empfindliche Nachwehen nach sich, die Lotten an den Rand des Grabes brachten. Werther war für Schmerz außer sich. Dies war aber nicht der selbstsüchtige Schmerz eines Menschen, der sich vernichten will, weil er Unmögliches wünscht, und nicht erlangen kann, es war der gesellige Schmerz, der Mitleid zum Grunde hat, der Trost geben und empfangen will.

Lotte, eine zärtliche Mutter, konnte bei ihrer Schwäche ihr Kind nicht säugen. Eine Amme ward geholt. Ein Ungeheuer, durch viehische Lust mit verborgner Pest angesteckt, vergiftete den zarten Säugling, und der Unschuldige vergiftete, unwissend, die Mutter die ihn mütterlich liebkosete.

Als Werther vom Arzte die schreckliche Wahrheit vernahm, stieß er sein Haupt gegen den Erdboden, und rief: Gott! wozu hast du mich aufbehalten! Ehmals glaubt' ich, der Schmerz Lotten nicht zu erhalten, wäre der größte, und für menschliche Natur zu ertragen zu stark!

¹ S. 193 und folg.

Und diesen stärkern Schmerz kannst ertragen! sprach Albert; Freund! warst ein Weichling, bist nun ein Mann worden! Geselligkeit, sonst von dir verachtet,¹ gibt auch Kraft. Du dünktest dich einzeln, als du den Hahn losdrücktest, uneingedenk daß du deiner Mutter das Herz brachst.

Lotte ward, durch eine langwierige und schmerzhaftes Kur, kaum dem Tode entrissen, das Kind war nicht zu retten.

Auch diesen *Schmerz* ertrug Werther, zum Schmerze gewöhnt, nun aber sollt er auch *Gram* und *Sorgen* ertragen lernen. Väterlich Erbteil war gering, gewirtschaftet hatt' er nie. Seine Mutter war erschöpft, von ihr zu verlangen, konnt er nicht über sich bringen. Die Krankheit seiner Frau brachte Mangel herbei.

Werther muß also ein Amt annehmen, und wohl wars ihm, daß Albert ihm eins schaffte, und Anleitung gab, wie's zu treiben wär. Ob ein Bindwörtchen² mehr da wär, oder eine Inversion weniger, muß ihm itzt nicht kümmern. Nun galts, daß er sich nach andern bequeme, andere nicht nach ihm. Auch fand er bewährt, was er schon wußte, daß zum Lavieren³ Kraft gehöre, wie zum Segeln und daß man oft weiter käm. Auch sah er, was er sonst nicht wußte, daß mehr Stärke des Geistes dazu gehöre, bürgerliche unvermeidliche Verhältnisse ertragen, als, wenn tobende endlose Leidenschaft ruft, einen gähnen Berg (ohn Absicht) klettern, durch einen unwegsamen Wald einen Pfad (der zu nichts führt) durcharbeiten, durch Dorn und Hecken.⁴ Doch tats weh, dem, der mit belebender Kraft Welten um sich schaffen möchte,⁵ daß er finden sollt, er sei ein Geschöpf. Dies schnitt ins Herz, und machte gute Laune seltner.

Lotte nahms hoch auf, daß er so mißmütig war, und wollt, daß ihms Herz sollt aufgehen wie sonst, wenn er in ihre schöne Augen sah, dacht nicht, daß sich untern schö-

¹ S. 88. ² S. 119. ³ S. 117. ⁴ S. 100, 101. ⁵ S. 157.

nen Augen itzt wohl ein feines Näschen rümpfte, wie sonst nicht. Werther muß oft, Geschäfte wegen, verreisen, auf seiner Arbeitsstube den Tag versitzen, und denn ging er wohl weg, weil er Ärger hatte, der seine Frau nicht kränken sollte.

Lotte, sonst ein gutes Weib, aber, die ihn nicht durchsah, schmollte, weil er nicht bei ihr war, und drohte aus verliebttem Verdruß: Traun Werther, willst mir nicht fleiß'ger Gesellschaft halten, such ich sie mir wohl sonst.

's war da ein junges Kerlchen, leicht und lüftig, hatt' allerlei gelesen, schwätzte drob kreuz und quer, und plaudert' viel, neust' aufgebrachtmaßen, vom ersten Wurfe, von Volksliedern, und von historischen Schauspielen, zwanzig Jährchen lang, jed's in drei Minuten zusammengedruckt, wie ein klein Teufelchen im Pandämonium. Schimpft' auch alleweil auf 'n Batteux, Werther selbst konnts schier nicht besser. Sonst konnte der Fratz bei hundert Ellen nicht an Werthern reichen, hatte kein' Grütz im Kopf, und kein Mark in 'n Beinen. Sprang ums Weibsen herum, fispelte hier, faselte da, streichelte dort, gab's Pfötchen, holt' 'n Fächer, schenkt' 'n Büchsen, und so gesellt' er sich auch zu Lotten.

Nun hatt's wohl keine Not, daß der Laffe Lotten gefallen hätte, aber sie wollte Werthern weh tun, daß er ihr hofieren sollt, wie sonst, des doch nicht mehr Zeit war. Und 's Kerlchen ward dreist, und dacht er hätt Lotten, und Werther griesgramte, daß Lottchen solch 'nen Lumpen litt, so hatten sie Worte, und Lotte ließ nicht ab, und neckten sich so fort, bis Übel ärger ward, und sie schieden sich von Tisch und Bette, Lotte zog zu ihrem Vater.

Lotte weinte Tag und Nacht, liebte Werthern in der Seele, und wollt doch nicht unrecht gehabt haben. Werther schlug sich mit der Faust wider die Stirn; Hui! schrie er: unbeschreiblich fressender ist der Gram, weder je sonst einer! Ich habe Lotten, und soll sagen, sie liebt mich nicht, besser war's da sie mich liebte, und hatte sie nicht.

Freuden Werthers des Mannes

Albert war in Geschäften seines Fürsten acht Monden in Wien gewesen, und kam zurück, kurz drauf, als Werther und Lotte sich getrennt hatten.

Er traf Werthern, mit dem Gesicht auf demselben Kanapee liegen, worauf er ehemals mit Lotten den Ossian las.¹

Und nun? wie ists mit deiner Frau? sagt' Albert.

Ha! rief Werther, als er ihn sah, 's mit den Weibsen nichts, alle sind falsch, wankelmütig! – und biß sich die Nägel.

A. Nur wieder fein mit dem Kopf durch die Wand, Werther! Als wenns nicht von dir selbst käme! bist 'n Tor Werther, und hast die arme Lotte auch betört. Ich hab sie gekannt, ein gutes Landmädchen, lustig und fromm, konnte kleine Spiele spielen, konnte frohen Muts tanzen, aber auch den Kindern Brot schneiden,² liebte herzlich häusliches Leben,³ ob 's gleich wußte, daß 's kein Paradies, aber doch im ganzen eine Quelle unsäglicher Glückseligkeit ist. Da liebt ich 's Mädchen, und wollt sie haben, denn solche Frau braucht ich. Drauf kamst du, und stimmtest die Weise viel' Töne höher: Da sollt 's lauter innige Empfindung sein, lauter starke Anspannung, keine Einschränkung, keine Überlegung, wir hielten 's Herzen wie ein krankes Kind, gestatteten ihm all' seinen Willen,⁴ lebten immer in der Zukunft, wo ein großes dämmerndes Ganze vor unserer Seele ruhte, wo wir unser ganzes Wesen hingeben mochten, uns mit der Wonne eines einzigen großen herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen.⁵ Dies verschluckte das weibliche zärtliche Geschöpf begierig, und hielt sich am glücklichsten, wenn 's im freundlichen Wahne so hintaumeln konnte.⁶ Ja wohl, guter Werther, wär der Wahn besser als die Wahrheit, wenn

¹ S. 192. ² S. 30. ³ S. 34. ⁴ S. 12. ⁵ S. 46. ⁶ S. 61.

er nur nicht aufhören müßte. Nun hat er bei dir aufgehört, das gute Weibchen taumelt noch drin fort, und du wunderst dich, daß ihr nicht zusammen kommen könnt? Hohe überschweifende Empfindung, lieber Werther, steht gut im Gedicht, aber macht schlechte Haushaltung. Feiner junger Herr! Lieben ist menschlich, nur müßt ihr menschlich lieben,¹ berechnet euer Vermögen zu lieben, und haltet die güldne Mittelstraße, sonst wenn ihr 's Mädchen gierig macht, so wird sie mitten im Genusse darben! Wer hätte dir das vor zwei Jahren sagen dürfen, und doch ists itzt nicht anders.

W. Geh zum Teufel mit deinen unbedeutenden Gemeinprüchen!²

A. Wenn sie nicht wahr wären, schickt ich sie auch dahin.

Albert reisete zu Lotten; die weinte bitterlich und rief: Alle Mannsen sind treulos, hätte ich je gedacht, daß mich Werther verlassen könnte!!!!

Bis gesetzt gutes Kind, sagte Albert, und denk ob du nicht auch dran schuld bist. Werther wollt keinen Geelschnabel um dich leiden; weißt noch, obs mir auch behaglich war, da Werther so um dich buhlte? Und doch war Werther ein ehrlicher guter Kerl, und dein Lecker ist 'n Popanz. Hast unrecht gehabt Lottchen. Necken geht wider 'n Mann, und gerümpfte Nase bringt nicht verlorne Liebe zurück. Wärs nicht besser, du liebtest Werthern wie zuvor, und er dich auch? Liebst 'n noch?

Lottchen weinte abermal bitterlich: Ob ich ihn liebe? Gott! –

Albert holte Werthern auf den Jagdhof, der alte Amtmann hieß Werthern kurz und lang, Lotte weinte, und entschuldigte ihn. Werther umarmte Lotten, und sie reisten völlig versöhnt zurück.

Izt, durch kleine Übereilung vorsichtiger gemacht, ge-

¹ S. 22. ² S. 83.

nossen sie, in reichem Maße, die Vergnügungen des häuslichen Lebens, die sich so tief empfinden, und so wenig beschreiben lassen. Wechselseitige Liebe und Zutrauen beseligte sie. Werther hing wieder, mit Gott weiß wie viel Wonne, an dem Arme und Auge seiner Frau, das voll vom wahrsten Ausdrucke des offensten reinsten Vergnügens war.¹ Er wartete seine Geschäfte ab, sie erzog ihre Kinder, und so floß ihr Leben wie ein stiller Bach dahin, – ein nicht so poetisches Bild, als reißende Ströme, aber deshalb Glücklichen nicht weniger angemessen.

Durch Fleiß und Sparsamkeit wurden sie nach etwa sechzehn Jahren wohlhabend. Werther konnte nun wieder des mühsamen Arbeitens entbehren, und so kauft' er sich ein klein Bauergütchen. Am Abhange eines Berges mit hohen Ulmen und bejahrten Eichen besetzt, lag es. Nur ein klein Häuschen war da, aber fruchtbare Äcker und ein Garten ums Haus, darin, unter hohen Bäumen, ein Brunn', wohl zwanzig Stufen tief in den Felsen gehauen,² wie ihn Werther liebte. Hier ließ er sich nieder, und genoß abermal, die simpel harmlose Wonne eines Menschen, der ein Krauthaupt auf seinen Tisch bringt, das er selbst gezogen, und nun nicht den Kohl allein, sondern all die guten Tage, den schönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß, und da er an dem fortschreitenden Wachstume seine Freude hatte, alle in einem Augenblicke wieder mit genießt.³ Denn Lotte zog auf den Krautfeldern Gemüse und Wurzeln, die den unbescholtenen ländlichen Tisch füllen. Der Obstgarten war Werthers Besorgung, und die Kinder pflanzten sich Beeten voll Tulpen und lieblicher Anemonen.

Das war all gut, bis 'n Kerl kam, der war in England gewest, hatte des Herzogs von Bridgewater Kanal befahren, unterm Berg weg, und über 'n Irwell, hatte die Gärten zu

¹ S. 39. ² S. 10. ³ S. 48.

Stowe gesehn, und hatte sich von Chambers erzählen lassen, was der Kaiser von China für Gärten habe, wunderbar und schrecklich, daß 's 'ne Lust ist. Sonst war der Kerl nicht klüger wiederkommen, als er war weggereist, hatt' aber Geld wie Heu, wollt was Originales haben, bauen 'nen orientalischen Garten, wo kein Orient ist, hätt' er bei Dschidda gewohnt, würd er ein Versailles angelegt haben, nach Le Nôtres Rissen. Der kauft' den Berg über Werthers Hüttchen, legt' darauf große Dinge an, sonderlich und wunderlich, Schlangengänge, Abgründe, Tempel, Pagoden und Wildnisse. Als er fertig war, wollt er den Garten auch bevölkern, wie der Kaiser von China, daß 's recht natürlich wär. Da schafft' er sich Hunde, die verkleidet' er in Wölfe, Zyperkatzen in Tiger, Lämmer gelb und braun gefärbt in Leoparden, und Spitzmäuse in Hermeline. Das Vieh lief über, in Werthers Obstgarten, und streifte sich, zwischen den Bäumen, die hölzernen wilden Larven ab, die ihm vorgebunden waren. Doch weil sich 's noch scheuchen ließ, achtet 's Werther nicht. Aber nun wollte der reiche Fratz was Großes beginnen. Er hatte jenseits des Berges einen ziemlichen Fluß, den leitet' er mit Mühlen in die Höhe, daß er diesseits einen Wasserfall haben wollte, am gähen Absturz des Berges. Da frohlockte das Kerlchen, und seine Seele ward erschüttert, wie das Wasser in hohen Fluten herabbrauste, zwischen den hundertjährigen Eichen, und über die Felsenstücken weg schäumte, aber eh' man 's sich versah, wars in Werthers Garten, spült' die Bäume aus, riß das kleine Gartenhäuschen um und verheert' die fruchtbaren Krautfelder und die lieblichen Tulpenbeete.¹

Lotte raufte sich die Haare, die Kinder weinten, aber Werther war durch Erfahrung gelassen geworden. Er staunte eine Weile, und sagte zu sich selbst:

Der Kerl ist traun 'n Genie, aber ich merks wohl, ein

¹ S. 23.

Genie ist ein schlechter Nachbar. Wenn's einem selbst auch wohl tut, als ein Genie sprechen, so tut's andern oft schier übel, wenn man als ein Genie handelt. Der Wasserfall ist wahrlich keck, aber das kleine Häuschen, in dem ich mit meinen Lieben mein fröhliches Butterbrot aß, meine Krautfelder, meine Obstbäume, meine Tulpenbeete waren gut. Sonst wohl war mir die Losung: Keckheit ohne Grenzen, Schwingen bis in den Äther, Anspannung ohne Erschlaffung, Brauchen der Kräfte ohne Einschränkung. Alles schön! Wir wollens Genie auch nicht einschränken, denn der Kerl, der sein'm Geck so Zucker gibt, ist reich und mächtig, und Klagen tuts nicht. Aber wenn wir dem Genie aus dem Wege gehen konnten!

Er ging zum reichen Nachbar, führt' ihn an der Hand herab und sagte ganz gelassen:

Hier seht Nachbar, was Euer Wasserfall in meinem Garten angericht't hat. Ich könnt Euch verklagen, aber was hilft; wollt Ihr mir 's Gütchen abkaufen, so zieh ich weg, und so möcht Ihr fallen und laufen lassen, wie's Euch deucht.

's 'n Wort, schrie der Nachbar, 'ch seh 'r seid 'n Kerl der 's Große liebt. Schaut wie die Bäume mit 'n Wurzeln empor liegen, und wie 's Dach vom Häuschen auf 'd Seite hängt, und die Krautköpfe drüber rollen! He! Nachbar! Natur im Garten geht weit über die verdammte Kunst, solch 'ne Ansicht, hätte mir nun keine *Theorie*, wie 's den Quark nennen, aussinnen können. Und so gab er Werthern, ungefordert, mehr, als 's Gütchen wert war.

Werther nahm's Geld, dacht in sich: 's doch auch Natur, wenn Wurzeln in der Erde stehen, und Äpfel an 'n Bäumen hängen. So kauft' er sich ein ander Gütchen, ein wohlgebaut Haus, vorm Hause ein Platz mit zwo Linden, wie zu Wahlheim¹ vor der Kirche. Hier lebt er noch, glücklich und vergnügt, mit Lotten und seinen acht Kindern.

¹ S. 20.

Erfahrung und kalte gelaßne Überlegung hat ihn gelehrt, ferner nicht das bißchen Übel, das das Schicksal ihm vorlegte, zu wiederkauen,¹ dagegen aber die Wonne, die Gott über ihn ausgoß, mit ganzem, innig dankbarem Herzen aufzunehmen.² Nachdenken über die Wege der Vorsehung, die kein blindes Schicksal,³ sondern Güte und Gerechtigkeit sind, hat seine ausgetrocknete Sinnen wieder heiter gemacht, die überspannten Nerven abgespannt, ihm die Fülle des Herzens⁴ zurück gegeben, die er vormals genoß. Er kann wieder im hohen Grase am fallenden Bache liegen, und näher an der Erde, zwischen Halmen und tausend mannichfaltigen Gräschen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten, all der Würmchen, der Mückchen, näher an seinem Herzen fühlen, fühlen die Gegenwart des Allmächtigen, der uns all nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält.⁵ Und was noch mehr, er geht nicht darüber zu Grunde, erliegt nicht unter der Herrlichkeit dieser Erscheinungen;⁶ denn Lotte und seine acht Kinder, die besten Gaben die ihm Gott gegeben hat, liegen neben ihm, und fühlen gesellig, was er fühlt. Wenn je in seinem feurigen Gemüte ein Tumult aufsteigen will, so lindert ihn, unverzüglich, der Anblick der glücklichen Gelassenheit⁷ dieser gesunden liebenswürdigen Geschöpfe, der Abdrücke der Stärke und Edelmut des Vaters, und der Munterkeit und Schönheit der Mutter. Sie haben schon wieder andere Beeten gepflanzt, wo Tulpen mit Narzissen und Hyazinthen abwechseln, und durch ihre arbeitsamen Spiele werden die Krautfelder umfaßt, mit Rosenhecken und Jesmingängen, das Gartenhäuschen mit duftendem Geißblatt, des Wohnhauses Mittagsseite mit Traubengeländern.

¹ S. 6. ² S. 159. ³ S. 159. ⁴ S. 125. ⁵ S. 9. ⁶ S. 10. ⁷ S. 25.

Hm! sagte Hanns, hol mich 'r Henker, 's hätte doch auch so kommen können.

Ei freilich wohl! sprach Martin, auch noch auf hundertlei andere Art. Erschießt man sich aber einmal im Ernst, weg sind sie.

H. Hast traun recht, 'ch schieß mich nit!

Eyn feyner kleyner Almanach
vol schönerr echterr liblicherr Volckslieder,
lustigerr Reyen
vnnndt kleglicherr Mordgeschichte,
gesungen von Gabriel Wunderlich
weyl. Benkelsengernn zu Dessaw,
herausgegeben von Daniel Seuberlich,
Schusternn tzu Ritzmück ann der Elbe.
Erster Jahrgang.

Gunstiger liber Leser. Es ist traun dz edle Handwerck der Poeterey, mit dem edlen Handwerck der Schusterey, so demselben gleichbürtig, nicht vnbillichen tzu vergleichen. Denn ob schon in disen letzten betrubten Zeiten, die Welt sich wol umbkehrt hett, dz di Poeten große Hansen worden, vnnndt eynen erbern Schuster schier eben vber d' Achsel ansehn mügen; wars doch wol bey den liben Alten fast anders, uff latein: olim non erat sic [einst war es nicht so]. In Zeyten, da ein dapferer Feldhauptmann den Pflugk zu treyben, und Fürstenkinder zu spynnen vnnndt zu weben eyn feyn Beliben trugen, geschah es furbas, dz eben derselbig Mann, one Spot, zugleich der Gesetzgeber, vnnndt der Poet, ja auch der Schuster seynes Stammes war. Auch ist sint solcher Zeyt, dicke Jare dz Handwerck der Poeterei bei andern erlichen Handwercken darob verbliben, furnemblich beyn löblichen Handwercken der Schuster, vnnndt nach disen der Leinweber.

Die Schuster sind alter Zeyten schon, bey teutzscher Nation sonderbarlich befließen gewesen, libliche Reyen und Gesenge zu machen, deß zeugen mag, Meyster *Hanns Sachs*, wol eyn Vater aller Teutzscher Poeterey, vnnndt dero Groß-Vater, *Ottfrid* der Münch, welcher eyn Schu-

ster wz, eh er eyn Münch ward, wie wir davon in der Kronicken lesen. Die Leinweber aber, von ye her, waren flinck, mit klaren Stimmen zu singen, die Reyen von Schustern gemacht, vnndt darob auch wol bey Feyerabend zu klügeln, vnndt weydlliche Theoreyen zu erdencken.

Als denn nun Vndanck der Welt Lon ist, so haben, mit Gunst zu sagen, die erbern Leinweber, sich ungeburlicher Weyse, über die erbern Schuster erhebenn, vnndt mit solcher Klugeley jrem Gewercke eynen zimlichen Ruhm der Poeterey bewaren, dem erbern Schustergewerck aber rauben wollen. Taufenn, gantz heymlich, sint etwelcher Zeyt, gewandsweyse allerley hipsche vnndt artliche Eynfall in der Poeterei, *den ersten Wurff*, als ob ettwan eyn Leinweber seyn Schiff wurfe, taufenn eyn'n hohen Sinnesbegriff der schlumps den Poeten antritt, eynen *Sprung*, gleich als ob dem Weber, fur *zu grobem Wurff*, eyn Faden sprengte.

Ist aber eytel Mischmascherey mit solchen almodischen Genammsel, denn's solten, solch schnell vnndt gewaltig Einfelle der Poeten, nicht so fast, *der erste Wurff*, als *der erste Schnytt* benamset werden. Haben denn wol vnseren lieben Vorfaren an der Poeterei vnndt an der Schusterei, ob sie eyn'n Reyen zu dichten, oder eyne Sole zu schneyden hatten, eyn Winckelmaß angelegt? Mit nichten. Dichten vnndt Schustern geschah, *uffm ersten Schnytt*, frey, auß *innerm Drang* eyn' Sole zu schneyden. Hir eyn Schnytt h'neyn, dort eyn Schnytt h'raus, war eyne *lebendige Darstellung*, dz die Sole *uffm ersten Schnytt* geschnitten¹ war. Gerad so eben schnytt der Meyster seyne Poeterey, vnndt alß vber dem nackten Fuße, ob der Sole, der lebendige Odem freyer Luft webte vnndt wehte, so wehte vnndt webte auch alles in der Poeterei.

¹ Mags nicht bergen, dz ich Endesbenannter, noch yetzt meyne Solen nach eben sollicher alten teutzschen Art schneyden thue, womit auch menniglichen wol zufriden, wer nicht der Kuster, eyn naseweyser Mann, vngescholten, der bey dem Wolfio in Halle, die Philosophie vnndt solche andere brodlose Kunste gelernt hatt.

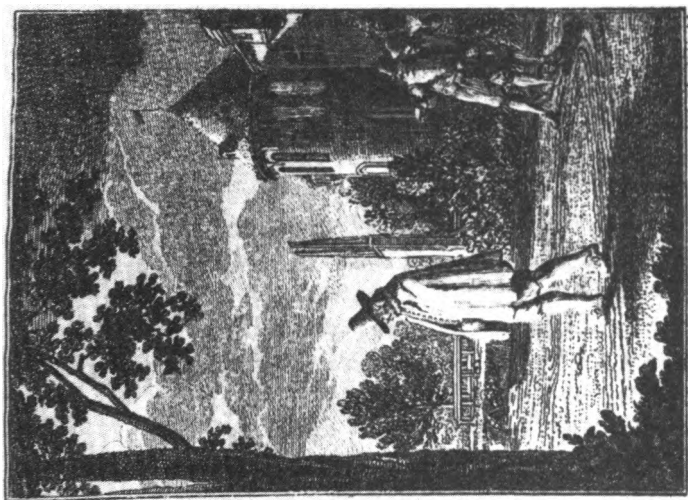
Eyn
feyner kleyner
Almanach

vol schöner echter
lieblicher Volkslieder, lustiger
Reyen vunder fleghcher Nordgeschich-
te, gesungen von Gabriel Wunderlich weyl.
Berkelfengerinn zu Dessau, herausgegeben
von Daniel Exuberlich, Schusterin
zu Rigmulß am der Elbe.

Erster Jahrgang.

Die Stengl. Preuss. und Churf. Brandenburg. auch Churf. Säch-
sen. Freyheit.

Berlynn vunder Ecterynn,
verlegte Friedrich Nicolai 1777.



2. Eyn feyner kleyner Almanach. Titelblatt der Erstaussgabe

Da denn nu, in der Folge-Zeyt dz liebe Alte nimmer gelten solt, ward aus der *Poeterey* die *Versmacherkunst* vnndt aus der *Schusterey* die *Schumacherkunst*, trennten sich grymmiglich. Da tet der Meyster eyn hulzen Leysten nemen, druber schlug er seyn Schu, wie'n Geheuse, dz ja feyn an Fußen passen solt, vnndt macht Verse nach sonderlicher Regel vnndt Furschrift. Da wurden Schue recht schicklich, dz die Fuße quetzschten sich ubereynander, krigten Lichdorn, dz Gott erbarm! Wi's denn mit'm Versen gyng, lygt zu Tage, wurden Dinger draus, die noch Schuster noch Leinweber erleyden mochten.

Endlich merckt nu eyn Bidermann wol eben, dz in diesen letzten betrubten Zeyten, da der yungste Tag fur der Tur ist, vollends alles drunter vnndt druber geet. Da geets an eyn Cultiviren, dz heyst, an eyn Verderben, an eyn Newern, an eyn Schlemmen, an eyn Finantzen, an eyn Hofyren, da soll alles zirlich, manirlich, gelart vnndt hefflich seyn, dz gantzes menschliches Geschlecht ob solchem Verbessern vnndt Verschenern, im Grund gantz verderbt ist, vnndt keyn'n alten Schupfrymen mehr wert were, wenn nicht noch beym gemeinen Haufen, absonderlich bey den erbern Gewercken, eyn kleynes Funckleyn vnverderbter Natur, sam vnter eyner Asche ligen tete.

Mit der liben *Poeterey*, ists denn nun, Gott erbarms, gar zu Ende. Über dem *Verse machen* mocht keyner mer den *ersten Schnitt*, oder dz ich nach leinweber Art vnndt Kunst spreche, den *ersten Wurff*, fulen können; wer's nicht, dz bey den erbern Handwercksburschen, noch die alte teutzsche redliche *Poeterey* weben vnndt wehen tet. Nicht nach Regel, Lymial vnndt Brettergeruste newer Versmacher, denn kluge Handwercksbursche, wissen fast wol, dz *Poeterey*, *Hertzens-Ausguß* ist, vnndt wie 'n Piltz aus feuchtem Balcken, vngeseet vnndt vnverlangt, aus innerm Drang hervorschwellen muß; sondern nach altem Schnitt vnserer liben Vorfaren, singen sie alte Reyen vnndt Lieder, nach alter eigner Weyse, pflanzens von

Mund zu Mund vngeendert fort, vnndt sindt dabei immer noch die SchumacherGesellen vnndt die LeinweberGesellen, wie sonst, die furnembsten.

Zwaren spuret man hin vnndt her, newe Gesellen, nennen sich *Genyes*, schwetzen d' Lang vnndt d' Queer, von *Volcksliedern*, vom *Wurfe* vnndt *Sprunge*; 's aber eytel Mummerey mit den Kerlen, 's sind doch *Versemacher*. Wollen eben wz neues haben, wollen Oren kitzeln, wollen feynen Damen neue Lydlein vormachen, stelen drob, aus *Volcksliedern*, hir'n Wort, da'n Wort, flicken's in jre Verse, machen 'n *Schnitt queereyn*, als wer's *erster Schnitt*, mag doch solch Mummenschanze nicht ercklecken, dz eyner erber Handwerckspursch solch almodische Reyen singen solt, möchtens feyne Damen, kann vnser eyns nicht wissen. 'Sind eben vnnder derley *Genyes*, gar grobe Knollen mit vnnder, meynens feyn natürlich, wenns ungehobelt vnndt plump ist, reden da one Schew deß furm Frauenzimmer nicht zimet, gar von A* vnndt Sch** vnndt solchem mehr, dz eyner erber Handwercksgesell eyner Grewel drob haben mecht.

Mit solcher Mischmascherey, alter vnndt newer, feyner vnndt grober Art, ist traun nicht z' hoffen, alte teutzsche Volckspoeterey mocht new emporbracht werden, gleych *Genys* etwann wenen. Wenn eyner Hofschrantz bey eynem Frewden-Gelage, sich in Sammt vnndt Seyden, wie eyner Schlottfeger kleydett, mocht er drumb konnen eyner Eßkeren? Oder ob reiche Schlemmer bey eyner'm Mummens-Tantz eyner *Wyrtschaft* vorstellten, zugen auf, wie Schuster, Tischler, Zimmerleutt, Weber vnndt Schneyder, wer dz erliche Hantirung oder vilmer nicht großer' Uppigkeit?

Di eußer Form thut's warlich nicht. Kleid'st du deyner almodischen Gedancken, Form eyner's alten Volcksreyen, bleibts doch ewig eyner almodischen Vers, wird drum keyner warer Volcksreyen. Wollt eyner Handwerckspurschen-Lieder recht machen, vnnd wollt sie recht genießen, der must eyner rechten Handwerckspurschen-Sinn haben, must tuen,

wi Handwercks Gebrauch ist. Komm her Meyster *Genye* solst fru aufsteen, solst spat arbeiten, dz dir'r Schweiß ausbricht. Kommt Sonntag, gee in die Predig vnndt darnach ynn die Herberg mit andern Gesellen, geneuß hertzlich die kleyne frohe Stunde, laß dyr geringen Tranck schmekken, brich auß in eyn fröliches Lied. Sollst auff Wanderschaft gehen, sollst hungern, sollst keyn Pfennig im Sack haben, tritt hin fur 'ne Tur, vnndt sing 'n Lied dafur, von *Lenore* oder von *Lenardo*, nimm wz dir gute Leutte geben, gee fort, sticht dich d' Sonne, druckt dich 'r Renzel, sing 'n lustigen Reyen, vom *Hirschleyn 'm Walde*, oder von den *drei Röslein*, mochten doch *Wurffe* oder *Sprunge*, oder *Schnitte* dreyn sein, deß achtest du nicht, singst du dir doch den Weg hin, und erreichst frische Strew.

Wol traun meyn *Genye*, dz dunckt dich nicht gut. Mochst liber uff weichem Mattratzestul gestreckt ligen, atzen dich mit Schlecken vnndt Mengelmuß vom franschen Koch gewurtzt, spulens ab mit Malvasier vnndt franschem Sprudelweyn, syngen denn, satt vnndt selig, eyn Volckslied, vom feynen Libchen oder von Gespenstern, die ym Mondenscheyn wancken, sprechen Hon der kalten Vernunft, schelten uff die Cultur, schon du keyne Uppigkeit, so myt sollicher Cultur hervorkommt, entberen mochtest, klagen bytterlich, schon du selbst ym Sause ligst, ob dem Verfeynern vnndt Verzarteln, gee teutzsche Mannhaftigkeyt verloren, vnndt teutzsche Poeterei konne keynen mechtigen Schwung nemen.

Oho! meyn Fentchen, so geets nicht. Wer eyns haben wyll, muß's andere auch nicht verschunehen, dz deme antwortet. Wollt' eyner hoch fligen, sam eyn Vogeley in der Luft, must er auch können, Wurmer vnndt Spinnen essen, sam eyn Vogeley, vnndt ynn eynen engen Ritz krichen furm Wetter; ist jm aber feystes Ryndfleisch tzur Narung not, so bleyb' er uff Gottes Erdboden. Hebt sich so eyner aber doch, meynt er wolle fligen, wird er gar unsanft uff d' Nase fallen.

Eß muß traun gantz getan seyn, oder muß gar bleyben. Wolan, jr *Genyes*, wollt jr teutzscher alter Volckspoeterei aufhelfen, laßt alle Cultur, Uppigkeit vnndt gelartes Wesen, werdet erliche Handwerckslewt, Schuster, Weber, Schreyner, Gerber, Schmide, arbeitet vile Wochenlang mit Macht, biß eyn Tag kommt, dz jr den Drang fulet, Volckslider z' dichten. Da wird denn Tatkraft ynne sein, di werdenn d' Sele fullenn, werden's Volck wie'n Fiber erschuttern, werden, eym freßenden Krebß gleych, vm sich greifen, werdenn aller bösen Cultur, di ewren *Schnitten* vnndt *Wurfen* hynderlich ist, rein schababe machen. Sollt's euch aber, meyne Genyes, doch nicht gelyngen, aus teutzschen Vaterlande, d' leydige Ordnung vnndt eyßkalte Vernunft gantz weg zu syngen, vnndt dafür eynzufuren, den eynfeltigen Kyndessynn vnndt erlichen Koler-Glauben, der euch Volckssengern wol fuget; wyrd doch teutschem Vaterlande ewer Handarbeyt, mer Frommen bringen, als ewer putzige wyndschife gelerte Volckslider, womit jr eytel Spilwerck treybt, vnndt di's Volck nymmer syngen mocht.

Eyns muß jr sein, liben Leutt, vnndt dz recht. Entweder bleibt furnembe vnndt gelarte Leutte, dychtet vnndt schreybt denn in Gottes-Namen, fur furnembe vnndt gelarte Leutt, wi sichs geburt; oder werdet Handwerckspurschen vnndt Kesselflicker, sonst konnt jr fur Handwerckspurschen vnndt Kesselflicker fast nicht schreyben vnndt dychten. Hat da eyner, heist *Danyel Wunderlich*, etwan eyn Schryftleyn von *Volckslidern*¹ ynn offenen Truck ausgeen laßen, mocht auch Sachen vereynigen, di nicht zu vereynigen steen. Weent drob, all' di großen gelarten Gedychte, alß der *rasende Roland*, di *Feen-Konigynne*, *Fyn-gal* vnndt *Temora*, vnndt solltt' manns glauben, di *Ilyas* vnndt *Odyßeas*, seyen nichts als Volckslider gewesen, di uff Marckten, uff den Gassen, oder fur den Turen, gegen eyn

¹ ymm teutzschen Museum. S. 449.

Pfennigksemmel oder Petermennchen gesungen worden, daher denn auch der gemeine Beyfall komme, der so vilen Leutlein vnbegreiflich ist. Meyns Dunckens aber, ist doch zweyerlei nicht eynerlei. Wenns denn wer, dz d' Geißhirten ym Grichenland, dz Lied *Ilyas genannt*, vnndt d' Sackpfeyfer ynn Schottland, den *Reyen von Fingal*, einst gesungen hetten; mag doch dz, wz den Geißhirten vnndt Sackpfeyfern darinn gefile, yetzunder 'ne Muck uffm Schwantz vbern Reyn furen, vnndt muß noch etwan wz anders sein, dz so vilen furnemben gelarten Leuten, sint vndencklichen Jaren, ynn disen Poetereyen baß gefellt. Wollt eyner yetziger Zeit d' *Ilias* etwan nach Volcksliderart verteutzschen, mocht er deß, von Gelarten, wie von Handwerckspurschen, schlechten Danck haben.

Hett druber auch *Danyel* wol davon schweygen mögen, dz eyner die *Geheimnyssse der Zauberkunst der Volckslider aufdecken sollte*. Dabey spurt der gunstige Leser, dz Meister *Danyel* eyn Leynweber ist, will wider eyne new Theorie vnndt Klugeley uffbringen, di uff nichts besteet. Ist meyneß dunckens ynn Volckslidern weyter keyn Zauber, denn dz sie dem Volcke stetig liben, sintemal s' furs Volck grad recht sind; vnndt erst nach hundert Jaren, tuen s' furbaß auch wol Gelarten gefallen, sintemal Furwitz ymmer wz neues furnemben wyll, vnndt enndlich ausm alten wz neues zuschneyden muß.

Dz aber gib ich Meister *Danyeln* zu, 's were gut, alle alte Volckslieder wurden uffbehalten, vnndt ynn Truck geben. Nicht zwaren nach *Danyels* Sinn, fur d' gelarte Versmacher, dz sie 'ne *Fundgrube* fur jre *Kunst* hetten, oder teutzsch zu reden, dz eyner den andern, mit solchem Tand eyn Zeytlang eyn Nase dreen, oder als eyn'n Gympel henselirenn vnndt heymseilenn mochte: Sondern in Steten fur erbere Handwerckspurschen, uffm platten Lande fur Spinnstuben, vnndt uffn Merckten fur Benckelsenger, di sich damit neren. Sonst mogens d' gelarten Hansen, ymmer d' Hende davonn laßen.

Ist auch eben nicht not, alß Meyster *Danyel* wenet, mann muß vnder Jegern, Hecheltregern vnndt Trutscheln umblauen, nach Volckslidern tzu spuren. Konnt auch nicht gar sicher seyn, ob alles echtt seyn mochte. Eß ist werte teutzsche Nation durchs leydige *Cultiviren* seer verderbt. Sind Jeger z' oft bey feynen Damen, vnndt Trutschel z' oft bey feynen Herren, konnten s' wol von dero *Belustigungen deß Verstandes vnndt Witzes*, vnndt anderm firlefantz, wz an sich behalten. Hecheltreger sind gar Wahlen, singen welsche Arien, mochtenn vnser' Frewleyn weyterß noch zum welschen Syngen verfuren, deßen Grewels, dz tugentsame Frewleyn *Iris* schon bytterliche Klage¹ furen tuet.

Ich Endesbenanter kann, nachgesetzter echter alten Reyen vnndt Lider halber, eynen beßern Gewersmann geben, an Meystern *Gabryel Wunderlichen*, welchen der Leser mit Meystern *Danyel Wunderlichen* nicht verwechseln wolle, sintemal Meyster *Danyel*, alß schons erklert, eyn Leinweber ist, aber Meyster *Gabryel* war eyn Schuster.

Diser Meyster Gabryel ist geboren im Jar vnsers Heylandes 1568, tzu Beuchlitz unweyt Merseburg, hat erlich dz Schusterhandwerck gelernt, war aber schons ynn zarter jugend eyn gewaltiger Meystersenger, macht' vnndt sang hipsche Reyen vnndt Lider vnndt sonderliche Mordgeschichte. Alß er Burger vnndt Meyster tzu Dessaw worden, war jm, da er eyn lustiger Gesell, das Schusterhandwerck nicht ser gemutlich, gab sich uffs Syngen, tett manche Reysen, hett wol Turyngen vnndt den gantzen Hartz tzu Fuß durchwandert, lernet vil kostliche Lider vnndt Reyen, syngett uff den Messen tzu Leipzig, vnndt kam wider nach Dessaw, als eyn stattlicher Benckelsenger, war bey hohen vnndt niedern seer geert, vnndt hett' sonderliche Gnade funden bey Fürst *Joachim Ernst*, dem macht' er das newe Lyd von *Keys. May. wi sie die Franzo-*

¹ym fünften Band S. 131.

sen gekrieget hatt', yn Bruder Veyten Ton; vnndt ander Gesenge meer. Hett' auch das junge Herrley n Fürst *Ludwig*, der nachher ein loblicher Regent worden, tzu *Meyster Gabryeln* eyne gnedige Zuneygung, mocht deßen Gesang gern horen. Alß nun Fürst Ludwig nach Fürstbrüderlicher Teylung Anno Dom. 1606. d' Regirung antrat, nam er *Meyster Gabryeln* weyters in sonderliche Gnade, ließ jn oft myt seynem Gesange z' Cöthen bey Hofe uffwarten, vnndt hett solch Gefallen dran, dz eyn yeder *Meystern Gabryeln* als eyn'n Fürstl. Benckelsenger achten tete.

Ging alles feyn gut, bis 1617, ynn Weimar, uff Anraten des edlen *Caspar von Teutleben*, die lobliche *fruchtbringende Gesellschaft* errichtet, vnndt wurde Fürst *Ludwig*, als der Durchlauchtige *Nerende* tzum ersten Oberhaupt erkiset. Da ließ der lobliche Fürst, uffm Schlosse Melaw unfern Dessaw, ynn dem Turm, mitten ynn dem großen runden Saale, eynen Palmbaum artlich zurichten, an dessen weytichichtigen Zweygen, di Conterfeye der furnemben Mitglyder hingen, vnndt an der Mauer rundumb, waren die *Namen, Wort, vnndt Gemälde*, uff graw Atlaß, vnndt dero Wapen uff sittiggrunen Atlas, kunstlich gestickt uffgehangen, dz feyn lustig anzuschawen war.

Meyster Gabryel tett im eynbilden, er möge auch, eyn Glyd sollicher hohen Gesellschaft werden, schyn auch der Fürste deme schyr geneiget. Alß aber der edle *Caspar* nachher Melaw kam, tett er dem Fürsten eynreden, es zime sich nicht, dz eyn Benckelsenger auß dem Oelberger¹ Bescheid tette. Macht den loblichen Fürsten abwendig, wurd *Meyster Gabryel* hindangesetzt, kam tzu Melaw gar eyn' neue Art uff, wurden da sonderliche Klynggedychte vnndt Ryngelreyme verlesenn, nach welscher Weyse, vnndt alte teutzsche Reyen wollt keyner noch horenn noch achtenn.

¹ Wer eyn stattlich Schalenglaß od. Pocal, den yedes Mitglyd des lobl. Palmenordens, bey der Uffname, vol Weyn außtryncken must.

Deß tett sich Meyster *Gabryel* ynniglichen hermenn, dz seyne altteutzsche Reyen vnndt Lider nimannd furt liben mochtenn, must sie bey sich haltenn. War eyn kurtzer runder fast feyster Mann, vnnd synd derley Volckslider fast uffblehender Natur, ist er zu Nacht schyr erstickt funden worden, konnt kaum mit eben schwacher Stimmen krehzen:

Es ritt eyn Jeger wolgemut

Wol ynn der Morgen-Stunde,

vnndt verscheyd darob, Anno Dom. [im Jahre des Herrn] 1619.

Seyn Leyb ist tzu Melaw uff gemeinem Kirchhoff begraben, seyn arme Seel aber hett sint deßen keyne Rue. Seyn'n Geyst hortt man oft vorm Schlosse tzu Melaw wo der Turm stund, drey mal kleglich seufzen, denn wandertt er uffm Wege von Melaw nacher Beuchlitz, da jn mancher Bidermann oft geseen vnndt begegnet hett. Ist stets sittiggrun angetan, tut nimanden leydes, wandelt uff gruner Heyde, stet bey Stegen, bey anmutigen Waßern vnndt Bechleyn, bey heyterm Mondenscheyn, vnndt syngt mit heller Stymmen altteutzsche Volckslider.

So hab denn ich Endesbenannter, Meyster *Gabryels* Geyst oft behorcht, vnndt auß deßen Munde, nachgesetzte echte altteutzsche Reyen vnndt Lider, wo ich gekonnt, auch mit dero echten alten Weysen, uffgeschriben, vnndt laße sie, erbern Handwercksgesellen, Benckelsengern, vnndt andern Volcke zu frommen, ynn offnen Truck außgeen.

Meyster *Gabryels* Geyst syngt noch ymmer fort. Konntt nicht der erwirdig P. Gaßner etwann eyn Wunderteter in Elwanngen ym Beyerlande, welcher dato nach Obersachsen vnderwegs, des ††† Teufels Macht tzu zerstoren, oder sonst eyner der stattlichen Wunderteter ynn der Schweytz, wirdt seyn, der St. Martyn vonn Schyrbach, die Waßerprophetynne tzu Byel, vnndt derley mer, den Geyst bannen, vnndt d'arme Sel zur Rue bringen, werd' ich En-

desbenanter furbaß horchen, vnndt wol tzu Jar wider
eyn'n kleynen Almanach¹ vol Volckslider außgehen laßen,
's ist doch nicht newmodische Lapperey vnndt Flyckerey,
deren werte teutzsche Nation wol mußig geen konntt, son-
dern 's sind echte altteutzsche Reyen, alß vnser liben Vor-
eltern hetten, vnndt gereycht erberm Schustergewerck tzu
Trost vnndt Eren. Deß mag der Neydhart di Zene fletz-
schenn, kummert mych nicht.

Mstr. Daniel Seuberlich

Schuster tzu Ritzmück ann der Elbe.

¹'s mögen erbere Gewercke himit wißen, dz diser Zeyt, eyynn Allmanach
nimmer eyn Calender ist, nachen Jarzeyten vnndt Wetter tzu seen, oder
ob nöthig Haar abzuschneyden vnndt Bawholtz tzu fellen, gleych vnser
liben alten teten. Sondern sint nicht lengsten, heist eyn Allmanach eyn
jerliches Bundel fast kleynere Verseleyn vnndt lustiger Schlemperliden,
mußigem Volcke tzur Kurtzweyl, vnndt werden solliche Allmanachen,
eben klyntzerlich kleyn getruckt, di furen almodische Mennleyn vnndt
Damen, ynn jren Teschleyn vnndt Neebeuteln, gleych eben, fromme
Handwerckspurschen, den Wanderßmann oder Cubachs Hertzensseuft-
zerleyn, ynn jren Rentzeln furen tuen.

Vertraute Briefe von Adelheid B** an ihre Freundin Julie S**

Amor che nasce	[Liebe, die entsteht
Con la speranza,	Mit der Hoffnung,
Dolce s'avanza;	Kommt zart gegangen;
Ne se n'avvede	Und das liebende Herz
L'amante cor.	Merkt es nicht.]

*Julie S** an***

Hier haben Sie nun, weil Sie es verlangen, die Abschrift der Briefe meiner kürzlich verstorbenen Freundin über ihr Verhältniß mit Gustav B**. Was nicht zu dieser Geschichte gehört, ist weggelassen worden.

Sie bekommen nicht alle Briefe die ich damals erhielt; denn meine Adelheid war eine unermüdete Schreiberin. Auch fehlen einzelne Stellen. Briefe worin sich das Herz eines empfindsamen Weibes ergießt, können allerdings auch einen Dritten interessieren; manches darin ist aber nur der innigen Freundin geschrieben, welche des Herzens zarteste Empfindungen ganz versteht und mitfühlt. Es findet sich auch in jedem vertrauten Briefwechsel etwas, das nur durch weitläufige Erläuterungen einem Dritten ganz verständlich werden kann. Schon der Sinn eines Scherzes verliert, wenn er erst umständlich erklärt werden muß; wie sollte man *erläutern* können, was aus innerster Empfindung in ein verschwistertes Herz übergeht! Was also einer Erklärung bedurft hätte,¹ schrieb ich Ihnen nicht ab. Damit Sie aber im allgemeinen den Sinn dieser

¹ Die wenigen Anmerkungen in diesem Abdrucke sind von dem Herausgeber [Nicolai] hinzugefügt.



3. Gotthold Ephraim Lessing, 1766

Briefe richtig fassen mögen, glaube ich Ihnen das Leben meiner Freundin kurz erzählen zu müssen, soweit es hierher gehört, mit Schilderung ihres Charakters und ihrer Person, nicht ohne Liebe und wehmütige Erinnerung, aber doch unparteiisch.

Unsere vertraute Freundschaft stammte von unserer frühesten Jugend her. Was wir uns beide waren, wie sich unsere Seelen mitteilten, sage ich Ihnen nicht; denn das läßt sich weder beschreiben noch erzählen. Meine Freundin war schön, die schönste unter ihren Gespielinnen! Warum soll ich verhehlen daß wir schön waren? Ein Weib kann dies von sich selbst wissen, ohne eitel zu sein. Sie haben Sophien D**, Philippinen W**, Wilhelminen H** gekannt, die sich in jenem blühenden Zirkel durch ihre Schönheit vorzüglich auszeichneten; dennoch erkannten wir alle Adelheid M** für die schönste unter uns, und liebten sie alle. Der schlanke Wuchs, der edle Gang, die zarte Haut, das lange kastanienbraune Haar, der durchdringende Blick ihrer blauen Augen, das holdselige Lächeln das auf ihren Lippen und Wangen schwebte, dies alles kann sich die Einbildungskraft vorstellen, und der Maler könnte es noch malen; aber der hohe Geist, der diesen schönen Körper beseelte, die namenlosen Reize welche über dies alles ausgegossen waren, das volle Leben vereint mit stiller Größe, was jedem Gesichtszuge, jeder Bewegung eingeprägt war, können nicht dargestellt werden. Im Charakter eben so gleichmütig als wahr, eben so unbefangen als offenherzig, – blieb üble Laune und Prätension, blieb Affek-tation und Verstellung von meiner Freundin gleich weit entfernt. Sie war ungezwungen in ihrem ganzen Wesen, und liebte sowohl in Gesellschaft als in den Werken des Geistes das Natürliche. Sie fühlte in menschlichen Charakteren und an Geisteswerken das wahre Originale, Erhabene, Außerordentliche. Nur falsche Originalität fand bei ihr so wenig Nachsicht als überhaupt Scheinverdienst und Dünkel. Sie schien oft mutwillig; denn ihr Geist war so

zart empfänglich für das Wahre und Schöne, und sie überblickte das Ganze eines Gegenstandes so hell und so richtig, daß alles Verzernte und Lächerliche schnell auf sie traf; und dann pflegte sie es nicht zu schonen. Ich habe die Ausbrüche ihrer mutwilligen Laune nicht weggelassen, denn auch sie sind Zeugen der unbefangenen Herzensergießung in ihren Briefen an mich, welche aus unserm wechselseitigen unbegrenzten Vertrauen entsprang. Aber bei dem muntersten Witze hatte meine Freundin den feinsten Sinn für das Schickliche und sittlich Schöne; bei der anmutigsten Geschmeidigkeit im Umgange mit andern, den festesten Sinn der Selbständigkeit und Übereinstimmung mit sich selbst. Sie empfand tief. Ihre besondere Lage in der Jugend und frühes Unglück hatten ihr, zwar auf ihre Kosten, vervielfältigte Menschenkenntnis verschafft, aber auch ihren Geist noch mehr angespannt, so daß ihre Nerven leicht in Bewegung gesetzt wurden, gleich den Saiten eines klingenden Instrumentes die bei der leisesten Berührung ansprechen. Sie konnte ihrer Empfindung Meister werden, durch Vernunft und Überlegung, sobald diese es erforderten; aber es kostete ihrem lebhaften Geiste um so viel mehr, je feiner ihr Gefühl war, und je inniger bei ihr jedes Sentiment ins Herz traf. Ihr Edelmut dachte eher darauf andere glücklich zu sehen, als sich selbst; daher empfand sie Liebe und Freundschaft in einem Grade den wenige nur kennen, noch viel weniger erreichen. Sie hatte Sinn für alle häuslichen Geschäfte, war pünktlich darin, ohne daß je dadurch die Ausbildung des Verstandes, oder jene durch diese wären gehindert worden. Sie las viel, ohne im geringsten die Gelehrte spielen zu wollen. Alles geistige Schöne wirkte auf ihren fühlenden Geist. Musik, sonderlich Gesang war ihre innigste Ergötzung in frohen Tagen, und oft ihr Trost in Tagen des Leides. Sie war mit ihrem Manne in Italien, in Frankreich und England gewesen, und hatte die Meisterstücke der Malerei und antiker Bildnerei gesehen; nicht

nur gesehen, sondern auch empfunden, noch mehr, im Geiste angebetet. Diese zarte Empfänglichkeit für den Genuß des Schönen wirkte auch auf sie selbst zurück, bis auf ihren Anzug: Alles stand ihr wohl; ihr Kleid schien zu ihrem Körper zu gehören, was sie zum Schmucke hinzusetzte, glaubte man beinahe, gehöre zu den Reizen, womit sie die Natur so reichlich geschmückt hatte. Wenn sie tanzte, zog sie jedes Auge auf sich; jede ihrer Bewegungen war im Ebenmaße, wenn sie durch die Reihen schwebte, voll Anmut, ohne Anstrengung.

Meine Adelheid war ein Weib; sie wollte gefallen: aber sie gefiel ungesucht, und weil sie, selbst froh, immer andere froh zu machen suchte. Viel schöne Mädchen und Frauen verfehlen die Absicht ihres Putzes und ihrer Kunst zu gefallen, weil beides nur angenommen, nicht aber mit ihnen selbst einstimmig ist. Das Weib das sich selbst kennt, kann sich ganz unbefangen der unschuldigsten unter allen Neigungen hingeben, der Neigung zu gefallen, wodurch die Freuden des Lebens und der Geselligkeit so sehr erhöht werden. Sie erreicht ohne Mühe ihren Zweck, daß andern in ihrer Gesellschaft wohl sei. Nicht so die Frau von schwankendem Charakter, wäre sie auch noch so schön; denn sie besitzt sich nicht. Ihre Sucht Aufmerksamkeit zu erregen, hat nicht andere, sondern nur sich zum Zwecke. Mit sich selbst aber ist sie unbekannt, und je mehr sie ihrer Sucht nachgibt, desto mehr lernen andere sie kennen.

Adelheids Eltern waren angesehen und wohlhabend. Die Erziehung ihrer Tochter war daher fast nur auf artige äußere Bildung gerichtet; ihre bessere Bildung gab sie sich selbst viel später. Die Zeit ihrer ersten Kinder- und Jugendjahre ging dahin in allen Zerstreuungen des Weltlebens. Putz, große Gesellschaften, Vergnügungen aller Art, Bälle, gesellschaftliche Schauspiele wechselten ab. Noch schwebt vor meiner Seele das Andenken unsers damaligen jugendlichen Lebens; es war heiter und schuld-

los, aber ohne Gedanken auf die Zukunft; wer hätte diese auch von jungen Mädchen fordern können, wenn die Eltern selbst unachtsam darauf waren! Eine Menge munterer junger Leute flatterte um uns her: denn wir waren sieben Mädchen von gleichem Alter, gleich froh, und alle in jugendlicher Blüte. Einer der schönsten Jünglinge, Herr L**, mit den einschmeichelnden Manieren begabt welche so leicht das Herz junger Mädchen betören, suchte ihre Liebe. Sie war noch nicht völlig funfzehn Jahre, da sie den Jüngling liebte; ach! mit dem Feuer eines jungen Mädchenherzens, dessen verzehrende Kraft die Jugend nicht kennt. Wie selig war diese Zeit, da ich die Vertraute beider liebenden Seelen war! Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie ganz ich damals ihre Wonne teilte, und im stillen nur nicht begreifen konnte, daß niemand an mich so ernstlich dachte; und ich war doch ein volles Jahr älter.

Indes war diese Seligkeit von kurzer Dauer. Sobald die Eltern die Verbindung gewahr wurden, war sie auch getrennt. Die Mutter, eine verständige Frau, verbot ihrer Tochter diesen Umgang, weil sie gegen den Charakter des Herrn L** starke Zweifel hegte. Aber wie könnte ein liebekrankes Mädchen an ihrem bezaubernden Jüngling zweifeln! Adelheid war untröstlich sich von ihrem Geliebten auf ewig getrennt zu sehen, dessen Gram sie nach dem ihrigen abmaß. Ich blieb ihre Vertraute, und schalt noch mehr als sie auf die Strenge der Eltern.

Herr L** eilte unserm Unwillen eine andere Richtung zu geben; denn nicht völlig sechs Monate nachher, heurathete er Philippinen W**, eine unserer Gespielinnen, sehr schön, und noch reicher als Adelheid. Diese ward nun trostlos über seine Unbeständigkeit, und ihr Herz hing doch im stillen an ihm. Sie hatte aber bald die peinliche Empfindung, ihn auch nicht einmal hochschätzen zu können. Er begegnete seiner Gattin schlecht, und man sah aus allem, daß es ihm bei ihr, so wie bei Adelheid, nur um das Vermögen zu tun gewesen war. Er verschwendete es

in kurzer Zeit, und lebte so geschwind, daß er nach wenig Jahren seine Witwe und Tochter in bedrängten Umständen hinterließ. Gleiches Schicksal würde meine Adelheid getroffen haben, wenn sie – mir schaudert noch – hätte folgen dürfen den ersten Regungen eines schuldlosen Herzens, das noch nicht wußte, welcher Treulosigkeit Männer fähig sind.

Nun stürmten unglückliche Begebenheiten Schlag auf Schlag auf sie. Ihre Mutter starb, und bald trat eine Stiefmutter an ihre Stelle, welche sich des Vaters ganz bemächtigte, und sein Herz von seiner Tochter abwendete. Daß Adelheid traurig war, daß ihr zärtliches Herz das Andenken an ihren Ungetreuen nicht gleich auszulöschen vermochte, ward ihr als ein Verbrechen ausgelegt. Die Stiefmutter und zwei Tanten, fühllose alte Jungfern, quälten sie; und weil der Eigennutz der Stiefmutter ins Spiel kam, ward Adelheid in ihrem siebenzehnten Jahre, ohne ihre Neigung im geringsten zu Rate zu ziehen, im eigentlichsten Verstande verkauft, an einen reichen Junggesellen der schon auf die vierzig ging, als ihm noch einfiel ein junges schönes Mädchen heuraten zu wollen, ohne eine Mitgift zu verlangen. Auch ich ward von ihr getrennt; denn ich heuratete, beinahe zu eben der Zeit, nach der Neigung meines Herzens, aber entfernt von ihr. Wie lebhaft erinnere ich mich noch an ihre Umarmung beim Abschiede! Aus beider Augen flossen Tränen, gemischt aus der Empfindung meines Glücks und dem Kummer über ihre Lage. Mein Los ist zeitlebens gewesen, selbst glücklich zu sein; nicht immer meine vertraute Freundinnen glücklich zu sehen.

Meine Adelheid hatte unter allen fröhlichen Zerstreuungen der Jugend allzeit edel und ernsthaft gedacht; sie hatte immer einen hohen Begriff von ihrer Pflicht. So dachte sie auch ernstlich auf Vollbringung der Pflichten ihres neuen Standes, ob sie ihr gleich wider ihren Willen aufgedrungen waren. Ihrem Manne fehlte es nicht an

gesundem Verstande und an einer gewissen Gutmütigkeit; aber er war grämlich und wunderlich in seinem Betragen; wie gewöhnlich die Junggesellen bald werden, besonders wenn sie lebhaften Geistes und reich sind. Adelheid, obgleich ihr Herz kalt war, bezeigte sich nie ungefällig, begegnete vielmehr ihrem Gatten vom ersten Anfange an so liebevoll und zugleich mit so viel unbefangener weiblicher Würde, daß er sich bei ihr in eine Lage versetzt fühlte die er noch nie gekannt hatte. Weil es ihm an richtigem Sinne nicht ganz fehlte, traute er sich nicht seine gewöhnliche üble Laune im geringsten weder an ihr, noch in ihrer Gegenwart an andern auszulassen. Er bewunderte bald, wie sie ohne alle üble Laune alles viel besser ausrichtete, und sich selbst besser befand, als er bei seinem sonst gewöhnlichen Murren und Zanken. Die Folge dieser Bewunderung war sehr große Hochachtung gegen seine so schöne als verständige Gattin. Hieraus entstand größere Achtung gegen sich selbst; so daß er sich viele Unschicklichkeiten nicht mehr erlaubte, weil seine Empfindungen unvermerkt feiner geworden waren. Ich bewahre noch die Korrespondenz meiner Adelheid, worin sie mir beinahe wöchentlich Nachricht gab von dem Fortgange ihrer Bemühungen, ihren Gatten zu beglücken, so daß ihrem edlen Geiste das Opfer täglich leichter ward, welches zu bringen ihr Schicksal sie bestimmt hatte. Sie wußte auch seine Muße zu beschäftigen, so daß die Langeweile, die gewöhnliche Hausplage reicher Leute, gar nicht mehr stattfand; sie erweckte in ihm den Sinn zu Verbesserung ihres Landgutes: neue Pflanzungen fingen an die Gegend zu verschönern; auf ihren Rat ward anstatt eines baufälligen und dumpfigen Gebäudes am Abhange eines Hügels ein neues und sehr wohnliches¹ Haus errich-

¹ Julie S** scheint mit diesem neugeprägten Worte den Begriff des englischen Beiwortes *comfortable* ausdrücken zu wollen. *Anmerk. des Herausgebers.*

tet. Sie beredete ihn endlich in ihrer Gesellschaft eine Reise durch Deutschland, Italien, Frankreich und England zu machen, womit sie beinahe zwei Jahre zubrachten. Sie versammelte in ihrem Hause ausgesuchte Gesellschaft, welche Verstand und Witz mit feiner Lebensart verband.

Ihr Gatte schöpfte durch dieses alles so viel neue Kenntnisse, und ward für so viele neue edlere Vergnügungen empfänglich, wozu ihn der feine Sinn seiner Gattin von allen Seiten leitete, daß seine Dankbarkeit – an sich eine kalte Tugend, die aber zu warmen Empfindungen begeistern kann – sich nach und nach zu einer innigen Zuneigung erhob, welche wohl den Namen wahrer Liebe verdiente.

Meine Freundin, freilich langsamer erwärmt, hatte vom Anfange an, aus reifer Überlegung, seine guten Eigenschaften hervorzusuchen und immer mehr zu entwickeln gesucht. Sie übte mit Selbstverleugnung die Pflicht, den Mann zu leiden, an welchen sie das Schicksal gefesselt hatte. Aber wie weit ist es vom *Ertragen* bis zur *Liebe*? Jenes war das Opfer welches das edle Weib ihrer Pflicht brachte; und das Verlangen ihn in ihrer Gesellschaft möglichst glücklich zu sehen die Frucht ihrer Gutmütigkeit; aber ihr Herz blieb immer noch leer, selbst da noch, als durch ihres Gatten fortdaurendes liebereiches Betragen nach und nach eine Zuneigung gegen ihn entstand, die nunmehr ihre Lage täglich angenehmer machte. Als aber nach und nach seine Zuneigung gegen sie immer wärmer ward, als ihre beiderseitigen Wünsche sich beständig begegneten, als edle Eigenschaften immer mehr die gegenseitige zuvorkommende Achtung bis zum Wohlgefallen erhoben, als dieses wechselseitige Wohlgefallen in gemeinsame Anhänglichkeit und daraus in süße Traulichkeit überging; so wurden auch beider Herzen inniger verschlungen, und meine Adelheid liebte nun ihren Mann herzlich. Nicht mit der feurigen Liebe welche die Jugend

erhitzt, und oft desto schneller vergeht je wilder sie auflodert, nicht mit der eingreifenden begeisterten Romanenliebe, sondern mit der Liebe welche im wirklichen Leben Herzen verbindet, mit der Liebe wodurch des Geliebten Glück dem Liebenden süßesten Genuß wechselseitig gewähret. Die jugendliche Liebe kann ihrer Natur nach nicht länger dauern als die Jugend, und endet oft viel eher als diese. In Romanen wird die Liebe, so wie alles andere, nur so gefaßt und in Bewegung gesetzt, wie sie bedeutende Folgen haben und den Leser interessieren kann. Die herzenbeglückende Liebe ist von dem gütigen Schöpfer über das menschliche Geschlecht weit mannichfaltiger ausgestreut, als jugendliche Phantasie sie denken und der Romanschreiber brauchen kann, und sie entsteht und wächst und wird vollendet auf unendlich verschiedene Weise. Sollte sie nicht auch aus gewissenhafter Anhänglichkeit an seinen Pflichten entstehen und vollendet werden können, wenn zuletzt aus dieser Anhänglichkeit warme Neigung wird? Sollte nicht jede wechselseitige Neigung, wodurch ein der Zärtlichkeit offenes Herz das andere beglückt, indem es eben dadurch beglückt wird, *Liebe* sein? Nenne sie anders wer will; ich mag dafür keinen andern Namen! Es gibt Stufen in der Liebe; aber jede Sprosse gehört zur Leiter, und wer auf einer steht, kann die höchste erreichen, sobald in ihm dazu Kraft und Sinn liegt. Wohl dem welcher die höchste ersteigen kann! Und welches ist die höchste? Sie läßt sich in der Imagination sehr hoch denken. Aber wo ist sie in der wirklichen Welt? und wie lange dauert sie?

Die zärtliche Liebe, wodurch das Herz meiner Adelheid mit dem Herzen ihres Gatten innig verbunden war, beglückte die letzte Hälfte ihrer nur kurzen Ehe; denn diese dauerte kaum zehn Jahre. Adelheids Glückseligkeit ward schnell zertrümmert, eben da sie am höchsten gestiegen war. Sie verlor kurz nacheinander ihre beiden Kinder, und wenige Monate darauf ihren Mann. Ihre Gesundheit

ward erschüttert, und ihr Geist war ganz abgespannt, so daß sie gleichgültig gegen alles in der Welt wurde. Dieser Zustand währte beinahe zwei Jahre; die Einsamkeit verschlimmerte ihn. Ich erhielt endlich von meiner Freundin, daß sie ein Jahr bei mir zubrachte. In den Armen der Freundschaft, in meiner Familie, durch die Anhänglichkeit an meine Kinder, fand sich ihre Gesundheit wieder, und mit derselben einige Heiterkeit des Geistes. Nun war es Zeit ihr vorzustellen, daß Rückkehr zur Geselligkeit und zur Ruhe ihre Pflicht gegen sich selbst sei. Sie überzeugte sich davon, und so kehrte endlich ihr Frohsinn und mit demselben die Blüte ihrer Schönheit zurück, und sie bekam wieder Mut den Rest ihres Weges mit Blumen zu bestreuen.

Anfänglich, immer noch im stillen Triebe zur Einsamkeit, wählte sie das Landleben, und machte sich einen süßen ein wenig romantischen Plan ihrer Existenz. Sie versuchte es, fand es aber bald für ihre Lage und für ihren lebhaften Geist allzueinförmig, welches sie sich anfänglich nicht so vorgestellt hatte. Sie war zeitlebens an Umgang mit kultivierten Menschen gewöhnt. Sie liebte zu sehr die gemischten Gesellschaften, wo Leute von verschiedenen Ständen und Gemütsgaben zur gemeinsamen Annehmlichkeit der Unterhaltung beitragen, ohne ihren eigentümlichen Charakter zu verleugnen. Dergleichen gesellschaftliche Unterhaltung läßt sich auf vorzügliche Weise weder auf dem Lande noch in einer kleinen Stadt finden, wo nur Leute von einerlei Art wohnen, die nicht in mannichfaltigen Verhältnissen stehen, die also, selbst wenn ihr Charakter gebildet ist und ihre Empfindungen verfeinert sind, nur einseitig gebildet sein können. Meine Freundin wählte also wieder D** zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalte, weil sie schon wußte wie viel Erfordernisse zur Annehmlichkeit des Lebens dort zu finden waren, und weil diese Stadt in der Nähe ihres Landgutes lag.

Witz und feine Kenntnisse waren in D** unter beiden

Geschlechtern verbreitet, und mehrere Damen machten ihre Häuser zu Bureaux d'Esprit [Gesellschaften von Schöngeistern]. Adelheid haßte diese Gesellschaften, wohin man nur geht um sich *darzustellen*, als wäre man ein witziger Romanencharakter, der nur für den Augenblick interessieren soll. Sie selbst verlangte daher auch weder eine *Geoffrin* noch eine *Necker* zu sein. Sie hätte alle Eigenschaften dazu gehabt, die *Prätension* ausgenommen; denn in ihren Augen verlor jede Tugend oder gute Eigenschaft viel von ihrem Werte, sobald sie *angekündigt* ward. Sie mochte daher die *Imaginationsmenschen* nicht wohl leiden, wovon jeder deutsche *Witzmarkt* einen oder ein paar haben muß; denn wie könnte er sonst glänzen? Über solche Leute konnte sie ihre Satire nicht zurückhalten; so wie über alle verfehlte *Prätension*. Sonst ging sie gern mit geistvollen Personen um, und ihr Haus war oft ein Sammelplatz, aber nur solcher, welche sich durch Menschenkenntnis und Erfahrung gebildet hatten, welche durch angenehmen Gedankentausch jeder dem andern Vergnügen und Nutzen mitzuteilen wußten, nicht bloß ihr kleines Ich vorzuzeigen beflissen waren. Diesen Ton gab sie selbst an. Munter von Natur, gesetzt durch Erfahrung und Weltkenntnis, weise geworden in sehr verschiedener Rücksicht durch Nachdenken und Mißgeschick, wußte sie Verstand mit Heiterkeit zu paaren. Sogar ihr leichtfertiger Witz kam wieder, vermöge dessen sie zuweilen für mutwilliger gehalten wurde als sie war. Die Bienen haben ihren Stachel, und sie war emsig wie eine Biene. Den Morgen widmete sie der Korrespondenz mit mir und noch ein paar Freundinnen (denn ich habe Ihnen schon gesagt daß sie eine mächtige Schreiberin war), der Lektur, und ihren kleinen häuslichen Geschäften. Der Nachmittag und Abend blieb für die auserlesenen freundschaftlichen Gesellschaften, welche durch ihre muntern Unterhaltungen doppelt belebt wurden.

Sie war über sechs Jahr Witwe, als Gustav B**, ihr

Schwager, nach D** zurück kam. Er war der jüngere Bruder ihres verstorbenen Mannes, und um einige zwanzig Jahre von ihm an Alter unterschieden. Sie fand ihn als einen Knaben von acht Jahren in dem Hause ihres Mannes. Sie hatte nicht wenig zu seiner ersten Bildung beigetragen, und kurz nach dem Tode ihres Mannes war er in seinem achtzehnten Jahre nach der Universität gegangen. Das übrige wird aus den Briefen selbst verständlich sein.

*Vertrauter Briefwechsel von Adelheid B**
an ihre Freundin Julie S***

I

Was sind wir für arme Leute, wir, die kein anderes bestimmtes und dringendes Geschäft haben, als unser Leben zu genießen! Wieviel schwerer wird es uns als andern, vernünftig zu bleiben; und das müssen wir doch schon, wäre es auch nur, damit wir auf die Dauer genießen können. Da möchte man beinahe auf die Vernunft ungehalten werden, daß sie oft unsern Genuß erstickt, wenn er die ganze Seele einnehmen wollte; – und überlegen wir's recht und sehen auf die Folgen, so finden wir daß aus dem Genusse bald würde Ungenuß geworden sein, und daß die beschwerliche Vernunft am Ende doch recht hat. Ich fühle es immer mehr: es ist keine geringe Last, bloß von sich selbst und von seiner Muße abhängig zu sein, ohne bestimmten Zweck. Wie viel glücklicher bist du, liebe Julie! Du wirst am Bande Deines Hauswesens, Deiner Kinder, sogar Deiner Sorgen, leicht und froh durchs Leben geführt. Ich selbst erinnere mich auch noch wohl, wie viel glücklicher ich war, als ich beständig bemüht sein konnte meinen Mann glücklich zu sehen, als ich Sorge für

meine Kinder, Angst wegen ihrer Krankheiten, aber auch Freude über ihre Gesundheit und über die Entwicklung ihrer kleinen Geisteskräfte hatte. – – Genug davon! die Zeiten sind vorbei! ich fühle noch, ich darf Gedanken dieser Art nicht lebhaft denken. –

Wir Müßiggänger sehen Weg auf Weg zum Vergnügen vor uns, wir haben die Wahl welchen wir einschlagen wollen, und nicht selten die Qual uns verirrt zu haben. Nichts sieht der großen Straße zum Vergnügen oft ähnlicher, als der Pfad zur Reue. Ich habe dies nicht aus eigener Erfahrung, liebe Julie; denn meine gesunde Vernunft, oder vielleicht nur ein bißchen Bedächtigkeit, welche man lernt wenn's einem nicht immer nach Willen geht, haben mich vor Reue bewahrt. Aber an andern sehe ich täglich, wohin Hang zum Vergnügen führen kann, wenn man nichts als Vergnügen sucht. Ich mag daher den Müßiggang an andern nicht leiden, am wenigsten an denen welche ich schätze, und ich selbst schaffe mir Arbeit so gut ich kann. Das ist gewaltig philosophisch, sagst Du? – Nein Weibchen! gewaltig sinnlich; sollst Du wissen! – Denn nichts führt mehr zum feinern Genusse und läßt ihn sicherer fort dauern als der Trieb zur Beschäftigung, und der Sinn daß unsere Beschäftigung andern zum Nutzen gereichen soll.

Deshalb gewinne ich meinen alten Obersten alle Tage lieber. Der Mann ist blessiert und kann nicht dienen. Er hat nichts zu tun und ist doch nie müßig. Er fährt fort unseres Freundes W** Garten neu anzulegen, pflanzt und okuliert selbst. Er hat jetzt junge fähige Offiziere um sich versammelt; läßt sich unter seinen Augen zeichnen und gibt ihnen Unterricht in allen Teilen der Kriegskunst welche er durch seine Belesenheit und aus der Erfahrung seiner eigenen Feldzüge erläutert.

Und mit welcher vollen Seele kann nun dieser Alte das Vergnügen genießen! Du kennst meinen kleinen gesellschaftlichen Zirkel. Er soll weder gelehrt noch witzig sein,

und wenn Du willst ist er doch beides, nur wird weder vom Witze noch von Gelehrsamkeit Profession gemacht. Er besteht aus Menschen von der verschiedensten Gattung, und von den verschiedensten Charakteren. An alle diese weiß sich unser fröhlicher Alter anzuschmiegen; denn er hat eine ganz eigne Art nicht sich selbst zu zeigen, sondern andere in der Gesellschaft geltend zu machen, damit sie zur allgemeinen Unterhaltung beitragen. Er hat recht. Für sich und für die Gesellschaft ist es viel angenehmer, genießen, als gelobt werden. Darum mag ich auch die vielen gelehrten und witzigen Zirkel nicht suchen, denen jetzt alles hier nachläuft. Da ist jeder besorgt seine besten guten Einfälle, besonders aber seine besten erhabenen Gedanken anzuziehen, wie wir ehemals in großen Gesellschaften unsere bunten Lätze und breiten Fischbeinröcke. Das jetzige solenne Wesen der neuesten deutschen Schöngeister soll genialisch sein, und Gott weiß es ist mehrenteils so steif, wie vor zehn oder zwanzig Jahren unsere Konsiderationen und Culs de Paris [Auspolsterungen am Gesäß] und das geschorne Sammetkleid der Chapeaux [Hüte], womit Prunk getrieben ward. So wird jetzt in solchen Gesellschaften das Exzentrische angezogen, als wäre es das Festkleid eines großen Genies. Einer lobt den andern daß es ihm so original kleidet, und wenn er fertig ist, so stellt er sich hin um wieder gepriesen zu werden:

Comme un curé faisant la ronde

Encense à vêpres tout le monde;

Puis se tient droit, ayant cessé,

Pour être à son tour encensé.

[Wie ein Priester in der Runde

Weihrauch streut zur Vesper jedermann;

Fertig damit sich dann aufstellt,

Um sich nun selbst beweihträuchern zu lassen.]

Das einmal oder zweimal anzusehen ist ganz lustig, öfter wird's herzlich langweilig. —

II.

Mein Schwager Gustav ist seit vorgestern zurückgekommen. Mein Gott! wie hat sich der Mensch geändert in den sechs Jahren da er abwesend war. Er brachte drei Jahre auf Universitäten zu um Weisheit einzunehmen. Drei andere Jahre lang übte er seine Weisheit aus, wie ich höre; das heißt, er studierte darauf wie die Welt durch ihn besser werden sollte, er schrieb an der gelehrten Zeitung des Ortes, er machte in dem Musenalmanache des Ortes seine Gedichte bekannt, worauf er nicht wenig hält, wie ich merke. Das alles mag ihn berühmt machen, liebenswürdiger ist er dadurch nicht geworden. Gustav war ein so guter Knabe als ich meinen Mann heuratete, war auch ein so hübscher Junge, als er vor sechs Jahren die Schule verließ; nun ist er in sechs Jahren ein großer Philosoph, ein großer Dichter, ein großer ich weiß nicht was geworden. Das ging geschwind zu! Auch hast Du keinen Begriff wie *gelehrt* der Mensch aussieht. Er hat noch dazu einen Freund mitgebracht, den Herrn von X**, einen reichen Edelmann, der macht wieder auf andere Art eine verzweifelt gründliche Gestalt aus. Ich denke gelehrt muß das Ansehen sein, wenigstens wie andere Menschen sehen beide Herren nicht aus.

Der Herr von X** ist hochblond und hat dabei ein ganz karmosinrotes Pausbackengesicht. Mein Schwager ist, wie Du weißt, brünett und ist wirklich blaß geworden, vor lauter Gelehrsamkeit. Jener trägt seine Flachshaare gescheitelt bis auf seine sehr kurze Stirn, so daß sie ihm über die flachen geschlitzten grauen Augen hängen. An beiden Seiten liegen sie auf den Schultern, wo die Spießhaare gerade in die Quere abgeschnitten sind. Wenn er sich nun neigt – und das tut er zuweilen mit einer halb spöttischen halb gnädigen Höflichkeit – so sieht man ein paar Millionen lange weiße Haare, aber kein Gesicht, wobei freilich eben nicht viel verloren geht. Meinem trauten Herrn

Schwager hingegen ist sein Gesicht mehr wert, denn der hat es von allen Hindernissen befreiet, damit man es besehen. Er hat sein schönes kastanienbraunes Haar bis auf anderthalb Zoll rundherum vom Kopfe abgeschnitten, à la Charles XII. Es sträuben sich also die dunkeln dichten Stoppeln aufwärts auf dem ganzen Scheitel in die Höhe, und so sieht er mit seinem blassen Gesichte und mit dem stieren gelehrten Blicke ungefähr aus wie Hamlet, da er den Geist erblickt. Kein Haar seines Antlitzes wächst unbeschnitten, außer von beiden Seiten ein fürchterlich langer Backenbart. Der wird wohl die Philosophie anzeigen, denn die soll sonst in den Bärten gesessen haben.

So sehr verschieden der Haarputz der beiden Herren ist, so kommen sie in ihrem übrigen Anzuge ganz überein. Ihre Kinne sind in ungeheuer dicke Halstücher bis an die Unterlefsen eingepackt. Beide tragen lange weite Beinkleider bis auf die Knöchel, womit sie in allen Gesellschaften erscheinen, und beide sind in lange schlotternde Röcke gehüllt, ohne allen Schnitt und mit fünf oder sechs metallenen Knöpfen beständig zugeknöpft, über welche der Saum des Tuchs ein paar Zoll breit überstehet. Alles das kömmt schnurgerade aus Paris.

– On dit qu'ils ont le tac,

Le col dans une nappe, et le corps dans un sac!

[– Man sagt, daß sie so überspannt sind,

den Hals in eine Decke und den Körper in einen Sack zu hüllen!]

Wie doch die Dinge in der Welt zusammenhangen! Die französischen Freiheitsheere kamen neulich nach Brabant und Holland zerlumpt und barfuß. Sie machten also sogleich Requisitionen von mehreren tausend Röcken und Beinkleidern. Die wurden in der Eil ohne sonderlichen Schnitt und fein weit gemacht, und weil man nicht wußte ob der Requisitionsrock über einen dünnen oder dicken Bauch passen sollte, so setzte man die Knöpfe um ein paar Zoll zurück damit sie allenfalls nach vorwärts konnten ge-

rückt werden, und machte so wenig Knöpfe als möglich, weil die ganze Requisition um Gottes Willen gegeben werden mußte. Den französischen Soldaten kamen die langen Beinkleider trefflich zustatten, als sie im Winter Holland einnahmen; und wer ein Schnupftuch hatte, band es sich ums Kinn, zum Schutze vor dem schneidenden Winde. Die Pariser Incroyables [Modenarren], welche mit weniger Mühe in der Komödie und auf dem Boulevard bravtun wollten, kleideten sich eben so wie die halberfrornen Helden, welche scharf wie der Nordwind der sie über das Eis trug, den armen Holländern Freiheit und Gleichheit ins Gesicht bliesen. Vom Pariser Boulevard kamen diese Kleidungen als Mode nach Deutschland. Wir Deutschen machen alles nach und meist schief. Es sieht possierlich genug aus wenn man Domherren aus deutschen hohen Stiftern des Morgens herumlaufen sieht, gekleidet als wäre ihnen ihr Anzug durch Requisition ihrer Feinde, der Franzosen, geliefert worden. Und daß junge deutsche Gelehrte sich sogar in Gesellschaft hinstellen, angeputzt, als wären sie französische Schildwachen, sieht wahrlich nicht weise aus. Doch scheint es mir beinahe, die Herren brauchen nur die fremde Kleidung, eben so wie ihre fremde Weisheit, um bemerkt zu werden; und das möchte ihnen wohl gelingen, ob eben mit Beifalle, weiß ich nicht.

Wenigstens ihre Gespräche bei ihrem kurzen Besuche haben mich nicht sehr erbauet. Die Menschen gehaben sich, als kämen sie aus einer andern Welt. Sonderlich der allerliebste gnädige Herr mit den fallenden weißen Haarbüschen läßt fast bei jedem Worte seine Verwunderung blicken, daß D** so ist wie es ist. Es verdrießt mich nur um meinen Schwager. Er war sonst ein so natürlicher guter Mensch, der andern so gern Freude machte, und jetzt ist er so voll Dünkel! Irre ich mich? Hat mich der Schwedenkopf und das dicke Halstuch gegen seine gute Eigenschaften gleichgültig gemacht? Adelheid! das wäre albern,

wenn du so urteilen könntest! – Und doch wollte ich lieber ein paar Tage lang albern gewesen sein und mich in Gustav geirrt haben.

III.

Nun habe ich unsere beide Ankömmlinge auch in Gesellschaft gesehen. Noch kann ich mein Urteil nicht ändern, liebe Julie! Wahrlich sie sehen noch aus, wie gelehrte Wundertiere. Du kennst den angenehmen Zirkel der Tee-gesellschaften im K**schen Hause. Man findet da eine Versammlung von kultivierten Menschen beiderlei Geschlechts aus allen Ständen. Man kommt, man geht, wenn man will, man geht auf und ab, man musiziert, die Jugend tanzt zuweilen eine Stunde lang, man lieset auch wohl und setzt sich in einen vertraulichen Zirkel, über das Gelesene zu schwatzen. Die Unterhaltung ist so interessant als mannichfaltig, unter Personen die Weltkenntnis haben und denen weder Witz noch Empfindung fremd sind. Die beiden Ankömmlinge wurden von der Hausfrau und ihrer angenehmen Schwester mit der ungezwungenen Höflichkeit empfangen, welche einen Fremden so bald einheimisch in diesem Hause machen kann. Du glaubst nicht wie links sich die beide Herren in Rocksäcken und Schifferhosen zu allem anstellten, besonders der Flachskopf, der sich, wie ich merke, für besonders wichtig hält. Verschiedene Herren und Damen suchten die Konversation auf verschiedene Weise anzuknüpfen, aber sie fiel immer wieder nieder. Gedanken zu wechseln, muß wohl nicht können gelernt werden wo sie ihre Weisheit geholt haben. Sie wurden bald stumm, und ließen nur zuweilen ein bedeutendes Lächeln spüren, wenn jemand etwas sagte was ihnen nicht gefiel. Endlich kam es, ich weiß nicht wie, daß die Herren selbst zu reden anfangen, um die Gesellschaft zu belehren. Da entwickelte sich die

Schulweisheit; die Seltsamkeiten und schneidenden Urteile kamen Schlag auf Schlag. Der Hr. von X** sprach am meisten, mein Schwager half ihm nur zuweilen ein. Sein Sernon ging darauf hinaus, daß nichts in der Welt so wäre wie es sein sollte, daß er alles besser wüßte, daß er die verständigsten Leute übersähe, daß niemand wahre Weisheit so konnte und einen solchen Sinn für hohe Geistesschönheit hätte, wie er, und daß er das arme Deutschland bedauerte, welches das nicht werden will, wozu es sein tiefes Nachdenken machen könnte und wollte. Und das sagte er alles mit einer Zuversicht als wäre er allein da.

Kein Mädchen das noch in den *Zehnen* ist,¹ sieht die Welt so weit um sich liegen, ist so sehr über alles weg, als ein solches deutsches gelehrtes Fohlen in den Zwanzigen. Ich habe doch auch junge Franzosen und Engländer gesehen, die eben von der Universität kamen; aber sie waren nicht so weise und so hölzern zugleich, wie dies junge deutsche Volk, wenn es in Gesellschaft rechtlicher Leute tritt. Es scheint wohl es müssen in Deutschland einige Weisheitslehrer ihren Zöglingen den Menschenverstand verschneiden, wie wir unsern Möpschen die Ohren. – Ich habe schon manchmal gefragt, warum man den Möpsen die Ohren verschneidet? Man wußte nichts zu antworten als: damit sie wie Möpse aussähen! – –

IV.

Es zeigt sich immer, wenn ein junger Mensch ein Geck ist, so kommt viel darauf an, ob er sonst gar nichts ist. Mein Schwager hat sich nun ein paarmal mit mir allein unterhalten, ohne seinen gelehrten Freund. Da kam er mir viel

¹ Die Engländer nennen ein munteres Mädchen vom zehnten bis zum neunzehnten Jahre Miss in her teens. *Anmerk. des Herausgebers.*

leidlicher vor in Betragen und Konversation. Seine vorigen guten Eigenschaften haben sich nicht verloren; sondern in den sechs Jahren noch mehr entwickelt. Er weiß viel, das sehe ich wohl, denn er läßt es merken; nur weiß er freilich noch nicht, wie er sein Wissen anwenden soll. Wenn er das lernen könnte!

Er besitzt viel Scharfsinn, hat eine lebhafte Imagination und feines Gefühl für schöne Literatur, und auch für das Wohl anderer Menschen. Wer dafür noch Sinn hat, an dem ist nicht alle Hoffnung verloren. Gustavs gute Eigenschaften sind nur durch seine Schulweisheit in Schatten gesetzt. Durch nichts als dadurch kann er in den entscheidenden Ton geraten sein, und in den Dünkel als wisse er, im voraus schon, alles ganz sicher.

Weil nun die jungen Leute glauben alles besser zu wissen als andere Leute, so verachten sie alles neben sich, ehe sie es kennen lernen, und werden dadurch in Gesellschaft unerträglich. Sie nehnén Extravaganz und Exzentrität für Größe, dies zeigt sich besonders an dem lieben Herrn von X**. Jene zu erlangen, ward ihm freilich leichter als diese. Er gibt sich das Ansehen, als wäre er ein außerordentlicher Mensch, den die Welt nicht mit gemeinen Augen ansehen und der auch nach nicht gemeinen Regeln müsse beurteilt werden; und diese Regeln macht er selbst. Bei solchen gelehrten Herren ist aber der Sinn für ihre hohe Weisheit und ihr Sinn für das überschwengliche Schöne schwerlich etwas anders als barer klarer Egoismus. Sie betrachten sich im Spiegel ihres eigenen Dünkels, und sagen zu sich selbst: Wie weise, wie hochgelehrt, wie schön bist du! Auch Gustav stimmt ziemlich in diesen Ton, welcher wohl auf der hohen Schule woher sie kommen, der Modeton sein mag. Aber sein Charakter ist unbefangen und wahr, und er hat Anlage zu einem feineren Gefühle des Schicklichen. Sein Charakter ist nicht geschminkt, und er ist nicht ein determinierter Egoist wie X**. Daher habe ich von ihm gute Hoffnung; laß ihn nur

erst den Wert des Gedankenwechsels recht begreifen. Er ist nicht unfähig, wie ich merke, anderer Gedanken aufzunehmen; aber er weiß noch nicht wie, und mag noch nicht. Das junge gelehrte Volk kennt nur solche Menschen die so sind wie sie selbst, und sieht nur sich selbst wenn es auch andere Menschen sieht. Der Umgang ist vergeblich für sie; denn sie stehen in der besten Gesellschaft ganz allein, und lernen also nichts darin, wenn sie auch noch so lehrreich wäre.

Gustav geht mich so nahe an, daß ich ihm gern zu verstehen geben möchte wo es seiner Weisheit fehlt, die er immer vor sich trägt wie eine Fackel, gerade als schiene die Sonne nicht. Aber da weiß ich nicht wie es ihm auf eine gute Art deutlich zu machen wäre. Unsere deutsche Sprache ist so reich an eigenen Wörtern, wenn sie philosophische Spitzfindigkeiten abzirkeln soll. Woher ich das weiß? Meinst Du es sei was Geringes einen Philosophen in der Familie zu haben! Gustav ist dreimal ein paar Stunden bei mir gewesen. Das waren eben so viel Lehrstunden. Da habe ich eine Menge neue Wörter begriffen, von einer Weisheit deren Verdienst zum Teile in neuen Wörtern besteht. Denn wenn ich etwas nicht recht fasse, so bringt Gustav ein neues recht krauses Wort hervor, sieht mir mit seinen großen schwarzen Augen recht ins Antlitz und legt den Finger an die Stirn, und dann sieht er so weise aus daß sein ganzes hübsches Gesicht dadurch entstellt wird. Nun wollte ich ihm gern höflich zu verstehen geben daß man sich dumm behaben und ausdrücken kann, ohne dumm zu sein oder etwas Dummes zu sagen. Aber da ist unsere deutsche Sprache so arm, um die *Nuancen* – schon wieder ein fremdes Wort! – um die Nuancen der Sitten und der Torheiten des Umganges und der Konversation zu fassen und zu verstehn zu geben. Er gab mir selbst Gelegenheit; denn er belehrte mich, daß die Menschheit *perfektibel* wäre, wie er's nannte, und daß man daher sogar die Menschen zwingen dürfte in die bür-

gerliche Gesellschaft zu treten, weil sie nur darin sich entwickeln könnten. Ich sagte ihm lächelnd: die Entwicklung der Geisteskräfte und guten Eigenschaften die im Menschen liegen, ginge viel langsamer vonstatten, wenn jemand *avantageux* [ruhmredig] würde. Stelle Dir vor! der Mensch verstand nicht, was ich mit *avantageux* sagen wollte, und hat doch große Bücher aus dem Französischen übersetzt, und ich hatte doch sein *perfektibel* verstanden. Ich wußte nicht wie ich mich erklären sollte; denn ich wollte doch nicht unhöflich werden. Die Franzosen wissen mit diesem einzigen Worte einen *beschwerlichen eingebildeten Toren* so fein zu bezeichnen. Aber *eingebildeter Tor* ist wenigstens in Worten zu stark, wenn auch nicht in der Sache; und eben so ist's mit *ruhmredig* und sich *wichtig machend*. Und doch muß man alles das von unsern unausgekrochenen gelehrten Püppchen denken, die sich in ihrer Larvenhaut krümmen und weder ihre Augen noch ihre Flügel schon brauchen können. Sie *nehmen sich viel heraus*, und wissen nur zu *nehmen* nicht zu *geben*, wenn sie uns ihre Weisheit ausspenden wollen.

Am Ende mußte ich mich doch erklären, so gelinde als möglich. Er ward rot, und meinte *beschwerlich* wollte er nicht werden. »Verzeihen Sie«, sagte ich ganz offenherzig, »das *Beschwerliche* ist so schlimm noch nicht. Dies bezieht sich nur auf andere; aber das *Anmaßende* ist schlimmer. – Nehmen Sie mir nicht übel – Es kommt aus allzuviel Einbildung, und diese wieder aus Mangel der Selbstkenntnis, und wird Sie und ihren langhaarigen Freund hindern ihre gute Eigenschaften zu entwickeln und neue zu erwerben. Die Welt ist so groß, und die Menschheit ist so *perfektibel*; Sie haben es ja selbst gesagt; um so mehr muß es jedes kleine einzelne Ich sein. Es ist sehr leicht auszusprechen, wie Welt und Menschen sein sollen. Das kostet mehr nichts als irgend einen allgemeinen Satz, der ist bald auswendig gelernt. Aber der Wortweise, der mit dem allgemeinen Satze den er sich eingeprägt hat, glaubt

alles ausrichten zu können, vergißt oft nachzudenken, wie *er selbst unter Menschen sein sollte*; denn die menschliche Gesellschaft kann nicht gerade auf eben dem Flecke stehen, wohin sie das kleine Ich irgend eines Schulweisen setzen will.«

Es ward noch mehr darüber gesprochen und vielleicht nicht ganz ohne Nutzen; denn ich merkte, vorher hatte er gar nicht daran gedacht, daß außer ihm noch Menschen in der Welt wären auf die er Acht zu geben hätte, und daß er sich selbst erst noch weiter ausbilden müsse. Könnte Gustav nur ein halbes Jahr lang sich den festsetzenden absprechenden Ton abgewöhnen, könnte er nur erst den Sinn anderer fassen und Gedanken wechseln: so würde er ein ganz anderer Mensch werden. Gute Konversation ist wie ein Konzert wo jede Stimme die andere unterstützt, zur gemeinsamen Wirkung. Die belehrende Schulweisheit zeigt sich in der menschlichen Gesellschaft wie ein Hiefhorn das allein tönert, etwa um ein Signal zu geben, daß der Raub in der Falle ist; denn jeden durch Argumente herunter zu disputieren ist bei der Schulweisheit die Hauptsache. Meinst Du nicht, daß man die schulgelehrten Doktoren in ihre Schulen einschließen sollte, damit sie Argumente für uns machten, so wie man die Mönche in den Klöstern füttert, damit sie für uns beten? Wenn aber die Doktoren aus der Schule und die Mönche aus dem Kloster gehen wollen um das menschliche Leben nach ihrem Sinne zu formen, machen sie sich lächerlich wenn's nicht gelingt, und schaden dem Menschensinne wenn's gelingt. Wir brauchen im menschlichen Leben Weltkenntnis und Menschenverstand und gesunde Vernunft und Fleiß und Geduld und Ausdauern und Wohlwollen und sittliche Neigungen, ohne dieses alles helfen uns die Schulargumente so wenig als das Gebet.

Gustav interessiert mich, sonst würde ich nicht so viel an Schulweisheit denken. Er erinnert mich an einen Mann, der mir so nahe war, der mir anfänglich so man-

che Träne kostete und zuletzt für mich so vielen Wert hatte. Gustav zeigte von seiner Jugend an so viel Gutherzigkeit und feinen Sinn, so viel Aufrichtigkeit und Festigkeit im Charakter, daß ich gewiß glaube er wird noch vom Dünkel seiner Schulweisheit zurückkommen und wird sich selbst und andere kennen lernen. Weißt Du was? Ich denke er wird sich zu seiner Zeit noch wohl verlieben. Geschieht dieses, so wird er werden was er werden kann.

V.

So bald wird Gustavs Selbstkenntnis noch nicht kommen, als ich neulich hoffte. Selbst durch die Festigkeit seines Charakters wird schnelle Änderung gehindert. Auch die Liebe wird ihn wenig bessern, wenn es anders Liebe wäre was er jetzt fühlt.

Die beiden jungen Herren sind unzertrennlich. Sie wohnen zusammen, sie philosophieren zusammen. Ich habe schon oft gemerkt, wer sich unter den Männern recht derb unterscheidet, findet Nachfolger. Die beiden gelehrten Sonderlinge fangen an Aufsehen zu machen, freilich nur unter solchen welche selbst gern Sonderlinge sein möchten. Unsere Pflastertreter lassen sich schon die Haare stutzen, oder lassen sie über die Schultern hängen, en oreilles de chien [wie Hundeohren], wie es die Franzosen sehr passend nennen, und das *gelehrte Entscheiden* ist seit einigen Monaten Ton geworden.

Auch unsere gelehrten Koketten merken auf die Ankömmlinge. Unter diesen steht oben an die Frau von C**. Ich muß sie Dir beschreiben. Sie ist jung, schön, reich, liebet viel, tanzt wie ein Engel, hat auch Witz und viel Talente, aber doch hat sie noch mehr – – noch mehr – wie soll ich sagen! – *Koketterie* ist französisch, und hat eine zweite Bedeutung die ich nicht meine.

Ich habe irgendwo gelesen, daß Koketterie durch *Ge-*

fallsucht ist übersetzt worden.¹ Das Wort ist mir lieber als das französische, auch darum weil es so nahe an *Fallsucht* grenzt: denn wenn den Weibern welche die Sucht haben jedermann gefallen zu wollen, ihr Zweck bei einem nicht gelingt auf den sie es anlegen, geht die Erschütterung nahe bei Epilepsie her; wo die Krankheit nicht so arg ist, nenne ichs die *Gefallseuche*. Die ganze Seele der Frau von C** ist also voll *Gefallsucht*. Gefallen ist ihr Zweck, die Liebe ist ihr nur Mittel. Sie macht ihr Haus zu einem Sammelplatze feiner Gesellschaft, damit sie darin glänzen kann. Sie hat immer die Anbieter zu halben Dutzenden um sich, die sich vertragen mögen so gut sie können. Sieht sie einen jungen Mann der sich auf irgend eine Art auszeichnet, so ruht sie nicht eher bis er an ihrem Triumphwagen zieht. Sie bietet alles auf, um ihn sich eigen zu machen: Schönheit, Talente, unschuldige Gefälligkeiten; und so führt sie den unerfahrenen Jüngling bis dahin, daß er sterblich verliebt wird und ohne sie nicht leben kann. Sie aber bleibt kalt, oder wird sie ja von einer Empfindung hingerissen, so ist's nie Herzensliebe, sondern was die Franzosen eine *amour de tête* [Vernunftliebe] nennen, die eine hübsche Frau ablegen kann, wie einen Rock der ihr nicht mehr gefällt. Ihre Liebesbezeugungen bestehen in Phrasen. Sie ist immer in der großen Liebe, in der großen Empfindung, in der großen Entzückung. Das trifft auf die Jünglinge, welche noch nicht wissen daß die größten Bewegungen des menschlichen Herzens tief liegen, und geringscheinende äußerliche Zeichen haben, nur den Mitempfindenden merkbar. Die guten Jungen glauben innig geliebt zu sein. Von Liebe ist aber gar nicht die Rede, sondern von Eitelkeit; denn Frau von C** liebt nur sich. Was sie Liebe nennt, besteht nur in einem Wechsel von zärtlichen Worten, von feinen Schmeicheleien, kurz in der Ga-

¹ Z. B. Hr. v. *Ramdohr* in seinem interessanten Werke: *Venus Urania, über die Natur der Liebe und ihre Veredlung*, braucht dieses Wort. *Anmerk. des Herausgebers.*

lanterie du bon vieux temps de Louis XIV [der guten alten Zeit Ludwigs XIV.]. Die jungen Leute meinen wer weiß wie neu das Wunder wäre.

In diese Frau hat sich Gustav nun vergafft. Er ist fast täglich bei ihr, er hängt an ihren Blicken, wenn er mit ihr in Gesellschaft ist. Sie hingegen unterscheidet ihn von allen ihren Anbetern, sogar von dem langhaarigen Herrn von X**. Darüber mache ich ihrer Unterscheidungskraft ein Kompliment, aber – höre an – auch der Frauenkenntnis des Herrn von X**. Er ward gefangen wie die andern – aber es scheint er übersah das Ding, und trat schnell ab. Das mag sie insgeheim gedemütigt haben, denn auch ein unbedeutender Liebhaber ist ihr nicht zu missen, noch weniger wenn er einiges Aufsehen in der Stadt macht.

Ob mir's lieb ist, daß Gustav in das Netz dieser schönen Jünglingsfängerin geht? Alles wohl überlegt: ja. Wechselt er auch nur witzige Schmeicheleien, so ists doch ein Anfang vom Gedankenwechsel. Er muß doch aus seinem Ich herausgehen, worin er so fest steckt. Will er gefallen, so muß er von seiner unweisen Weisheit nachlassen. Meinst Du nicht? Es ist ein stolzes Geschlecht das Männergeschlecht! Das fühlt sich so erhaben, so weise, so übermächtig, so sich selbst genug. Wir Weiber haben unser ganzes gutes Herz nötig, um die Männer nur so zu lenken, daß sie erträglich werden. Aber wenn vollends das Männerwesen in solche Kreaturen kommt, die noch nicht Männer sind, so werden sie verzweifelte Mißgeschöpfe, herrisch ohne Herren zu sein, weise ohne Weisheit; und das bißchen was sie davon haben, sitzt ihnen wie unsern beiden Jünglingen der Haarschnitt, es ist immer etwas zu kurz oder zu lang daran. Die Frau von C** soll unsern Gustav schon zu Paaren treiben. Seine Zeit wird kommen. Sie findet bald wieder einen neuen Liebhaber, der herangezogen werden muß, und mein guter Gustav wird sich wundern unter den großen Haufen verstoßen zu sein, und

wird mit offenen Augen nicht wissen was er sieht. Oder, fast hoffe ich noch etwas Besseres. Die Wahrheit seines eigenen Charakters wird machen daß er das Geschminkte des ihrigen einsieht, und das wird für ihn ein wichtiges Notabene sein. Aber wenn es ihn nicht zur Selbstkenntnis führte? Wenn er nicht endlich merkte, daß alles seiner eigenen Unkunde zuzuschreiben war? Wenn er auch zuletzt noch glaubte, er wäre ein verständiger Mensch, weil er immer so viel von Verstand und Vernunft spricht? Das wäre schlimm für ihn. Wir wollen das Beste hoffen.

VI.

Ich glaube fast die Frau von C** verdirbt unsern Gustav noch mehr. Sie hört sehr geduldig seine Philosophie an, und besonders seine hohe *Ästhetik* – so nennt er das Ding womit er über den Wert der Maler und Dichter en dernier ressort [in letzter Instanz] entscheidet, und uns belehrt was uns ausschließend gefallen soll, und sonst nichts – bei Strafe – ihm zu mißfallen. Er ist nämlich sehr emsig dabei her zu beweisen, das was uns immer gefalle, gefallen hat und noch gefällt, *solle* uns nicht gefallen, und was uns nicht gefällt – nämlich neue recht krause Gedichte, die er von seiner hohen Schule mitgebracht hat, und die nun so so sind –, das *solle* uns gefallen, vermöge der notwendigen Richtungen des menschlichen Gemütes, welche durch die Schiefgerichteten dort auf der hohen Schule kürzlich gerichtet worden sind. Mir kommt das vor, wie *Thomas Diafoirus* (frais émoulu du collègue [gerade von der Hochschule gekommen], eben wie Gustav und der Hr. von X**) sagte: *Die Leber war sonst rechts und das Herz links, aber wir haben das geändert.* Mit solchen Änderungen haben sie au collègue immer ihr Wesen getrieben, so lange collègues da sind, und docteurs en bonnet quarré [Doktoren mit Baret]!

Das Weibchen hat bei ihrer Schmeichelei doppelte Absicht, das merkt man wohl. Denn sie erfährt ganz bequem, womit man auf neue gelehrte Art jetzt glänzen kann, und macht sich durch ihre Gefälligkeit den armen Gustav ganz zu eigen. Er betet sie an wie eine Göttin in leiblicher Gestalt. Du glaubst auch nicht, wie schön dem niedlichen Gesichtchen die hohe Philosophie steht, worin sie sich wirft. Sie spricht vom *Wissen*, *Meinen* und *Dafürhalten*, und vom *Sollen* und *Dürfen*, und von *Achtung für's Gesetz*, als wären's kleine Pastetchen.

Ich war neulich in der *Conversazione* [Gesprächsrunde] bei der Frau von Q**. Die ganze Welt war da, auch der Herr von X**, in langen Haaren und langen Hosen, und Gustav führte die Frau v. C**, das versteht sich. Wahrhaftig das Gesichtchen ist niedlich. Sie hatte einen Cokelico Kaftan an – merkst Du wohl die Feuerfarbe der Wahrheit! – und darunter einen blaßgelben Rock, einen Pouff à la Bertin, und dazu einen hohen Esprit.¹ Dies zusammen sah mir aus wie Prätension zur Philosophie. Auch blickten alle auf das Weibchen. Kaum hatte man sich gesetzt, so wußten sich die beiden Herren bald der Rede zu bemächtigen und alles war lauter Ohr; denn was konnte man anders als hören wo so geläufig gesprochen wurde! Da kam recht vieles vor, vom Schönen, und von Dichtern, und von der Griechheit, und daß unsere Dichter griechisch sein sollten, und daß kaum ein paar recht griechisch wären, und die andern alle wären so viel als nichts. Das war preislich anzuhören. Die kleine C** sprach wenig dazu. Es mochte ihr leid tun, daß sie kein griechisches Kleid angezogen hatte. Darauf kamen die Herren immer höher und bis zur Philosophie. Da gings denn auf die *reine Moral* und wie es mit der *Pflicht* beschaffen wäre. Da fächerte sich Frau von C** und sprach fleißig mit, so

¹ Ein Kaftan ist ein offenes Kleid; ein Pouff, eine Art von Busenkragen; Esprit, eine Kopffeder von Reiher- oder andern feinen Federn. *Anmerk. des Herausgebers.*

gründlich daß ich oft kein Wort verstand; aber hübsch war es. Es wollten einige etwas einwenden, und es war die Rede davon, daß edle Herzen durch moralische Gesinnungen beglückt würden. Da fuhren alle drei auf: dies wäre nichts, und kein Mensch verstehe den Sinn der Moral, als sie drei. Es tat mir recht weh, daß Gustav immer die Achsel zuckte und die ausgebreitete Hand aufhob, sobald jemand ein Wort dazwischen sprach, als wäre etwas sehr Einfältiges gesagt worden; und was er vorbrachte, war doch nicht sehr gescheut: wenigstens deutlich war es nicht. Endlich ward mir's zu lang, und ich sah auch daß einige gähnten; so wollte ich mein Wort dazu geben, um die Leutchen zu erinnern, daß sie nicht bloß allein unter sich reden möchten, andern zur Langenweile. Ich sagte also: »Ich hielte für die erste Pflicht in der Gesellschaft, darauf zu achten wie andern zu Mute wäre, und Freude um sich zu verbreiten, damit man sich an der Zufriedenheit anderer ergötzen könnte, und das schiene mir die beste gesellschaftliche Moral zu sein.« Ich dachte wunder wie ich das zur rechten Stunde gesagt hatte; aber ein böser Geist mußte mir es eingegeben haben. Denn alle drei redeten auf mich ein um mich zu widerlegen, und der Herr von X** der die vernehmlichste Stimme hat, pflanzte sich gerade vor mir hin und sagte, mit einem so tiefen Bücklinge, daß ihm seine Haare über den Mund hingen: »Ich bitte sehr um Vergebung! Dergleichen Handlung, so pflichtmäßig, so liebenswürdig sie auch ist, hat dennoch *keinen wahren sittlichen Wert*. Sie ist nicht mehr wert, als z. B. die *Neigung nach Ehre*. Diese, wenn sie glücklicher Weise *gemeinnützig* und *pflichtmäßig*, mithin ehrenwert ist, verdient Lob und Aufmunterung, aber nicht Hochschätzung.«

Du merkst, er sprach wie ein Buch.¹ Es wäre besser ge-

¹ Der Herr von X** muß wirklich ein so gutes Gedächtnis haben, daß er *Lob* und *Aufmunterung* verdient hätte; denn es findet sich daß er die

wesen, ich hätte ihn nicht gereizt. Indes faßte ich Mut, da ich mich einmal eingelassen hatte, und sagte: »Diese Philosophie ist mir zu hoch. Kann etwas *Lob* und *Aufmunterung* verdienen, was nicht verdient *hochgeschätzt* zu werden? Kann etwas *gemeinnützig* und *pflichtmäßig* und *ehrenwert* sein, und *nicht einmal Hochschätzung* verdienen? Kann etwas *pflichtmäßig* sein, ohne *wahren sittlichen Wert*? Ich danke Gott, wenn ich zeitlebens pflichtmäßig handele, sonderlich wenn noch dazu andern Freude dadurch erweckt wird.«

»Das ist nicht genug«, rief Herr von X** aus, und setzte den Finger auf die Nasenspitze; und nun bewies er mir, ich weiß nicht was. Frau von C** spiegelte sich in ihrem Zahnstocherbüchchen, Gustav wischte sich den Schweiß von der Stirn; ich, um der Sache ein Ende zu machen, sagte: »Daran habe ich nicht gedacht; Sie haben recht.« Damit schien die ganze Gesellschaft wohl zufrieden, denn alles stand auf, und die gelehrte Unterhaltung war zu Ende.

Es ist doch erstaunlich, daß Leute die weise sein wollen, immer nur an *sich selbst* denken; darüber werden sie einseitig und rechthaberisch! Sie stehen immer im Unverhältnisse mit allen andern Sterblichen, *einsam* in allen Gesellschaften, ausgenommen wo sie die Gesellschaft ausmachen. Da ist sodann des Perorierens kein Ende; denn konversieren können sie nicht, höchstens *disputieren*. Wehe allen Zuhörern, wenn das einmal losbricht! Und worüber disputiert das Völkchen? Über ihre *spekulative Philosophie!* – sprich das Wort recht langsam aus und sonor! – Ein großes Wort, als spräche man ein Todesurteil, wogegen nichts gilt. Es ist auch mit der Spekulation wie mit dem Tode, unendlich viel Wege gehen dahin; zum Leben führt nur *ein* Weg, und zur echten Lebensweisheit

Stelle aus des berühmten *Kants Metaphysik der Sitten* wörtlich behalten und hergesaget hat. Sie steht daselbst S. 10. *Anmerk. des Herausgebers.*

nur gesunde Vernunft und Erfahrung, zwei Wege die sich vereinigen. Freude, Schmerzen und wieder Freude bringt uns ins Leben; durch Dulden, Entsagen, Frohsinn, Wohlwollen und Genuß führt uns die gesunde Vernunft, an einem seidenen Faden, auf dem Lebenswege. Die Spekulation will uns das Warum des Darum lehren, und zeigt uns immer ein neues Warum unsers Darum das nicht das rechte Darum ist; aber mit alle dem wird unser Geist weder weise noch lebendig. Ich prüfe einen Menschen der sich seiner Weisheit rühmt, ob er für seine Nebenmenschen etwas empfindet, oder vielmehr, ob er etwas für sie tut. Ist dies nicht, so besteht seine Weisheit bloß aus schönen dunkeln Worten, und wenn sie auch noch so zierlich zusammengeschnürt wäre. Denn das Systemwesen unserer deutschen Jünglinge, womit sie sich so überweise dünken, kommt mir vor wie die Schnüre die wir um unsere Kartons legen, daß sie nicht aufgehen sollen. Ob etwas und was im Karton ist, kümmert die deutschen Schnürer nicht; sie sind selig, wenn sie nur recht fest *zusammenzuschnüren* wissen.

Das habe ich gemerkt, als mich Gustav den Tag nach der *Conversazione* besuchte, und ich ihm halb im Scherze etwas darüber sagte, daß Meinungen Meinungen wären, und daß ein junger Mensch nicht sollte *belehren* wollen, sonderlich in vermischter Gesellschaft. Da erfuhr ich, daß er nichts *meinte*, sondern daß er alles *wisse*, weil sein Kasten so fest zusammengeschnürt wäre, und allerhand schöne Sachen mehr. Zwei Glockenstunden lang hörte ich zu, und er sagte das alles so wohlzufrieden mit sich selbst, so unbefangen und sicher, daß ich schloß. Schwager Gustav könnte wohl ein tüchtiger Tor werden, wenn er bei dieser Weisheit bleibt. Ich liebe auch nicht sein weises Wesen, das heißt seine *Prätension*; – denn viel mehr ist es nicht. – Aber abgesehen davon, liebe ich den Jungen; denn er ist bei allem seinen Starrsinne so gut, so herzlich, so natürlich. Er ist dabei so ganz in sich vertieft, ist mit

seinem Wissen so ganz vollkommen zufrieden, glaubt so naiv, daß er und die so denken wie er, ganz allein klug sind! Weil ich ihm so gut bin, möchte ich gern daß er weniger Selbstweisheit hätte und dafür sich und andere besser kennen lernte; so könnte er noch ein verständiger und glücklicher Mensch werden, und auch noch einmal andere glücklich machen – daran hindert ihn nun seine Buchweisheit, und wenn er's mir einmal wieder so bunt macht, wird mir die Geduld vergehen, und dann werfe ich ihm die Wahrheit ganz trocken ins Gesicht. – Weißt Du wohl, daß ich auch böse werden kann?

VII.

Ah! que les gens d'esprit sont bêtes! [Ach! was sind die Menschen von Geist dumm!] sagt Figaro. Das habe ich nie so deutlich eingesehen als seit gestern. Du mußt wissen, Frau von C** hat seit einem Monate in ihrem Hause jeden Freitag einen wöchentlichen *Witzmarkt* angesetzt, wo Schöngeisterei verhandelt und eingetauscht wird. Gustav ist mir immer noch gut, und so hat er auch mich bei der Frau von C** am vorigen Freitage eingeführt; denn er möchte mich gern eingeweiht sehen in die geheiligten Gebräuche der Göttin Eitelkeit. Wer da war? Zählt man im Augustmonate die Fliegen die um eine Mustorte schwärmen?

Die Frauen waren der unbedeutendere Teil der Gesellschaft. Die kleine Hexe die C** kennt sich nicht genug. Sie will bei sich nur weibliche Gesichter haben, welche an Schönheit und an Witz weit unter ihr stehen. Mag sein! Aber sie hätte noch viel bessere Weiber zu Mitgliedern ihres Bureau d'Esprit [Kreises von Schöngeistern] machen können, als die Originale die sie zu Schatten gewählt hat, um im höhern Lichte zu erscheinen. Sie hat ja nun sogar Deine ergebenste Dienerin gebeten, ohne daß sie ver-

loren hat. Ich tue ihr keinen Eintrag, weder durch Schönheit noch durch Witz. Ich bin nur glatt, nicht glänzend.

Um ein paar der merkwürdigsten zu nennen, so saß oben an die Frau N** von etwas mehr als Weibergröße, mit ihrem braunen knochenreichen Gesichte und einer langen Nase. Sie blickt mit ihren schwarzen Augen männlich herum, und die Stimme ist tief und etwas rau; sonst aber ist die Frau so süß, so zart, so eingenommen von den Empfindungen des Herzens, daß sie alle Elegieen aus den *Horen* auswendig gelernt hat. Als am letzten Freitage bei der Frau von C** der zweite Band von *Wilhelm Meister* vorgelesen ward, hatte sie die Rolle der Mignon. Die Frau A** zeichnete sich aus, als ein munteres sehr hageres Blondinchen, hatte Band *Couleur Col de Canard* [von der Farbe eines grünen Entenhalses] auf dem Kopfe und am Busen, und ist eine Gönnerin des Erhabenen und Schrecklichen; die Rolle der *Amalia* in den *Räubern* soll sie, wie alle versicherten, trefflich vorlesen, nur lispelt sie ein wenig. Die Frau G** ist ein junges Ding, erst kürzlich verheuratet an einen Schöngeist, dessen Verse in dem engen Zirkel der Auserwählten viel Aufsehen machen, noch mehr aber seine Theorie über die Verse anderer, denn die ist höchst erhaben. Schade daß er nicht zugegen war, ich hätte solch ein Wesen nebenher wohl mögen kennen lernen. Seine junge Frau würde schön sein, wenn sie klug genug wäre, sich allein auf ihre Schönheit zu verlassen. Da hatte sie aber wer weiß was alles auf sich geladen, hatte sich so *verputzt*, daß sie Mittel gefunden hatte häßlich auszusehn. Das ist doch gar zu viel Gefälligkeit gegen die C**! – Eben so ist auch der Geist der Frau G**. Sie hat Verstand und Empfindung, sehr viel Sanftes und Einnehmendes; aber alles ist so *maniert* geworden, ich weiß nicht ob durch ihren Mann oder wie sonst, daß unter dem Manierieren und Minaudieren Verstand und Empfindung verloren geht wie ihre Schönheit unter ihrem Putze. Die Mlle. Z** könnte, wenn sie eine Frau wäre, noch jung

sein – denn, Julchen! wir müssen den Frauen in den Dreißigen nichts vom Alter nachsagen lassen – aber sie ist nun Jungfer, und prude und zärtlich, hat ein langes Gesicht mit ründlichem Kinne das etwas vorsteht, flache geschlitzte Augen,

occhi dolenti e turbidi

[traurige und erschrockene Augen],

immer kränklich, und liebt alles was edel und holdselig ist. Vor vierzehn Tagen hatte sie den Auftrag, im dritten Teile des *Meister* die *Bekenntnisse einer schönen Seele* vorzulesen; denn sie lesen hier den *Wilhelm Meister* rückwärts, wo er viel größere Wirkung tun soll; künftigen Freitag kommen sie an den ersten Teil.

Dies wären denn die merkwürdigsten von unserm Geschlechte, die andern magst Du Dir vorstellen. Mit den Männern war's viel besser bestellt. Da sah man alle Liebhaber der Frau von C**, viel blühende Jugend, scharmante Blondine und bärtige Gelehrten. Sie sahen sehr verschieden aus, aber die Selbstzufriedenheit saß in jedem Antlitze wie ein allgemeiner Zug in einem Familiengemälde.

Vor allen zeigte sich Hr.** ein Geistlicher und schöner Geist, ein wahrer Abbé poupin [geschniegelter Abt], kurz, rund, wohlbeleibt und schnellfüßig, immer auf vier Nadeln gezogen, einen schwarzen seidenen Klappenrock und Gilet, recht krausen Jabot, einen hohen runden Hut unterm Arme, schwarze seidene Strümpfe und spitze Schuhe mit runden silbernen Schnallen, und dann die Haare genau frisiert als wären sie eine Perucke! Wie soll ich Dir das beschreiben! Ein hoch hohes Toupet, jedes Haar ganz gleich und fein und sorgfältig gepudert, und die Locken fallen herab über die Schultern eine nach der andern, und eine über der andern. Hast Du Kosegartens *Ritogar* gelesen? Wie da die Hexameter, so liegen hier die Locken, fallend und doch steif. Mit dieser Frisur, mit den spitzen Schuhen und mit der Schöngesteiherei ist Herr ** ein

tiefsinniger Philosoph, weiß überhaupt sehr viel, besonders weiß er daß er viel weiß und hört selten auf zu reden. Wenn er so predigt wie er spricht, muß er viel Worte machen können, ehe die Sanduhr abläuft. Er saß dicht neben der Frau von C**, als einer ihrer ältesten Anbeter; und wollte sie ihn auch abschaffen, so schafft er sich doch nicht ab: denn bei ihr gibt's immer etwas um seine Zunge geläufig zu erhalten. Von der andern Seite saß Herr † ein Dichter und Kunstkenner, ein hagerer blasser abgehärmter Jüngling, der sprach desto weniger. Er hing nun immer an den schönen Augen seiner Nachbarin, und da hatte er auch sehr recht. Denn er ist ein enthusiastischer Liebhaber des Schönen, und ist tief vertieft in die Schönheiten Raffaels. Nun hat der arme Mensch aber vom Raffael nichts gesehen, als Kupferstiche und schlechte Kopieen, und die schöne C** sieht er täglich von Antlitz zu Antlitz. Wie muß das in der magern Seele wirken! Seine Gedichte sollen voll Feuer sein. Ich sah vor ein paar Tagen eins, das kam mir gemein vor. Aber gestern sagte mir Herr ⊗⊗ es sei voll hoher shakespearischer Phantasie. Meinethalben! Dieser Herr ⊗⊗ ist ein winzig kleines Männchen, mit runden steifgepuderten Haaren, ein Schöngeist und ein Philosoph für die Welt nach neuester Art. Weltkenntnis hat er eben nicht viel; aber er soll viel Tiefsinn in seiner Empfindung, und in seiner Ideenphilosophie hohe Dichtung haben. Er studiert fleißig, schien auch sehr aufmerksam auf alles zu sein, und sobald unsere gnädige Frau etwas Artiges sagte, sprang er auf, um ihr die Hand zu küssen. Das war seiner Statur nach ihm gerade à portée [in Reichweite].

Unzählige andere waren da, worüber kein Wort weiter. Was aber den Tag hauptsächlich glänzend machte, und worauf jeder seine Aufmerksamkeit richtete, war ein Fremder, ein Professor von einer benachbarten Universität, den der Ruf dieser Gesellschaft herbeigezogen hatte. Sie nannten ihn den Doktor Pandolfo und bezeugten ihm

sehr große Ehrfurcht, auch war er ein außerordentlich außerordentlicher Mann. Den soll ich Dir also beschreiben, nicht wahr? Liebes Kind, das ist so leicht nicht. Du mußt ihn aus seinen Taten kennen lernen, das heißt aus seinen Worten; denn nur Worte sind die Handlungen solcher gelehrten Philosophen. Seine Worte also soll ich Dir sagen? Aber das ist lang und ist neu, und ist drückend, und ich bin müde. Also bezähme Deine Neugierde, wofern Du neugierig bist, bis nächstens, und schlaf heute wohl!

VIII.

Doktor Pandolfo also, bei dem ich neulich stehen blieb, ist nicht groß nicht klein, nicht blond nicht braun, nicht mager nicht fett, sprach nicht geschwind nicht langsam, nicht stark nicht sachte, nicht hoch nicht tief, setzte die Füße nicht auswärts nicht einwärts, war nicht kleidsam gekleidet nicht unkleidsam. Wie war er denn? Wisse, liebes Kind, gerade nicht bei jedem Professor – denn es gibt Leute darunter die ich Dir wohl beschreiben wollte, und was noch mehr ist, bei denen ich gern bin, so wie Professor Blumenbach, Professor Loder, Professor Wolf so griechisch er auch ist, und Professor Herz so philosophisch er auch ist, nebst so viel andern gelehrten Leuten –, aber bei einem Professor wie Doktor Pandolfo ist gar nichts äußerlich, alles sitzt inwendig im innern Ich. Es ist noch guter Wille, daß ein solcher Pandolfo eine Gestalt annimmt, daß wir ihn sehen können; denn eigentlich ist an ihm alles unsichtbar, der Geist sieht's nur, und sein Geist sieht sich selbst. Er war auch bei uns da und war nicht da. Er sagte von sich selbst: „Wer einen höhern Gesichtspunkt für sich gefunden hat als sein äußeres Dasein, kann auf einzelne Momente die Welt aus sich entfernen.“ Nebenher fällt mir ein daß er einen roten Rock anhatte und eine schwarze Weste rot gestickt, und einen kleinen runden Haarbeutel

nahe am Kopfe sehr fest, dabei war der Oberleib kürzer als die Beine, und die Waden etwas schief, doch das sind Nebensachen; ich hätte es gar nicht bemerken sollen.

Alle unsere Herren waren sehr mit sich zufrieden; das habe ich Dir, denke ich, neulich schon geschrieben. Aber wie süß die Selbstgenügsamkeit auf der Stirn und im Blicke des Doktors Pandolfo saß, wie sehr er selbst fühlte daß er ein seltener und über uns alle erhabener Mensch sei, das hättest Du sehen müssen.

Was er sagte?

Alles und nichts; nur so viel war zu merken daß er alles besser wußte, und zwar auf eine Art wovon sonst niemand einen Begriff hatte als er; wie er aber dazu käme, sagte er nicht. Man hörte ihn eine Weile lang mit sehr wichtiger Miene eine Menge Worte vorbringen, wo man sich oft hätte wundern mögen, wie sie zusammen stehen könnten; dann schien es zuweilen als käme ein heller Gedanken, aber es war wie ein Wetterleuchten, urplötzlich versank alles wieder in Dunkel. Sein Diskurs war mit einer Menge ungewöhnlicher Ausdrücke durchwebt, und die meisten brauchte er in ganz fremder Bedeutung, welche ihm wohl allein bekannt sein mochte, und nickte sich selbst Beifall zu. Alle seine Rede war, als käme sie aus einer höhern Sphäre, nur in abgebrochenen Sentenzen. Soviel ich ins Gedächtnis fassen konnte, habe ich mir eingeprägt, um es selbst glaublich zu finden daß Menschen so reden könnten. Wäre nicht alles so gar neu und so gar drollig, hätte ich's nicht so genau behalten. Übrigens sprach er schneidend ab über alles, ohne weitere Gründe. Zu antworten war ihm eben nicht; denn er ließ bald merken, daß nur wenige ihn verstehen könnten. Freilich! sein Reden war nicht zum Verstehen eingerichtet.

Doch sprach er von allem was auf der Erde und über der Erde ist, und streifte sogar bis an die Theologie. Er sagte z. B. mit dem Tone großer Wichtigkeit: „Da alle Sachen die recht eins sind, zugleich drei zu sein pflegen, so

läßt sich nicht einsehen, warum es mit Gott gerade anders sein sollte. Gott ist aber nicht ein bloßer Gedanken, sondern zugleich auch eine Sache, wie alle Gedanken die nicht bloße Einbildungen sind.“ Und bald darauf setzte er mit noch kräftigerem Tone hinzu: „Jeder gute Mensch wird immer mehr und mehr Gott. Gott werden, Mensch sein, sich bilden, sind Ausdrücke die einerlei bedeuten.“ Das schien allen sehr seltsam. Der redselige Herr ** faßte es auf, da es an seine theologische Grenzen streifte, und weil er wirklich scheint auf dem philosophischen Schauplatze hinter die Kulissen geguckt zu haben, legte er dem Doktor diese Sentenzen deutlich auseinander, dergestalt, daß man fast hätte meinen sollen, Pandolfo wisse nicht recht was er wolle. Dieser fertigte aber den geistlichen Herrn bald ab, indem er mit unbeschreiblicher Würde sagte: „Man soll nicht mit allen symphilosophieren wollen, sondern nur mit denen die à la hauteur [hochstehend] sind.“ Da hatte er wieder recht. Er und sein Wissen standen erstaunlich hoch, wie ein paar Mücken auf einem Kirchturme.

Der geistliche Herr ließ sich indes von diesem Ausspruche nicht abschrecken und antwortete etwas spitzig. Die Frau von C** legte sich zum Besten der Gesellschaft dazwischen, und brachte den Diskurs wieder vom Himmel auf die Erde, auf Poesie und Künste. Unglücklicher Weise nannte einer Klopstocken einen großen Dichter. Pandolfo rümpfte die Nase und versetzte in entscheidendem Tone: „Klopstock ist ein grammatischer Poet und ein poetischer Grammatiker. – Es gibt auch grammatische Mystiker. Moritz war einer.“ Das schien doch zu arg, einen Riesen wie Klopstock und einen bucklichten Zwerg wie Moritz so nahe zusammenzusetzen, und es ward verschiedenes darüber gesprochen, besonders von dem kleinen ⊗⊗. Pandolfo aber zog die Augenbrauen und sagte mit verächtlichem Lächeln: Nur einen Dichter unter allen Nationen in diesem Jahrhunderte könne man einen Riesen in der

Dichtkunst nennen, das sei *Goethe*. „Goethens Werke“, sagte er mit höchst derber Stimme, und sah mit funkelnden Augen seinem kleinen Gegner so ins Gesicht, daß dieser auf seinem Stuhle noch kleiner ward, „Goethens Werke sind überall *scharf begrenzt*, innerhalb der *Grenzen* aber *grenzenlos* und unerschöpflich; daher sind sie gebildet, denn sie sind sich selbst ganz treu, überall gleich und doch *über sich selbst erhaben*. Das Höchste und Letzte eines Werks ist, wie bei der Erziehung eines jungen Engländer's le grand tour [die große Reise]. Es muß durch alle drei oder vier Weltteile der Menschheit gewandert sein, nicht um die Ecken seiner Individualität abzuschleifen, sondern um seinen Blick zu erweitern und seinem Geiste mehr Freiheit und innere Vielseitigkeit und dadurch mehr Selbständigkeit und Selbstgenügsamkeit zu geben.“

Darüber stand nun Herr ** wieder auf, der, wie nun bemerklich war, auch satirische Laune hat. Es ging auf *la grand tour*, auf die *scharfbegrenzten grenzenlosen Grenzen*, und auf das *Erhabensein über sich selbst*. Es war hübsch anzuhören, wie Pandolfo seinen Galimathias durch Nonsense verteidigte. Andere Frauen und auch ich wollten etwas darein reden, aber er nahm gleichfalls eine satirische Miene an und sagte: Es gäbe Weiber die von *Goethe* und einer *Weinsuppe* in gleichem Tone sprächen. Gehorsame Dienerin! Das ging allein auf mich; denn ich war da wohl die einzige die eine Suppe kochen kann. Ich schwieg, aber nicht Pandolfo. Es kamen eine Menge baumstarke Worte zum Vorscheine, und wann jemand fragte: Wie das zu verstehen sei? so kam ein neues noch vierschrötigeres Wort; und endlich wie er immer mehr in die Enge geriet, tat er einen pathetischen Machtspruch: „Dantes prophetisches Gedicht“, sagte er, „ist das einzige System der transzendentalen Poesie. – Shakespeares Universalität ist wie der Mittelpunkt der romantischen Kunst. – Goethes *reinpoetische Poesie* ist die *vollständigste Poesie der Poesie*. Das ist der große Dreiklang der moder-

nen Poesie, der *innerste* und *allerheiligste Kreis* der Klassiker der neuern Dichtkunst.“

„Ach ja!“ rief die Mlle. Z** minaudierend. „Ich habe vorgestern einen Brief von Goethe bekommen, ich gehöre auch zum innern Kreise!“ Das ward denn sehr wohl aufgenommen von uns allen; denn wirklich das Gehirn war uns so angespannt worden, daß wir froh waren ein wenig lächeln zu können. Gustav kam nun der Sache näher. Shakespeare ist sein Held, und er verehrt Goethen aufs innigste; mit dem Dante mag er's nun wohl so sachte angehen lassen. Er stimmte ein in Shakespeares und Goethens Lob, nur hatte er viel wider den Dreiklang von drei so sehr verschiedenen Dichtern einzuwenden, und erklärte die *reinpoetische Poesie*, und die *Poesie der Poesie* und die *Vollständigkeit der Poesie* für nicht viel weniger als Unsinn. Der Doktor versetzte aber sehr vornehm: Man könne sich mit Leuten nicht aufs klare setzen die nicht à la hauteur [hochstehend] wären. Den Shakespeare verstehe die ganze engländische Nation nicht, die Italiäner nicht den Dante, und was Goethe anbetreffe, so verstehe er ihn nur allein und sonst kein Deutscher; daher sei es kein Wunder, daß niemand Goethens Poesie der Poesie finden könne. Es stehe noch dahin, ob Goethe sich selbst so verstehe wie er. – Über diese erstaunenswürdigen Dinge ward nun verschiedenes hin und her geredet, und endlich ließ jemand das Wort *arrogant* hören. Der Doktor warf den Mund auf: „Hm!“ sagte er, „arrogant ist, wer Sinn und Charakter zugleich hat, und sich dann und wann merken läßt, daß diese Verbindung gut und nützlich sei. Wer beides auch von den *Weibern* fordert, ist ein *Weiberfeind*.“¹

¹ Doktor Pandolfo brachte nicht einmal seine eigenen Gedanken hervor. Es findet sich, daß alle mit „“ bezeichnete Machtsprüche in der Zeitschrift der Herren Gebrüder *Schlegel*, *Athenäum*, im zweiten Stücke S. 100, 63, 73, 34, 81, 68, 99, in den sogenannten *Fragmenten* wörtlich abgedruckt sind. Diese *Fragmente* dienen übrigens noch dazu, ein Zeugnis abzulegen, daß dergleichen Wesen, wie Frau Adelheid beschreibt, in der

»Wie verstehen Sie das?« war der Ausruf aller weiblichen Stimmen, außer der meinigen. Du siehest wohl, das hölzerne Geschöpf wollte Ironie affektieren. Das fiel mir ins Lachen, und ich stand auf, als sich noch die Blondins zu Ehren der Weiber mit dem arroganten Werwolf stritten, und fuhr nach Hause und lachte noch im Wagen und lachte noch im Bette über die Menschen die sich ihre gesunde Vernunft verstudieren, und sich dann einbilden, sie wären wichtige Männer, weil sie sich herausnehmen, mit orakelhaften Concetti [Geistreicheleien], über alles nach Gefallen abzusprechen.

IX.

Ich lachte noch beim Frühstücke über meinen Pandolfo; nach und nach aber, so wie ich die ganze Szene weiter überdachte, und so wie mir mein armer Schwager Gustav dabei in Sinn kam, fiel ich auch auf ihre ernsthafte Seite. Die Torheiten der *Bureaux d'Esprit* [Gesellschaften von Schöngeistern] und der *Bureaux de Philosophie* [Gesellschaften von Philosophen], welche die kleinen Weiber und die kleinen Männer halten, die gern witzig und gelehrt sein mögten, kann man mit gutem Herzen belachen; denn sie sind unschädlich, und zuletzt doch besser als Kartenspielen oder Neuigkeitsschnack. Aber wenn ein Mensch der so urteilt wie Doktor Pandolfo, zum Lehrer der Jugend verordnet wird, müssen da die Folgen nicht sehr traurig werden? Wehe der Jugend, wenn sie die Orakelsprüche solcher Lehrer als Weisheit aufnimmt! Sie wird dann sehr bald ihren Dünkel für Wissenschaft, ihre

deutschen Welt wirklich existieren, und zwar mit noch größerer Anmaßung der alles zermalmenden Poesie der Poesie und mit noch frischem Kolorite der sich selbst einbildenden Einbildung, hochtrabend und dunkelhell, als hätten sich Kaspar Lohenstein und Jakob Böhme zusammen auf den Dreifuß der Priesterin zu Delphi gesetzt. *Anmerk. des Herausgebers.*

seichtesten Einfälle für große Gedanken halten. Nun begreife ich wie Gustavs Geist bei so herrlichen Anlagen und bei so vieler erlangten Gelehrsamkeit so schief geworden ist, und woher ihm und anderen Jünglingen der gravitatische entscheidende Ton kommt, der jungen Leuten am schlechtesten ansteht, der auch erwachsene Gelehrte zu lästigen Pedanten macht, und die besten Charaktere verderbt. Die Zöglinge bilden sich nach ihrem Lehrer, und so manche Leser nach ihrem Autor. Denke Dir, wenn solche arrogante Pandolfi Schriftsteller werden, die sich anmaßen über alles wegzusehen, und über alles in geschraubten Concetti [Geistreicheleien] und in dunkeln Machtsprüchen zu entscheiden! Was müssen dann vernünftige Leute von der deutschen Literatur urteilen? Wenn sie solchen Weg nimmt, so gewinnt sie eine Gestalt wie die originalen Ungeheuer des Prinzen von Pallagonia bei Palermo.¹ Hoffentlich aber werden nur deutsche gelehrte Toren diesen Weg nehmen; und von denen gilt, was Brydone von dem sizilianischen Prinzen sagt: Sie hätten sich viel wohlfeiler als Narren zeigen können!

Das wunderliche Geschwätz über Goethe, das ich oft auch in Zeitungen finde, ist mir ärgerlich, eben weil Goethe ein so vorzüglicher Dichter ist, der nicht nötig hat so plump angepriesen zu werden. Kaum hat er ein paar Hexameter oder irgend ein Büchlein ausgehen lassen, so ist's wie wenn der Kaiser von Monomotapa genieset hätte. Da niesen sodann, wie Helvétius erzählt, aus untertäniger Ehrfurcht die Hofleute, und darauf die Hauptstadt, und zuletzt das ganze Monomotapa:

Man feirt der hohen Zirbeldrüsen

Getös: Kaum nies't der Fürst, so nies't das

Vorgemach;

Bis an die Grenzen niesen

Ihm seine Sklaven nach.

¹ Man s. Brydones *Reise nach Sizilien* im IIten Teil der deutschen Übersetzung, S. 69 ff. *Anmerk. des Herausgebers.*

Bei Goethens Sklaven regiert ein beständiger Lobschnupfen. Sie nehmen die Miene an, als wäre Goethe allein da, und alle andere Dichter und Schriftsteller aller Nationen, den guten Freund Schiller allenfalls ausgenommen, wären gar nicht der Mühe wert auf sie zu achten. Die gemeinsten Dinge die man von jedem guten Schriftsteller fordert und bei hundert guten Schriftstellern findet, z. B. wenn etwa zwei Charaktere kontrastiert sind oder wenn eine Situation vorbereitet und leidlich dargestellt ist, werden bei diesem einzigen Lieblinge für etwas ganz Außerordentliches ausgegeben, und man kann nicht neue Worte genug erdenken um es zu preisen; sogar führt man seine Fehler und Nachlässigkeiten als Muster an. Ich dünke, Goethen selbst müßte dies kriechende Lobhudeln zuwider sein, nebst den beständigen verächtlichen Seitenblicken auf alle andere große und verdiente Männer; denn ein wahrer großer Mann ist bescheiden, und ehret fremdes Verdienst. So stelle ich mir's wenigstens vor; denn es tut mir weh, wenn Leute denen ich gut bin, sich kleinlich zeigen. Sollte aber Goethe wirklich so schwach sein sich gern das Rauchfaß voll dicken Weihrauchs vor die Nase schwenken zu lassen, so könnte dies erklären, warum er sich vernachlässigt. Denn daß er schlechte Bücher schrieb, so wie den *Großkophta* und den *Reineke Fuchs*, und daß in seinen letzten Büchern und Gedichten viel Mittelmäßiges unterläuft, liegt doch am Tage, und würde vielleicht nicht so scharf bemerkt werden, ohne das beständige Lobpreisen als wäre seine Poesie die über alles erhabene Poesie der Poesie.

Ich erinnere mich, Doktor Pandolfo sagte auch sehr pompos: „Die *französische Revolution*, *Fichtens Wissenschaftslehre* und *Goethes Meister* sind die größten *Tendenzen* des Zeitalters.“¹ Muß man nicht ein Pandolfo sein,

¹ Auch diesen Ausspruch hat Doktor Pandolfo mit den Herren *Schlegel* gemein. Man s. *Athenäum*, Iltes Stück, S. 56. *Anmerk. des Herausgebers.*

um so zu reden? *Tendenzen!* Das ist auch so ein neugebrauchtes Wort, wobei der Doktor immer mit der Zunge schnalzte, wenn er's vorbrachte, damit es wichtig klänge. Der arme *Meister* hat nun wohl jetzt eben nicht mehr sonderliche *Tendenzen* – merke Dir übrigens das Wort, denn wer es braucht, weiß wie sehr viel es bedeutet – er ist hoch gepriesen worden, und ist nun in Deutschland ziemlich zur Ruhe, außer bei denen die zu Goethens Hofstaate gehören. In Frankreich, England und Ägypten wird er wohl nicht gelesen werden. Doch wer weiß! Kotzebue hat ja jetzt die Tendenz ein Lieblingsschriftsteller fürs Theater in London zu werden, und Spieß und *Hermann von Unna* mit allen ihren german horrors [deutschen Schrecken] werden von den engländischen Romanenschreiberinnen nachgeahmt. Sonst dächte ich: Friedrich der Große und die Amerikanische Republik und – die Kartoffeln – wären ganz andere *Tendenzen des Zeitalters*, als der arme *Meister*, der in seinen Lehrjahren nichts gelernt hat, als sich von jedem Geschöpfe regieren zu lassen, das er antraf: von Marianen, von Philinen, von Frau Melina (welche ein paar Bände durch, guter Hoffnung, herumwatschelt), von dem unerklärlichen Jarno, von dem geheimnisvollen Abbé, von der possierlichen unbekannten Gesellschaft die den Burschen soll haben erziehen wollen und mit der uns Goethe nur zum besten hat. Sogar Barbara und Felix sind klüger als der breiweiche Wilhelm. Willst Du etwa die Diskurse übern Hamlet ausnehmen? Die hat Goethe gemacht, nicht Meister. In dessen Charakter liegt nichts woraus wir vermuten könnten, daß ein solcher Jünger so scharfsinnig wäre. Jetzt steht er gewiß unter dem Pantoffel seiner Frau die ihm auch Goethe so zuführt, weil er doch eine Frau haben mußte. Sie wird ihn nun wohl ein wenig schütteln, daß er sich besinne; denn aus sich selbst konnte der untätige Mensch nie etwas finden. So hat ihn uns Goethe selbst geschildert, und daß dieser seinen Hauptcharakter nicht besser in Tätigkeit zu

setzen wußte, macht ihm eben nicht Ehre. Eigentlich ist Meister gar kein Charakter, sondern ein nicht handelndes Schlenderwesen, das nebenher mit jeder weißen Schürze liebelt. Pfu! Wäre der *Hafner* nicht da, und *Mignon*, diese beide so neue und interessante Charaktere, und allenfalls die zweideutige lustige *Philine*, nebst den vortrefflichen Gedichten, was wären *Meisters Lehrjahre*, an sich? Daß übrigens Goethe auch wo er im *Meister* mittelmäßig und schlecht ist, nicht auf die Art mittelmäßig ist wie *Spieß* oder andere bloß mittelmäßige Köpfe, versteht sich von selbst. Ich sage von Goethens *Meister*, was Friedrich der Große von Voltaires *Tancrède*: Il y a du radotage dans la pièce, mais c'est le radotage d'un grand homme [es gibt albernes Geschwätz in dem Stück, aber es ist das alberne Geschwätz eines großen Mannes]. – Nur bin ich nicht von der Partie derer welche du radotage [albernes Geschwätz] für de la grandeur [Erhabenheit] ausgeben wollen. Goethe hat nun einmal die Laune gehabt so ein Buch zu schreiben wie *Meisters Lehrjahre*. Das kann man ihm lassen. Ein guter Kopf kann auch zuweilen etwas bloß hinwerfen wollen. Aber es müssen uns Goethens Schmeichler nicht einbilden wollen, ein Werk der nachlässigen Laune wäre ein Werk des hohen Genies! Wenn sie es uns nur nicht wieder mit der neuen *Dorothea* eben so machen, wovon jetzt den Auserwählten ein paar Seiten handschriftlich herumgegeben werden! mit so gewaltiger Lobpreiserei!

Apropos! Wer muß der *Fichte* sein? Pandolfo redete noch von einem andern, der auch ein großer Mann sein soll, von einem *gestiefelten Kater*, der auf dem Dache der dramatischen Kunst herumspaziert.¹ Ist das wohl eben der Mann? Ich merke, es gibt jetzt in Deutschland neue Wissenschaften und Künste, die nirgend auf ebener Erde bleiben mögen, eine neue Poesie und Philosophie und

¹ S. *Athenäum*, Iltes Stück, S. 84. *Anmerk. des Herausgebers.*

Empfindung und Kritik und Lobhudelei die immer auf den obersten Spitzen der Dachfirsten spazieren, wie die Katzen und Störche.

Das Außerordentliche und Fremde ist jetzt bei den deutschen Wißlingen und Witzlingen an der Tagesordnung; was einfach und geordnet und natürlich ist, heißt gemein. Nun gibt es freilich natürliche Sachen die sehr gemein sind, und außerordentliche zugleich aber ungemaine Sachen; aber, lieber Gott! wenn nun das Außerordentliche unnatürlich und dabei doch sehr gemein ist! So scheinen mir aber die meisten neuen außerordentlich originalen Produkte.

Als ein kleines Mädchen sah ich noch den berühmten *Basedow*. Dieser verschmähte nicht, viel von sich zu sprechen. Er rühmte seinen wunderbaren Fleiß, seine Nachtwachen, und daß er vieles nicht tun könne was andere Leute sich gefallen ließen, und manches Merkwürdige an sich habe was sich sonst nicht finde. So erzählte er uns auch, daß seine Augen die ganz sonderbare Eigenschaft hätten daß er, wenn er läse, nie geradezu sehen könne, sondern das Buch an der linken Seite der Stirn halten müsse. Das erzählte er sehr oft und las uns seitwärts vor, so daß jedermann nachsagte: *Basedow* habe Augen von ganz außerordentlicher Beschaffenheit; und dies ward allgemein geglaubt. Endlich kam er zusammen mit *Lambert*, dem Mathematiker, der sah ihm in die Augen, ließ ihn zur Probe lesen, und rief ganz verwundert: »Ei! Herr Professor, Sie schielen!« *Basedow* wollte sich seine Außerordentlichkeit nicht nehmen lassen, und rief: »Nein! meine Augen haben die besondere außerordentliche Beschaffenheit, daß sie nicht geradezu sehen!« – »Das nennt man schielen«, war *Lamberts* Antwort, »und es ist nichts Besonderes!«

Lieber Himmel! Wie viel hochgepriesene neue Philosophie und Poesie und Kritik mag wohl keine andere außerordentliche Eigenschaft haben, als daß sie *schielet*! Indes

was geht das mich an? Man läßt ja dergleichen Schriften doch ungelesen, oder wirft sie weg wenn man sechs Seiten gelesen hat; und einen Toren wie Pandolfo sieht man nicht zum zweiten Male wenn man's ändern kann; den Herrn von X** bin ich ziemlich los, und es müssen ja auch Toren in der Welt sein, damit es was zu lachen gibt. Aber daß Gustavs Geist sich gewölnt hat zu schielen, tut mir leid. Er geht mir nahe an. Könnte ich ihm doch vor jedes Auge eine Nußschale mit einem kleinen Loche binden, damit er gerade sehen müßte. Aber das geht nicht. Er glaubt noch, wie Basedow, er sehe alles auf eine *ganz originale* Art an. Wenn er nur erst begreifen lernen wollte, was ein natürliches gutes Auge ist; so lernte er wohl noch selbst gerade sehen, ohne Nußschalen. Er ist jung, hat guten Sinn und guten Willen.

Ich glaube, mein Herz, ich habe Dir zwei oder drei sehr lange Briefe geschrieben. Aber sie handelten meist von langweiliger Gelehrsamkeit, und die steckt an.

X.

Der Herr von X** hat unsern Gustav *plantiert*. Er wohnt nicht mehr mit ihm zusammen, er hat sich Equipage angeschafft, geht nach Hofe, ist Kammerjunker geworden, und so hat er noch eine Prätension mehr zu machen. Mag er doch!

Aber was viel schlimmer ist, Gustav *plantiert* mich. Er ist wohl in vierzehn Tagen nicht bei mir gewesen. Ich arme Verlassene!

Colin n'est plus le même,
O regrets superflus!
Je ne sais ce qu'il aime,
Mais il ne m'aime plus.
[Colin ist nicht mehr derselbe,
O überflüssiges Leid!

Ich weiß nicht, was er liebt,
Aber mich liebt er nicht mehr.]

Was rede ich? Je sais ce qu'il aime [ich weiß, was er liebt], und das ist desto ärger! Die glückliche Frau von C** raubt ihn mir. Er liegt ganz in ihren Fesseln, welche sie mit Blumenketten durchflucht. Sie sind täglich beisammen, die Blondins mögen seufzen, ich Verlassene mag klagen; die Glücklichen leben nur für sich. Meinst Du daß dies Liebe sei? Gustav mag's wohl meinen; ich sage, c'est de l'esprit tout pur [es ist nur eine geistige Beziehung]!

Und gleichwohl fehlt mir was, seitdem ich den Gustav nicht sehe. Ich war nun seit einigen Monaten so an ihn gewöhnt. Das gelehrte Volk ist doch nicht einmal höflich! Er könnte doch wenigstens zuweilen eine Karte bei mir abwerfen, oder sonst von sich hören lassen, damit man wüßte daß er auch noch außer bei der kleinen C** existiert. Es ist unartig, daß sie ihn ganz allein haben will. – Wie? Was sagst Du! – Ich wäre eifersüchtig! Je vous assure, Madame, que c'est de l'orgueil tout pur! On sait ce qu'on vaut. [Ich versichere Sie, Madame, daß das nichts als Dünkel ist. Man weiß, was man wert ist.]

Im Ernste! ich möchte doch wohl sehen, wie sich die beiden Leutchen mit einander hätten, und besonders wie sich Gustav benähme? Dazu dürfte ich nur freitags in die erlauchte Versammlung gehen; denn da bin ich prié né [mit Geladener] oder priée née [mit Geladene], weil ich einmal eingeführt bin. Aber so gern ich auch Gustaven sähe, so mag ich doch nicht den Witzmarkt der Frau von C** wieder besuchen. Ich bin noch ein paarmal da gewesen; und komme nicht wieder, denn das Gesuchte, das Gezierte, die witzige Eitelkeit ist gar zu unausstehlich. Ich kann mich in dem erhabenen Wirbelwinde erdichteter Empfindungen nicht aufrecht erhalten. Ich gehöre nicht dahin. Es ist eben so, als wenn man nicht bei einem großen Leckermaule zur Tafel gehen mag die mit einer Menge köstlicher Gerichte besetzt ist, weil man derglei-

chen nicht auf eben die Art wiedergeben kann. Mein Zirkel den ich liebe, ist nur wie Hausmannskost, gut zubereitet, gesund und nahrhaft. Mein alter Vetter Kriegsoberster steht in der Mitte der Tafel, wie the roast-beef of old England [der Rinderbraten im alten England], und zum Deserte gehe ich wöchentlich einmal in die Teegesellschaft meiner lieben K** und habe diese ganze Gesellschaft wöchentlich einmal bei mir.

Höre nur! wenn ich's recht bedenke, so ist's *impertinent*, daß Gustav nicht einmal zu mir kommt, wenn diese Teegesellschaft bei mir ist. Das könnte ihm seine C** doch nicht übel nehmen; denn das sähe nicht einmal aus, als ob er besonders meinetwegen käme. Aber sie will ihn ganz allein beherrschen, und die Welt soll es wissen. Ich sage Dir, die C** ist ein unleidliches Wesen; ich habe mir's schon in meinem Souvenir [Notizbuch] angemerkt, nächstens will ich sie hassen!

XI.

Das Schicksal rächt mich an Gustavs Untreue! Ich erhebe mein Haupt über die Wolken!

Stelle Dir vor! Die Teegesellschaft ist bei mir in aller Unschuld. Wer fährt vor und läßt sich melden?

Des Herrn Kammerjunkers von X**

Hochwohlgeborne Gnaden. –

Wird angenommen. Das versteht sich von selbst.

Und wie erscheint der Herr Kammerjunker?

So wie er vom Hofe kam, im schönsten gestickten Kleide, Degen an der Seite, die Haare noch so lang wie sonst, aber herrlich frisiert vom ersten Frisör in der Stadt. Dabei war er äußerst holdselig, gesprächig, sagte jedem etwas Angenehmes, mir sechsmal soviel als den andern. So was erhebt das Herz! Wäre doch Gustav nur da gewesen, und hätte gesehen wie schön der Herr Kammerjun-

ker mit mir tat. Ich hätte dem Burschen den Verdruß wohl gönnen mögen; er hat ihn um mich verdient.

Die bösen Mäuler sagen, der Herr von X** wäre eigentlich in die Gesellschaft gekommen, um sein neues gesticktes Kleid sehen zu lassen, und damit zeigte er freilich das Beste was an ihm war. Aber das ist alles nur neidisches Geschwätz, und Du sollst dem geradezu widersprechen, wenn es auch bis zu Dir gelangt. Er kam *meinetwegen*, sollst Du wissen, und blieb auch bis zu Ende der Gesellschaft, bis alles wegging und er nicht mehr bleiben konnte. Die Leute können daraus sehen was ich wert bin, und Gustav mag sich ärgern, daß er mich so verlassen hat. Wenn er nun wiederkommt, nehme ich den Kammerjunker in seiner Gegenwart an, und zwar soll er das gestickte Kleid dazu anziehen.

XII.

Da sehen wir nun, daß der Herr von X** *meinetwegen* kommt und nicht seines Kleides wegen. Den Tag nach der Gesellschaft bekam ich einen Besuch von ihm, en *négligé* [im Hauskleid], in glatten lang hangenden Haaren, in den bekannten langen Beinkleidern und mit einem großen Knotenstocke. Das war ein Abfall gegen den vorigen Tag, und ich hätte mich fast über das tiefe *Négligé* etwas formalisiert, aber ich hatte nicht Zeit dazu; denn ganz unvermutet erschien – Wer? – Gustav!

Das kitzelte meinen Ehrgeiz, kannst Du glauben. Ich empfang den Herrn Schwager mit einem tiefen ganz förmlichen Knicks, wie sich's gehört wenn man sich in fünf Wochen nicht gesehen hat, und wenn man schmollen will.

Das will ich! und daß Du mir nicht sagst es wäre nicht wahr, wenn ich Dir erzähle daß sich Gustav während der Zeit wirklich *degourdiert* hat, daß er gesprächiger gewor-

den ist, daß er die Schultern zurück- und die Brust heraus- hält, daß er ein hübscher Junge ist, sobald er natürlich bleibt, daß er und der Kammerjunker in drei Viertelstunden nicht ein gelehrtes Wort gesprochen haben, daß Gustav verlegen schien und daß ich das als Eifersucht auslegte, und daß der Kammerjunker gar nichts wert ist gegen ihn, und daß ich doch dem Kammerjunker gut bin, und ihm seinen Knotenstock vergebe, weil durch ihn Gustav wieder zu mir geführt worden ist. Denn Gustav wäre noch nicht gekommen, hätte er nicht von dem prächtigen Besuche gehört. Zuletzt werde ich auch meiner Feindin C** danken müssen, daß sie ihm den Kopf aus den Schultern herausgebracht hat.

Was will ich denn? –

Höre Julie! Du lachst, das sehe ich von hier. Ich nehme es übel, daß Du es nur weißt!

XIII.

Der Herr von X** kommt fleißig wieder, und wird vertraulich, so daß er mir beschwerlich fällt. Im Ernste, ich weiß nicht recht was ihn zu mir bringt. Er ist nicht um ein Haar klüger geworden als er anfangs war; selbst nun, da er nicht mehr gelehrt spricht. Er hat sich bei Hofe und in der Stadt lächerlich gemacht durch seine Prätensionen, niemand mag ihn, ich weiß also nicht was ich mit ihm soll. Wahrhaftig! wenn man mit einem alten Narren zu tun haben muß, ist *einer* genug; will man aber mit jungen Narren fertig werden, so müssen zwei oder drei zusammen sein, sonst geht's nicht; doch freilich, hat man bei ein paar Narren noch einen klugen Menschen dabei, so geht's noch besser. Du meinst ich ziele auf Gustav? Allerdings. Gustavs Gegenwart könnte allenfalls den Kammerjunker erträglich machen, doch ohne diesen sehe ich jenen noch lieber. Er besucht mich jetzt so wie sonst, und ich teile ihn

mit der Frau von C^{**}; aber es ist etwas Fremdes, etwas Verlegenes an ihm, das ich nicht recht ergründen kann. –

XIV.

Ich weiß nun warum Gustav so trostlos aussieht. Die Frau von C^{**} hat ihn abgesetzt, und er hat ihr entsagt; den Verlust kann nun der arme Junge noch nicht verschmerzen. Sie machte es mit ihm wie mit allen. Er sollte der Ihrige bleiben, aber vereint mit den andern Sklaven an ihrem Triumphwagen ziehen; er will aber der einzige oder gar nicht da sein, und ihre Eitelkeit braucht doch viele, und hascht immer nach mehreren. Lange genug hat er sich noch gehalten. Aber ein neuer Schöngeist ist angelangt, der sich geschwind auch sterblich in sie verliebte, und ihr ein paar neue Blättchen aus Goethens *Hermann und Dorothea* mitteilte, einem Gedichte das noch nicht gedruckt ist, wovon aber jetzt einzelne Blättchen – versteht sich nur an die Auserwählten – geschickt und von den Auserwählten der zweiten Ordnung abgeschrieben werden. Dies Gedicht, sagt man im voraus, soll alles übertreffen, was je im Himmel, auf der Erde, unter der Erde, und in Auerstedt, Gedicht ist, gewesen ist, und sein wird, und wer ein Fragment davon erhält, erkennet daraus, daß er zu den Auserwählten gehört. Du kannst Dir also vorstellen welches Glück es für die Frau von C^{**} war, solch ein neues Stückchen Abschrift zu besitzen, und so wurde der schöne Herr der einzig geliebte Seladon. Gustav ist vernachlässigt. Das kann der Starrkopf nicht ertragen, und schmolzt mit ihr. Das läßt sie gut sein, und denkt ihn zur rechten Zeit schon wieder zu holen. Bin ich selbst nicht sehr gut, daß ich ganz geduldig die zweite Stelle einnehme, und sogar nicht einmal mit ihm darüber schinolle, daß er mich so lange vernachlässigte? Meine Gesinnung gegen Gustav muß wohl ganz anderer Art sein, als die der Frau von C^{**}. – –

Ich setze mich hin in voller Bewegung meines Geistes Dir zu schreiben. Ich bin den beschwerlichen Kammerjunker ganz los; ich hoffe es wenigstens. Er hat selbst dazu Gelegenheit gegeben, welches ihm der liebe Gott belohnen möge.

Der Mensch ward mir überlästig mit seinen öftern Besuchen. Ich ließ mich ein paarmal verleugnen, er war aber unverdrossen, und kam immer wieder, wie eine Fliege. In der Teegesellschaft war er nicht abzuweisen, er war da vorlaut und tat als wären wir die besten Freunde. Seine Vertraulichkeit mißfiel mir, ich lobte seine langen Beinkleider und seinen Knotenstock so deutlich, daß er's merkte, und nun glaubst Du nicht wie *dezent* gekleidet er erschien. Aber er war immer noch zudringlich, versteht sich mit der vornehmen Höflichkeit welche mir oft wie Beleidigung klingt, und dabei war er so souple [fügsam], man hätte ihn um einen Finger winden können; und doch vergaß er nie seine Wichtigkeit, und erzählte uns viel vom Hofe und vom Fürsten und von den kleinen feinen Soups. Und die einzelnen Besuche fingen wieder an, und waren nicht immer abzuwenden. Ich merkte bald daß ich eine Eroberung gemacht hatte, worüber meine Bescheidenheit gar nicht stolz war. Er sagte mir ich wäre schön; das war recht hübsch, es tat mir nur leid, daß ich's ihm nicht erwidern konnte, und ich wußte nichts für ihn zu tun als daß ich mich verleugnen ließ, wenn er kam. Da ergab sich nun mein trauter Seladon dem Briefschreiben – keine Antwort – und dennoch kamen die Briefe mehrmals; und heute bekomme ich eine ausführliche Missive [Nachricht], worin er die Schlaueit hat auch von sich zu reden, was er wäre und wie er's wäre. So!

Die Lieb' ist wohl nur Gnade.

Wahrhaftig! das ist schade!

Ich ließ also dahingestellt, was er wäre und wie er's wäre,

ohne ihm schriftlich zu melden was ich wäre. Ich gehe gleich darauf ganz in Unschuld ans Fenster und öffne es; denn es mag sein, daß mich die Schreiberei verdrossen hatte, und so wollte ich Luft schöpfen. Wen erblicke ich? – Den leibhaftigen Herrn Kammerjunker, en demi-habillé [im bequemen Tagesanzug], in seinem besten Staatswagen, und er machte mir über den Schlag hinaus den zierlichsten Bückling, worauf ein Knicks ganz nachlässig. Er fährt vor. Ich schlage das Fenster zu. Mich verleugnen zu lassen ging nicht, das hätte ausgesehen, als hielte ich ihn wert seinetwegen in Verlegenheit zu sein. Ich mußte ihn also annehmen, sein holdseliges Gesicht kam voran in die Tür, denn er bückte sich eben so tief wie aus dem Wagen. Nun setzen wir uns, und er sagt mir allerlei schöne Sachen, die nehme ich an, wie man einen Guten Morgen annimmt; und dann spricht er allerlei von seinen Gesinnungen gegen mich, ich hatte aber gegen ihn gar keine Gesinnungen die sich sagen ließen, also schwieg ich still. Da es nun so nicht ging, präsentierte er mir eine zierliche Prise Tabak, und rühmte seinen Stand, seinen Reichtum, seine Konnexionen bei Hofe, und sogar seinen neuen Engländerzug mit sechsen. Ich hatte Mühe mich zu halten, doch zwang ich mich, und sagte ziemlich kalt: »Stand und Reichtum sind bei mir kein Verdienst, so wenig wie Pferde.« Da versicherte er mich, er hoffe auch eigene Verdienste zu haben. »Sie sind eine Gelehrte!« rief er – »Daß ich nicht wüßte«, versetzte ich. – »Ich habe Ihnen schon Beweise gegeben, daß ich die neue Philosophie gründlich studiert habe, so wie wenige, und meine Kenntnis des Schönen wird einer so schönen Kennerin auch wohl verdienstlich sein.« Das fiel mir ins Lachen; ich konnte mich nicht halten, es war nicht möglich. Aber siehe da, schnell knieet er vor mir, küßt meine Hand und peroriert mir da eine förmliche Liebeserklärung gerade ins Gesicht, mit der Inbrunst eines Kammerjunkers der mit *einem* Sprunge Hofmarschall werden will. Ich glaube,

ich bin blaß geworden, so übernahm mich das. Doch fasse ich mich, hebe ihn auf, führe ihn an der Hand vor den Spiegel, und sage: »Sie haben Federn in den Haaren« – (es war wahr) – »Sie werden sich vermutlich zum Diner ankleiden wollen, ich muß mich auch ankleiden. Ich empfehle mich bestens.« Dabei machte ich ihm den tiefsten Knicks der zu machen ist, und noch einen, und er ward blaß und rot. Er wollte etwas stammeln, aber noch ein tiefer Knicks, und noch ein tieferer Knicks, und so knickste ich ihn zur Tür hinaus, ehe er zum Worte kommen konnte. Ich wollte wahrlich auch kein Wort von ihm hören, und ich denke er wird auch meine Tür nicht wieder betreten. Es tat mir wohl, daß ich ihn so abzufertigen wußte; ich hätte es nicht gekonnt, wäre mir nicht sein überlästiger Brief so frisch im Gedächtnisse gewesen.

Dieser Mensch war mir äußerst zuwider, sobald ich ihn sah. Wer mir erträglich werden soll, bei dem muß ich einige Berührungspunkte finden, wären sie auch noch so gering. Dieser Kammerjunker aber stimmt mit mir in nichts zusammen. Er ist ein Tropf mit aller seiner erlernten Weisheit, mit sechszehn Ahnen doch nichts wert, mit seinem großen Reichtume und mit seinen hohen Aussichten in die große Welt ein armer Schelm, denn er hat keinen Verstand und kennt weder Freundschaft noch Liebe. Die kennt keiner der nur in seinem Ich lebt. Was wollte denn der Mensch von mir? Mit mir eine Komödie spielen? Die Herren welche sich ein Fest machen, uns wie Schauspielerinnen anzusehen, verdienen nicht, daß man mit ihnen eine Rolle übernehme.

Es tut mir wohl, liebe Julie, daß ich mich gleich nieder setzen konnte, gegen Dich mein Herz auszugießen. Ich war doch in Bewegung, wie ich jetzt merke, und meinte ich wäre so ruhig. Nun ist mir leicht. Lebe wohl, liebes Herz!

XVI.

Du bist also nicht zufrieden mit der Art, wie ich mir den Kammerjunker vom Halse geschafft habe? Du sagst ich hätte ihn allzu spöttisch behandelt. Kann sein! Aber, lieber Gott! wie soll man's machen, wenn man einen überlästigen Menschen gewiß loswerden will? Und bedenke nur, liebe Julie! – er hatte die ehrbarsten Absichten die sich denken lassen; es war ihm ganzer völliger Ernst mit dem Bande des heiligen Ehestandes. Wenn man nun solche schreckliche Aussichten vor sich siehet, so verliert man die Besinnung und denkt nicht so ganz genau auf etwas zu viel oder zu wenig.

Alles recht überlegt, muß ich wohl noch zu wenig getan haben; denn, stelle Dir vor die Unverschämtheit! Er erschien gestern in der K**schen Teegesellschaft, und war wieder so vorlaut und spöttisch gegen jedermann und so süß und wortreich gegen mich wie jemals. Es ist doch seltsam daß der Mensch sich mir noch weiter aufdringt. Ich hätte gedacht, er müßte verlegen sein; das war er aber nicht; er tat so unbefangen als wäre gar nichts vorgefallen, und beehrte mich beständig mit seinem Diskurse, vermutlich um zu sehen ob ich verlegen sein würde, – und *ernsthaft* war ich; ich mochte es machen wie ich wollte. Habe ich ihm nicht recht begegnet, so bin ich doppelt gestraft, denn ich bin den überlästigen Menschen nicht einmal losgeworden.

XVII.

Ich setze mich spät nieder Dir zu schreiben. Es ist klar, der Kammerjunker will sich rächen, und meine friedliche Gesellschaften stören. »Der Affe ist hämisch«, sagt Appiani mit Recht! Herr von X** fand sich vor acht Tagen sogar in meiner eigenen Teegesellschaft ein, und führte da allerlei

spöttische Reden, welche mir und andern, unter andern auch dem alten Obersten, auffielen. Dieser fragte mich als die übrige Gesellschaft weg war, und ich erzählte ihm alles was vorgefallen war. Er schüttelte den Kopf und kam überein, wenigstens in meinem Hause müßte ich Herr sein zu sehen wen ich wollte.

Heute erschien mein Herr von X** richtig wieder in meiner Teegesellschaft und seine Spöttereien wurden so arg, daß ich mich zurückzog. Der Oberste aber trat vor und sagte ihm erst einige ernsthafte und nachher einige starke Worte über seine Ungezogenheit. Die Gesellschaft war einmal gestört, und so bedeutete der Oberste ihm zuletzt: Seine Gegenwart sei hier unnötig, und wenn er außerdem wieder vergessen würde was er mir schuldig wäre, sollte er es mit ihm zu tun haben. Herr von X** sagte dem Obersten etwas ins Ohr, dieser dankte freundlich, und X** ging ernsthaft fort. Es ist mir sehr unangenehm daß die Sache so weit gekommen ist. Mein Trost ist: Mein Alter ist ein gesetzter Mann, und wird ja wohl dem ungezogenen Kinde nichts als einen unbedeutenden Denkkettel mit auf den Weg geben.

Gustav war diesen Abend gerade nicht gegenwärtig; ich bin gewiß, auch er würde bei dem unartigen Benehmen des Kammerjunkers nicht ruhig geblieben sein.

Ich habe mein Betragen gegen diesen ernsthaft überlegt. Ich hätte mich durch seine stolze Prätensionen nicht sollen verleiten lassen, ihm meine Verachtung ins Gesicht zu bezeugen. Ich hätte ihn trockner abfertigen können; aber seine Rache war unmännlich, und hätte mich mein Vetter nicht beschützt, so wäre ich unartigen Anfällen immer ausgesetzt gewesen, sogar in meinem eigenen Hause. –

Ich werde doch unruhig schlafen, und wünschte die Sache wäre erst ganz zu Ende.

XVIII.

Du liesest mir den Text darüber, daß wegen meines Mutwillens ein Zweikanpf entstanden ist? Weißt Du nicht, daß man in der großen Welt eine ansehnliche Figur spielt wenn man so glücklich ist, daß sich um unserer schönen Augen willen ein paar die Hälse brechen? Und rechnest Du für nichts, daß ich einen beschwerlichen Liebhaber los bin?

Er ist doch wohl nicht tot? – sagst Du? –

Tot! – sage ich. –

Und darüber kannst Du Dich freuen? –

Jawohl! sage ich Dir – Er ist tot für mich und für den Hof und für die Stadt und für uns alle. Das ist genug. – Höre an die traurige Geschichte.

Es war vorher mancherlei Hin- und Herschreibens über das Duell gewesen. Der Kammerjunker hatte bemerkt, daß der Oberste wegen Kurzsichtigkeit die Brille braucht, und hatte ihn deshalb auf Pistolen gefordert in der Meinung, er würde es nicht annehmen; aber es mußte dabei bleiben.

Sie ritten bis auf die Grenze. Gustav war aus eigenem Triebe auch hinaus geritten und erzählte mir was folget:

Der Oberste sagte dem Sekundanten des Herrn von X^{**}: »Sie wissen daß ich kurzsichtig bin, und also verlange ich die Distanz von zwölf kurzen Schritten.« Der Herr von X^{**} erblaßte und verlangte eine weitere Entfernung, ließ endlich im Diskurse fallen: Die Sache wäre nicht von der Bedeutung, daß sie nicht auch mit dem Degen könnte ausgemacht werden. Der Alte aber setzte einen derben Trumpf darauf, daß es so bleiben müsse wie jener es selbst verlangt hätte. Die zwölf Schritte wurden abgemessen.

»Schießen Sie zuerst!« rief der Oberste, und ließ seinen Schimmel kurbettieren. X^{**} schoß und fehlte. Der Oberste schoß vier Schritte links einen kleinen schwankenden Zweig eines Baumes entzwei.

Der Herr von X** erblaßte sichtlich, und rief: er sei zufrieden mit der Satisfaktion. Der Sekundant versuchte die Sache beizulegen. Der Oberste rief: »Sind Sie zufrieden, so bin ich es nicht. Schießen Sie!« – Herr von X** schoß zitternd und fehlte weit.

Der Oberste setzte sein Pferd in Ruhe und zielte beinahe eine Minute lang:

»Ich ziele auf Ihre Brust!« – X** ward totenblaß. –

»Apropos! wollen Sie lieber leben als sterben? Sie wollten ja die Sache vorher beilegen.«

»Ich bin noch dazu bereit!« rief X**.

»Sie müssen aber tun was ich verlange; sonst schieße ich gerade ins Herz!«

Der Oberste rief den Wundarzt; denn X** hatte nebst dem Sekundanten zwei Kammerdiener und einen Wundarzt mitgebracht, alle zu Pferde, nebst einem bequemen vierspännigen Wagen. Mein Vetter hatte niemand bei sich als seinen Reitknecht.

»Sie haben doch eine Schere bei sich? Geben Sie sie doch dem Kammerdiener. Mein Freund, schneide Er seinem Herrn auf jeder Seite drei Zolle von den Seitenhaaren weg; ich kann die langen Schweife nicht leiden.«

Der Oberste zielte, X** hielt still und der Kammerdiener schnitt.

»Und die langen Hosen die bis an die kleinen Stiefeln gehen, bis unters Knie abgeschnitten!« – Es geschah.

»Nun, junger Herr, sehen Sie aus wie andere Menschen. Leute die so beschaffen sind wie Sie, müssen sich weder leiblich noch geistig von andern unterscheiden wollen.«

Der Oberste schoß in die Luft, und rief: »Wenn Sie wollen, so schießen Sie noch einmal!« Aber X** rief zitternd: »Ich bin zufrieden.«

»Ich rate Ihnen, junger Herr, gegen jedermann artig zu sein, ohne Ausnahme. Verstehen Sie mich?« Und damit ritt er samt seinem Reitknechte zurück.

Die Sache macht bei Hofe und in der Stadt viel Aufsehen. X** wurde den ersten Tag da er ausging, so sehr ausgelacht daß er wohl merkte, seines Bleibens würde hier nicht sein, und er hat schon die Stadt ganz verlassen.

Ich werde diese Nacht ruhiger schlafen als vorgestern. Diese Begebenheit hat sich lächerlich geendigt; aber ich habe darüber recht ernsthaft nachgedacht; und ich verspreche Dir, wenn jemals wieder ein überlästiger Liebhaber kommt, so werde ich ihn gelinder abweisen: sonderlich wenn er einer von den neuen tiefen Philosophen wäre, die alles wissen, und sich einbilden es stehe ihnen alles gut.

XIX.

Mein alter Vetter besuchte mich gestern, und Du kannst Dir vorstellen, ob ich ihm dankte? Gustav kam dazu. Der Oberste wollte keinen Dank annehmen; denn, sagte er, es ist sehr leichte Arbeit mit solchen Herren, deren Weisheit und Mut sich nur in Worten zeigt oder da wo sich niemand wehren kann. Sie sind wie Falstaffs Freikompanie, nichts als Futter für Pulver. Man tut ihnen noch zu viel Ehre, wenn man sie unter den gewöhnlichen Haufen von Menschen stößt, worunter Tausende besser sind als sie.

Der Alte sagte dies etwas trocken. Gustav mochte glauben es sollte auch ihm gelten, und ihm gefiel die Rede nicht, wie sich zeigte, als der Oberste weggegangen war. Da entspann sich unvermutet ein langer Wortwechsel zwischen uns beiden.

Diese Herren, hob Gustav an, schätzen nichts, als wozu Fäuste nötig sind. Zuschlagen können sie, das ist ihre ganze Stärke.

Nicht bloß Zuschlagen. Zum Zielen gehört Besonnenheit und kaltes Blut, und wenn man jemand mit bloßem

kaltem Zielen den Dünkel benehmen kann, so ist's ja menschenfreundlich!

Ja *kalt* sind die Herren, das weiß Gott!

Der Oberste doch nicht immer. Sein Herz ist warm fürs Gute. Erinnern Sie sich wie er die trefflichen Verbesserungen im Lande mit warmem Eifer lobte welche wir dem Geheimen Rate zu danken haben?

Ha! gemeine Geschäftsklugheit! Wenn ich ein Pferd in den Wagen spanne, muß es wohl ziehen.

Doch nicht, wenn es nicht gut regiert wird. Und dann bleibt das Geschäftspferd auf ebener Erde und nützt dem Menschen. Aber ihr Leutchen seid wie die Adler, ihr wollt immer zur Sonne fliegen ohne Nutzen und Zweck, bloß weil's hoch ist. Aber ihr bleibt in den dicken Wolken hängen, und eure Poesie wie eure Philosophie und Kritik ist naß und kalt zugleich.

Auch Sie plagen mich! Schlimm genug daß einen niemand fassen kann, daß sich niemand für die Wissenschaft der Wissenschaft, für das reine Schöne und Erhabene will erwärmen lassen.

Ei da haben Sie ja die ganze Gesellschaft der Frau von C**, die ist so warm für alles Undeutliche, daß mir der Schweiß dort ausbrach, und ich mir nicht traute wiederzukommen.

Spotten Sie nicht! Es kann sein daß die Leute etwas verbildet sind; aber sie haben doch eine gewisse Reizbarkeit, ein gewisses Leben, woraus doch eher noch etwas zu machen ist als aus dem frostigen unteilnehmenden Sinne, der alles Große und Schöne wegwirft.

Ich glaube aus jenem weniger als aus diesem. Verbildete Männer und Weiber sind viel schlechter als gar nicht gebildete. Ich mag lieber einen Marmorklotz als eine verstümperte Statue haben. Der Wert eines jeden Menschen beruht auf seiner *Wahrheit*. Die Verbildeten haben gar keinen Charakter; denn ihre Bildung ist nur Schein, und ihr Zweck ist bloß Eitelkeit. Auf eurem Witzmarkte kauft

und verkauft ihr mit falscher Münze. Pandolfo der Große gab euch neulich wirklich Ephraimiten anstatt Bankotaler.

Der Mann sagte manches Schielende und Falsche. Darin aber hatte er doch recht, daß es ärgerlich ist unter Leuten zu leben welche von Goethe und Shakespeare in eben dem Tone reden wie von einer Weinsuppe oder einem Kopfputze.

Das ist wenigstens mein Fehler nicht, denn mir ist eine Weinsuppe lieber als Goethens *Venezianische Epigrammen* und die *Bekenntnisse einer schönen Seele*, und ein Kopfputz lieber als Goethens *Großkophta*. Aber bei *Iphigenia* und *Werther* vergesse ich alle Suppen in der Welt. Shakespeare vollends, wenn man über ihn kommt, läßt einem nicht Zeit an sonst etwas zu denken als an ihn. Liebe Herren, die ihr nichts als Goethe und Shakespeare im Munde habt, ihr wisset nicht recht was ihr lobet und was ihr verachtet. Ihr meint die menschliche Natur im Shakespeare studiert zu haben; daher legt ihr in seine Werke einen ganz falschen Sinn, und eben diesen euren falschen Sinn wieder in Goethens Werke. Ihr müßtet Shakespearen aus der innersten Natur des Menschen kennen lernen; denn die studierte er und zwar bloß zu dramatischer Absicht, aus der nahm er alles her, und die kennet eure Wortweisheit gar nicht.

Nein! Er nahm alles aus seinem göttlichen Geiste. Es müßte denn zu seiner Zeit die Natur der Menschen erhabener gewesen sein; denn jetzt kann man weit und breit um sich sehen, und findet nichts als ganz gemeine Gesichter.

Schönen Dank für das Kompliment! Doch ihr lieben Philosophen habt ja Spiegel, darin könnt ihr euch selbst sehen; denn ihr haltet euch doch für ungemeine Wesen! nicht wahr? Seht euch also nur recht an; vielleicht lernt ihr euch kennen. Ihr sucht in der ganzen menschlichen Natur nach Shakespeares gigantischen Gestalten, und hal-

tet euch selbst für gigantisch, bloß weil ihr euch immer krampfhaft anstrengt. Lieben Leute, gigantisch seid ihr nicht, und werdet ihr nicht, wenn ihr auch noch so lange auf den Zehen trippelt! Lernet erst wirkliche Menschen kennen, sonst werdet ihr über Shakespearen nichts als hochklingende Worte hervorbringen. Bloß in der Studierstube kann er gar nicht gefaßt werden, denn er las in Menschen, nicht in Büchern. Ihr möget sagen was ihr wollt, ihr versteht ihn nicht, wenn ihr ihn als ein Buch leset, und am allerwenigsten wenn ihr die gelbe Brille eurer Schulphilosophie dazu aufsetzt. Ihr könnt euch aus ihm ein Götzenbild machen das ihr anbetet, aber ihr werdet nie den Gott erkennen der in ihm lebet. Er machte durch seinen großen Geist natürliche Charaktere zu großen dramatischen Bildern, fürs Drama. In diesen Bildern lebt ihr träumend, und ohne die Natur, ihr großes Urbild, zu kennen. Weil ihr beständig eure wilden Ideen untereinander werfen könnt, meint ihr, es ruhe Shakespeares Geist auf euch; und haltet nun alles für gemein was nicht so ist wie ihr, bis ihr mißmütig werdet mit Gottes Schöpfung. Eure Pandolfi verachten das Edelste und Beste was deutscher Geist hervorbrachte, sobald es nicht von euren paar Genossen herkommt; von denen aber preisen sie alles unbedingt, sogar bis auf den *Gestiefelten Kater* oder *Lovells Leben*, als wäre der Geist der guten Literatur nur bei denen die ihr befreundet. Der wahre Kenner schätzt jedes Geisteswerk in seiner Art und verachtet nur das Verächtliche. Wer alles will Goethisch und Shakespearisch haben, ist gerade eben so kleinlich und einseitig, als die Franzosen welche meinen, que le bon goût ne se trouve qu'en France [daß es guten Geschmack nur in Frankreich gibt]. Und die Franzosen die so sprechen, sprechen doch noch für eine große Nation, ihr aber nur für eure kleine Grillen. Wenn man euch so schief urteilen hört, so möchte man fast glauben, ihr schätztet an Shakespearen wie die Kenner an antiken Münzen nur den Rost, nicht das Gold. Lieben Leute,

hättet ihr Shakespeares Geist, wovon ihr mit so vielem Stolze sprecht, als kenntet ihr allein ihn nur, sonst niemand, warum bringt denn kein einziger von euch etwas echt Shakespearisches zum Vorscheine? Zwar möget ihr euch so etwas einbilden, aber ihr geht immer neben seinem gebahnten Wege ab, im Sumpfe und zwischen kleinen Steinen, und meint dem Ziele zuzueilen, wenn ihr stolpert!

Gustav fand, ich wäre allzuhart, brach kurz ab, und ging mißmütig weg.

Ich mußte aber einmal mein Herz ausschütten; denn der Dünkel ist gar zu lästig, den der junge Mann mitgebracht hat, nach welchem er alles für schlecht und gemein hält, was nicht so ist wie ihm seine Grillen gesagt haben, daß es sein sollte. Er mußte einmal deutlich hören daß man Menschen aller Art kennen lernen muß, ehe man über menschliche Charaktere urteilen kann. Ich bin ihm gut, darum sagte ich ihm die Wahrheit recht offenherzig. Warum sollte ich sie verschweigen?

Aber wäre ich etwa wieder allzuhart gewesen? Ich versprach Dir neulich, wenn mir ein neuer Philosoph in den Weg käme, wollte ich ihn gelinder abweisen. Wie? mein Herz! Ich sagte das mit Bedingung, wenn es ein überlästiger Liebhaber wäre. Gustav ist mir weder *überlästig* noch mein *Liebhaber*, noch will ich ihn *abweisen*. – Wäre er mein Liebhaber, würde er dann gleich weglaufen, wenn ich ihm sage was ihm gehört. Ich will meine Liebhaber schelten dürfen, das kannst Du nur jedem sagen, der mich zu lieben Lust hat. Und würde denn der Ungetreue gleich zur Frau von C** wieder gehen; – denn wohin wäre er sonst gegangen, da er mich so schnell verließ? – Er ist tot für sie, sagst Du? – Hm! die zärtlichsten Liebhaber sind wie die Fliegen, sie leben auf wenn sie wieder in den Schein ihrer Sonne kommen. Höre an! Käme er wieder neubelebt zu mir, so hätte es seine Richtigkeit mit der Liebhaberschaft; wäre nur noch zu untersuchen, ob die mir überlästig sein soll.

Siehst Du wohl, daß es nichts schaden kann, wenn man die Männer ausschilt! Gustav kam heute gleich wieder. – Merkst Du aber warum der arme Schelm zu mir kommen muß, wenn er auch weiß, daß er Wahrheiten hören wird! Er hat seinen Kammerjunker nicht mehr, und die Frau von C** hat ihn verlassen.

Aber wie? kam er neubelebt? Ach keinesweges! Er ist traurig und mißmütig, daß er von der Frau von C** ist abgesetzt worden. Ich soll ihn trösten. Wie ist das zu machen? Sein Herz ist so unbefangen, daß er sich in die erste schöne junge Frau ehrlich verliebte, deren Geist einen Berührungspunkt mit dem seinigen hatte; und nun kann er noch nicht begreifen, daß Geist nicht Herz ist, und Eitelkeit es noch weniger ist. Ich habe verschiedene Unterredungen mit ihm gehabt, recht freundschaftlich, davon will ich Dir das Wesentlichste sagen.

Mein Trost nahm einen ganz besondern Weg, um ihn zugleich zur Erkenntnis zu bringen. Ich musterte alle Weiber, eine nach der andern, welche in die gelehrte Gesellschaft der Frau von C** kommen. Gustav hat einen viel zu gesunden Sinn, um nicht zu begreifen daß jede von diesen nur aus Eitelkeit die Zusammenkünfte besucht, und nicht aus Verlangen nach wahrem Geistesgenusse. Da nun sein Liebesverständnis mit der Frau von C** sich unter dem Vorwande der Schöngeisterei angefangen hat, so scheint er endlich zu begreifen, daß die Liebe auch bei ihr der Eitelkeit habe zum Vorwande dienen müssen, zumal da ich ihn auf die Menge der Liebhaber aufmerksam machte. Das mochte ihm nun wohl das Herz brechen. Du weißt wenn der Sünder zerknirschten Herzens ist, kann die Gnade besser wirken. Ich nahm also den Zeitpunkt wahr ihn freundschaftlich in sich zurückzuführen.

Ich fing damit an, ihn zu loben daß er der Frau von C** hätte gefallen wollen, und bemerkte daß er dadurch

schon etwas von dem steifen und herrischen Wesen verloren hätte, welches ihm mit seiner Schulweisheit eingeprägt worden war. Dies konnte er noch nicht fassen. Aber er begriff doch, daß die Frau von C** unrecht gehandelt hätte seine Gefälligkeit nur zu brauchen, um ihre Eitelkeit zu befriedigen, anstatt seine aufrichtige Gesinnungen eben so aufrichtig zu erwidern. Nun kamen wir ganz natürlich darauf, daß jede Geselligkeit wechselseitige Pflichten erfordere, und daß die wahre Bildung eines menschlichen Charakters nur in der menschlichen Gesellschaft erreicht werden könne. Darüber hatten wir nun viel Gespräch.

Ich suchte ihn zu überführen: um gute Gesellschaft zu genießen und sich darin zum Genusse mitzuteilen, müsse man sich derselben anschmiegen, nicht aber darin herrschen oder sich auf eine unangenehme Art auszeichnen wollen; ohne Anhänglichkeit an Menschen aller Art könne die Bildung des Charakters eines jungen Mannes durch die Gesellschaft nicht vollendet werden. Da gab es einen harten Kampf. Er wiederholte mehrmals: fast alle Leute wären doch so *gemein*, daß es der Mühe nicht lohne, sich ihnen zu nähern. Hierüber sagte ich ihm deutlich meine Meinung; unter andern: es schiene mir so natürlich, daß wer andere beurteilen wolle, vorher auch sich beurteile. Wer nun eine Gesellschaft gebildeter Menschen für *gemein* erklären wolle, solle wie ich dünkte billig vorher sich selbst prüfen. Es könnte doch möglich sein, daß an ihm selbst etwas *gemein*, oder daß sein Ungewöhnliches schlechter wäre als das Gewöhnliche anderer Leute. Diese Prüfung hätte, meiner Meinung nach, besonders ein junger Mann sehr nötig, wenn er auch in der Schule für noch so gelehrt wäre gehalten worden. Buchweisheit, fuhr ich fort, geht von allgemeinen Sätzen über die Menschheit aus, die im Allgemeinen ihren Wert haben mögen; aber um sie richtig anwenden zu können, muß man menschliche Charaktere aller Art lange und auf-

merksam beobachtet haben, denn die lebendige Welt ist unendlich mannichfaltiger als die Welt der Ideen. Die Schulweisheit vermag nichts über eine Menge Dinge die zwischen Himmel und Erden sind. Das hat euch Hamlet schon gesagt. Jeder Künstler, und besäße er Polyklets Regel, muß lange nach dem Leben zeichnen; und diese Regel würde eine armselige Regel sein, wenn Polyklet selbst nicht lange beobachtet und gezeichnet hätte.

Gustav sagte viel zur Verteidigung seiner theoretischen Weisheit, was sich recht gut anhören ließ: daß sie das menschliche Wissen gewiß macht, daß sie allgemeingültige Gesetze gibt, daß durch sie die Menschen zu festen Gründen gelangen auf die beste Art zu handeln. Das war alles recht hübsch; nur daß er die Schulphilosophie womit unsere Deutschen sich vor allen Nationen so emsig plagten, mit festen Grundsätzen verwechselte. Man kann diese haben ohne jene; es würde sonst schlecht in der Welt stehen.

Das sagte ich ihm, und setzte hinzu: Ihr hochweise Buchgelehrte kommt mir vor wie die großen Töpfe in unsern Küchen. Sie werden kreuzweise mit Draht beflochten, damit sie nicht unter ihrer eigenen Schwere brechen, aber gegen den geringsten Stoß von außen hilft ihnen der Draht so wenig als euch eure verschränkten Syllogismen. Lieber Gustav! Gleich bei Ihrem ersten Schritte in die Welt machte ja ein wenig buhlerische Eitelkeit Ihre vortrefflichsten Schlüsse zu Schanden! Glaubten Sie nicht, die Frau von C** wäre eine liebende Seele, und ihre Genossinnen hätten wahre warme Empfindung für das Schöne und Erhabene? Glauben Sie jetzt noch, diese Damen verdienen daß man sie für *ungemeine* Seelen halte, oder muß man sie nur für *köstliche Butterherzchen*, für *précieuses ridicules* [lächerliche geistreiche Damen] halten? Wollten Sie wohl unsern alten Vetter allein mit seinem gesunden hausbackenen Urtheile, für all das feinstau-

bige Caquet [Geschwätz] im Bureau der Frau von C** weggeben?

Meine Erwähnung des Obersten berührte eine Seite die empfindlicher war als ich gedacht hatte. Gustav konnte es noch nicht vergeben, daß der Alte von der Weisheit in Worten mit so wenigem Respekte gesprochen hatte, und wollte seinen ehemaligen Weisheitskameraden noch nicht so ganz aufgeben; denn er meinte, dieser sei von dem Obersten unanständig gestraft worden.

Soll es nicht erlaubt sein, rief er, Haare und Beinkleider so lang oder so kurz zu tragen wie jeder will?

O ja, versetzte ich, wenn es nur auch erlaubt ist den auszulachen, welcher sich durch dergleichen Dinge auszeichnen sucht.

Warum jemand desfalls auslachen? Es ist kindisch nur auf dergleichen Dinge Acht zu geben. Ich sehe nicht darauf.

Wirklich nicht? Prüfen Sie sich recht ob Sie nicht darauf dachten, sich von andern auszuzeichnen, als Sie eine fremde Kleidung ausdrücklich wählten? Und dann prüfen Sie sich auch, ob Sie wohl in Versuchung geraten sind, sich in irgend einer Gesellschaft im voraus als ein Mann anzukündigen der an Verstand und feinem Sinne über alle weit erhaben ist? Wäre dies, so möchten doch wohl das dicke Halstuch und die langen Beinkleider mit der Geistesprätension etwas gemein haben. Wenn wir Sie nun darüber auslachten, ist dies Auslachen nicht gelinder als das verächtliche Lächeln, als das spöttische Achselzucken, womit Sie und Ihr Weisheitskamerad alles herabsetzten was Sie in der Gesellschaft sahen? Prüfen Sie sich, ob Sie etwa durch Ihre Buchweisheit unvermerkt rechthaberisch wurden und entscheiden wollten, ohne auf die Gründe anderer zu hören? Ob Sie etwa geschwind widersprachen, ohne auch nur die feinen Nuancen der entgegengesetzten Gesinnungen zu empfinden?

Sollte ich mich so albern betragen haben? Das glaube ich doch nicht.

Ich hoffe auch nicht, so sehr, daß Sie das Beiwort *albern* verdienten, welchem Ihr Freund der Kammerjunker zuweilen nicht ganz mag entgangen sein. Aber, so viel ist gewiß, schon ein Schriftsteller nimmt wider sich ein, wenn er sich mit Prätension und Dünkel ankündigt; wie viel mehr der Mensch in der lebendigen Gesellschaft? Da geben eine stolze Miene, ein verächtlicher Blick, ein wegwerfender Ton zu erkennen, daß jemand der Gesellschaft wenig schuldig zu sein glaubt, wegen welcher er sich so wenig geniert daß er lange Beinkleider und einen struppigen Schwedenkopf trägt – doch sans comparaison [ohne einen Vergleich anstellen zu wollen], ich sehe eben Sie tragen einen.

Was haben Ihnen meine kurzen Haare getan? Mir ist's nun bequem sie abzuschneiden.

Ein Schlafrock ist auch bequem. Ginge jedermann darin; meinetwegen! Wer aber jetzt sich herausnahme im Schlafrocke in eine Gesellschaft zu kommen, würde doch wohl zeigen, die Gesellschaft kümmerge ihn wenig?

Nun kam ein langer Disput vom Unterschiede zwischen Schlafröcken und struppigen Haaren, und da brachte ein Wort das andere. Ich gab ihm zu, daß die kurzen Haare für Soldaten dienlich sein könnten, sonderlich in Feldzügen, und daß meinetwegen auch Leute die mir gleichgültig wären, Schwedenköpfe und Backenbärte über die ganze Gesichtslänge haben möchten, wie sie wollten; daß ich aber wünschte, *er* mögte sich auf andere Art auszeichnen; und endlich fuhr mir's heraus: – Er würde mir besser gefallen, wenn er sein Haar nicht so struppicht abschnitte!

So geht's, wenn man seinen Satz durchaus behaupten will, da überlegt man oft nicht jedes Wort. Die kurz abgeschnittenen Haare konnte ich nie hübsch finden; aber nie war mir diese Mode mehr zuwider, als seit sie Gustavs hübsches Gesicht entstellt. War's aber nicht zu viel, ihn wissen zu lassen, sein Gesichtchen würde mir hübscher

vorkommen, wenn ihm die Haare auf dem Kopfe nicht struppicht zu Berge ständen? Und was das allerschlimmste ist, Gustav wird sich nicht einmal daran kehren; denn er ist ja ein Philosoph und ein Schöngeist, und muß sich also nicht einmal durch große gelehrte Männer von etwas überzeugen lassen, geschweige denn durch mich schwaches Werkzeug.

Weibchen! Ich bin so gutherzig und schreibe Dir ausführlich von der Weisheit die ich gepflogen habe. Da bildest Du Dir nun ein, das geschähe, weil ich gern von Gustav schriebe. Du sollst mir nicht so tief ins Herz sehen wollen. Es ist da gar nichts für Dich zu sehen. Wenn ich Dir also künftig vielleicht wieder einmal lange Gespräche mit ihm, oder wer weiß was von ihm mitteile, so sollst Du gar nichts daraus schließen. Gar nichts! Verstehst Du mich?

Um diese Zeit machte Adelheid gewisser Vorfälle wegen eine Reise nach ††. Sie mußte sich da über drei Monate aufhalten. Der nächste Brief ward aus †† geschrieben, die folgenden wieder aus D**.

XXI.

— — — Gustav schreibt mir öfter. Es scheint zuweilen in seinen Briefen, als hätte er meine Worte in einem feinen guten Herzen bewahret. Aber die leidige Buchphilosophie dringt doch immer wieder durch. Solange die im Kopfe sitzt, ist mit dem Herzen nicht viel anzufangen. — —

Wie viel länger hat meine Reise nicht gedauert, als ich wünschte! Ich nahm den Rückweg über mein Landgut, welches ich dieses Jahr noch nicht gesehen hatte. Je mehr ich mich näherte, desto mehr erwachten in mir manche Bilder von vorigen Zeiten, frohe und traurige; doch behielten die frohen bald die Oberhand. Die ganze Gegend lachte vom Segen des Herbstes, frohe Winzer waren allenthalben im Tagewerke; mein Herz öffnete sich der Freude. Als ich ins Dorf fuhr, hüpfte mir meine liebe Schuljugend entgegen, und überraschte mich mit einem fröhlichen Herbstliede. Gustav hatte die Worte gemacht. Er war mitten unter ihnen; und welche Veränderung, liebe Julie! Sein schönes kastanienbraunes Haar, vorn gescheitelt, hing in natürlichen Locken über seine Schultern herab. Lange hat mich nicht etwas so überrascht, und – ich bekenne es gern – so gefreuet.

Ich bin nicht eitel wegen des Sieges meiner Überredungskunst. Meine Empfindung ist ganz anderer Art. Sie liegt mir näher am Herzen, ich weiß selbst nicht recht wie? Lavater sagt, wir Frauenzimmer wären gute Physiognomistinnen. Das bin ich auch, und besonders in Haaren, drum bin ich dem Kräuseln und Pudern so gram. Gustavs Antlitz siehet jetzt ganz anders aus, heiterer, unverdorben von Prätension. Es ist als wäre diese mit dem Backenbarte vermindert. Ich habe zwei sehr angenehme Tage auf dem Lande zugebracht, und unsere Zurückfahrt nach der Stadt gab auch einen frohen Tag. Man genießt sich besser, wenn man froher Laune ist. Das war ich von Herzen. Gustav zwar auch, doch mußte ich ihm Anstoß zum Frohsinne geben. Er war oft in Gedanken, und erwachte gleichsam nur. Noch jetzt sitzt ihm immer ein trübes Wölkchen zwischen den schönen Augenbramen. Doch das bilde ich mir vielleicht nur ein.

Ich habe mich in Gustav nicht ganz geirrt. Bei aller seiner Gutherzigkeit, bei seiner zunehmenden Gefälligkeit gegen jedermann, liegt doch in ihm noch ein großer Keim vom Mißvergnügen. Ich schrieb dies dem unterbrochenen Verhältnisse mit der Frau von C** zu, und schloß daraus, er habe sie stärker geliebt, als er selbst wohl geglaubt haben möchte. In jenem habe ich mich gewiß nicht, aber wohl in diesem geirrt, wie ich immer mehr merke. Er kann nur die Frau von C** noch nicht vergessen, ob er sie gleich verachtet. Sie hatte Schritte getan, um ihn wieder an sich zu ziehen. Er schrieb der Liebe zu, was eigentlich die Eitelkeit tat, und überließ sich anfänglich wieder seinen warmen Empfindungen. Aber die Erfahrung hatte ihn doch soviel scharfsichtiger gemacht, daß er bald unter dem Liebreize womit sie ihn zu fesseln suchte, das apprêté [Gekünstelte] bemerkte. Dies führte endlich zu einer *Explikation*, wobei sie sich noch mehr bloß gab; denn sie wird leicht heftig, wo ihr das Herrschen nicht gelingt. Nun ist der gute Gustav, dessen unbefangene Herzensempfindungen zweimal getäuscht wurden, im ersten Schmerze mißlungener Liebe. Dabei quält ihn auch ein geheimer Stolz, den ich nicht ganz tadeln kann; er findet sich gedemüthigt daß er sich so leicht hat hintergehen lassen. Zugleich aber ist auch in ihm eine gewisse traurige Empfindung worein die edelsten Menschen leicht fallen, deren Herz wohl zur Anhänglichkeit, zur Teilnahme gestimmt wäre, und die sich vereinzelt sehen. Freilich fühlt er noch nicht, daß der Grund seiner gänzlichen Vereinzelung größtenteils in ihm selbst liegt. Er hängt immer noch, wie unsere meisten jungen Leute, an exzentrischen und überspannten Ideen. Ein Blick in die wirkliche Welt kann ihn aufheitern, und heitert ihn auch eine kurze Zeit auf; aber sogleich fällt er in sein trauriges Ich zurück, und das Ich, wenn auch noch so hoch gestimmt, steht allemal ein-

zeln. Er kömmt den Menschen nicht entgegen, und verlangt doch, sie sollen ihm entgegen kommen. Er tut nichts für sie, sie sollen alles für ihn tun. Das rührt daher, weil der liebe gute Gustav immer in Büchern und in Idealen gelebt, und sich eine ganz eigene Welt in seinem Ich geschaffen hat, die er freilich außer sich nicht finden kann. Es dünkt ihn sogar noch etwas Großes, solche Ideenwelt zu schaffen. Er weiß nicht, daß jeder denkende und empfindende Mensch sich in seinem kleinen Ich eine große Welt baut, einer in Form von einem, ein anderer in Form von hundert spanischen Schlössern. Wie sollen nun die innern Welten zusammenkommen, wenn die *Iche* nicht zusammenkommen wollen?

Neulich besuchte er mich, trübsinniger wie jemals; denn er will sich für seine mißlungene Liebe durch Spekulation trösten, und das ist ein leidiger Trost. Ich war gerade in recht lustiger Laune, wollte seinen trüben Sinn und seine trübe Philosophie weglachen, aber da haftete keine Freude. Nun versuchte ich es mit trockenem Widerspruche. Zuweilen schlägt diese Arznei an.

Ich sagte ihm, seine üble Laune sei ungerecht und unnütz.

Das meinte er nicht, und beklagte mißmütig, daß die Vernunft bestimmt sei in der ganzen Welt zu herrschen und daß man doch allenthalben Unvernunft fände.

Nicht allenthalben. Es herrscht viel Vernunft in dieser Welt. Die Hauptsache ist, daß jeder Mensch darauf bedacht sei, daß in ihm selbst die Vernunft herrschend werde. Dafür sorgen Sie nur, und lassen Sie die übrige Welt für sich sorgen.

Man sieht aber allenthalben so viel Elend als Unvernunft. Nirgend sind die Menschen wie sie sein sollten, das sehe ich täglich deutlicher.

Freilich! die meisten Menschen handeln verkehrt, und machen sich unglücklich, weil sie unvermeidliche Widerwärtigkeiten nicht ertragen, sondern immer ihren Willen

haben wollen; da sie sich doch selbst glücklich machen könnten, wenn sie Entäußerungen nicht verschmähen wollten, welche notwendige Folgen der Dinge in der Natur sind.

Verzeihen Sie! die echte Moral lehrt uns, daß die Folgen der Dinge so wenig Bewegungsgründe unserer Handlungen sein müssen, als unsere eigene Glückseligkeit. Es darf nur unser Zweck sein, der zugleich Pflicht ist, uns selbst vollkommen, andere hingegen glücklich zu machen.

Ganz wohl! Trachtet nach dem Reiche Gottes, so wird euch das übrige zufallen. – Suchen Sie sich so vollkommen zu machen, daß Sie nicht eigensinnig und mißmütig über die Welt werden, so wird unvermerkt so viel Glückseligkeit über Sie kommen, daß Sie, mit aller Ihrer hohen Philosophie, sich derselben kaum werden erwehren können. – Aber Ihre Philosophie sagt: Wir ändern sollen Sie glücklich machen? Bei Ihrer Stimmung ist dieses unmöglich, wenn Sie selbst nichts dazu tun wollen, und, nach Ihrer Philosophie, sogar nicht *sollen*. – Aber, wissen Sie was? Sie meinen ja, Ihre Pflicht sei, andere Leute glücklich zu machen. Machen Sie also mich so glücklich, daß Sie werden wie andere Menschen, damit Sie nach und nach fähig werden, die wirkliche Welt kennen zu lernen. Sie bilden sich ein, die Menschen wären nicht was sie sein sollten, weil Sie Menschen suchen, wie sie in Ihrem Ideale und in Ihren Büchern stehen, dergleichen in der Welt nicht sein können, und auch nicht sein *sollen*. Sie haben für das wahre Edle und Schöne in den lebenden Menschen keinen Sinn, solange Sie in Ihren hohen Idealen schweben, oder sobald Sie Ihre üble Laune antritt, die gewöhnliche Folge unzeitiger Idealsucht.

Warum sollte ich das Edle und Schöne an den Menschen nicht finden können, wenn es da wäre? Ich habe Augen und Ohren.

Sie sehen aber damit nur die Geschöpfe Ihrer Einbil-

dungskraft und Ihres spekulativen Geistes, die Natur des lebenden Menschen kennen Sie nicht.

Ich werde allenthalben mißverstanden; man kann mich nicht fassen, auch Sie mißverstehen mich.

Ach nein! Ich verstehe Sie recht gut. Sie suchen etwas wo nichts zu finden ist, daran sind aber weder Welt noch Menschen, sondern bloß Sie schuld. – Prüfen Sie sich vielmehr, ob nicht andere von Ihnen mißverstanden werden.

Kann ich meinen Sinn und meine Überzeugung ändern? Ich bin einmal vereinzelt; ich kann mit niemand übereinstimmen.

Weil Sie nicht wollen. Haben denn andere Menschen nicht auch Sinn und Überzeugung? Warum sollen sich die nach Ihnen richten, nicht Sie nach andern? Wer nicht ein Teil des Ganzen sein will, vereinzelt sich selbst.

Was kann ich dafür daß ich Kräfte in mir fühle; aber auch, daß sie in mir ungenutzt vermodern?

Suchen Sie Gelegenheit sie zu nutzen. Klagen sind nicht Gelegenheit, diese muß man an der Stirn fest halten.

Ich fühle was ich bin, und fühle doch daß ich nicht wirken kann nach meinen Kräften unter Menschen die kalt, fühllos sind, und nur Sinn für das Niedrige und Gemeine haben.

Ich zweifle, lieber Gustav, daß Sie recht fühlen was Sie sind. Hören Sie aber an! Ist wirklich in der lebenden Welt für Sie nichts zu tun, so erschießen Sie sich. Werther ermordete sich, Rousseau¹ wahrscheinlich auch. Warum nicht auch Sie.

Er sprang auf: Ist das der Rat den Sie mir geben?

Warum nicht? wenn Ihnen anders nicht zu helfen ist.

¹ Frau von Staël sagt von J.J. Rousseau: Il n'était pas fou, mais *son imagination était en démente*. A force d'être *superieur*, il était *prêt d'être fou*. Il avait une grande *puissance de raison*, et une *extravagance absolue* sur les objets dont la mesure est *prise au dehors de nous*. [Er war nicht verrückt, aber seine *Vorstellung* war *Wahn*. Er war so sehr *überlegen*, daß er *nahe*

Haben Sie aber hier noch etwas Gutes zu tun? Kann noch Ihr Geist für nützliche Geschäfte und Ihr Herz für Liebe und Freundschaft empfänglich sein, so bleiben Sie hier; aber sodann müssen Sie sich fein in die Welt schicken, und nicht glauben, daß Sie die Welt reformieren könnten, ohne sie zu kennen.

Wie kann ich mich in diese Welt schicken? Mein Herz erwärmte sich; da fand ich Kälte unter dem äußern Anscheine der Liebe. Ich mag wohl für diese Welt nicht sein! Wer kann einen Menschen lieben, der in sich selbst alles findet, und außer sich nichts finden kann!

Wer ihn weder verziehen noch zur Puppe für seine Eitelkeit brauchen will, sondern ihm die Wahrheit sagt, bis er seine Grillen weder für Weisheit noch für Unglück hält. Lieber Gustav! Wessen Körper in einer so heftigen Anspannung ist wie jetzt Ihr Geist, der hat das Fieber. – Warum immer Anspannung, es sei nun durch Imagination oder durch Spekulation oder durch beide zugleich? Lassen Sie Ihren Geist gesund werden. Im gesunden Zustande wirkt jede Kraft nach ihrer natürlichen Ausdehnung, ohne angestrengt zu sein. Sie haben sich lange gewöhnt, es für einen erhabenen Zustand zu halten, wenn Ihr Verstand und Ihre Empfindung im Rausche sind. Werden Sie nüchtern und sehen Sie um sich, so werden Sie in der menschlichen Gesellschaft alles finden, was Ihnen Ihrer Meinung nach fehlt: Mut und Gelegenheit Ihre Kräfte zu brauchen, Sympathie, Freundschaft und Liebe und Glück.

Er sagte lächelnd: Sie meinen, ich könnte Liebe finden, und wollen ich soll nüchtern sein?

O ja! Sie selbst verlangten vorher, die Vernunft solle al-

dan war, verrückt zu sein. Er hatte eine große Verstandeskraft und zugleich eine völlige Extravaganz gegenüber den Dingen, deren Maß außerhalb von uns liegt.] Eine wahre Schilderung vieler neuen deutschen Jünglinge die Schöngeister und Ichphilosophen zugleich sind, obgleich wahrlich keiner von ihnen ein Rousseau ist. Anmerk. des Herausgebers.

lenthalt regieren; also gebührt ihr auch die Herrschaft über die Liebe.

Über die Liebe? Die Liebe ist ein allverzehrendes Feuer. Erinnern Sie sich wie Sappho die Empfindung ihrer Liebe beschrieb!

Die Liebe kennt Ihr jungen Herren gewöhnlich nur aus Gedichten oder aus Romanen und Trauerspielen. O ja! die Liebe in den Oden der Sappho kann ein verzehrendes Feuer sein; dies ist aber weder der Liebe höchster noch ihr edelster Grad. Die Liebe kann aus sehr tiefer Empfindung entspringen und tief ins Herz gehen; und doch eine sehr sanfte Leidenschaft bleiben, welche die ganze Seele erfüllt, ohne sie der Herrschaft der Vernunft zu entziehen. Das Wesentliche der Liebe ist: Herzen zu verbinden, so daß eines durch das Glück des andern glücklich wird. Daher ist sie auch so mannichfaltig als die Arten der wechselseitigen Verbindungen und des wechselseitigen Glücks. Sie fängt an bei der untersten Stufe der Geselligkeit, und macht jede Gesellschaft inniger. Das Verlangen zu gefallen, die zuvorkommende Sorgfalt daß andern wohl sei, der Sinn sein Glück in dem Glücke anderer zu finden, sind ihre ersten Keime, welche zu hohen fruchtbaren Bäumen aufwachsen können. In Romanen und Trauerspielen wird die Liebe nur so gebraucht, wie sie kann *dargestellt* werden, wie sie Wirkung tun kann auf den Leser und Zuschauer. Dies ist aber der wahren Liebe außerwesentlich; auch ist im wirklichen Leben die Liebe nicht so einseitig wie in Romanen, sondern regiert da in unendlich mannichfaltigern Graden und Abstufungen, welche alle darin übereinkommen, daß sie nicht *können*, ja daß sie nicht *sollen dargestellt* werden. Selbst der niedrigste Grad wahrer Liebe ist allzuheilig, als daß ein Dritter etwas davon fühlen soll. Daher hört auch die Romanliebe mit der *Heurat* auf; denn in dieser Verbindung ist die höchste Stufe welche liebende Herzen erklimmen können! Nicht Leidenschaft mehr, denn keine Leidenschaft ist dauernd; son-

dern innigste Fülle des Herzens, welche kein Wort ausdrückt, und was auch der Roman und das Schauspiel nicht leicht darstellen kann, die aber allemal aus dem Keime der Geselligkeit entsteht. Prüfen Sie sich, ob ein solcher Keim in Ihnen Wurzel fassen kann, ob Sie Kräfte entwickeln können und wollen zum Besten anderer; so wird Ihnen nichts fehlen an der Fähigkeit glücklich zu sein und glücklich zu machen, und dann können Sie das Erschießen noch aufschieben. Der Grad des Glücks wird bestimmt durch den Grad der Fähigkeit für andere und in andern zu leben. Suchen Sie also diese Fähigkeit zu erwerben.

Wir redeten noch manches hierüber, bis Gustav gedankenvoll nach Hause ging. Ich hatte ihm viel widersprochen, aber meiner letztern Rede widersprach er gar nicht. Ich weiß auch nicht wie es zuging, daß ich mit ihm so weitläufig auf die Materie von der Liebe kam.

XXIV.

Meine Lektion mag wohl etwas gefruchtet haben, denn Gustavs Trübsinn nimmt nach und nach ab. Nach mancherlei lebhaften Gesprächen scheint ihm doch einigermaßen zu Sinne zu kommen, daß er nicht allein in der Welt ist, und daß mit den Ideen die er sich macht, nicht alles kann ausgerichtet werden. Es ist mir genug, vor der Hand ihn aufmerksam gemacht zu haben auf sich und andere; seine eigene gesunde Vernunft wird dann nach und nach das Beste bei der Sache tun. Jetzt liegt sie noch immer unter den Fesseln des Spekuliergeistes. Es ist seltsam genug anzusehen, welche Kreuzsprünge die Spekulation macht, wenn sie sich auf die Dinge in der wirklichen Welt anwenden will; zumal bei den jungen Weisen, wo mit ihr die Imagination Hand in Hand geht, und oft mit ihr davon läuft. Du glaubst nicht was für drollige Originale die

Leuten sind, welche mit ihrer dunkeln Spekulation in die hellen poetischen Empfindungen hinein arbeiten. Ich höre alle Tage mehr davon; denn wir haben hier nicht wenig weise Jugend dieser Art, welche uns die Weisheit sehr fleißig mitteilt wodurch sie alles menschliche Wissen gründet, und sodann stattliche Lehrgebäude aller Art darauf setzt, die mir vorkommen wie das originale Landhaus jenes reichen Käsehändlers in Brabant, auf dem rechten Flügel chinesisch auf dem linken gotisch, das baufällig ward bei dem ersten starken Regen.

Gustav ist nun so gar arg nicht, denn er ist nicht ganz in sich gekehrt, sondern hat von dem Menschensinne seiner Jugend noch so viel zurückbehalten, daß er in Gottes schöne sinnliche Welt hineinschauen kann. Freilich muß man ihn ein wenig dazu anstoßen; er ist wie ein Ermüdetter der aus dem Traume erwacht, um sich blickt, aber dem bald wieder die Augen zufallen, wenn man ihn nicht abermal etwas rüttelt. Wohl gilt von diesem Spekulationswesen was König Salomo von dem vielen Predigen sagt: Es macht den Leib müde!

Ich unterhalte mich nun sehr oft mit meinem Schwager über mancherlei Gegenstände. Dabei geht mein bißchen Menschenkenntnis so viel es kann seinen Weg; aber weit mehr Gustavs Philosophie, die noch gar ergiebig ist, und wovon ich auf diese Weise nach und nach recht viel erfahre, so daß ich, wenn ich stolz wäre, in der Gesellschaft der Frau von C** vielleicht schon ein wenig glänzen könnte. Doch bin ich sparsam mit solcher Gelehrsamkeit, und suche unsere Gespräche nur zu Gustavs Nutzen zu lenken. Dabei gibt's dann mancherlei Gelegenheit ihn sanft zu rütteln, damit er die Augen öffne und um sich schaue. Das möchte er auch wohl; aber kaum hat er etwas mit halben Blicken angesehen, so will er gleich aus der Spekulation in seinem *Gemüte* (so nennen die Leute jetzt das innere Kästchen, worin sie ihre Weisheit aufbewahren) – festsetzen, wie es mit dem Dinge eigentlich be-

schaffen sein soll, und da schlägelt er denn freilich oft gar gewaltig. Wir kommen wie ich schon gesagt habe, auf allerlei Gegenstände besonders aus der wirklichen Welt, unter andern auch auf die Geselligkeit, wozu ich ihn gern näher führen möchte; und so bringt er mehrmal selbst das Gespräch auf uns Frauenzimmer. Der Gegenstand wäre reichhaltig genug, nicht wahr, liebe Julie? Nur weiß Gustav viel weniger davon als er sich einbildet. Er muß sich doch noch wohl erinnern, wie sehr er sich vor ganz kurzer Zeit an den ersten Weibern geirrt hat die er kennen lernte; und dies sollte ihn darauf führen sich erst noch mehr Kenntniss von unserm Geschlechte zu erwerben, ehe er darüber zu urteilen wagte. Aber er fängt lieber gleich beim Urteilen an, und da er wirklich gut spricht, so unterhalte ich mich gern mit ihm über uns. Versteht sich, daß ich ihn mehr selbst reden lasse, und seine lehrbegierige Schülerin bin. Es erhellet aus seinem ausführlichen Raisonnement, daß unsere deutsche Imaginationsphilosophen, so wie sie durch ihre Spekulation alles beschließen und bestimmen wie es sein muß und sein darf, auch über die Weiblichkeit erstaunlich viel in ihrem Gemüte festgesetzt haben, so daß sie auf ein Haar angeben können wie unser Geschlecht ist und wie es sein soll. Gustav hat mir in seiner Unschuld eine Menge von dieser Weisheit über uns mitgeteilt, und alles fein erläutert mit Beispielen aus *Meisters Lehrjahren*. Das hat mich sehr amüsiert. – Wie sich die junge Weisen die Weiblichkeit vorstellen, soll ich Dir sagen? Das geht nicht! Du müßtest es selbst hören; aber amüsant ist es. Stelle Dir indes vor wie wir nicht sind, so kommst Du dieser Buchvernunft ziemlich auf den Weg.

Dies alles sind nun noch Überbleibsel der Schulweisheit, welche Gustav mitbrachte. Sie fängt freilich an sich etwas zu verlieren, aber sie hat ihm allzuviel Kopfbrechens gekostet, um sie sogleich ganz aufzugeben. Ich lasse ihn auch damit gehen, um dadurch sein Vertrauen zu ge-

winnen, weil ich seine Denkungsart näher erforschen will. Auch lerne ich armes ungelehrtes Weib sonst vieles dabei: denn daß diese Weisheit ganz unweise sei, wirst Du nicht glauben; nur ist sie größtenteils nicht für diese Welt unter dem Monde; sondern für eine ganz eigene *Verstandeswelt*, wovon mir Gustav auch manches vorgesagt hat, worin aber, soviel ich sehe, nicht gut zu leben sein mag. Darauf mache ich meinen Gustav denn oft aufmerksam, und er verwickelt sich ziemlich in meine Zweifel, so daß er sich nicht anders herauszuhelfen weiß als durch den Machtspruch: *die Vernunft gebiete*, daß das was er behauptet, so sein soll. Dawider darf dann kein Einreden gelten. Es mag wohl daran liegen, daß Gustavs Vernunft die Sache nicht richtig *erkannt* hat, und das müßte sie doch wohl, ehe sie *urteilen*, und noch mehr ehe sie *gebieten* wollte.

Wenn ich sehe, daß die neuern Spekulierwesen mit ihrer Vernunft alles ganz allein ausmachen wollen, daß ihnen Sinne und Erfahrung so viel als nichts gelten, und daß doch ihre hochweise Vernunft oft so sehr schief urteilt; so fällt mir zuweilen ein, ob dies wohl die rechte menschliche Vernunft sei, und ob nicht der Biber viel richtiger urteilen mag, wenn er seinen Bau nach dem jedesmaligen Wasserstande einrichtet, als diese reine Spekulant, wenn sie ihr Lehrgebäude in die wirkliche Welt unbedingt setzen, ohne zu fragen, wo es stehen kann?

Überhaupt kann ich mich noch nicht mit denen vereinigen, welche Verstand und Vernunft den Menschen ausschließlich zueignen. Welches Recht hätten wir dazu, außer unserer Einbildung? Wir sehen an vielen Tieren so manche Handlungen, welche nicht zu erklären sind ohne ihnen einen Grad von Verstand und Beurteilungskraft zuzugestehen, der kaum kleiner sein kann als die Vernunft der Menschen welche *einsam* in Wäldern oder in abgelegenen Tälern leben; denn nur Geselligkeit und Mitteilung der Gedanken kann die Menschen auf eine hohe Stufe

über die Tiere erheben; ohne sie wäre selbst alle Spekulation nichts. Wer weiß wie tief die Maulwürfe und die Fledermäuse spekulieren mögen, alles *in eigenem Gemüte*, ohne Erfahrung! An Verstand und Vernunft nehmen die Tiere, wenigstens im mindern Grade, Anteil, das scheint mir ausgemacht. Nur dreierlei hat die Natur den Menschen ausschließlich vor den Tieren zugestanden: das Lachen, das Betrinken, und den Selbstmord. – Ich würde auch sagen, die *Liebe* – wenn es nicht Turteltauben gäbe. Aber Liebe und Mitteilung ist durch das ganze menschliche Geschlecht allgemein verbreitet, und dies gibt ihm den hohen Vorzug vor allem was bloß tierisch ist.

XXV.

Die Unterhaltungen mit Gustav werden täglich häufiger und, wenn ich's aufrichtig sagen soll, interessanter; denn durch Mitteilung unserer Meinungen haben sich auch unsere Gesinnungen genähert. Wir hatten sonst einander viel zu widersprechen und uns über vieles zu belehren. Das geschieht auch noch wohl zuweilen, aber wir kommen jetzt geschwinder überein, und – ich weiß nicht wie es zugeht – auch alsdann haben wir uns noch so viel zu sagen, daß die Stunden unvermerkt verlaufen, bis wir scheiden müssen; und den folgenden Tag ist Gustav immer eine Stunde früher bei mir als sonst, und früher als sonst geht er nicht weg. Das bemerke ich, und sage weiter nichts, aber es ist mir angenehm.

Liebe Julie! Wenn Gustav eine unrichtige Theorie vom weiblichen Geschlechte hat, wie ich Dir neulich schrieb, so weiß er doch recht gut, sei es nun Instinkt oder was es sei, die weiche Seite eines weiblichen Herzens zu finden. Dem der uns nicht ganz zuwider ist, nähern wir uns unvermerkt, wenn er uns nachgibt und Teil an uns nimmt. Ich denke es ist nicht bloß Eitelkeit, daß ich ein gewisses

Wohlgefallen in mir finde, meinen Gustav von so manchem überzeugt zu haben, so daß er mit mir weit mehr übereinstimmt als sonst, daß er gefälliger und angenehmer in seinem Betragen wird. Es ist wohl nicht bloß Selbstgefälligkeit, daß ich mich in dieser Veränderung genieße; aber welchen Namen hat denn das sonst was ich empfinde?

Ich überlese eben was ich schrieb, und finde mit einiger Bewegung, daß ich, ohne daran zu denken, *meinen* Gustav geschrieben habe. Das bedeutet nun nichts, denn ich schreibe an Dich so wie an mich selbst, und darf vor Dir nicht rot werden; aber wenn dies nun *an mich selbst* geschrieben ist, so habe ich doch etwas an mir entdeckt, was ich vorher nicht so genau wußte. Ich darf auch vor mir nicht erröten, denn ich finde mich im vollkommensten Einklange mit mir selbst. Wenn aber nichts in mir mißtönet, so kommt es nur darauf an, zu finden, welches der Grundton ist, der in meinem Herzen so leise anspricht.

Ich war neulich bei dem ersten schönen warmen Frühlingstage später im Garten geblieben, weil das kommende Grün und die laue Luft und der Vogelgesang mein Herz öffneten; der kühle Abend war herangekommen, ehe ich mich besann. Die Folge war erst eine Unbehaglichkeit, und dann ein Flußfieber das eine schlimmere Wendung drohte und mich über zehn Tage im Bette hielt. Es lag auf mir, daß ich meinen Gustav – das *mein* fließt mir abermal aus der Feder – einige Tage lang nicht sehen konnte wie sonst; aber mein Herz schlug voller, wenn man mir täglich zweimal seine persönliche Erkundigung nach meinem Befinden meldete. Ein paar Tage unterblieb die Erkundigung, welches mich unruhig machte. Er war verreiset. – Wohin? Nach einem benachbarten durch einen unglücklichen Zufall ganz abgebrannten Dorfe, wo er für die armen Leute so viel er konnte gesorgt, sie in Hütten untergebracht und ihnen die nötigsten Bedürfnisse gereicht hatte.

Dies Wohlwollen gegen Unglückliche schaffte in mir innige Zufriedenheit, aber ich empfand, ich fühlte es viel stärker, weil Gustav der Mitleidige war. Nachdem ich das Bette verlassen konnte, war sein erster Besuch eine Stunde voll Empfindungen die ich lange in mir nicht gespürt hatte. Seine Teilnahme an meinem Wohlsein, meine Mitempfindung seiner Gutherzigkeit – wir waren eigentlich drei Stunden zusammen, und ich glaube wir sprachen langsamer als sonst: die Worte fließen nicht so geschwind, wenn man etwas zu sagen hat wofür die Worte fehlen. Beim Abschiede drückte er mir die Hand, und sein schwarzes Auge sah sittsam in das meinige. Wir schwiegen beide. Als er mich verließ, fühlte ich mich ungewöhnlich bewegt. Konnte ein Blick und ein Händedruck mich in solche Bewegung setzen? Ach! ich empfand den Grundton der in meinem Herzen ansprach, in sanftem Einklange mit allem was ich an mir selbst schätze. Ich ließ ihn tönen, denn mir war wohl dabei. Liebe Julie! warum kann ich heute das Wort nicht brauchen um zu bezeichnen was in mir webt, und ich schreibe doch an Dich wie an mich selbst? Ich möchte mir selbst nicht deutlich gestehen, was ich im Innersten meines Herzens empfinde. Warum nicht? Ich habe nicht vor mir selbst zu erröten, und doch erröte ich. Mein Herz ist so voll! Liebe Julie! Ich bedurfte es, mein Herz vor mir selbst zu ergießen, und so kannst Du diese Schreiberei nicht zu lang finden. Ich denke, liebe Seele, Du wirst finden, wie ich, daß der recht hatte welcher sagte:¹ Il y a des redites pour l'oreille et pour l'esprit; il n'y en a point pour le cœur [es gibt Wiederholungen für das Ohr und für den Geist, es gibt sie durchaus nicht für das Herz].

¹ Œuvres de Chamfort, T. IV, p. 149. *Anmerk. des Herausgebers.*

Dein Brief zeigt, liebe Julie, daß Du nachsichtig bist gegen mich, wie ich selbst, und wie kann ich anders! Alle meine Empfindungen wiegen sich in mir. Du weißt, ich hatte von je her ein liebendes Herz, und Du weißt auch wie wenig ihm gegeben war, und wie es seinen eigenen Empfindungen mit vieler Anstrengung Raum schaffen mußte, damit die Pflicht nicht eine Last würde, sondern endlich in Seelengenuß überginge. Wir Weiber sind an schwere Gesetze und schwere Konvenienzen gebunden. An sich machen sie uns nicht unglücklich, nur in so fern wir uns darüber wegsetzen wollen, sind wir schon unglücklich, oder doch weniger glücklich. Dies muß uns an unsere Pflicht binden, aber wie viel seliger ist, wer wie Du, liebe Julie! sich beständig seinen vollen Herzensempfindungen überlassen durfte! Diesem süßen Traume hange ich jetzt nach, und gefalle mir darin. Gustav weckt in meinem Herzen die süßen Empfindungen voriger Zeit auf. Seine schöne Gestalt stellt mir lebhaft dar die Züge meines verstorbenen Mannes, zu der Zeit da meine Freundschaft gegen ihn endlich in Liebe überging, aber sie stehen da in der holden Gestalt der blühenden Jugend; so wie die Züge des Ungetreuen, welcher meine erste reine Liebe hatte, als ich noch nicht wußte wie wenig er meine Liebe verdiente – und die schöne Gestalt welche ich vor mir sehe, ist nicht die eines Unwürdigen. Das ist Gustav nicht; so weit habe ich ihn schon geprüft. Seine Fehler entspringen aus falscher Erziehung und Frühweisheit, sein Herz ist unverdorben, ist edel, ist gut, sein Charakter ist wahr. Ich male ein schönes Bild zusammen von allem was mein Herz je liebte, und Gustav steht vor mir in diesem Bilde. Seine Empfindungen gegen mich, nur durch Anhänglichkeit an mich und durch Blicke ausgedrückt, erwecken in meinem Herzen einen süßen Schauer welchen es lange entbehrt hatte. Gustav selbst kann und soll dies nicht wis-

sen, ich sage es nur mir selbst, das heißt Dir. Liebe Julie! warum sollte ich meinen Regungen nicht freien Lauf lassen? Sie sind so unschuldig und tun mir so wohl. Ich denke doch, meine Vernunft soll immer fest genug sein, um der Empfindungen Herr zu bleiben, welche sich so unvermutet in meine Seele einschlichen. Laß mich in meinem unschuldigen süßen Genusse!

XXVII.

Du machst mich unaussprechlich glücklich, liebe Julie, dadurch, daß Du die Empfindungen billigest welche jetzt mein Herz erfüllen und daß Du sie mitempfindest. Sie sind zusammengesetzt aus allem was ein menschliches Wesen beseligen kann, rein und seelenvoll. Die Sensualität gibt den vergänglichen Genuß des Augenblicks. Die geistige Liebe dringt ein in jeden verborgensten Winkel unsers Herzens, sie vereinigt alles, sie vermischt, sie setzt auseinander, sie verändert, sie beseligt alle Empfindungen. Warum sind wir doch aber bei alle dem nicht zur bloßen geistigen Liebe geschaffen? Weil wir gemischte Wesen sind, und weil wir uns notwendig zerstören, sobald wir den Körper zum Nachteile des Geistes und den Geist zum Nachteile des Körpers pflegen. Darum haben wir mit den äußern Sinnen auch einen innern Sinn, der das Körperliche geistig macht, ohne dessen Natur zu verändern; darum hängt unsere innere Liebe an äußere Gestalten. Die Empfindung der Kunstwerke weiht ein zu seligen Genüssen. Kennest Du ein höheres Kunstwerk der bildenden Natur, als eine edle Seele in einem schönen Körper? Was sind dagegen Raffaels und Correggios und Guidos und Albanis höchste Meisterstücke, unter denen ich in Italien ein Jahr lang schwelgte, als Schatten edler Seelen in schönen Gestalten! Man muß sie lieben diese Schattenrisse des Höchsten in der Natur – aber sie können nicht

wiederlieben! – Liebe Julie! ob mich Gustav wiederlieben wird? – Bei diesem Gedanken zittern die feinsten Schwingungen meiner Empfindung; wie könnte ich ihn deutlich denken! Meine Liebe ist in meinem Busen verborgen, und soll nur in Dein liebendes Herz überfließen. – Und doch wird Gustavs Blick jeden Tag eindringender.

XXVIII.

Ich sehe meinen Gustav täglich, er hängt an mir, ist unterhaltend, bescheiden, seine Worte sind herzlich, sein Blick ist seelenvoll, täglich finde ich ihn lebenswürdiger. Ich überlasse mich ganz den süßen Regungen meines Herzens. Wenn ich ihn nicht sehe, bin ich einsam, ich irre in den buschigen Gängen meines Gartens; die Frühlingssonne, die winkenden Blätter die sich entfalten, die Blumenknospen, alles was ich sehe und höre, scheint mir Liebe zu atmen.

Mira là quel colombo
Che con dolce sussurro lusingando
Bacia la sua compagna!
Odi quell' usignuolo
Che va di ramo in ramo
Cantando, io amo, io amo!
[Sieh da den Tauberich,
Der mit süßem Gurren
Schmeichelnd seine Gefährtin küßt.
Höre die Nachtigall,
Die von Zweig zu Zweig
Singt, ich liebe, ich liebe.]

Ich wiege mich in diesem süßen Staunen, dem ich Stunden lang mich hingeb; Gustavs Bild wandelt mit mir, es scheint meine innige Empfindungen zu teilen: in dieser holden Täuschung wird meine ganze Seele erfüllt von unennbaren Gefühlen. Die Leidenschaften legen unser

Herz offen. Gram und Reue, wie der Geier des Prometheus, zerfleischen unser Herz; die Tauben der Liebe schnäbeln es, so daß ein süßer Schauer durch alle Adern zittert.

XXIX.

Du fährst fort, liebe Seele, mit der Leidenschaft die jetzt mein ganzes Wesen ausfüllt, Nachsicht zu haben; noch mehr: Dein liebendes Herz macht meine Wonne inniger durch Mitgenuß. Ich fühle auch noch ganz die Seligkeit meines erneuerten Daseins – und doch – kommt mir zuweilen in den Sinn, ich selbst sollte mit mir weniger Nachsicht haben. Die Liebe ist wie die Blume an den Pflanzen, sie verschönert, sie duftet, sie enthält in sich die Keime der Erhaltung des Geschlechts. Wären wir nur bloß in der Welt um des Genusses willen, so wäre zum Seelenglücke *ein* Bedürfnis genug, das Bedürfnis gegenseitiger Liebe. Was könnten wir mehr bedürfen, um glücklich zu sein? Aber unsere Glückseligkeit ist auch an Ausübung geselliger Pflichten gebunden, und so entstehen für uns der Bedürfnisse mehrere. Wir brauchen Kultur, Arbeit, Sorgen, müssen uns helfen lassen, und helfen; und in und durch diese mannichfaltige Bedürfnisse entsteht abermal reiner Genuß, wenn sie von der Liebe als einem sanften allgemeinen Bande durchflochten werden. Noch ist mein ganzes Wesen von Liebe durchdrungen, solange mein Gemüt nur in wonnevollem Staunen sich wiegt; allein wenn ich zu mir komme, wenn ich meinen Geist wende auf alles was um mich ist, so sehe ich die wirkliche Welt worin wir leben, welcher auch ich nicht entsagen darf. Es ist mir lieb, gefühlt zu haben, daß ich der höchsten Innigkeit der süßesten Leidenschaft fähig bin, aber doch auch sehr lieb, daß ich mich noch fähig fühle nachzudenken über Leidenschaft und über mich selbst.

Mein Entschluß ist gefaßt, liebe Julie! Ich muß suchen, des Übermaßes meiner Liebe Herr zu werden. Werde ich es können? Ich muß, liebe Julie! Wäre ich achtzehn Jahre alt, würde ich nicht wollen. Ich könnte doch im achtzehnten Jahre nicht feuriger lieben als jetzt; aber es ist der Vortheil einiger Jahre Erfahrung mehr, daß man sich selbst kennen lernt und auf die Folgen seiner Handlungen vorher achtet. Gustav selbst gibt mir Gelegenheit meinen Entschluß zu befestigen. Das süße Hinbrüten worin mein Geist lag, hat sich auch ihm mitgeteilt. Dies tat mir sehr wohl, und ward die Quelle wonnevoller Augenblicke. Nachdem ich nun so weit aus der Trunkenheit der Empfindungen zu mir selbst gekommen bin, um meine und Gustavs Lage richtig zu überlegen, so sehe ich, daß dieser Wechsel von Empfindungen nächstens eine ernsthafte Erklärung von seiner Seite herbeiführen wird, welche ich auf alle Weise muß zu vermeiden suchen. Was würde die Folge davon sein? Sollte ich *Nein!* sagen? Liebe Julie! Ich könnte jetzt nicht, mein ganzes Wesen schwimmt in zärtlichen Gefühlen! Wüßte ich auch *Nein!* zu sagen, welche Wirkung würde dies auf Gustav tun, dessen Herz voll ist wie das meinige? Ach! ich könnte es nicht über mich gewinnen, ihn zu betrügen! – *Ja* sagen? Wie süß wäre der Gedanken, wenn ich bloß dem Gefühle meines Herzens folgte! Aber ich sehe weiter um mich, in die ernste kalte Wirklichkeit, welche immer von der Wärme unsers Herzens so weit absteht. Wie sollen die süßesten Wünsche erreicht werden? Ich muß zurück, so viel es mich auch kosten wird. Ich habe von der Liebe und Heurat Erscheinungen genug gehabt, um das Gute und Schlimme davon zu kennen. Würde ich Gustavs Herz immer ausfüllen, so wie jetzt? Ohne dies würde ich mich sehr unglücklich machen, und auch er könnte nicht glücklich sein; er fühlt so wahr und so rein! – Doch ist er jetzt noch jung,

kennet noch bei weitem nicht genug sich selbst und die Wege der Welt. Auf dem Entschluß zu dieser Heurat würde das Glück meines ganzen Lebens beruhen. Das verdient wohl ernstliche Überlegung. – Unser eigenes Glück besorgen? Das soll – was denkst Du dazu? – nicht erlaubt sein, sondern wir sollen nur eigne Vollkommenheit, nicht eigenes Glück, höchstens das Glück anderer, aber nicht die Vollkommenheit anderer besorgen dürfen, bei Strafe der Unmoral! Alles das behauptet Gustav – der mir mitunter oft hohe Philosophie vorsagt, wobei mein Geist schläft, obgleich meine Augen offen stehen. – Ich weiß nicht, welcher berühmte Philosoph es so festgesetzt hat, dessen neue Moral jetzt bei ein paar neuen Gelehrten Mode ist. Der Mann muß ein Hagestolz sein, der gar nicht heuraten will. Denn, wäre je Liebe in sein Herz gekommen, so würde er eingesehen haben, daß es der höchste Grad eigener Glückseligkeit ist, den geliebten Gegenstand durch seine eigene Seligkeit glücklich zu machen, und daß die wechselseitige Seligkeit sich durch die Liebe so eng verflucht, daß weder Gefühl noch Philosophie sie auseinander wickeln können.

XXXI.

Du bist besorgt meinerwegen, Du gute Seele! daß ich nicht etwas unternähme was mir hernach allzuschwer werden und auf mich und Gustav eine widrige Wirkung haben möchte. Beste Freundin! ganz glaube ich noch nicht an mich selbst; und doch erfordert meine und Gustavs Lage, daß ich bei meinem Vornehmen fest halte, so schwer es mir auch werden wird. Wer nicht weiß sich selbst zu gebieten, kann sich weder richtig beurteilen, noch sich selbst regieren, und wird von seinen eigenen Wünschen fortgerissen, wenn er es am wenigsten glaubt. Selbst unsere edelste Leidenschaft bedarf den Zügel der

Vernunft. Das Wesentlichste ist, ich muß einer ernsthaften Erklärung Gustavs schlechterdings auszuweichen suchen, welche, wie ich wohl merke, ihm auf den Lippen schwebt. Das übrige wird sich nach und nach finden.

Unsere Verbindung will ich keinesweges aufheben. Liebe Julie! das könnte ich nicht – jetzt wenigstens nicht – wenn es je möglich sein sollte, es zu können! Aber ich will diese Verbindung brauchen, um ihn, wider sein eigenes philosophisches Gebot, vollkommener zu machen. Ich will ihm ein Hauptmotiv zum Guten und Edlen werden, durch seine Liebe gegen mich. So dachten die alten Ritter. Sollte ein gelehrter Jüngling durch Weiberliebe schwerer zu führen sein, als die breitschultrigen Dickköpfe mit Harnischen und Schlachtschwertern? Durch Liebe, glaub ich, kann jeder zum Guten erzogen werden, der nicht festgesetzt ein Egoist ist; und das ist Gustav nicht. Das Bewußtsein daß ich ihn liebe und er mich, gibt mir vielfachen Anteil mehr an allem was ihn angeht, und dies wird mir mein schweres Unternehmen leichter machen. Ob ich ihn für mich selbst bilden werde? Liebe Julie, das ist ein zarter Gedanken, den ich noch nicht deutlich denken darf. Wenn seine Liebe wahrer ist als seine Philosophie, so hoffe ich, es soll aus der größern Vollkommenheit wozu ich ihn gern führen möchte, auf alle Weise Glückseligkeit für mich entspringen – und auch für ihn.

Da ich nun meinen Entschluß fest gefaßt habe, fange ich an wieder ruhig zu werden. Es war eine süße Ekstase worin ich wallte, aber ich war außer mir und also unfähig mich selbst richtig zu sehen. Mit meiner Besinnung kommt auch mein froher Mut wieder, und ich fühle ich habe ihn nötig; daher zwingt ich mich sogar ihn zuweilen wieder bis zum Mutwillen zu treiben. Es soll – sagen die Poltrons [Hasenfüße] – ein gutes Mittel wider die Furcht sein, so laut zu pfeifen oder zu singen als es angehen will; wäre es denn nicht auch ein gutes Mittel verborgene Liebe zu verhehlen, wenn man es über sich gewinnen

kann zu scherzen? Und verhehlen muß ich notwendig die Gesinnungen welche das Innerste meines Herzens beseligend, ohne doch bei meinem Geliebten die Hoffnung zu erstickend, daß sie ihm einst offenbar werden; denn nur durch diese Hoffnung kann ich auf ihn wirken – zu seinem Besten.

XXXII.

Du bleibst dabei: es wäre ein mißliches Unternehmen ihn durch die Liebe bilden zu wollen. Du meinst, die Bildung würde bald von der Liebe überwältigt werden. Ach! ich sehe die Möglichkeit hievon wohl ein; aber ich mache mir Mut der Überwältigung zu widerstehen. Mein Grundsatz ist, daß die Vernunft auch in der Liebe ihre Kraft nicht verlieren muß. Du schreibst mir: daß Du zur Stärke meiner Vernunft viel Zutrauen hast, daß mir aber noch nicht die ganze Kraft der Liebe bekannt ist, und bis zu welcher Gewalt sie sich emporheben kann. Sollte das Übermaß der Liebe machen, daß die Vernunft das Steuerruder verlöre! – Liebe Julie! was soll ich sagen? – ce serait perdre à beau jeu [das wäre, wie wenn man trotz eines guten Blattes verlöre]!

Es gehe nun wie es wolle, liebe Julie! Ich suche doch nach allen Kräften meinen Vorsatz auszuführen. Die Hauptsache ist, daß Gustav gesellig werde, und dazu ist der erste Schritt, daß er sich in Gesellschaften aller Art schicken lerne. Wenn ich dies erlange, kann ich ganz ungezwungen unsere bisherigen Zusammenkünfte unter vier Augen vermindern, damit nicht unvermutet eine Erklärung von ihm erfolge, welche ich jetzt vor allen Dingen zu vermeiden suchen muß. Selbst unsere vertraulichen Unterredungen, welche ich nicht ganz abstellen kann, – und – liebe Julie! – auch nicht abstellen will, – kann ich auf die mancherlei Dinge lenken die in Gesellschaften vorfallen, und ihnen dadurch eine Wendung geben welche mei-

nem Zwecke gemäß sind, ihn von seinen selbstsüchtigen Idealen ins wirkliche menschliche Leben zurückzuführen. Ich habe schon unter mancherlei Vorwände versucht ihn in mehr Gesellschaften einzuführen, Du glaubst aber nicht, wieviel Schwierigkeiten es macht ihn dazu zu bringen. Auf *einen* Grund seiner Weigerung wußte ich fast nichts zu erwidern. Er sagte mir ganz naiv: Wozu bedürfen wir Gesellschaft! – sind wir beide uns nicht Gesellschaft genug? – Ich mag ein wenig rot geworden sein, wenigstens konnte ich ein paar Sekunden lang nicht antworten. – Ich setzte ihm sodann auseinander: daß vermischte Gesellschaft ihm zur Menschenkenntnis und zur Bildung seines eigenen Charakters sehr nützlich sein würde. Aber da gab er mir eine Ursache an, warum er nicht in gemischte Gesellschaft gehen müsse. Die Ursache war gar zu nippernäppsch. Du würdest sie nimmermehr erraten. Nächstens will ich Dir ausführlich schreiben was ich mit ihm darüber verhandelt habe. Wenn meinen Gustav seine kleine idealische Torheiten antreten, so kann ich's über mich erlangen ein wenig unbarmherzig mit ihm umzugehen; denn ich möchte gern alles aus seinem Charakter verwischen, was an Prätension grenzt. Sonst ist etwas unter meiner linken Brust, welches macht, daß ich bei weitem gelinder über ihn urteile als ehemals.

XXXIII.

Hast Du nachgedacht, warum Gustav vermeiden wollte in gute Gesellschaft zu gehen? Devinez! Je vous le donne en quatre, je vous le donne en six, je vous le donne en cent. [Raten Sie! Sie dürfen viermal, sechsmal, hundertmal raten.] – Du errätst es nicht? – Also will ich's Dir sagen:

Der arme Mensch befürchtet sein idealisches Dichtertalent in der guten Gesellschaft zu verderben.

Sollte man sich vorstellen, daß solch Zeug in Köpfe kom-

men könnte, welche noch verlangen für vernünftig gehalten zu werden? Gewisse vornehme Gesellschaft möchte noch eher den Dichter verderben, wenn er nämlich sich zu schmeicheln gewöhnt; aber *gute* Gesellschaft!

Gleichwohl versicherte mich Gustav mit der ehrbarsten Ernsthaftigkeit, es wären unter den neuesten feinen deutschen Kennern allgemein als bewährt angenommene Maximen: ›Daß die gute Gesellschaft, besonders in einer großen Residenzstadt, für den Künstler eine gefährliche Klippe sei – wovon Goethe schon sehr schlaue gesagt habe:

– Man nennt sie *die gute*,

Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt;

und daß ein Dichter, der zu sehr in der unpoetischen wirklichen Welt unsers Zeitalters lebe, die reine Liebe zu seinen Idealen verliere.‹¹

Wenn ich böse wäre, versetzte ich, lieber Gustav! so könnte ich sagen, Sie würden viel gewinnen, indem Sie diesen idealischen Prunk verlören. Aber es hat nicht einmal Not damit. Wenn die Dichter so zärtliche Pflänzchen wären, daß sie verwelkten sobald ein Unideal sie anwehte, müßten sie armselige Geschöpfe sein. Das wahre Ideal in den Künsten ist dem Geiste der es fassen kann tief

¹ Es muß dies wohl wirklich in der neuern deutschen schönen Welt festgesetzt sein, denn in der *Jenaischen Literaturzeitung* (v. J. 1796, Nr. 170) werden eben diese Sätze behauptet, um zu zeigen, daß *Alxinger* kein recht großer Dichter sein könne, weil er das Unglück hatte, in der *unpoetischen guten Gesellschaft* einer großen Residenzstadt zu leben. Es ist bekannt, daß diese Zeitung viel weiter sieht als alle andere Sterbliche, in allen die Deutschheit außer der wirklichen Welt betreffenden Sachen, als da sind: die idealische Stimmung der Idealität, die Poesie der Poesie, die Absolutheit der Absolutheit, vermöge welcher sich *das Ich* (nach dem eigenen Bekenntnis der Sittenlehre des Prof. Fichte) *von sich selbst losreißt*. Es mag wohl sein, daß dergleichen *Deutschheit* in den *poetischen* Gesellschaften kleiner Städte am ersprießlichsten gedeihen kann.
Anmerk. des Herausgebers.

eingepägt, die widrigsten Begebenheiten des Lebens können es nicht vertilgen, wie könnte es der tägliche Umgang tun? Klopstock hat einen großen Teil seines Lebens in der guten und unpoetischen Gesellschaft einer großen Residenz gelebt, und selbst Shakespeare lebte unter den vornehmsten Leuten des großen Londons. Haben nicht Voltaire und Diderot ihr Leben in der besten Gesellschaft ihrer Nation zugebracht?

Gustav sagte spöttisch lächelnd: Die beiden letzten führen Sie ja nicht an! Es waren ganz gute Leute. »Sie können durch Korrektheit der Sprache, Leichtigkeit der Versifikation, Klarheit der Ideen, Abscheu gegen Bombast und Übertreibung, den Beifall eines zahlreichen und glänzenden Publikums gehabt haben;¹ aber die *höhere Bestimmung*, den echten dichterischen Gehalt, die idealische Stimmung und besonders die Wahl eines idealischen Stoffs ist nie in ihr Gemüt gekommen.

Ja freilich! Gozzi ist ein ganz anderer Mann, und so auch der Verfasser des *Gestiefelten Katers*. Aber lieber Gustav, wenn Sie und viele deutsche Idealpoeten jemals eine *Alzire*, oder einen *Hausvater* gemacht hätten, so möchten Sie immer, für Ihren Nachruhm ganz unbesorgt, keine Zeile mehr schreiben. Ich wünsche euch allen, daß ihr weniger große pompose Worte machen und einmal ein Werk schreiben möchtet, das Kennern und Nichtkennern gefiele. Dergleichen hat Voltaire geschrieben und hat auf ganz Europa mehr gewirkt, als unsere Schulphilosophie und Idealpoetik jemals auf den zehnten Teil der deutschen Nation wirken werden. Sie können immer in gute Gesellschaften gehen, ohne Furcht Ihrer Poesie zu scha-

¹ Die *Literaturzeitung* gesteht zu, daß *Alxinger* diese Kleinigkeiten noch behalten habe, nachdem in den guten Gesellschaften Wiens seine *idealische Stimmung* verloren gegangen war, welche – und vermutlich auch die *höhere Bestimmung* – doch der glückliche *Haschka* in den größten Gesellschaften Wiens noch zu behalten gewußt hat, dem freilich aber dagegen obige Kleinigkeiten fehlen. *Anmerk. des Herausgebers.*

den. Oder wollen Sie lieber den Zirkel der Frau von C** besuchen? Der ist zugleich nicht gute Gesellschaft und poetisch! Die Römer verlangten doch von ihren Schriftstellern *Urbanität*; was ist das anders als der Ton der guten Gesellschaft?

Verzeihen Sie! Die Römer können Sie mir nicht anführen, so wenig wie die Franzosen. Der deutsche Dichter muß eine Originalität zeigen, wovon jene keinen Begriff hatten. »Der Deutsche, wenn er bloß den Eingebungen seines Genies überlassen ist, macht strenge Forderungen an sich. Eine gewisse Eleganz erreicht er nicht; er unterscheidet sich durch idealische Stimmung und Wahl eines idealischen Stoffs.«¹ Dies ist die *Deutschheit*.

Seit wann wäre denn das der Charakter der deutschen Dichter überhaupt? Oder ist seit einiger Zeit etwas in die deutsche Nation gekommen was erfordert, daß für sie die Dichter am besten wären die eine eigenmächtige selbstgefällige idealische Stimmung suchen, und unvermögend sind eine gewisse Eleganz zu erreichen? Oder ist's nicht nötig, daß deutsche Dichter für deutsche Leser dichten? Wo wäre denn die Nation oder das Publikum das eine unelegante ideale Deutschheit verlangte? Etwa in solchen Klubs wie der bei Frau von C**, wenn die Pandolfi darin präsidieren? Aber ich weiß wohl, es gibt unter uns seit einigen Jahren Zirkelchen von eingebildeten Leuten, welche sich und die ihnen angehören *ausschließend* für die *deutschen Dichter* halten und eigentlich nirgend zu Hause sind. Bald sitzen sie bei den Griechen, bald bei Shakespeare, bald bei Dante, bald bei Gozzi, das heißt überall, und daher nirgend. Sie haben keinen Standpunkt für ihr eingebildetes Große und Schöne; sie wollen so empfinden und so schreiben wie sie nicht sind und wie niemand ist, und das nennen sie *Deutschheit*. Sie machen viel Worte

¹ Eben dieses wird ausdrücklich behauptet in dem angeführten Stücke der *Literaturzeitung*. Anmerk. des Herausgebers.

und schwanken in ihrer wild angespannten aber dürftigen Einbildungskraft. Ideal heißt ihnen bald dies bald das; und es ist oft nichts als eine eingeschränkte verpfuschte Erfahrung, individualisiert durch selbstgefällige Theorien. Diese Leute wollen immer viel mehr als sie können, unvernünftig das Natürliche in seiner Simplizität zu veredeln, suchen sie nur das was fremd und exzentrisch ist, verachten ihr Zeitalter das sie nicht kennen, und werden ihren Zeitgenossen täglich unbedeutender. Diese cinq ou six novateurs hardis qui ont entrepris de changer tout du blanc au noir¹ [fünf oder sechs dreisten Neuerer, die es unternommen haben, alles vom Weißen ins Schwarze zu verwandeln], machen ihre Gedichte eigentlich nur für sich selbst und für ihren Zirkel, wo einer den andern ungeheuer lobpreiset; daher gefallen sie sich freilich niemals in guter Gesellschaft. Da gilt ihre Prätension nicht für Verdienst, und bei ihnen selbst verlieren sich ihre vermeinten hohen Ideale und erscheinen als Schwachheiten, sobald sie Menschen kennen lernen, die besser sind als sie selbst. Den Gedankenwechsel und die Nahrung des Geistes im gebildeten Umgange rechnen dergleichen Leute für nichts; denn sie sind ihnen unbekannt. Daher ist die gute Gesellschaft wirklich eine gefährliche Klippe für Dichterlinge, weil sie darin in ihrem Nichts erkannt werden; für den wahren Dichter und Künstler ist sie eine Schule der Menschenkenntnis und der guten Lebensart. Auch an der letztern sollte es einem großen Dichter nicht fehlen, wenigstens wird er deshalb nicht groß weil es ihm daran mangelt. Freilich wohl können Verstöße gegen die gesellschaftlichen Konvenienzen nicht hindern daß jemand Genie habe; aber die Vernachlässigung dieser Konvenienzen ist noch kein Zeichen von Genie und von *idealischer Stimmung*, wie sich so manche exzentrische Leutchen einbil-

¹ *Histoire de Gil Blas de Santillane*, T. III, Liv. VII, Chap. 13. *Anmerk. des Herausgebers.*

den, welche überhaupt das Genie in den Fehlern suchen. Diese Leute mögen immer auch bei ihren Büchern bleiben, nur müssen sie nicht für Menschen schreiben wollen ehe sie Menschen haben kennen lernen.

Dies und anderes sagte ich. Meine Liebe zu ihm machte, daß ich noch strenger redete, um ihn desto eher aufmerksam zu machen. Überzeugt habe ich ihn schwerlich, aber ich werde doch fortfahren ihn in Gesellschaften zu bringen. Er liebt mich und will also sein wo ich bin, und das übrige wird die gute Gesellschaft selbst tun. Der Umgang mit gebildeten Menschen aller Art ist den exzentrischen Schiefköpfen, was den Kranken die reine Luft; sie genesen schon durch die bloße Existenz darin.

XXXIV.

Gustav hat mir schon in einige Gesellschaften folgen müssen. Seine natürliche gesunde Vernunft und Anmut kommen mehr hervor, so wie er die Prätension zur Weisheit ablegen muß: er ist unterhaltender und gefälliger, nicht so rechthaberisch und einseitig als vorher. Gestern waren wir auf einem großen Balle. Niemand kannte ihn beinahe, niemand glaubte dies wäre der ehemalige stiere Schwedenkopf. Sein gescheiteltes schöngelocktes Haar war ganz leicht gepudert, sein Auge durchdringend, nicht wild oder üppig, seine Wangen blühten von Gesundheit, ein dunkelstahlgrauer Frack und ein weißes Gilet umschlangen mehr seinen schönen Wuchs als sie ihn bekleideten. Die Mädchen gaftten ihn an. Es war da viel blühende Jugend. Gustav war heiter und gesprächig, und belebte die Konversation durch seine muntere Laune; die Schönsten und Geistvollsten unsers Geschlechts sammelten sich um ihn. Er tanzte mit mir. Mein Herz klopfte, als er mit mir Hand in Hand die Reihen herabflog, die Musik war allerliebste, und der Kontretanz simpel mit vier angenehmen Touren,

wie sie nicht mehr recht Mode sind; denn wir Deutschen verstehen uns darauf unser Vergnügen durch Kunst zu verderben. Wir gehen mit den Tänzen um, wie mit unsern Tischliedern, worin Virtu [Kraft] soll angebracht werden, um nur recht kraus zu sein und nur von wenigen gesungen werden zu können, und wie mit unsern Suppen die wir beinahe zu Kompotten machen. Wir stopfen alles in die engländischen countrydances [Reihentänze] welche gemacht sind den leichten Schritt schöner Gestalten zu entwickeln: ängstliche Touren, und Hops- und französische Pas [Schritte], und wilde Walzer, bis alles übermühet und schwerfällig aussieht. Daher müssen sich unsere Tänzerinnen auch so anstrengen. Was ist schöner als blühende Jugend, welche im leichten Frohsinne dahinschwebt? Aber kaum ist jetzt eine Stunde vorbei, so lechzet alles, die Gesichter glühen, der Schweiß trieft, alle Grazie verschwindet. Die Tanzenden sehen aus, als seufzten sie unter der Last einer Fronarbeit. Kann ein unangenehmerer Anblick sein, als ein Vergnügen ohne Grazie, mit allen äußeren Zeichen der Beschwerlichkeit? Ich hatte schon eine Zeitlang nicht getanzt; denn ich mag gern aufhören, ehe ich befürchten darf das Ansehen einer Bacchantin zu haben, und ich wünschte meine schöne Landsmänninnen wären wenigstens eitel genug dem Tanze zu entsagen, ehe er entstellt. Man hatte ein paar verwickelte langweilige Quadrillen, jede von sechzehn Touren, gehüpft. Die Musik schwieg. Die ermüdeten Tänzer wischten sich den Schweiß, die Tänzerinnen die nicht vom Platze gekommen waren schnappten nach Atem. Gustav hatte schon eine Zeitlang an meiner Seite gegessen. Ich glaube, es lag in ihm ein feiner Sinn, daß das allgemeine Vergnügen nicht müsse ganz unterbrochen werden – wenigstens legte ich's ihm so aus. – Er stand nach ein paar Minuten auf, Amalie L** zu einem Walzer aufzufordern, welche ziemlich spät gekommen war und noch nicht getanzt hatte. Du kennst noch nicht das holde Ge-

schöpf, das ich nie ansehen kann, ohne ein gewisses Interesse meines Herzens. Sie hielt sich seit ihrem zehnten Jahre bei ihrer Tante in ** auf, da ihre Mutter, wie Du weißt, bald nach ihres Vaters Tode vor Gram starb, und hat einen Teil des vergangenen Winters in D** zugebracht. Sie geht nun ins achtzehnte Jahr, blond als wäre sie ein altdeutsches Mädchen, ein Wuchs gleich der antiken Psyche die den Amor umarmt,¹ die feinste Haut, eine gewölbte Stirn, große blaue Augen voll Ausdruck, eine zarte fein abgerundete Nase, volle wenig rote Wangen mit einem feinen Grübchen, die Adern blaßblau angedeutet, die schönsten Zähne, Lippen hochrot, von einer Lieblichkeit – willst Du Dir die hohe Anmut dieses holden Mädchens denken, so stelle Dir die Madonna des Correggio, auf seinem Gemälde des heiligen Hieronymus,² jünger vor, mache sie achtzehn Jahre alt, und denke Dir, sie ginge und spräche vor Dir. Sie war in leichtem weißem Linon [Schleierleinwand] gekleidet, hochgeschürzt mittelst einer goldenen Schnur mit langhangenden Troddeln, einen Kranz von Kornblumen in den blonden Haaren, an ihrem Busen schwankte eine volle Rose. Als Gustav mit ihr auftrat und der Musik winkte, waren alle Augen auf das Paar gerichtet. Als sie nach einigen Takten sich mit natürlicher Anmut zuerst wendeten, sein rechter Arm über ihrem Gürtel, ihre linke Hand auf seiner Schulter, die rechte nachlässig herabhängend; als sie aneinander daher wallten, folgte ihnen ein allgemeiner Blick der Bewunderung. Das Walzen soll der Tanz vertrauter Zuneigung sein; so erschien es hier. Nicht das zierliche Verschlingen der Allemande, das die Franzosen aus dem deutschen Walzer verparisierten, so daß jede Wendung sagt: Sieh mich an wie galant ich bin! nicht das sorglose wilde Schwingen des schwäbischen Bauers, nicht der üppige Wirbeltanz, den Werther, gar recht, seinem Mäd-

¹ Ehemals zu Rom im Kapitol. *A. d. H.* ² Ehemals in Parma. *A. d. H.*

chen mit keinem andern gestatten wollte. Beide wendeten sich mehr als sie sich drehten, ihre schlanken Gestalten entwickelten sich langsam und voll Anmut, die Augen auf einander gerichtet, sittig ohne Gleichgültigkeit; jeder schwebte an des andern Seite ohne familiar an einander zu hangen, die Arme graziös abgewechselt ohne plumpes Umfängen. So lange sie in dem weiten Zirkel an einander schwebten, gleich den antiken herkulanischen tanzenden Figuren, wagte es kein anderes Paar ihnen nachzuwalzen; als er stand und sie mit einem Handkusse voll Ehrerbietung nach meinem Sitze führte, erfüllte den Saal ein allgemeines Murmeln des Beifalls. Amalie L** kam auf mich zu, indem ich aufstand, schlug ihren Arm um mich und drückte einen warmen Kuß auf meine Lippen. Sie flüsterte mir ins Ohr: Herr B** ist jetzt ein ganz anderer Mensch. Ich hätte ihn kaum gekannt, wahrlich, er ist liebenswürdig geworden! – Das ist Ihr Werk! –

Sie war so voll, so voll. – Das fuhr in mich, weil's so unvernünftig kam; ich glaube, ich sah ein wenig schafmäßig aus. –

Liebe Julie! Wenn ich einen Augenblick nicht mit mir selbst übereinstimmen könnte, so würde ich mich schämen vor Dir – das heißt vor mir selbst.

XXXV.

Die gute Gesellschaft hat meines Gustavs poetische Ader nicht verdorben. Eben bringt er mir ein Gedicht an Lydien, das heißt an mich. Er hat seine Empfindungen die er sich nicht geradezu zu entdecken getraut, mit zarter Zurückhaltung doch sanft durchscheinen lassen; es ist wahrlich! das Beste was er gemacht hat. Du weißt, daß ich nicht partiisch urteile, hier ist es.¹ – Wahrlich nicht par-

¹ Das Gedicht war der Abschrift nicht beigelegt. *Anmerk. des Herausgebers.*

teiiisch! Ich muß Dir sagen, ich schätzte es noch weit mehr, wäre es nicht an mich gerichtet. Stände es in einem Musenalmanache, so würde eine Leserin vielleicht dabei Feuer fangen, wie Du vermutlich auch. Aber ein Liebhaber der *im ersten Taumel* der Liebe davon so *schön* reden kann, – die Geliebte läßt er kalt, es wäre denn daß er einen Weg zu ihrer Eitelkeit fände. – Das Gedicht ist innig, es ist herzlich; aber es ist ein *Gedicht* und ist *schön*; die paar Shakespearische Tiraden zeigen mir ganz leise, daß er sich besann und suchte. Die wahre Empfindung sucht nicht. Wenn er mehr Gedichte auf mich macht, so werden sie immer schöner werden: das zu glauben bin ich eitel genug; aber mich wird er von der Liebe heilen. – Von seiner Liebe dichten? das kommt mir vor, als wenn jemand seinen Schmerz malen wollte! Was der Dichter besingt, beherrscht ihn nicht.

XXXVI.

Gustav sieht mich täglich, und – Du kannst denken, daß ich ihn gern sehe. – Unsere Herzen nähern sich; aber trage keine Sorge, liebe Julie! sie werden sich auch noch mehr nähern, aber nicht bis zur Vereinigung. Dieses ist mir immer noch ein süßer Gedanken, den ich selbst einsam gern denke; – aber ich denke auch sogleich, daß ich zurück muß. Meine Liebe soll nicht weiter gehen als ihn so zu ziehen, daß er des Glücks der Liebe wert werde. – Das ist hohe Philosophie, würde Gustav sagen, wenn er meinen Sinn wüßte; und doch, wenn ich tiefer in mich sehe, so erblicke ich nichts als bloße bare Klugheit. Du glaubst nicht, wie verächtlich die Philosophinnen bei der Frau von C** die Klugheit halten. Die Vernunft, sagen sie, soll unwiderruflich gebieten, und die Klugheit nur guten Rat geben, womit man es denn halten kann wie man will. Gerade als ob die Klugheit den Rat den sie geben kann,

anderswoher nehmen könnte als aus der Vernunft, wovon sie ein Teil ist. Ich wenigstens kenne keine unvernünftige Klugheit!

Meine Klugheit wird sich wirklich von der Vernunft noch viel Rat müssen geben lassen, ehe ich meinen Gustav auf den Weg bringen kann, wohin ich ihn zu führen wünsche. Es fällt ihm noch schwer sich ganz in Gesellschaften zu schicken, er ist sich ungleich, hat manche Launen und ist zuweilen mißmütig. Sä'h' ich ihn eigentlich traurig, so würde ich glauben, es käme daher, weil er verliebt wäre, obgleich ich mit der heißesten Liebe und mit der schweren innern Arbeit sie zu verbergen, dennoch in Gesellschaft ziemlich heiter um mich zu schauen weiß. Seine Launen mögen wohl daraus entsprungen sein, daß er mehrere Jahre unter Schiefköpfen voll Eitelkeit gelebt hat, die sich außerordentlich dünken, weil sie exzentrisch sind. Diese erhabene Ideenmenschen leben am liebsten in der Phantasie. Sie färbt alles rosenfarb, und macht es leicht sich alles so einzubilden wie man es sich einbilden will. Die Wirklichkeit aber ist ernst, und wirft Schwierigkeiten in den Weg die in den natürlichen Folgen der Dinge liegen, woran ihre Phantasie nicht denken mag, und worauf ihre neumodische Philosophie ihnen sogar verbietet Bezug zu nehmen. Durch diese Philosophie und Imagination zusammengenommen, wird den jungen Herren die wirkliche Welt so gemein und niedrig vorgestellt, als ob es für ihren hohen Geist zu gering wäre sich darum zu bekümmern oder sie kennen zu lernen. Weil sie aber doch in der Welt leben müssen, und darin nicht alles geschehen kann was sie verlangen, so werden sie mißmütig und unzufrieden, weil sie gern nur in ihrem Ich existieren, und alles darnach abmessen möchten. Durch diese verkehrte Stimmung ist auch Gustav bei dem edelsten Herzen und bei vorzüglichen Talenten in Gefahr geraten ein verschrobener Kopf zu werden und ein Tor, so wie die andern. Dies suche ich durch Einführung in vermischte Ge-

sellschaften zu verhüten, aber er gefällt sich selten darin; und außer der allgemeinen Höflichkeit, wodurch freilich sein Äußeres viel gewonnen hat, achtet er wenig auf alles was um ihn her vorgeht, ausgenommen auf mich; wäre dies nicht, so würde er in der größten Gesellschaft ganz allein sein. Selbst wenn er mit jemand gesprochen hat, fällt er gleich in sich zurück. Ich wünschte ihn tätig zu machen, damit er an der wirklichen Welt Anteil nehmen und so viele Kräfte die in ihm schlummern entwickeln möchte. Wie ich das aber angreifen soll, weiß ich wahrlich nicht, denn es ist sehr schwer ihn zu etwas zu bereden, was er nicht selbst will. Diese Selbstständigkeit an sich gefällt mir zwar; aber Selbstständigkeit welche zur Untätigkeit führt, kann nie meinen Beifall haben.

XXXVII.

Ich sann auf ein Mittel unsern jungen Mann aus seiner Ideenwelt in die Welt der wirklichen Menschen zu bringen. Unser Vetter, der Oberste, gab mir unvermutet eine an sich nicht angenehme Gelegenheit dazu. Du weißt er hat lange gedient, und mit Ehre. Er forderte seinen Abschied, weil ihm ein Höfling vorgezogen ward, und gleich ein Regiment bekam, ohne anders als durch Tragung einer Uniform gedient zu haben. Der Abschied ward ihm unverweilt gegeben, ohne weiteres, und er dadurch wirklich in eine unangenehme Lage versetzt. Der Versuch in fremde Dienste zu treten, mißlang wiederholt. Es blieb ihm nichts übrig als seine Pferde und besten Mobilien zu verkaufen, und aus dem wenigen was er im dreißigjährigen Dienste hatte zurücklegen können, ein Kapital zu machen. Es war zu klein zu seinem Unterhalte, er gab es also auf Leibrenten, da dann seine Einkünfte gerade hinreichten, um bei der größten Frugalität anständig leben zu können. Aber die Leute in ** welche die Annuität übernom-

men haben, handeln gewissenlos. Sie finden Schikanen aus einigen Worten des Kontrakts, und haben seit einiger Zeit weniger, und seit kurzem kaum den vierten Teil dessen gezahlt, was dem Obersten rechtmäßig zukommt.

Dies erzählte ich unserm jungen Manne, welcher sein Gefühl für Recht und Unrecht sehr lebhaft äußerte.

Ich wendete darauf das Gespräch auf die Pflicht welche Menschen gegen einander haben sich tätig zu helfen. – Er brachte viel trockene Weisheit hervor über die Pflicht, wie es damit beschaffen wäre, und daß sie ein Gebot der Vernunft wäre, und daß die Gebote der Vernunft unbedingt gelten müßten, und dergleichen mehr.

Ich fiel ihm in die Rede und fragte ihn kurz: Glauben Sie nicht auch Pflichten zu haben? Müssen Pflichten nicht tätig sein? Meinen Sie, daß müßig über Pflichten spekulieren und einige Gedichte machen, Tätigkeit sei? Sie sprechen immer, fuhr ich fort, vom Großen und Edlen. Um wirklich edel zu sein, braucht's Taten, nicht Worte.¹ Ich bin ein Weib; wäre ich aber ein Mann, und hätte die Rechte studiert, so wie Sie, so würde ich es für Pflicht halten, zum Besten meiner nächsten der Rechte unkundigen Verwandten meine ganze Tätigkeit anzuwenden.

Er sagte viel allgemeines Zeug über die Spitzfindigkeit der Rechte und über die Trockenheit der Beschäftigung damit.

Ich frage, ob Sie glauben eine Pflicht auf sich zu haben Ihrem Vetter mit Ihrer Einsicht zu helfen? Sie haben eben

¹ Frau von Staël sagt in gewissem Betrachte sehr richtig von dem untätigen und sich selbst lebenden J. J. Rousseau, indem sie ihn entschuldigt: *Les méchants gagnent-ils à rester avec eux-mêmes? On ne peut cependant pas dire que Rousseau était vertueux, parce qu'il faut des actions et de la suite dans les actions, pour mériter cet éloge.* [Werden die Bösewichter besser, wenn sie unter sich selbst bleiben? Man kann jedoch nicht sagen, daß Rousseau tugendhaft war, weil Taten und Folgerichtigkeit im Tun nötig sind, um dieses Lob zu verdienen.] Man sehe *Lettre de Madame de Staël sur J. J. R.* S. 3. *Anmerk. des Herausgebers.*

behauptet jede Pflicht wäre unbedingt geboten, also tut die Trockenheit der Beschäftigung nichts zur Sache, und die Spitzfindigkeit der Rechte macht es noch notwendiger Ihre Pflicht zu erfüllen.

Er sagte: Er wolle gern die Hälfte seiner Einkünfte mit dem Obersten teilen, nur nicht Prozesse führen.

Also, anstatt durch Ihre Tätigkeit ihm zu helfen, wollen Sie lieber in Untätigkeit ihm Almosen geben? Meinen Sie, daß er das annehmen wird, daß er das annehmen *kann*? Aber wenn Sie sich selbst verwendeten, wenn Sie selbst tätig diese Sache betrieben, würde er sich freuen, daß seines Vaters Bruders Sohn so edel dächte ihm helfen zu wollen. –

Er errötete und stammelte: er wolle an einen Advokaten –

Ich fiel ihm in die Rede: Allerdings – müssen Sie auch Rat fragen – nur nicht bloß einen andern bezahlen, der vielleicht die Sache vernachlässigt. Sie selbst sollen tätig sein, jedes Mittel zu erforschen und zu ergreifen.

Er stotterte noch einige Ausflüchte – – Ich sagte ernst und trocken: Sie wollen also leiden, daß die Schikanen dem Obersten ungestraft Unrecht tun?

Bei dem Worte *Unrecht* ward seine Empfindsamkeit erregt. – Nach einigem Wortwechsel erhöhte sich sein Unwillen, erwärmte sich sein edles Herz. Nun war die Zeit ihm zu sagen: Wenn er solcher Tätigkeit fähig wäre, würde ich ihn höher schätzen, – er würde mir – werter sein –

Das Wort sprach ich wirklich etwas leiser aus. Ob's etwa deshalb ihn mehr traf? Sein Auge ward heller, er küßte mir die Hand zum ersten Male.

Er ging zum Obersten, ließ sich die sämtlichen Papiere geben, las unermüdet, unterrichtete sich von allem, fragte Rechtsgelehrte, und nun ist er wirklich nach ** abgereiset, um an Ort und Stelle die Sache persönlich zu betreiben.

XXXVIII.

Ich habe seit fünf Wochen meine Lust an Gustavs Tätigkeit gehabt. Er reisete hin und her, wendete alles an, suchte alle Instanzen wo Hülfe zu hoffen war, entdeckte die Schleifwege der eigennützigen Schuldner, und trieb sie dadurch dergestalt in die Enge, daß sie nun neue Sicherheit gegeben haben, und die Sache ganz zum Vorteile des Obersten geendigt ist.

Ich bin sehr froh darüber, des Obersten wegen, aber auch Gustavs wegen. Dieser hat durch seine Tätigkeit in der kurzen Zeit auch seine Weltkenntnis sehr vermehrt. Er erzählt mir mehrmals, welche seltsame Menschen er bei diesen Unterhandlungen hat kennen lernen. Er meinte zwar, die meisten wären sehr gemein. – Aber ich behaupte gegen ihn, der gemeinste Mensch, wenn man Augen für Menschheit habe, könne lehrreicher werden als eine leere höchste Idee. Darüber gibt's denn viel zu reden und zu antworten. Er kann mir wenigstens nicht absprechen, daß Kenntnis wirklicher Menschen auch die Imagination erhöhet; denn er fühlt sich lebhafter nach dieser seiner ersten *Tat*.

N. S. Er hat auf dieser Reise auch Amalie L** gesehen. Er erzählt mir oft von ihr, und kommt immer wieder darauf. Er soll mir nicht wieder nach ** reisen. Der kleine Bösewicht könnte mir untreu werden!

XXXIX.

Ich möchte meinen Gustav gern ferner in der wirklichen Welt und im tätigen Leben wissen, und habe sogar schon ein Wort fliegen lassen von Annahme eines Amts. Aber davon will er nichts hören. –

Er schilt auf die Geschäftsleute. – Ich verteidige sie.

Wer Ordnung in der menschlichen Gesellschaft hält, ist mir ehrwürdiger, als ein bloßer Spekulant. –

Das läßt er allenfalls gehen, aber er pocht auf seine Geistesgaben. »Ich habe«, sagt er, »niemand gekannt, dem es geglückt wäre seinen Geist zu erweitern, ihn über unzählige Gegenstände zu verbreiten, und doch die Tätigkeit fürs gemeine Leben zu erhalten. Sagen Sie mir nichts von *Aktivität*, Sie werden mich nicht ins Joch schwatzen.«

Sprechen Sie hübsch Ihre eigene Gedanken, das ist geradezu aus *Werthers Leiden* gestohlen.¹

Und wenn's nun wäre! Werther hat recht.

Recht? – Goethe hatte recht, dies Werthern in dem Charakter und in der Lage sagen zu lassen, worin er ihn einmal gesetzt hatte; aber wenn es jemand als eine Wahrheit nachsagt, die im wirklichen Leben gelten soll, so irret er sich sehr. *Werther* ist nichts als ein Romanencharakter, und in der wirklichen Welt soll man nicht Romane spielen wollen. Der Charakter Werthers ist trefflich geeignet, um Wirkung in der Lektur zu tun, trefflich geeignet, daß der Leser äußerst erschüttert werde durch die Situationen, worein dieser Charakter voll Kraft, Edelmut, tobender Leidenschaft, Müßiggang und Starrsinn sich selbst ganz natürlich setzt. Aber wer im wirklichen Leben Werthers Denkungsart und Handlungsweise nachahmen will, ist ein Narr.² – Sehen Sie mich nicht mit so großen Augen

¹ S. *Leiden des jungen Werther*. Zweites Buch, S. 149. *Anmerk. des Herausgebers*.

² Lessing sagt eben dies etwas gelehrter, da er um das Unheil zu verhüten, welches dies *warme Produkt* (wie er's nennt) leicht stiften könnte, wünscht: »daß Goethe ein paar Winke gegeben hätte wie Werther zu einem so *abenteuerlichen Charakter* gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die *poetische Schönheit* leicht für die *moralische* nehmen und *glauben*, daß der gut gewesen sein müsse, der *unsere Teilnahme* so stark beschäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht.« (S. Lessings Briefwechsel mit Ramler, Eschenburg etc. S. 65.) *Anmerk. des Herausgebers*.

an – ich sage nochmals ein Narr, bis in seinen Tod ein Narr, der im wirklichen Leben nicht geschätzt zu werden verdient, wenngleich Goethe einen Romanencharakter aus Gutem und Bösem so zusammengesetzt hat, daß der Leser ihn bedauert und durch seinen Tod erschüttert wird. Dieser Romanencharakter konnte und mußte wider das tätige Leben sprechen, und mußte müßig herumwal-
len, sonst hätte ihn der Autor nicht bis zum Erschießen bringen können. Daß aber niemand seinen Geist erweitern könne der in der menschlichen Gesellschaft Tätigkeit beweiset, und deshalb nicht immer seinen Launen folgen kann, ist eine Unwahrheit. Shakespeare war ein Schauspieler. Dante arbeitete in Staatsgeschäften; so auch Rubens. Raffael konnte seinen Stoff nicht nach seinem Ideal wählen, mußte sogar auch Zimmer ausmalen. Correggio trug sein sauer erworbenes Kupfergeld selbst nach Hause, und malte doch seinen *heiligen Hieronymus* in Parma und auf diesem Gemälde die holde *Maria*. Wieland war Kanzleidirektor und Professor und Prinzenhofmeister. – Schiller war Arzt, und Goethe Doktor der Rechte. Diesen beiden würde es gewiß an ihren Talenten nichts geschadet haben, wenn sie noch länger in der bürgerlichen Laufbahn geblieben wären. Wenigstens haben sie, so lange sie darin waren, manche Erfahrungen gemacht, die ihrer Einbildungskraft Stoff geben konnten. Ich begehre damit gar nicht zu leugnen, daß diese Laufbahn Männern vom Geiste oft beschwerlich wird; aber sie ist doch auch der Weg, die Einseitigkeit zu verlieren die aus dem bloßen Ideenspiele entsteht, und es tut dem Geiste sehr wohl, wenn man früh lernet sich zu zwingen und sich etwas zu versagen. Und dann: wer viel Zeit übrig hat, verschwendet sie gewöhnlich, so wie viele Reiche das Geld; wer zu Rate halten muß, wendet oft beides sehr viel besser an. – Wissen Sie wohl, daß Sie ein Zeitverschwender sind? Sie sollten einen Teil Ihrer Zeit auf bestimmte Geschäfte verwenden, damit Sie in der übergebliebenen

sich desto mehr zu Geistesarbeiten anspannen könnten. –

Aber es ist doch schön, unbeschränkter Herr seiner Zeit zu sein, und das dolce far niente [süße Nichtstun] –

Ist far niente [Nichtstun] und weiter nichts. Ich setze ein grobes deutsches Sprüchwort dagegen: Müßiggang ist des Teufels Ruhebänk! Tasso und Michael Angelo verlangten kein far niente, und auch nicht Angelika Kauffmann und Canova –

Er brach ins Lob der Unabhängigkeit aus, und fragte mich: ob ich wohl lieber einen Mann haben möchte, der den ganzen Tag über den Akten schwitzte, oder einen der nach Gefallen jede Zeit zur geistvollen Unterhaltung widmen könnte?

Ich stimmte für den ersten. Denn, sagte ich, jener würde mir die Zeit seiner Erholung gönnen, und ich würde sie ihm süß machen, dieser aber würde sich immer mit sich selbst und mit seinen Ideen beschäftigen. Die großen Geister, sonderlich wenn sie reich sind und sonst nichts zu tun haben als große Geister zu sein, sind viel beschwerlicher, als die Geschäftsleute. Buffon hatte ein eigenes Haus wo er studierte, wo ihn weder seine Frau noch sonst jemand sehen durfte, und wenn er aus dem Studierhause zurückkam, wollte er noch gelobt sein. Seit ich dies gelesen habe, bin ich noch mehr von den gelehrten Ehemännern zurückgekommen, und wenn es auch die größten Genies wären.

Er kam wieder auf die Unabhängigkeit, und führte unter andern an: er habe Einkünfte genug, um bequem leben zu können; warum er nicht Herr seiner Zeit bleiben solle?

Dawider war nun nichts zu sagen, als daß er doch auch Pflichten habe gegen diejenigen die auf ihr Auskommen denken müssen, und daß es ihm für Herz und Kopf nützlich sein würde, wenn er sich wenigstens eine Zeitlang bestimmten Geschäften widmete.

Das wollte er nicht zugeben, und ich hatte gute Ursache, nur Gründe von ihm selbst herzunehmen und nichts von meinem eigenen Wunsche ihn tätig zu sehen, einfließen zu lassen. Denn er wendete das Gespräch zweimal, um auf seine Liebe gegen mich zu kommen, und ich kehrte immer wieder zurück zum bürgerlichen Leben und zur Tätigkeit darin, brach endlich kurz ab, unter einem Vorwande, um nur diese Saite nicht zu berühren.

XL.

Die Szene ist endlich erfolgt, welche ich so lange zu vermeiden suchte, und ich geriet um desto mehr dabei in Verlegenheit, je weniger ich sie so nahe vermutete. Ich hatte oft mit Gustav gesprochen über das bürgerliche Leben, übers exzentrische Wesen, über Tätigkeit und über ähnliche Gegenstände, worauf ich ihn aufmerksam zu machen wünschte. Er schien durch meine Gründe überzeugt und dankte mir daß ich ihm die Welt von einer ganz andern Seite gezeigt hätte. Heute war er bei mir, wieder über Gegenstände dieser Art zu reden, und ließ wieder einfließen, wie viel er mir schuldig wäre für meine Belehrungen, wie er's nannte, und daß er durch mich ein ganz anderer Mensch geworden, und daß er mir ewig verbindlich sein werde; und plötzlich kam die Erklärung der feurigsten Liebe, und daß er wünsche sein Leben an meiner Seite zuzubringen.

Liebe Julie! ich saß wie versteinert da, ich hatte diesen Augenblick immer gefürchtet – und – warum soll ich gegen Dich nicht aufrichtig sein? – auch zuweilen ganz leise gewünscht. Nun war ich so betroffen, daß ich nichts hervorbringen konnte, als das Gemeinste das sich sagen läßt: – Auf einen solchen Antrag zu antworten, müsse man sich Bedenkzeit nehmen.

Und so gewöhnlich und gemein das war, war's doch

vielleicht zu viel gesagt, denn es sieht aus wie Hoffnung, und die sollte ich wohl eigentlich nicht geben, aber freilich fühlte ich in mir ganz leise, daß ich Hoffnung geben wollte. Sollte ich wollen? Das liegt schwer vor mir. Ich würde mich jetzt sehr glücklich fühlen, wenn ich ja sagte. Aber ich denke weiter, betrachte meine jetzige Lage gegen ihn und die künftige, auf den Fall daß er mein Mann würde. Mir liegt immer im Sinne: ich habe ihn gezogen und kann ihn nicht heuraten. Etwas in mir spricht wider eine Frau die ihren Mann gezogen hat. Gustav unterscheidet das jetzt noch nicht, ich muß es für ihn.

Und dann ferner – ich habe nachgerechnet –, daß ich neun volle Jahre älter bin als er. – Du darfst es eben niemand vorrechnen, liebes Weibchen! aber wenn's zur Verlobung käme, würde wohl mancher nachrechnen. Zwar hoffe ich, Gustav nicht; denn welcher Bräutigam rechnet am Verlobungstage und in einem Jahre nachher? Aber siehst Du, Weibchen, ich kann nun einmal die fatalen neun Jahre nicht aus dem Sinne kriegen. Und wer steht mir dafür, wenn wir einmal verheuratet wären, daß Gustav nicht früher zu rechnen anfinge, als mir lieb wäre?

XLI.

Du bist der Meinung daß ich nichts übereilen solle, und daß ich die Bedenkzeit, welche ich mir einmal nahm, allenfalls nach Gefallen verlängern könne; denn Du hältst meine Zweifel nicht für unauflöslich, und stellst Dir vor, die neun Jahre machten kein Hindernis, wenn sonst alles für das Jawort stritte. Ach! ich wollte es wäre so! Ich war zuerst auch willens meine Bedenkzeit so lange auszudehnen als möglich. Aber, liebe Julie! Gustav ist dringend, ist liebenswürdig, und – ich liebe ihn, und sehe ihn täglich. Wenn ich ihm ferner die Hoffnung ließe, würde er mehr in mich dringen, und ich könnte in einem schwachen

Augenblicke ja! das unwiderrufliche Ja! sagen, und – wenn Gustav dann, ungeachtet meiner jetzigen Freude, vielleicht mit mir künftig nicht glücklich wäre! Der Gedanken ist mir unerträglich. Um meiner und seiner selbst willen mußte es schnell zu einer Erklärung kommen, die mich außer Stande setzt, in der jetzigen Bewegung meines Herzens einen falschen Schritt zu tun und die doch mich und ihn nicht bindet. Dazu kam es heute. Ich will Dir alles offenherzig und ausführlich erzählen, so sehr ich auch noch erschüttert bin.

Er bezeugte mir seine Liebe aufs feurigste und bat mich, ihn bald glücklich zu machen durch meine Einwilligung. Ich hatte mich vorher möglichst zu fassen gesucht, und sagte so gesetzt als ich konnte: ich werde Sie immer lieben, als eine –

Liebe Julie! – Gott verzeih mirs – ich wollte sagen als eine Mutter. Und so meint ich's auch. Aber wie ich den schönen Jungen mit dem trüben liebevollen Blick vor mir stehen sah, so schämte ich mich einen so großen und schönen Sohn zu haben. – Daß Du mir nicht lachst! ich sage Dir's Julie! denn wahrlich! so alt bin ich nicht, daß ich einen solchen Sohn haben könnte! Was machen armelige neun Jahre? Nein! höre nur, liebste Seele, eine Matrone mag ich noch nicht sein, wenn mir gleich die leidige Überlegung einredet, ich müsse hier handeln wie eine Matrone.

Ich sagte also mit einigem Stocken – wie eine *Freundin*, und merkte wohl, mein Ton paßte nicht zum Worte. Klopfe nicht Herzchen! Das Wort ist heraus, und mußte heraus!

Er sagte mir viel Liebevolltes, und sein schwimmendes Auge mehr als sein Mund. Ich ließ beide sprechen, denn es tat mir sehr wohl, ich sank in süßes Staunen, fast ohne deutliches Bewußtsein. Aber kaum kam ich zu einiger Besinnung, so merkte ich, daß mein Auge sprach, und daß es also hohe Zeit wäre den Mund zu öffnen. Ich stammelte

und ich konnte erst keinen Zusammenhang hervorbringen, endlich faßte ich mich so weit, daß ich ihm vorrechnen konnte:

Sie sind fünfundzwanzig Jahre alt, und ich fünfunddreißig.

Du weißt, liebe Julie! und Du sollst's auch wissen, daß ich um ein Jahr und beinahe vier volle Monate log; aber es war zu seinem Besten, und Du siehst doch wohl, ohne meine Philosophie hätte ihn seine Philosophie unklug gemacht.

Ich log also keck: Sie fünfundzwanzig und ich fünfunddreißig. Wenn Sie fünfunddreißig werden, bin ich fünfundvierzig. Das ist schon arg, da werde ich Ihnen viel zu alt sein. –

Das *alt* blieb mir wieder im Munde stecken, und doch fühlte ich, auch bei dreiundvierzig Jahren und neuntehalb Monaten war meine Wahrheit traurig wahr genug. –

Gustav fiel vor mir nieder und schwor, ewig würde seine Liebe sich nicht ändern –

Die traurige Wahrheit von den dreiundvierzig Jahren wirkte auf mich, daß ich standhaft blieb. Ich hob ihn auf mit den Worten: Lieber Gustav! *ewig* ist eine viel kürzere Zeit als zehn Jahre! Sie wissen nicht, daß man im vierunddreißigsten Jahre über manche Dinge ganz anders denkt als im vierundzwanzigsten. Ich aber weiß es, und ich muß Ihnen schon meine Erfahrung leihen, damit Sie nicht Reue empfinden, wenn es allzuspät ist.

Bei dem Worte *Reue* fiel er wieder zu meinen Füßen.

Was er sagte, kann ich Dir nicht schreiben; denn wahrlich, liebe Julie! es waren Empfindnisse, wobei Worte nichts sind. Mein Sinn war tief versenkt in den lieben Jungen, er schwieg und küßte meine Hand voll Inbrunst. Nach einigen Minuten fing er an lebhaft zu sprechen; aber, so feurig seine Worte waren, gingen sie nicht an seinen Blick und Händekuß.

Ich gewann so viel Besinnung mich etwas zu sammeln.

Ich zog meine Hand zurück, wollte ihn ernst ansehen, aber Julie! ich glaube mein Blick war liebevoll. Ich sagte stammelnd: Stehen Sie auf und setzen Sie sich neben mir.

Er tat's stillschweigend und ergriff meine Hand; ich ließ sie in der seinigen, suchte nach einigen Minuten mich zu fassen, und bekam endlich Kraft zu Worten.

Meine Augen haben Ihnen vielleicht allzudeutlich gesagt, daß Sie meinem Herzen näher sind –

Er bedeckte meine Hand mit heißen Küssen. Ich zog sie nicht zurück, doch hätte ich gern mein Wort zurückgehabt, – ein wahres Wort war es.

Es fehlte mir Atem. – Ich holte tief eine Minute lang. Dies gab mir etwas Besinnung. Ich zog sanft meine Hand an mich, und sagte, so ernst ich konnte: Lassen Sie mich, Gustav!

Er ließ die Hand. – Bei einem noch so unmerklichen Händedrucke würde ich nicht haben reden können.

Sie sind meinem Herzen näher! Ich liebe Sie – wie meinen Bruder. Ich liebe Sie – in jeder Art – wie man lieben kann; nur heuraten kann ich Sie jetzt nicht.

Er unterbrach mich, und diesmal wahrlich stammelnd –

Mein Zeigefinger drückte sanft die Oberfläche seiner Hand. – Hören Sie mich ruhig an, ich bitte Sie! Es ist für uns beide wichtig was ich sagen werde.

Ich bin Ihre Schwägerin. Ich könnte Sie aber auch lieben in jeder Art. – Ich könnte Ihre Mätresse sein – (ich faßte allen meinen Ernst zusammen) – wenn ich unbesonnen genug dazu wäre. Aber das wollen Sie nicht, Gustav! – Ich auch nicht. Ich schicke mich nicht zur Buhlerin, Buhlerei ist nicht Liebe!

Mein Gott! – – rief er.

Ruhig bitte ich, Gustav! Ich könnte Ihre Buhlerin sein, das wäre noch möglich – aber Ihnen und mir nicht anständig – darum will ich nicht. Sie wollen auch nicht. Wir beide müssen es nicht wollen – – Ihre Frau, wenn ich

auch wollte, kann ich nicht werden. Die Ursachen liegen in äußern Umständen, – sie liegen auch in mir – (hier setzte ich sanft hinzu: nicht im Mangel meiner Liebe zu Ihnen – denn ich wollte doch den lieben Jungen nicht kränken). Er saß da, blaß und wie versteinert. – Ich fuhr fort:

Lieber Gustav! Liebe gehört zur Ehe, aber, wenn sie glücklich sein soll, noch manches andere. Sie ist eine Verbindung auf zeitlebens. Beide Teile müssen also vorauszu- sehen suchen, wie ihre Gesinnungen und Verhältnisse noch nach langer Zeit beschaffen sein möchten. Ich bin merklich älter wie Sie. Das, möchten Sie sagen, ist nicht ein absolutes Hindernis zur Eheverbindung. Ich gebe dies zu. Aber nach meiner Gesinnung ist für mich dieses Hindernis schon allein wichtig genug; und ich würde doch für mich heuraten – das sehen Sie selbst ein. Ich war die Gattin Ihres ältern Bruders, und verehere ihn noch im Grabe, ungeachtet meine Liebe gegen ihn nicht leidenschaftlich war. Wissen Sie, Gustav! – ich gehöre nicht zu den Frauen, die nach einem alten Manne einen jungen heuraten. – Ich bin zu stolz dazu. Lassen Sie mir diesen Stolz, selbst wenn er Vorurteil wäre. Und von Ihrer Seite ist's auch wohl wahr, was ich Ihnen vorher sagte. Sie würden mich nach jeden zehn Jahren viel älter finden, als zehn Jahre mehr: und das würde auch meinen Stolz beleidigen; aber was mehr ist, es würde mich unglücklich machen – (hier wagte ich seine Hand sanft in der meinigen zu drücken, denn ich war ruhig geworden) – deswegen, weil ich Sie nicht glücklich sähe. Ich würde doppelt unglücklich sein, weil ich's vorhergesehen hätte, und mir vorwerfen müßte daß ich von dem Feuer der Leidenschaft eines Jünglings meine Überlegung hätte verzehren lassen. Sie wissen noch nicht, lieber Gustav! wie es im Gemüte aussieht, wenn man über die neunundzwanzig Jahre hinaus ist. Ich aber weiß es. Glauben Sie mir also, und lassen Sie ab.

Er bestätigte die Treue und Festigkeit seiner Liebe. Besonders bestand er auf den zehn Jahren mehr, und hielt für unmöglich daß zehn Jahre einen Unterschied in seinen Gesinnungen machen könnten.

Aber glücklicher Weise blieb ich gefaßt, und sagte – noch ruhig genug:

Gut, lieber Gustav! Sie sind sehr sehr jung, und manche Erfahrung fehlt Ihnen noch. Meine Gesinnungen kennen Sie, welche durch meine reife Überlegung nie werden geändert werden. Ich will tun für Sie, was ich kann. Ich erlaube Ihnen, mich zu lieben bis Sie dreißig Jahre alt sind. Wollen Sie mich alsdann noch heiraten, so halten Sie so dann nochmals um mich an, und – ich glaube – als dann – könnte ich Ihnen meine Hand geben. Aber Sie haben Freiheit bis dahin, jedes andere Frauenzimmer zu lieben. Ich will Ihnen sogar, wenn ich kann, behülflich sein, ohne Eifersucht. Einen andern liebe ich nicht während dieser fünf Jahre – nie! sagte innerlich mein Herz – das verspreche ich Ihnen. Ich warte – Sie aber sollen keinesweges verbunden sein, auf mich zu warten. Er fiel mir abermal zu Füßen, sagte, daß er mich ewig lieben würde, daß er sich mehr an mich gebunden achtete als jemals, daß ich ihn nicht auf eine so harte und lange Probe stellen möchte. –

Ich hob ihn auf, und bat ihn freundlich und dringend, mich allein zu lassen, weil wir beide allzusehr bewegt wären. Er folgte mir, auf meine zweite Bitte, und verließ mit einem tiefen Seufzer mein Zimmer. Es war Zeit, liebe Julie! denn der Blick seines liebevollen Auges drang tief in mich. Noch jetzt schwebt er vor mir. Ich mußte Dir, innigste Freundin meines Herzens, genaue Rechenschaft von meinem Betragen geben. Aber es ist mir lieb, daß die Erzählung geendigt ist, denn – ich muß meinen Tränen Luft machen.

Ich komme nachgerade zu einiger Ruhe. Nachdem Gustav einigemal mit viel Feuer und Liebe versucht hatte, meinen Entschluß wankend zu machen, blieb ich immer standhaft, und so hat er sich endlich darein gegeben, noch fünf Jahre zu warten. Ich habe ihm wiederholt, daß er ganz frei in seiner Neigung bleiben solle, daß er befugt sein solle um sich zu schauen auf jedes Frauenzimmer, das sein Herz auf sich ziehen könnte. Ich habe ihm sogar ganz unbefangen gesagt, er könne mich über jede Herzensangelegenheit zu seiner Vertrautin machen, ich würde ihm Rat geben, nach meiner wahren Neigung zu ihm. Er sagte mit einem Blicke voll Innigkeit: Er würde mir oft etwas zu vertrauen haben, aber nur über mich selbst. – Wir wollen sehen.

Indes weiß ich es nun meiner Überlegung Dank, daß ich meinen Entschluß richtig nahm und schnell ausführte. Ich habe mich dadurch in eine sehr angenehme Lage gesetzt. Gustav liebt mich, und ich darf meiner Liebe gegen ihn nun ohne Bedenken Gehör geben. Wir haben die angenehmsten Stunden. Unsere Herzen öffnen sich, und ich schaue täglich tiefer in die edlen Empfindungen des seini- gen. Seine Prätension, seine Frühweisheit ist weg; es war nur ein Rost, der sich in der dumpfigen Atmosphäre der Schule angesetzt hatte, der aber in der heitern Luft der menschlichen Gesellschaft abgerieben wird, so daß der natürliche Glanz seiner guten Eigenschaften hervor- kommt. Denn nun macht er keine Schwierigkeiten in Ge- sellschaften zu gehen, und er gefällt in den besten Zirkeln unserer Stadt. Auch dieses macht mich sehr glücklich. Welches Weib sieht nicht gern die Anmut und die Talente ihres Geliebten ins schönste Licht gesetzt?

XLIII.

Ganz unvermutet wird meine Ruhe unterbrochen. Gustav hat sich nie um seine Vermögensumstände bekümmern können. Ein junger Mensch denkt nicht daran, und sein Vormund hielt ihn geflissentlich davon ab. Seit einiger Zeit glaubte Gustav zwar einige Unordnungen zu merken, denn er war aufmerksam auf seine eigene Angelegenheiten geworden, seitdem er die Geschäfte des Obersten betrieb. Der Vormund wußte immer Ausreden zu machen, und verließ sich darauf, ein Bel esprit [Schöngeist] würde nicht verstehen zu untersuchen und zu rechnen. Nachdem aber Gustav volle fünfundzwanzig Jahre zurückgelegt hatte, so forderte er Rechnung von seinem gewesenen Vormunde, und die Auslieferung aller seiner Obligationen und Papiere. Da es hierüber nach manchem Streite zur Sprache kam, so zeigte sich daß sein ganzes Vermögen auf die unverantwortlichste Art längst war vergeudet worden. Der Vormund ist entlaufen, und hat den schändlichsten Bankrott gemacht, woraus nach zwei oder drei Jahren kaum zehn von Hundert kommen können, welches nicht zu den Gerichtskosten zureichen wird. Gustav ist nun also aus dem Zustande des Wohlstandes in gänzliche Armut versetzt. Aber er soll nicht arm sein, so lange ich noch etwas habe.

XLIV.

Ich bin seit einigen Tagen in größter Unruhe gewesen. Man hat dem Vormunde vergeblich nachgesetzt. Alle Hoffnung ist nun verloren. Gustav ist dabei gefaßt, über alle Erwartung, und findet sich auf eine edle Art in sein Unglück. Meine Liebe zu ihm wird dadurch noch mehr angefeuert. Ich wollte ihm gern helfen, aber wie? Ich habe alle Wendungen erschöpft, um ihn zu bewegen, daß er Unterstützung von mir annehme, von mir, die ich doch

seine nächste Verwandtin bin, wenn ich ihm auch sonst nichts wäre. Aber er ist unbeweglich, und führt mir dieselben Gründe an, die ich ihm ehemals angab, weshalb der Oberste von ihm keine Unterstützung würde annehmen wollen und können, und darauf kann ich denn freilich nicht viel sagen. Er ist nicht abzuhalten gewesen, einige Juwelen und andere Kostbarkeiten zu verkaufen, für die dringendsten Bedürfnisse. Aber diese Hülfe kann nicht lange dauern. Nun wünscht er ein Amt zu haben, aber wo wird sich gleich eins finden? Indes macht er dazu die nötigen Schritte, und läßt keinen erlaubten Weg unversucht. So veranlaßt Unglück zuweilen eine lobenswürdige Anstrengung der Kräfte, und mit derselben Geselligkeit und Zartgefühl. – Wenn ihm doch nur auf irgend eine Art zu helfen wäre! Ich bin durchdrungen von Mitleid, von Hochachtung – und ich will es Dir nur gestehen, von reiner Liebe gegen den lieben Unglücklichen –

XLV.

Du hast seit drei Wochen keine Zeile von mir gesehen, aber ich habe auch viel zu tun gehabt.

In Geschäften?

Jawohl! Ich bin gelaufen, habe geschrieben, habe unterhandelt, habe sollizitiert und – Viktoria! – Gustav ist nun Hofrat bei der Regierung. Es hat mir etwas Geld gekostet; aber das ist wohl angewendet, und er soll nichts davon erfahren. Der alte Hofrat G** starb gerade zur rechten Zeit. T** hatte die Anwartschaft auf die Stelle, bekam aber eben jetzt glücklicher Weise auch andere Aussichten. Dies erfuhr ich zufällig, und klopfte gleich an, und überließ ihm selbst die Bedingungen.

Die Sache war bald zwischen uns abgemacht, und T** besorgte das Nötige bei dem Fürsten und bei der Regierung. Die großen Perucken haben Gustaven examiniert.

Stelle Dir vor, der Spekulant und Poet ist in ihrem Rechtswesen wohl bestanden. Wohl ihm, daß er für den Obersten und für sich kürzlich Geschäfte betrieben hat, denn sonst hätte er wohl alles vergessen. Kurz! Gustav ist Hofrat, so fest Hofrat als einer von denen die an dem Tische mit dem grünen Teppiche sitzen. Und – wenn ich ihn nun heurate? – Wann? nach fünf Jahren? nach vier Jahren? Warum nicht gar! Es muß eher sein, sonst wird's nichts. – Wenn ich ihn also heurate, bin ich die Frau Hofrätin, daß Du's weißt. – Gib mir meinen rechten Titel, das sag ich Dir. – Ich bin ausgelassen vor Freude! Alles hat sich so trefflich schicken müssen. Lebe wohl, mein Herz!

XLVI.

Unser Mann findet sich vortrefflich in seine Amtsgeschäfte. Ein talentvoller Jüngling kann sich zu allem bilden, sobald ihn nur Dünkel und Schulweisheit nicht verdirbt. Dabei hat Gustav in den wenigen Wochen die Liebe aller derer erworben, mit denen er zu tun hat. Meinst Du nicht daß mich das freuet! – Er weiß sich in alle Charaktere zu schicken, ohne den seinigen zu verleugnen. Wenn ich den geselligen – und fast möchte ich sagen, den moralischen – Charakter eines Menschen zu würdigen habe, ist mir der höchste, der dieses auf eine edle Art zu erlangen weiß; denn es gehört Verstand, gutes Herz, Beurteilungskraft und Menschenliebe dazu. Die jungen Leute die nirgend an ihrem rechten Orte sind, immer entweder zuviel oder zu wenig, immer fordernd und nichts leistend, immer in kindischer Peinlichkeit oder in stolzem Mißvergnügen sind, die immer eine eigene Welt haben wollen, wo sich alles nach ihnen richtet – was machen wir damit? – Du bist eine starke Seele, Julie! Du leihest ihnen ein paar Pistolen, damit sie sich mit Lärm aus dieser Welt fortschaffen können. – Ich? – ich lache sie aus und lasse

sie laufen; sie laufen nicht weit die Püppchen! Ihr erhabenes Unwesen hält nicht gegen das Auslachen. Lache einmal einen erhabenen Charakter aus; er bleibt was er ist. – Und Gustav hat nun *sein* Erhabenes abgelegt, wie einen fremden Mantel, und ist nun natürlich, gut, edel und trefflich, und soll in dieser Welt bleiben.

XLVII.

Gustav wird täglich andringender mit seiner Liebe. Daß mir dies nicht wohltun sollte; – wenn ich es sagte, Du würdest es nicht glauben. Mein Gustav ist in der Blüte seiner Jugend, edelmütig und wacker, – und liebt mich. Aber wenn ich weiter denke an eine lebenslängliche Verbindung, wenn ich überlege – und überlegen muß man doch, wenn's auf das Glück des Lebens ankommt –, so komme ich immer wieder aufs Alte zurück. Er kann nicht nach zehn geschweige nach zwanzig Jahren mit einer Frau glücklich leben die älter ist als er. Der Mutternamen ist süß, aber der Namen Gattin, innigste Vertrautin des Lebens, ist von einer ganz andern Süßigkeit. Wenn Gustavs jüngeres Alter, das gegen das meinige mit zunehmenden Jahren ihm immer merklicher werden muß, ihn je hinderte in der ganz gleichen Vertraulichkeit, in der gänzlichen Zusammenschmelzung der Seelen zu verharren, die zwischen Gatten und Gattin stattfinden muß, wie könnte er glücklich sein mit seinem feinen Gefühle? und was würde ich sodann sein? In meiner ersten Jugend mußte ich gezwungen mich aufopfern, und es gelang mir, durch guten Willen und Ausdauern, einen wackern Mann glücklich zu machen; sollte es mir weniger gelingen durch ein freiwilliges Opfer? Meine Liebe zu Gustav ist weder sinnlich noch *selbstisch*.¹ Könnte ich ihn nicht ganz glücklich

¹ Das bedeutende engländische Beiwort *selfish* wird durch *selbstsüchtig* fast etwas allzustark, wenigstens in manchen Wendungen allzuschwer-

machen, würde ich selbst im Unglücke verloren sein. Will ich etwas anders als ihn glücklich sehen? – Und dann kommt er mit seinem liebenden Auge, mit seiner ehrlichen Stirn, und mit seinen braunen Locken die ihm um den weißen Hals wallen. – Ach, Julie! ich zanke mit mir selbst, daß ich so verständig bin.

XLVIII.

Du sagst ich bin wunderlich. Kann sein! Aber ich habe diese Nacht über alles nochmal mit meinem Kopfkissen überlegt, und es bleibt dabei, Gustav soll und muß mich nicht zur Frau haben. Ich bin jetzt schon verständiger wie er. Was würde es vollends in zehn oder zwanzig Jahren werden – denn so lange und länger wollt ich bei ihm bleiben, und auf so lange und längere Jahre sieht mein Verstand voraus. O! der Verstand verdirbt doch die beste Freude, wenn man sich verliebt! Und was das schlimmste ist, der Verstand untersteht sich recht zu haben. Kannst Du Dir etwas Ärgeres denken als eine Frau, die verständiger ist als ihr Mann? – Und älter noch dazu!

XLIX.

Du meinst, liebe Julie! ich soll nicht scherzen über eine sehr ernsthafte Lage, worein ich mich gesetzt habe. Jawohl! Ich habe mich selbst darein gesetzt! So geht's, wenn man's Herzchen wie ein krankes Kind hält, und ihm seinen Willen tut, Herzchen will immer mehr als es sollte. Auch sollst Du nicht etwa denken, mein Scherz wäre Leichtsinn, er kommt aus dem Innersten der Seele. Ich

fällig ausgedrückt. Adelheid konnte also füglich das Wort *selbstisch* bilden für selfish. *Anmerk. des Herausgebers.*

bin wie die welche im Finstern laut singen, damit man nicht glauben soll, sie fürchteten sich. Ich fürchte mich mehr als eine die in meiner Lage nicht scherzen würde. Gustav will von den fünf Jahren Aufschub gar nichts mehr hören. Er wird immer dringender, und immer lebenswürdiger, und mein Herz wird immer wärmer. Ich fühle, ich werde zuletzt nicht stark genug sein, ich werde einen Schritt tun, der – ich kann es mir selbst nicht verhehlen, und, was könnt ich Dir verhehlen? liebe Julie! – einen Schritt, der mich jetzt unaussprechlich glücklich machen würde. – Nun! so tue ihn, sagst Du. – Du hast es schon zweimal gesagt. – Aber, liebste Seele! ich komme immer wieder darauf zurück, diese Verbindung könnte sehr leicht meinen Gustav in kurzer Zeit nicht glücklich machen. Das Mißverhältnis des Alters, seine jetzige wenige Erfahrung und sein Beobachtungsgeist, aus welchen beiden notwendig folgt, daß er je länger er lebt, destomehr über viele Dinge andere Ideen bekommen muß. Meine Erfahrung, welche schon jetzt das alles voraussieht. – Kurz! Laß mich die verhaßten Wahrheiten nicht mehr wiederholen. – Gustav muß glücklich werden und muß glücklich bleiben. Dies will meine Liebe zu ihm. – Und ich fühle mich allzuschwach. Gustav wird traurig über mein Verschieben. Sein ängstlicher Blick erregt Theilnehmung in mir. Sähe ich ihn länger in dieser traurigen Stimmung, ich würde nicht widerstehen können. Ich muß Hülfe haben. Du sollst bald mehr von mir hören.

L.

Liebe Julie! Ich denke die Hülfe kommt. Ich suchte einen Vorwand um meinen Hofrat Gustav zu einer Reise nach ** zu bewegen. Er blieb da einige Tage. Nachdem er mir von dem Geschäfte Bericht erstattet hatte, fragte ich, wie von ungefähr, nach Amalie L**, und sah in seine feurige

schwarze Augen. Sie erheiterten sich. Er hatte sie besucht, mehrmal, erzählte unaufgefordert verschiedenes sehr an-gelegentlich von ihr, ganz unbefangen, das versteht sich. Aber – die Liebe ist scharfsichtig. In einem Winkelchen seines mir getreuen Herzens sah ich Amaliens Bild schon eingeprägt. – Der Ungetreue! – Doch ich muß ihm helfen! –

Nun glaube ich dreifach, daß die Vernunft auch in der Liebe nützlich ist. Ich bin seitdem, ohne daß Gustav es wußte, in ** gewesen. Ich habe mit der Tante, meiner Freundin, abgemacht, daß Amalie zu mir kommen und ein Jahr in meinem Hause bleiben soll. Sie ist heute schon eingetroffen.

Mein Herz fängt an leichter zu werden, liebe Julie! – Aber in einzelnen Augenblicken ist es wieder so schwer, so schwer! Es kostet mich viel, so verständig zu sein. Liebe Seele! Ich hätte doch nicht gedacht, daß ich noch so schwach wäre! In den Büchern ist's so leicht über jede Neigung zu siegen. Da steht die Philosophie so fest mit der gefällten Helleparte, alles Sinnliche aufzuspießen was der reinen Vernunft in den Weg zu treten wagt. Aber! wenn man sich selbst recht tief ins Herz sieht! – da hat die Philosophie Lust davon zu laufen, und ihre Helleparte steht nur fest, wann die Neigungen sich selbst gegen ein-ander schwächen, und so unvermutet auf den Spieß auf-laufen. Dann singt die Philosophie ein Tedeum, und meint sie allein habe alles getan!

LI.

Ich habe mir ein kleines Fest gemacht mit der ersten un-vermuteten Zusammenkunft. Gustav war etwas betroffen, da ich ihm Amalien als meine jetzige Gesellschafterin vor-stellte. Der kleinen Hexe scheint es nicht übel zu gefallen, Gustaven täglich zu sehen. Ich wiege mich mit dem Ge-

danken, daß etwas Neues hieraus entstehen wird, und ich denke etwas Gutes –

Und dann – kann ich keine Nacht schlafen. Ich gräme mich, daß ich recht handle, und gebe meiner Vernunft Ohrfeigen, daß sie über mein Herz siegen will. Und die Vernunft sagt: Schlag zu, aber höre mich.

LII.

Das Wesen geht fast geschwinder, als ich mir vorgestellt hätte, und ich finde es manchmal ganz seltsam, daß alles so gut gelingt. – Herzchen! sei artig und fasse dich!

Die jungen Leutchen sehen sich gern, und ich lasse sie sich gern sehen. Gustav, das muß ich ihm zum Ruhme nachsagen, macht seine Sachen hübsch. Er verläßt mich nicht etwa geradezu, als wäre ich gar nichts. Er kommt sehr oft, mir seine Schuldigkeit zu bezeugen, und die nehme ich dann an – als *Schuldigkeit* – und reiche ihm recht stattlich die Hand zu küssen. Man muß auf sein Ansehen halten, gute Freundin!

Ich weiß aber nicht, ob ich recht sehe, er scheint mir bei Amalien ungezwungener zu sein, und sie ist so liebebreizend und so unbefangen, und die großen blauen Augen sehen so herzerührend in seine blitzenden schwarzen Augäpfel –

Und mit einem Male kommt er mir gestern wieder – unter vier Augen – mit seiner feurigen Liebe, und hätte mich beinahe unvermutet wieder wankend gemacht; denn das erwartete ich nicht mehr. Aber, ich denke ich habe es recht beurteilt: Er fühlte es war *seine Schuldigkeit*. Nun sieh, liebe Julie! da erinnerte ich mich meiner Schuldigkeit. Ich sagte ihm lächelnd: Wir haben ja noch Zeit. Sie wissen, ich habe beinahe noch fünf Jahre zu warten, ob sich nicht eine andere fände. Er wollte feurig antworten, aber es war als stockte etwas in ihm. Ich drohte ihm mit dem Finger: Da ist Amalie, sagte ich, die ist jünger als

Sie. – Er ward blutrot, wollte meine Hand ergreifen, und stammelte etwas daher. Ich ließ ihn nicht ausstammeln, sondern sagte mit möglichstem Ernste: Gustav Sie sind fünf Jahre lang ganz frei, brauchen Sie Ihre Freiheit. Er schien wirklich betroffen zu sein. – Ich stand auf, um in mein Kabinett zu gehen; denn wirklich, der Atem ward mir sehr kurz. Ich will Dir bekennen, als ich allein war, floß ein Strom von Tränen; aber ich fühlte doch bald, auch Tränen der Freude waren darunter. – Sei standhaft Herz! du kannst deinen Willen nicht haben.

LIII.

L'amour va grand train! [Die Liebe blüht schnell auf!] Gustav braucht seine Freiheit, ich sehe es und seufze und freue mich; denn Gustav geht nun wahrem Glücke entgegen. Die beiden Täubchen sehen nur sich, und also kann ich desto sicherer beobachten. Zuweilen ergreift's mich, daß es so wahr hat sein müssen was ich Gustaven voraus sagte; aber ich beruhige mich bald wieder. Und Amalie! – Du glaubst nicht wie liebenswürdig sie ist, und wie sehr ich sie liebe, deswegen, weil Gustav durch sie glücklich werden wird. Es wohnt in mir eine Empfindung der Ruhe und Zufriedenheit mit mir selbst, eine Wonne, wogegen alle Leidenschaft nichts ist. Wer die Liebe nur kennen lernt, um sie beschrieben oder höchstens dargestellt zu sehen, fasset diese Seligkeit nicht. – Ich fühle sie ganz!

Und doch, liebe Seele – ich kann Dir nichts verhehlen – wenn ich die beiden Liebenden mit einer zärtlichen Theilnehmung betrachte, ertappe ich mich oft auf tiefem Atemholen und einer Träne die aus dem Auge rieselt. Sollte es Leidenschaften geben, wobei man äußerlich ganz ruhig ist?

Ich dachte nach was zu tun schicklich wäre, da die jungen Leute sich täglich herzlicher vereinigen, und glaubte Amaliens Tante von der Sache Nachricht geben zu müssen, um ihre Meinung darüber zu vernehmen; denn ich wollte doch nicht gern bei ihr in unrechtem Lichte erscheinen, im Falle ihre Gedanken von den meinigen unterschieden wären. Sie antwortete nach Wunsche und billigt alles. Ihre Feder strömt über von Gustavs Liebe, und – stelle Dir vor – sie schreibt: es wäre allgemein gesagt worden, ich und er würden ein Paar werden. Ich könne, setzt sie hinzu, dieses Gerücht nicht kräftiger widerlegen, als durch Beförderung seiner Heurat mit Amalien. Das heißt also: ich bin zu alt für Gustav! – Und das hätte jedermann gesagt? Es wäre doch impertinent. Was haben sich die Leute um uns zu bekümmern? – Aber, liebe Julie! wenn es nun Gustav selbst einmal – nicht gesagt – das kann er nicht, nur gedacht, nur im innersten Gedanken gedacht hätte? O! – genug! genug! –

Übrigens ist eine Tante ein hassenswürdiges Geschöpf. Gott sei gelobt, daß ich keine Nichte habe! – Und doch werde ich diese Tante, die mir zu verstehen gibt ich wäre zu alt, herzlich umarmen müssen, und umarme sie gewiß auch recht herzlich. Bin ich nicht eine gute Seele? Habe Geduld mit mir, liebe Julie! und mit meinem Geschwätze, und – habe auch ein wenig Mitleiden mit mir. – Ich kann manche Nacht nicht schlafen, und dann finde ich, es kostet viel um gut zu sein. – Doch ich sage mir auch: gut zu sein ist wohl eines großen Opfers wert; und ist das wahr, so bemitleide mich nicht.

LV.

Die Sache neigt sich zur Entwicklung. Ich habe mit Gustav eine Szene gehabt – eine Szene – ich kann sie Dir nicht beschreiben – und beschreibe sie nun doch.

Ich hatte ihn für frei erklärt, und er kam – mich daran zu erinnern. Ehe er ein Wort sagte, wußte ich alles, und ich las in seinen Augen, er wußte daß ich alles verstand. Wozu müssen Worte sein zu solcher Szene? Wäre Amalie an seiner Stelle gewesen, ich hätte sie herzlich in meine Arme geschlossen. Ein Kuß hätte mir, hätte ihr alles erklärt. – Aber mit Gustav mußten es Worte sein.

Sie wurden ihm, sie wurden mir sehr schwer. Wie er's wendete, um mir zu sagen, daß er meine Erlaubnis Amalien zu lieben annehme, ob er mich um Vergebung bat, ob er Entschuldigungen stammelte, ob er Entschuldigung bedurfte, – ich hörte von allem nichts, weiß wenigstens jetzt nichts davon. Ich kam zu mir, als er sagte: Amalie liebe ihn. Da ging mir das Herz auf, ich ergriff seine Hand sie sanft zu drücken, aber Worte wurden mir nicht, ihm auch nicht, seine Augen hafteten auf den meinigen, wir empfanden zu viel, es mußte unterbrochen werden. – Ich verließ ihn – um Amalien ihm zuzuführen. Ich legte ihre Hände in einander, beide umarmten sich. Amalie fiel in meine Arme, Gustav küßte meine Hand. Ich kann nicht mehr schreiben. Denke Dir weiter was Du kannst!

LVI.

Ich schreibe Dir dieses spät in der Nacht, denn ich war heute vormittag so bewegt, daß mir das fernere Schreiben unmöglich ward. Meine Lebensgeister sind auch erst seit ein paar Stunden wieder beruhigt. Ich kann nun fortfahren.

Nachdem ich Amalien mit voller Inbrunst an mein Herz

gedrückt hatte – wie lange? – zählt das unaussprechliche Entzücken Minuten? –, so kam ich endlich so weit zu mir, daß ich Amaliens Hand in meine linke, Gustavs Hand in meine rechte nahm, und mich zwischen beide setzte; denn meine Füße schwankten, und ich glaube, ihre auch. Noch sprachen nur unsere Augen und unsere von Wonne bebende Brust. Wir schöpften endlich etwas langsamer Atem und fanden Worte. – Für uns? Nein! aber wir mußten anfangen zu sprechen, um etwas ruhiger zu werden. Es kam unter mehreren die Rede, Gustav mußte um Amalien bei ihrer Tante anhalten. Ich legte ihren Brief in seine Hand. Beide entsetzten sich vor Freude. Auch dafür haben Sie gesorgt, rief Gustav, und ehe ich's wehren konnte, küßten beide meine Hand. Diese Küsse gingen ins Herz. Wir drei zerflossen in Tränen. Ihre weinenden Augen waren so beredt!

Warum weinen wir in der äußersten Freude? Ich bin jetzt so froh, bis in mein Innerstes so unaussprechlich glücklich, und meine Tränen fließen aufs Papier.

Ich kann nicht weiter schreiben.

LVII.

Wir sind hier alle in arger Unruhe – um Kleinigkeiten – Anstalten zur Hochzeit. – Warum Anstalten dazu? Macht man Anstalten zum Sterben? Das ist doch auch ein Übergang in ein glücklicheres Leben!

Doch sind da nun die Einkäufe, und die Visiten und die lahmen Glückwünsche, und das Küchengeschirr, die Tischtücher, die Teller, die Leuchter, die Stühle, die Schränke, die Vorhänge, und so Gott will der Plateau. – Hat man je solch ungereimtes Zeug gesehen? Und doch ist das Zeug nötig. Nötig? Wahrlich kalt überlegt, ist wenigstens *ein* Teil wirklich nötig, und der andere Teil, in der Welt wie sie nun einmal ist, nicht zu entbehren.

Le superflu, chose si nécessaire!

[Das Überflüssige, eine so nötige Sachel]

So ist's! Viele Dinge scheinen uns ungereimt, wenn wir nur auf uns selbst sehen, und sind es nicht, wenn wir in Betrachtung ziehen alles was um uns ist. – Ich sähe gern gar nichts als Gustav und Amalien. Gustav und Amalie sehen nur sich beide, und sollen nichts anders sehen. Also muß ich wohl um mich schauen, und auf alles bedacht sein, um so mehr, da sie künftig in meinem Hause wohnen sollen; denn trennen könnte ich mich unmöglich von den beiden Lieben, auch nicht auf eine Stunde. Da nun das sein soll, so muß ich auch schon sorgen, daß sie in meinem Hause das ungereimte Zeug finden, dessen sie nicht entbehren können, wenn sie nach wenigen Wochen nicht nur sich beide, sondern auch viele andere Leute sehen werden, unter denen sie leben müssen. –

Mir schwindelt. Wie? Wird denn die Zeit kommen, da sie auch andere sehen, außer sich beiden? – Sie muß kommen, und – mein Herz sagt mir, sie sehen die ganze Welt, und sind doch sich selbst genug!

LVIII.

Gestern war die Hochzeit. Der Bräutigam, simpel gekleidet in einem leichten bischofffarbenen Fracke und weißem Gilet, schien in seinem Gesichte mit den schöngelockten braunen Haaren, an Gesundheit und blühender Farbe ein Jüngling, im Ausdrücke des Edelmutts und Talents ein Mann. Als ich ihn der Braut zuführte, war ich unbeschreiblich froh, er schlug einen Augenblick die Augen nieder vor mir, das ging mir tief durch die Seele und doch tat mir's wohl. Die Braut hatte ein weißseidenes griechisches Kleid, eine goldene Kette um den Hals, es war die Kette der Liebe. Ihr blondes Haar floß um ihr Haupt in natürlichen Locken über ihre Schultern tief herab, zwei

Rosenknospen waren in den jungfräulichen Myrtenkranz geflochten. Soll ich Dir beschreiben wie schön sie war? Wie könnt ich es! Soll ich Dir nichts davon sagen? Wer könnte an dieses Hochzeitfest denken, und nicht an die Schönheit der Braut! Könnte ich aber auch ihre Schönheit malen, so sähest Du doch das Wenigste. Unschuld und Wahrheit belebte dieses Gesicht.

Nur auserlesene Freunde waren die Hochzeitgäste, eine mäßige Zahl. Unser alter Vetter stellte den Vater des Bräutigams vor. Mein Herz klopfte mir, daß nun Gustavs Glück befestigt war. Als der Geistliche sie auf immer verband und sie segnete, übertäubte mein inneres Gefühl das äußere. Ich mußte in mein Kabinett gehen, mich in meinen Lehnstuhl zu werfen. Es ergriff mich, wie noch nie! Ich fühlte, ich hatte ein Opfer gebracht, und fühlte nun die ganze Größe des Opfers. Laß mich, liebe Julie! Sieh nicht auf die Tränentropfen die meine Schrift verlöschen. Es ist ja erlaubt einen Greis zu beweinen, den man liebte, ob man gleich dem Laufe der Natur nach den Verlust voraussah, und ihn wohl gar wünschte, weil der geliebte Hinfällige zu sehr litt. Warum soll es mein schwaches Herz nicht auch fühlen, daß ich es nicht mehr diesem süßen Manne geben darf, ob ich ihm gleich selbst entsagte, um ihn glücklicher zu sehen? Hier ist Schmerz mit Freude vermischt, mit dem innigsten Grade der Freude. Ich sehe ihn ganz glücklich – so wie die hingeschiedenen Seligen die ich liebte –, und auch ich bin glücklich, liebe Julie! wirklich sehr glücklich, da nun der erste Sturm der Leidenschaft vorbei ist. –

Ich erholte mich noch ziemlich bald, und kam wieder zur Gesellschaft. Man hatte mich vermißt. Braut und Bräutigam eilten auf mich zu. Ich umarmte die Braut, und – auch den lieben Bräutigam – zum ersten Male in meinem Leben. Ich schlang meine Arme fest um ihn und empfand Wonne, wie noch nie. Ihm kamen die Worte eher als mir. Er rief aus, indem noch sein warmer Hauch

an meine Wangen strich: Das Glück meines Lebens, Amalien, bin ich Ihnen schuldig! Er wollte mir danken – ich hörte nichts, meine Arme glitten ab, meine Kniee zitterten, ich setzte mich atemlos nieder. Man sagt, ich wäre totenblaß gewesen. – Ich kann nicht mehr schreiben! Mir ist wohl. Ich habe heute mein Testament gemacht, daß sie meine Erben sein sollen.

LIX.

Freude und Schmerz hat mich verlassen. Ich bin ruhig, sehr ruhig. Ich vegetiere. Die Welt ist schön um mich, der Himmel ist heiter, die Bäume grünen, die kühle Luft wehet; aber ich scheine mir auch nur zu wehen und zu grünen. Nein! ich lebe: denn ich sehe Amalien und Gustav so innig, so glücklich leben, ich lebe mit ihnen und in ihnen, und bloß in ihnen kann ich leben. Und doch ist's mir so schwer in der Brust, ich bin da und bin abwesend. Liebe Julie! Hälfte meines Herzens, ich sage Dir alles – ich hätte ihn nicht umarmen sollen! Warum gab mir der Himmel warmes Blut bei einer heiß empfindenden Seele?

LX.

Du sagst, ich soll mich nicht gereuen lassen, was ich getan habe. Liebe Seele! Du hast den Punkt gefunden, der Deine arme verirrte Adelheid wieder zu sich selbst bringen muß. Daß es mich gereuen sollte? Nimmermehr! Jeden Tag nimmt meine Freude darüber zu, daß ich Mut hatte das Opfer zu bringen: denn sie sind glücklich, unaussprechlich glücklich, und werden es bleiben. Aber, liebe Julie! habe Nachsicht mit mir. Mein Zustand ist, wie der des Sokrates als man ihm die Fesseln abnahm. Die Haut seines Fußes war so reizbar geworden, daß ihm eine

angenehme Empfindung durch die Nerven zitterte als der Druck der Fesseln aufhörte. So kann Freude aus Schmerz entstehen. Mein Verstand sagt mir, ich habe recht getan; und ist der Verstand kräftig, so bezwingt er ja äußere Empfindung, warum nicht endlich auch innerliche? Die Überwindung kostet Mühe, aber die Mühe ist wohl angewendet.

LXI.

Gustav ist ein Schwätzer. Er hat Dir geschrieben, ich wäre krank. Nun, wenn ich's wäre? Auch Liebe kann Krankheit sein. Du glaubst, ich müsse krank sein, weil meine Briefe nicht voll der gewöhnlichen heitern Scherze wären. War ich sonst scherzhaft? Fast erinnere ich mich an so etwas. Aber heiter bin ich noch, liebe Julie. Mein Blut, das wärmer wallt als ich gedacht hätte, brachte mich in Leidenschaft, und Leidenschaft ist Schwäche, wäre es auch noch so süße Schwäche. Jetzt fange ich an stärker zu werden, das heißt ruhiger. Jeder Tag macht meinen Geist heiterer, denn Amalie und Gustav lieben sich täglich mehr. Amalie trägt ein Pfand der Liebe unter ihrem Herzen. Das schafft neue Freude, Gustav hängt nun mit doppelter Inbrunst an seiner Amalie und ich an beiden. Wäre mein Körper auch ein wenig erschüttert, die Freuden der Seele werden ihn heilen. Gustav und Amalie machen mir täglich neue Seelenfreuden.

LXII.

Unser Wunsch ist erfüllt. Amalie ist von einem gesunden Knaben entbunden, des Vaters Ebenbild. Wohl mir, daß ich etwas habe was ich von Herzen lieben kann. Meine Seele schwimmt in Freude. Diesem Kinde weihe ich mein ganzes übriges Leben. Jetzt muß ich für ihn sorgen Tag

und Nacht. Ich kann daher nur wenig schreiben. Bald wird die Zeit kommen, daß der Knabe mit mir schwatzt, alsdann werden meine Briefe auch wieder scherzhaft sein – und noch eher. Lebe wohl! Der Knabe wacht auf, ich muß ihn an der Mutter Brust tragen.

Mehr Briefe sind nicht mitzuteilen. Adelheid lebte so lange, daß sie den Knaben, ihren Liebling, die Gefahren aller Kinderkrankheiten glücklich überstehen sah. Sie ward nach und nach schwächer. Der Samen der Krankheit lag lange in ihr, durch vieles Nachtwachen bei den Krankheiten des Kindes mochte sie vielleicht das Übel vermehrt haben. Sie war an zwei Monate bettlägerig, die Abzehrung nahm zu, aber ihr Geist blieb beständig heiter. Am Tage vor ihrem Tode schrieb sie folgendes, mit zitternder Hand, unter einen Brief Gustavs, der von ihrem Zustande Nachricht gab:

Denke nicht, daß ich sobald sterben werde. Aber wäre es, so verlasse ich ja alles glücklich was ich liebe. Wäre ich Gustavs geworden, so würde ihn mein Tod ganz unglücklich machen, und das wäre mir das bitterste. Jetzt hat er Amalien und seinen Knaben. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie lieblich der lächelt, und *Vater!* ruft.

Sie war noch wenige Minuten vor ihrem Tode sehr heiter, und schlief ein, so wie eine Kerze verlischt.

II

KRITIKEN UND POLEMIKEN

Aus:
Briefe über den itzigen Zustand
der schönen Wissenschaften
in Deutschland

Der elfte Brief

Liebenswürdiger Freund!

Der ehrliche Mann könnte doch wohl recht haben, der behauptet hat, daß man den Charakter und die Neigungen eines Volkes am besten aus seinen Schauspielen beurteilen könne. Der Franzose ist in der Komödie, wie im gemeinen Leben, frei, scherzhaft, ungezwungen und flüchtig, er suchet mehr bei Gelegenheit der Laster, und der Torheiten, sich lustig zu machen, als die Zuschauer davon abzuleiten. Der Engländer ist in *Westminster*, und in *Drurylane*, wild, ungebunden im Lustigen, auf eine drollichere Art scherzhaft, im Ernsthaften, auf die heftigste Art, pathetisch: Ein gewisser Enthusiasmus belebt seine Handlungen, der alles bis aufs äußerste treibt, sein Scherz ist nicht so fein, aber um desto beißender, er ist ein *Whig* oder *Tory*, auch auf den Schauplatz; die Britannische Freiheit delinet er bis auf die Regeln der Schauspielkunst und des Wohlstandes aus, er bleibt beständig großmütig, ein Feind der Franzosen und ein Sklave des Frauenzimmers. Ein Deutscher zeigt auch auf dem Theater, daß er ein Nachahmer und Übersetzer ist, – ich wünschte aber, daß man die Vergleichung unsers Theaters und unserer Sitten nicht weiter triebe, man würde

dem größten Teile meiner Landesleute vermutlich Unrecht tun, wann man ihre Sitten nach den Stücken beurtheilte, die bis itzo noch auch in volkreichen Städten, den Vornehmen und geringen Pöbel, belustigen. Es haben sich bisher so viele Hindernisse einer völligen Verbesserung der deutschen Schaubühne widersetzt, daß man mit den nicht ganz unglücklichen Bemühungen, die einige Patrioten dieserwegen angewendet haben, nicht unzufrieden sein muß. – Ist denn aber diese schwere Verbesserung ganz unmöglich? Werden die unregelmäßige Stücke, die sich eines großen Theils unserer Bühne bemächtigt haben, noch lange zu einem Vorwurf des Charakters der Deutschen dienen? – oder werden sich Personen, denen es sonst am Geschmack, Erziehung und Artigkeit nicht fehlt, noch lange bei regelnäßigen frostigen Stücken, zur Schande des Geschmacks der Deutschen aufhalten? – Wie lange werden noch Stücke auf deutschen Theatern wiederholet werden, die in Paris kein Schauspieler annehmen würde? – Fragen, auf die die Zeit antworten wird, und bei denen itzige Patrioten bloß Wünsche und Vorschläge tun können! Ich will Ihnen einige Gedanken von dem Verfall und der möglichen Verbesserung der Schaubühne vorlegen, – ohne Ordnung und wie sie mir befallen, ich werde zufrieden sein, wann Sie sie wahr finden.

Es gibt gewisse Leute, die mit dem itzigen Zustand des deutschen Theaters ungemein zufrieden sind, sie sehen den Hannswurst abgeschafft, und Stücke in fünf Aufzügen *nach den Regeln und den Mustern der Alten* vorstellen, sie sind damit zufrieden, und finden, daß wir den Franzosen *Originalstücke* entgegen setzen können; sie haben es mit einander abgeredet, dem *Darius* geduldig zuzuhören, bei der *Ungleichem Heirat* nicht zu jähnen, und bei der *Atalanta* noch weit ärger zu lachen als die spielende Personen. Was soll man solchen Leuten entgegen setzen? Sie steifen sich immer darauf, daß ihre Stücke *regelmäßig* sind, und das kann man ihnen auch nicht streitig ma-

chen – sie aber können nicht begreifen, daß ein Werk des Witzes *regelmäßig schlecht* sein kann, und wann ein unzeitiger Eifer für die Ehre unserer Nation dazu kommt, so ist alle Hoffnung verloren, sie zu überzeugen.

Es gibt gewisse Leute, Deutsche und Franzosen, die, wann sie auch sonst dem deutschen Witz Gerechtigkeit widerfahren lassen, dennoch in dem Wahne stehen, die deutsche Sprache sei zu dem feinen Komischen nicht biegsam genug, wenigstens nicht so biegsam als die französische Sprache, diese Leute werden wir am besten widerlegen, wann wir vortreffliche Stücke auf unsere Bühne bringen. So wie sie höchst unbedachtsam die Vortrefflichkeit eines *Molière* und *Destouches* der französischen Sprache zuschreiben, so messen sie aus einer gleichen Ungerechtigkeit die Mittelmäßigkeit und die langweiligen Szenen eines *Gottsched*, *Quistorps*, *Spilkers* der deutschen Sprache bei. Warum schließen diese Herren doch so leicht, daß unsere Sprache zu vollkommen schönen Stücken ungeschickt sei, ohne sich vorher zu erkundigen, ob wir alles das geleistet haben, was wir leisten könnten? Sind nicht die Lobsprüche der ungebetenen Verteidiger schuld daran, die unsere mittelmäßige Versuche für Meisterstücke ausgeben, bei denen sich kein höherer Grad der Vollkommenheit denken läßt? Wann ein Franzose die *Gottschedische* Übersetzung der *Alzire* vorstellen höret, wann er die Übersetzung gegen das Original hält, und die erste so matt findet, als das Original stark ist, wann er die Eigenschaften der tragischen Schreibart alle Augenblick beleidigen siehet, wann er da mit langweiligen, nichtswürdigen Gedanken aufgehalten wird, wo er ein Voltairisches Feuer vermutete, das dem Zuhörer nie zur Kritik Zeit lässet; ist es ihm nicht zu vergeben, daß er anfängt, von der deutschen Sprache, und selbst von dem Geschmack der Deutschen, verächtlich zu denken, wann er nach allem diesem, geborne Deutsche, behaupten höret, daß eine solche Übersetzung die Stärke der Urkunde

erreicht habe, und dem deutschen Theater Ehre mache? Wir vermissen, vielleicht nirgends so sehr, den Mangel einer Hauptstadt, deren Geschmack der allgemeine Geschmack des ganzen Landes ist, und nach der sich der Geschmack der übrigen bildet, als in den Umständen, die die theatralische Dichtkunst angehen. Die wenigsten unserer Städte haben eine beständig offene Schaubühne. In denjenigen Städten, wo noch welche sind, sind die Schauspieler, denen oft die Regeln der dramatischen Dichtkunst unbekannt genug sind, fast die einzigen Richter über die Wahl und die Güte der Stücke; diese sind der schlechten Originalstücke gewohnt, die man uns seit dreißig Jahren gegeben hat, sie spielen sie, und spielen sie wieder, und die Zuschauer, die phlegmatisch genug sind, alles anzunehmen, was man ihnen gibet, werden des Mittelmäßigen gewohnt, oder lassen sich auch durch die Kunst des Schauspielers hintergehen; der öfters die schlechte Stellen des Dichters bedecken kann. Es gibt aber, dem ohnerachtet, noch viele Stellen, mit denen der Schauspieler fast gar nichts anzufangen weiß, und sie dahero entweder verändert, oder wider die Natur her deklamieret. Man ist zu bequem, oder zu unwissend, oder zu gefällig, diese und andere wesentliche Fehler anzumerken, und zu rügen; eine solche Gelindigkeit ist schuld, daß unsere Schaubühne immer in ihrer Kindheit bleibt.

Da es bekannt genug ist, daß die meisten deutschen Schriftsteller aus dem Innersten ihres Kabinetts schreiben, und die Welt wenig oder gar nicht kennen, so ist es kein Wunder, daß wir so gar wenig gute komische Schriftsteller haben; einem jeden Schriftsteller ist die Kenntniss der Welt nützlich, aber einem komischen Verfasser ist sie unentbehrlich. Wie kann er die Welt schildern, die er nicht kennt, und wie werden ihm die feinen Wendungen, die Scherze ohne Kunst, die aus der Natur der Sache fließen müssen, gelingen, wann er sie nicht in dem Umgange, mit Leuten, von Erziehung, Geschmack, und feinern Sitten,

gelernet hat? Es ist aber nicht genug, in der großen Welt zu leben, man muß sich die Mühe geben, die Menschen zu kennen, und die verschiedene Charaktere, nebst ihren noch verschiedenern Wendungen und Wirkungen zu entwickeln wissen. Ohne diese Kenntniss wird ein dramatischer Schriftsteller allemal trocken und frostig bleiben, und *Boileau* sagt daher mit Recht:

Que la nature donc soit votre étude unique
Auteurs qui prétendez aux honneurs du comique.
Quiconque voit bien l'homme et d'un esprit profond,
De tant de cœurs cachés a pénétré le fond;
Qui sait bien ce que c'est qu'un prodigue, un avare,
Un honnête homme, un fat, un jaloux, un bizarre,
Sur une scène heureuse il peut les étaler
Et les faire à nos yeux, vivre agir et parler.
[Daß die Natur also euer einziges Studium sei,
Autoren, die ihr die Zierden des Komischen
beansprucht.

Wer den Menschen erkennt und mit großem Geist,
Von innerstem Herzen eingedrungen ist in den
Grund,

Wer genau weiß, was ein Verschwender, ein Geizhals,
Ein Ehrenmann, ein Geck, ein Eifersüchtiger,
ein Sonderling ist,

In einer glücklichen Szene kann er sie vorstellen
Und sie uns vor Augen führen, handeln und
sprechen lassen.]

Wie wenig denken diejenigen wohl an dieses Gebot, die aus einer kützelnden Begierde, spaßhaft zu tun, die sie bei sich empfinden, schließen, daß sie einen Beruf haben, Lustspiele zu schreiben. Wann viele von ihnen einen besseren Begriff von der Notwendigkeit und der Wichtigkeit der Charaktere hätten, so würden unsere Komödien ein weit besseres Ansehen haben. Wir würden nicht Gefahr laufen, nach allen Regeln Aristotels eingeschläfert zu werden.

Die Charaktere sind es, durch die ein Lustspiel am meisten glänzet, und deren richtige Verbindung und Beobachtung die glücklichsten Wirkungen hat; *Shakespeare*, ein Mann ohne Kenntniss der Regeln, ohne Gelehrsamkeit, ohne Ordnung, hat der Mannigfaltigkeit und der Stärke seiner Charaktere den größten Teil des Ruhmes zu danken, den ihm seine und alle andere Nationen noch bis diese Stunde geben.

Es wäre überhaupt zu wünschen, daß die engländische Schauspiele bei uns nicht so gering geschätzt würden. Es ist eine wahrhafte Schande für den Hrn. *P. Gottsched*, und die unter ihm stehende Gesellschaft der freien Künste, daß einer¹ von seinen unwissenden Schülern ungescheut alle italiänische Schauspiele für Possenspiele und alle engländische Trauerspiele für blutig und gräßlich hat ausgeben dürfen. Dem elenden Schriftsteller, der in seiner ganzen Abhandlung so wenig Vernunft und Gelehrsamkeit zeigt, und der wohl niemals eine italiänische oder engländische Komödie gesehen haben mag, kann man dieses noch hingehen lassen, aber der Hr. *P. Gottsched* ist gar nicht zu entschuldigen, daß er, unter seinen Augen, dem Theater zweier Nationen alle Vernunft und Witz hat absprechen lassen, davon die eine vor 200 Jahren das einzige regelmäßige Theater hatte, und die andere so viel große tragische und komische Schriftsteller hervorgebracht hat. Wem das engländische Theater bekannter ist, der weiß, daß es in seiner Art so viel Vorzügliches hat als das französische. Die Größe und die Mannigfaltigkeit der Charaktere ist eines der vornehmsten, worin die Deutschen von den Engländern lernen könnten. Es ist wahr, ihre Wildheit, ihre Unregelmäßigkeit, ihr übelgeordneter Dialog ist nicht nachzuahmen, aber die Regeln sind dasje-

¹ Hr. *Schulze*, der Verfasser einer im höchsten Grade abenteuerlichen Schrift, von dem Vorzuge der Neuern vor den Alten, worin den Deutschen, und zwar den Gottschedischen Deutschen, der Vorzug vor allen alten und neuern Schriftstellern gegeben wird.

nige, was ein Deutscher am ersten weiß, und mit einer mäßigen Kenntniss derselben sind diese Fehler, bis auf den letzten, sehr leicht zu vermeiden. Ihre Unregelmäßigkeit bringet ihnen zuweilen auch wirklichen Vorteil; die Franzosen gestehen es selbst, daß ihre allzugroße Zärtlichkeit und Weichlichkeit ihnen nicht erlaubt, viele Charaktere auf ihr Theater zu bringen, die auf dem engländischen Theater die glücklichste Wirkung thun. Der Stoff der engländischen Komödie ist daher viel mannigfaltiger. Ich sehe in denselben allezeit die Menschen unter den verschiedensten Gestalten, und sehr öfters mit den feinsten Auswickelungen ihrer Neigungen. In den meisten französischen Komödien weiß ich schon voraus, was ich sehen werde, einen verliebten Herrn, einen lustigen Diener, und ein Kammermädchen, das witziger ist als ihre Gebieterin.

Schlegel war am geschicktesten dem deutschen Theater eine andere Form zu geben, wann er nicht für die schöne Wissenschaften viel zu früh gestorben wäre, und wann es nicht beinahe unmöglich schiene, so verschiedene Zuhörer, und so verschiedene Schauspieler, unter die Herrschaft des guten Geschmacks zu bringen. Er hat dasjenige wahrhaftig gethan, was ein¹ scharfsinniger Kunstrichter von den deutschen Komödienschreibern verlangt, d'étudier la nature et Molière [die Natur und Molière zu studieren]. Sein *Triumph der guten Frauen* und sein *Geheimnisvoller* sind so vortreffliche Beispiele davon, daß wir dasjenige nicht genug bedauern können, was wir durch seinen Tod verloren haben. Hr. *Lessing* ist der einzige, der sich nach ihm mit glücklichem Erfolg in diese Bahn gewaget hat, und von dessen besonderer Einsicht in die theatralische Dichtkunst sich die deutsche Schaubühne viele Vorteile versprechen kann. Diese würden noch größer sein, wann er nicht die Kritik über die deutschen dramati-

¹ Der berühmte Verfasser der *Progrès des Allemands dans les belles-lettres*.

schen Werke unglücklicher Weise aus seiner *neuen Theatralischen Bibliothek* gänzlich ausgeschlossen hätte, und zwar aus welcher Ursache? Weil er selbst in die Reihe der dramatischen Schriftsteller getreten ist; eine Ursache, die ihn gerade zu dem Gegenteil bewogen haben sollte; ein Kunstrichter kann seinen Beruf zur Kritik durch nichts besser als durch Meisterstücke in dem Teile der Kunst, in dem er schreibt, beweisen.

Let those teach others who themselves excell
and censure freely who have written well.

[Laß jene, belehre andere, die sich selbst
auszeichnen,
und tadle die frei, die gut geschrieben haben.]

Pope

Ich wünsche, daß Hr. *Lessing* hierin seine Meinung ändern möge. Ist unsern Schauspielen und Schauspielern Kritik nötig, woran niemand zweifelt, so werden sie ihren Lob und Tadel am besten aus dem Munde eines solchen Mannes empfangen, der in den Regeln ihrer Kunst und in der Ausübung derselben ein Meister ist.

Ein bereits verstorbener Schauspieler, Hr. *Krüger*, hatte die beste Anlage zu einem vortrefflichen komischen Dichter. Ein wenig Ausarbeitung würde ihn vollkommen gemacht haben. Wir sehen aus zwei schätzbaren Stücken, den *Kandidaten* und dem *Blinden Ehemann*, wie viel auch durch seinen frühen Tod Deutschland verloren hat.

Hr. *Gellert* hat einen andern Weg erwählet, der ihm nicht weniger rühmlich ist; man redet sehr uneigentlich, wenn man sagt, er sei den Fußtapfen des *de La Chaussée* gefolget, dieser ist viel zu finster, und in seinen rührendsten Szenen zu langweilig, als daß man ihm Hrn. *Gellert*, der das Komische auf die feinste Art mit dem Rührenden zu verbinden weiß, vergleichen sollte.

Wenn wir noch vier komische Schriftsteller von der Güte der eben angeführten haben, wann ihre Stücke nicht allein den Beifall erhalten, den sie verdienen, sondern die

schlechten, die mittelmäßigen, die regelmäßig elenden Stücke, von denen unser Theater wimmelt, so sehr als sie es verdienen, verachtet und gänzlich vergessen werden, so werden wir uns unsern Nachbarn an die Seite setzen dürfen.

Mit unsern Trauerspielen ist es sehr schlecht beschaffen. Wir spielen meistens Übersetzungen, die dem größten Teile nach höchst schlecht sind, sie verhalten sich vollkommen wie die umgekehrte Seite einer Tapete, wir finden nichts als den ungefähren Umriß der Gemälde der Urkunden darin; die *Stüvischen* Übersetzungen, die noch für die besten gehalten werden, sind sehr unvollkommen. Von Originalstücken haben wir, außer einigen Trauerspielen von *Behrmann* und *Schlegeln*, nichts Leidliches aufzuweisen; man müßte dann den *Cato* für leidlich halten wollen, weil er das erste regelmäßige deutsche Trauerspiel gewesen ist. Der *Canut* ist das einzige gewissermaßen vollkommene Stück, das wir mit den Trauerspielen der Ausländer vergleichen können. Unsern Trauerspielschreibern sind die wahren Eigenschaften der tragischen Schreibart gänzlich unbekannt. Die vortreffliche Abhandlung über dieselbe, die Hr. P. *Schlegel* seinen *Theatralischen Werken* vorgesetzt hat, hätte sie doch davon belehren können. Aber so wie sie davon gar keine Begriffe haben, so bekümmern sie sich auch gar nicht darum: Der Dichter, der sich niemals verleugnet, läßt seinen Helden so pedantisch, so wässericht, so unedel, so einschläfernd reden, als er selbst zu reden gewohnt ist. Wenn sich Helden¹ unter einander *Hunde* und *Buben* heißen, so dünkt mich nicht daß Helden miteinander sprechen, sondern daß ein Dragonerhauptmann mit seinen Untergebenen spricht. Wann *Thusnelde*² spricht:

Ach Armin, ach sieh doch deinen Sohn!

Ach Gott! das liebe Kind! ach sieh, es kennt dich

¹ Schönaichs *Versuch* auf allen Seiten. ² Mösers *Arminius*, S. 34.

schon, so ist ein so platter Ausdruck einer alten Amme anständiger als einer deutschen Fürstin in einem Trauerspiele. Eine so schlechte Schreibart verunziert unsere meisten Trauerspiele, und muß den Schauspieler, der seine Rolle gut deklamieren will, oft in die äußerste Verlegenheit setzen. Die Gottschedische Schule überhäuft uns mit solchen elenden Stücken, die mit den niedrigen Begriffen, die sie von der Dichtkunst überhaupt hat, übereinkommen. Es war Deutschland noch die Schande vorbehalten, solche Trauerspiele, wie die *Schönaichischen*, zu sehen. Ich wundre mich gar nicht, daß Hr. *Gottsched* solche Stücke anpreiset, aber darüber erstaune ich, daß er, der den Opern die Unregelmäßigkeit vorwirft, und durch einen seiner Schüler den englischen Tragödien Blut, Mord und Grausamkeit vorwerfen lässet, dennoch Deutschland zu vier *Originalstücken* Glück wünschen kann, in deren einem¹ eine Schar Römer über die Bühne gejagt wird, denen Hermann mit dem Schwerte folgt, und in einem andern (sollte einem vernünftigen Menschen wohl so etwas in die Gedanken kommen) ein Held² den Kopf seines Feindes getragen bringet, ihn dem Hohenpriester für die Füße wirft, und ihn dabei recht tragisch fraget: *ob der große Wert dieses Schatzes seinen Kützel stillen könne?* Eine so lächerliche Handlung siehet den deutschen Haupt- und Staatsaktionen ähnlicher als der Wut der englischen Schaubühne. Der Herr v. *Schönaich* hätte auch wohl denenjenigen, die sein trauriges Trauerspiel einmal aufführen möchten, in einer Note Nachricht geben können, ob sie sich bei der Vorstellung eines Kalbeskopfes, oder eines Kopfes von Pappe bedienen sollten; dann da der Hr. P. *Gottsched* verlangt, daß die Schauspieler in der wahren alten römischen Kleidung mit nackten Armen und Füßen auf dem Schauplatz erscheinen

¹ S. *Schönaichs Thusnelde und Hermann*, S. 177. ² S. *Schönaichs Marianne*, S. 101.

sollen, so könnte der Hr. von S. auch wohl verlangen, daß man einen wirklichen Menschenkopf auf das Theater bringen sollte.

Ich biete einem jeden Trotz unter den in Paris ausgepiffenen Tragödien eines *Pradon*, *Boyer*, *Leclerc* und anderer Verfasser eine einzige zu finden, die so schlecht wäre als die, die so viele Deutschen gut nennen. *Fieldings* so genannte¹ *Tragödie der Tragödien, oder die Historie Thomas Däumlings, des Großen*, [die] die lustigste und eben deswegen die faßlichste Kritik des Unregelmäßigen, Schwülstigen, Niedrigen und Unordentlichen in den englischen Tragödien enthält, wäre mit leichter Mühe auf unsere Trauerspiele anzuwenden, aber diese *Tragödie der Tragödien* ist in London einige dreißigmal nach einander mit großen Beifall aufgeführt worden, und die englischen Tragödienschreiber sind geblieben, wie sie waren. Eben so sehr ist es zu befürchten, daß der bittersten Satire ohnerachtet, die ²G***aner ewig bleiben werden, was sie sind.

In spite of sense and reason blockheads still.

[Trotz Gefühl und Vernunft noch immer Dummköpfe.]
Unsere meisten Schauspieler haben ihre Kunst bloß aus der Erfahrung gelernt, und sind in den Gründen derselben ganz unwissend. Die Sorglosigkeit und die Unwissenheit der Zuhörer bestärkt sie in ihrer Mittelmäßigkeit. Das Volk zu Athen, das eine unrichtige Gebärde des Schau-

¹The tragedy of tragedies or the history of Tom Thumb the great, eine Farce des berühmten *Fieldings*, kritisieret die englischen Tragödien, wie der Herzog von *Buckingham* ihre Komödien mit dem berühmten *Rehearsal* kritisieret hat, das ganze Stück ist aus schwülstigen und lächerlich tragischen Stellen zusammen gesetzt, und am Ende erstechen sich alle Hauptpersonen wie in der *Zayde* des Hrn. v. S. ²Hr.*** sagte bei Lesung einiger Stellen aus dem N. D. A. G.: Nein! nun ist es Zeit, daß man wieder auf G** Satiren macht, so bitter als möglich, daß er davon platzen möchte! Dies werden Sie nicht sehen, sagte Hr. *** lachend, machen Sie lieber ein Lobgedicht auf ihn, so könnte er eher für Einbildung platzen.

spielers bemerken konnte, mußte von ihnen mehr fodern, und erwarten, als wir, die wir klatschen, wann der Schauspieler im Trauerspiele unbändig schreiet, und sich vor die Brust schläget, oder im Lustspiele Pickelheringsposen macht. Wir haben vortreffliche Schauspieler, die meisten sind es aber vielleicht durch eine Art von Instinkt, und wann die Gründe ihrer Kunst bekannter wären, und die Schauspieler selbst sie höher schätzten, so würden es mehrere sein. Es ist zu vermuten, daß dieselbe durch ein Werk, *von der körperlichen Beredsamkeit*, das Hr. Lessing verspricht, in ein sehr schönes Licht werden gesetzt werden.

So sehr ein deutscher Patriot wünschen muß, daß man die Geschicklichkeit und die Fehler der Schauspieler einer mehrern Aufmerksamkeit würdigte, so sehr wird man Ursache haben, die Nachrichten von verschiedenen deutschen Schaubühnen, die die Herren Verfasser der *Erweiterungen des Erkenntnisses und des Vergnügens* versprochen haben, zu verbitten. Zwei Beurteilungen der Schuchischen Schaubühne, die sie in ihre Monatsschrift eingerücket haben, erwecken kein Verlangen nach mehreren. Derjenige, der diese Gesellschaft, von *Berlin* aus, beurtheilet hat, scheint seine Kenntnis von der Schaubühne in der Gesellschaft der Berlinischen Komödiantinnen gelernt zu haben, die er fleißig als allgemeine Exempel anführet, so wie seine verwirrte Gedanken von der Schauspielkunst, die ohnedem gar nicht an ihrem Orte stehen, gänzlich aus ihrer Art vorzustellen hergenommen zu sein scheinen. Die große Kenntnis des Theaters, die er besitzt, kann man daraus abnehmen, daß er die römische theatralische Kleidung, wie sie auf allen Theatern gebräuchlich ist, nicht deutlicher zu beschreiben weiß als unter dem Namen *der steifen Schürzen*, wie sie in den *Berlinischen Opern* gebraucht werden. Ob er gleich von sich rühmet, daß er durch die *französische Komödie* (vermutlich in *Berlin*) ein feines Gehör in der Deklamation erhalten habe, so

ist es doch gewiß, daß seine feine Begriffe von der Deklamation und von der Aktion nicht viel taugen müssen, weil er in den Schuchischen Kindern dereinst gute Schauspieler zu sehen hofft, welches sie ohnmöglich werden können, da sie zu der Schauspielkunst gar keine Anleitung haben, und durch schlechte Exempel täglich mehr verdorben werden. Eben so sehr verrät er seine Schwäche, wann er in den Tänzen des geschickten Ballettmeisters der Schuchischen Gesellschaft, Hrⁿ. *Mecour*, Erfindung und gute Ausführung vermisset. Der *Breslauer* Beurteiler der Schuchischen Gesellschaft macht es ein wenig besser, wann er aber den Schauspieler, Hrⁿ. *Mayer*, für eine Zierde des deutschen Theaters ausgibt, so hat es wohl eben so viel zu bedeuten, als wann er die Herren Erweiterer *einsichtsvolle Beförderer des guten Geschmacks* nennet. Heute spielt *Koch* das *Los in der Lotterie*, ich werde in die Komödie gehen, und versuchen, ob ich das viele Böse vergessen kann, das ich heute von der deutschen Schaubühne gesagt habe etc.

Der siebenzehnte Brief

Liebster Freund!

Werden Sie dann nicht aufhören, mir meine schwarze Galle vorzuwerfen! Dies ist ein Vorwurf, den ich so wenig verdiene, als oft er mir von Ihnen gemacht wird! Was bewegte Sie doch zu glauben, daß ich eigensinnig und menschenfeindlich handle? daß ich bei Schönheiten die Augen mutwillig zuschleuße, und daß ich nur Fehler finden will, weil ich mich nicht überreden kann, daß die schönen Wissenschaften bei uns so hoch gestiegen sind als bei unsern Nachbarn, weil ich glaube, daß der größte Teil unserer Schriftsteller nicht den Grad der Güte hat, den sie haben sollten, daß sie einen Vorzug besitzen, der nicht viel wert ist; nämlich: Witz genug, um ein Buch, ein Gedicht, ein

dramatisches Stück zu schreiben, und daß ihnen dagegen mehrere Vorzüge fehlen, gegen die der vorige gar nicht in Vergleichung kommt, und die allein die echte Kennzeichen großer Geister sind, nämlich: Beurteilungskraft genug um den Plan eines Werkes sorgfältig einzurichten; Unterscheidungskraft genug um nur die Gedanken zu erwählen, die an der Stelle erscheinen, wo sie das richtigste Verhältnis zu dem Ganzen haben, und ein sittsames Licht, das an dem rechtem Orte erscheint, einem blendenden Schimmer vorzuziehen, der dasjenige, worauf er fällt, eben so wenig helle macht als die dunkelste Dämmerung; Selbstverleugnung genug, um ihre Fehler einzusehen und zu verbessern, und bon sens [gesunden Menschenverstand] genug, um nicht die Einfälle einer enthusiastischen Stunde zur Wirklichkeit bringen zu wollen, um nicht Gedanken bis zum Abgeschmackten zu treiben, um lächerliche Kontraste einzusehen, die jedem in die Augen fallen müssen, der nicht völlig mit dem Grade von Hitze *urteilt*, mit der der Schriftsteller *geschrieben*. Ich scheine in Ihren Augen strafbar, weil ich keiner Partei folge, weil ich nichts vergöttere, weil ich alles genau untersuche, weil ich gewisse Dinge tadle, die man öffentlich gelobt hat, und weil mich Werke des Geistes rühren, von denen man, nach den öffentlichen Nachrichten, nicht sollte gerührt werden. Sie tadeln mich, daß ich mit vielen deutschen Schriftstellern nicht zufrieden bin; ist dies meine Schuld? Wären diese Herren weniger mit sich zufrieden gewesen, so würden ihre Leser vielleicht mehr mit ihnen zufrieden sein! Was soll ich tun? Soll ich Vollkommenheiten erdichten, wo ich keine sehe? Soll ich von den Werken meiner Landesleute mitleidig urteilen, und alles für gut erkennen, was nur erträglich ist, bloß darum, weil es deutsch ist? Dieses Mitleiden scheint mir für unsere Nation viel zu schimpflich, es scheint zu bestätigen, daß man von ihr nicht viel erwarten dürfe, und gleichwohl bin ich viel zu patriotisch, als daß ich nicht glauben sollte, daß man sie

nach dem Maße der größten Geister anderer Nationen messen müsse, und gleichwohl wünschte ich, daß nicht eine schimpfliche Mittelmäßigkeit unser Ziel bliebe, sondern daß es uns einmal gelingen möchte, die Staffel der Feinigkeit, der Richtigkeit, des guten Geschmacks zu ersteigen, auf der wir die unsterblichen Alten, und die vortrefflichen Neuern, unter unseren Nachbarn sehen; – – Aber hier erhitzen Sie sich wieder: *„Mit Ihren verwünschten Nachbarn! Wir sind ja schon da, wo wir sein sollen, wir stehen so hoch als sie!“* – – Gut also! Lassen Sie uns glauben, daß wir noch höher stehen, wann Sie wollen; was sind wir dadurch gebessert? Wer versichert uns, daß das wahr ist, dessen wir uns rühmen? – – Unsere Nachbarn sagen es nicht; – – *Wir* sagen es also: Gut, wer unter *uns*, soll es bestimmen? Der Ehrgeiz und die Eigenliebe der Schriftsteller? Nein! Eine genaue und gesunde Kritik, das einzige Mittel, den guten Geschmack zu erhalten und zu bestimmen, wider das Sie dennoch so sehr eingenommen sind. Die Sache der Kritik ist es, die ich wider Sie verteidigen muß, nicht mein Geschmack und meine Urteile – – Diese können falsch sein, und diese verwerfen Sie auch nicht, da Sie sich nicht die Mühe gegeben haben, dieselben zu untersuchen – – Ich verteidige nicht mich, denn ich bin weit entfernt, mich zu einem allgemeinen Kritiker aufzuwerfen, und Ihr Eifer gehet auch nicht wider mich allein, sondern es scheint Ihnen überhaupt hart, da zu tadeln, wo doch viel Schönheiten sind; den Ruhm eines berühmten Namens auf die Probe zu setzen, seine Aufmerksamkeit auf sehr viele Dinge zu erstrecken, die Sie Kleinigkeiten nennen, von denen Ihre Gegenpartei aber nicht so urteilt; es scheint Ihnen Eigensinn, wann man schwer zufrieden zu stellen ist, und Sie halten es für Spitzfindigkeit, wann man die Schönheiten auf allen Seiten untersucht, ehe man sie für richtig erkennt, Sie wollten vielmehr, daß man mit dem allgemeinem Titel der Schönheit zufrieden wäre, und daß man sich's nicht einfallen ließe,

daß etwas, das für sich selbst eine Schönheit ist, in einer andern Bestimmung eine Häßlichkeit sein könnte. Ich gestehe es, so allgemein muß man urteilen, wann man dem deutschen Witz den uneingeschränkten Vorzug zuerkennen will, den Sie ihm beigelegt wissen wollen; aber, sollte es wohl für die deutschen Schriftsteller rühmlich sein, wann sie sich für einer genauen Kritik zu fürchten hätten?

Den blühenden Zustand der Wissenschaften in Frankreich, wenigstens in dem vorigen Jahrhundert, werden Sie doch nicht leugnen; hat aber nicht die Kritik den größten Teil an dem schleunigen Fortgange der schönen Wissenschaften gehabt? Bei den ersten Versuchen, die die Franzosen machten, um in die Fußtapfen der Alten zu treten, waren den witzigen Köpfen die ersten Regeln der Kunst so unbekannt, daß, als *Chapelain*, in Gegenwart des Kardinals von *Richelieu*, die Notwendigkeit der drei Einheiten, in einem dramatischen Stücke, zu großem Erstaunen aller Anwesenden, erwiesen hatte, er dafür eine Pension von 2000 Livres erhielt. Man sahe aber sehr bald ein, wie nötig die Kritik, und zwar die genaueste Kritik sei, und dies gab den Werken aus dem Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten die Richtigkeit und die männliche Schönheiten, die wir noch itzt daran bewundern. Die Fehler der Kritiker schaden lange nicht so sehr als die Lobsprüche, die sich die Schriftsteller untereinander geben: Man weiß, wie viel Gewalt *Boileau* über den Geschmack der Franzosen gehabt hat; und gleichwohl ist seine Kritik nicht allemal richtig und unparteiisch, sie ist im Gegenteil sehr öfters übertrieben. Aber die Nachwelt übersieht das, was der Gegner des *Quinault* geschrieben hat, und nimmt die Aussprüche des Nebenbuhlers des *Horaz* mit der Ehrerbietung an, die man großen Geistern allezeit schuldig ist. Überlegen Sie den Zustand der schönen Wissenschaften, wie er bei uns zu Anfange dieses Jahrhunderts, ja wie er noch vor zwanzig Jahren war; wie vermischten wir nicht

das Gute mit dem Schlechten, und welches ungefähre Glück war es nicht, wann wir das wahre Gute wählten, so lange wir die Hülfe der Kritik entbehren mußten! Haben wir es nicht den kritischen Versuchen einiger berühmten Leute, ja selbst den unbescheidenen kritischen Streitigkeiten zu danken, daß wir, gegen die vorigen Zeiten zu rechnen, weit gesetztere Begriffe von dem Schätzbaren in den schönen Wissenschaften erhalten haben? Warum sollen wir mitten auf dem Wege stille stehen? – – Etwa damit mir uns bereden können, wir hätten ihn schon ganz zurückgelegt: Itzt ist es vielmehr Zeit ihn eifriger, als jemals, zu verfolgen, und die Hülfe der Kritik ist uns nur desto unentbehrlicher, da wir anfangen müssen, die feinen Schönheiten zu erreichen, und die feinen Fehler zu vermeiden, die nicht, gleich den gröbern, sogleich in die Sinne fallen, und auf die wir bisher zu wenig Acht gegeben haben.

Sie wissen, mein Herr, daß ich von unserm Geschmack, überhaupt von dem großen Haufen unserer Schriftsteller rede, einige wenige mit gerechnet, die sich zwar von dem großen Haufen abzusondern suchen, aber deswegen nicht weniger tadelnswürdig sind. Sind Ihnen also unsere Nachbarn so verhaßt, daß Sie von ihnen keine Beispiele entlehnen wollen, so sehen Sie nur auf die wenige große Männer, deren unsere Nation sich rühmen kann. Sind nicht Richtigkeit, Genauigkeit, Überlegung, Ordnung die Eigenschaften aller der Werke, die den allgemeinen Beifall erhalten haben, den sie verdienen? Haben diese große Geister nicht selbst ihre Werke der genauesten Prüfung unterworfen, und sind sie alsdann noch eben so groß, wann sie diese Prüfung verabsäumt haben? Warum sollten wir unsere übrigen Schriftsteller nicht einer eben so genauen Prüfung unterwerfen? oder besser zu sagen: Warum sollten wir nicht wünschen, daß sie eben den Grad der Vortrefflichkeit erlangen möchten als die berühmten Deutschen, deren Namen Lobsprüche geworden

sind? Sollten wir nicht verpflichtet sein, dem Publico den schwer zufrieden zu stellenden Geschmack beizubringen, der allein Vollkommenheiten richtig beurtheilet, und welcher verhindert, daß niemand auf den Titel eines großen Geistes Anspruch machen darf, als der ihn verdient.

Die Kritik nimmt also nicht aus Milzsucht, Haß oder Eigensinn ihren Ursprung, sie hat vielmehr die besten Zwecke, und so wehe sie der Eigenliebe gewisser Schriftsteller tut, so heilsam ist sie denselben, und allen, die die schöne Wissenschaften lieben. Ich weiß, mein Herr, daß berühmte Namen viel Gewalt über Sie haben; ich will Ihnen also ein Zeugnis des Grafen von *Shaftesbury* hersetzen, eines Mannes, den ich unendlich hoch schätze, und dem niemand seine Hochachtung versagen kann, der ihn kennt. Dieser berühmte Schriftsteller, der dem Geschmack nicht allein die Herrschaft über das Reich des Witzes einräumet, sondern der auch die Fertigkeit in der Weltweisheit und Sittenlehre, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, einen *Geschmack* zu nennen beliebt, und dadurch die schönen und höhern Wissenschaften auf einen einigen Grund zu bauen gedenkt, dem also der Begriff des Geschmacks weit wichtiger und fruchtbarer war, als er nach der gemeinen Erklärung ist, gibt gleichwohl *die Bemühungen der Kritik* als das einzige Mittel an, einen richtigen und sichern Geschmack zu erhalten. Es wäre zu demütigend für Sie, wann ich Ihnen erzählen wollte, wie verächtlich er von den von ihm so genannten Kritikhasern spricht, aber ich kann nicht umhin, Ihnen eine Stelle anzuführen, woraus erhellet, wie sehr er überzeugt gewesen ist, daß ohne die Kritik aller Geschmack und alle Bemühungen etwas Vollkommenes herfür zu bringen, wegfallt:¹ ›Wann ich zuweilen‹, spricht er, ›Männer von bekannter Geschicklichkeit in den weibli-

¹ S. *Characteristics*, London 1737. gr.8. Vol.III. Miscellaneous Reflections, Chap. II, S.165.

schen klagenden Ton der Beschuldigungen wider die Kritiker habe mit einstimmen hören, so habe ich mir es nicht anders einbilden können, als daß sie im rechten Ernste die aufblühenden Genies der Jünglinge, die sie für ihre Nebenbuhler halten, zu unterdrücken suchen, dadurch, daß sie ihnen die *Prüfung* und die *genaue Untersuchung* als unnötig vorstellen, ohne welche doch so wenig eine gute Schrift als ein gutes Urteil zu denken ist.«

Es ist gewiß, daß, wann in einem Lande der gute Geschmack bis auf den höchsten Gipfel gestiegen ist, so ist die nächste Ursach zu seiner Verschlimmerung der Mangel der Kritik. Ein Schriftsteller, der einen lebhaften Witz, schimmernde Gedanken, ja öfters wohl nur gute Reime und eine fließende Schreibart hat, ist sehr geneigt, sich für einen großen Geist zu halten, und zu glauben, daß er das sei, was er billig sein sollte; er überredet sich dahero leicht, daß er es so weit gebracht habe als diejenigen, die seine Muster sind. Ich wundere mich dieserwegen auch gar nicht, daß viele von unsern Kunstrichtern und Schriftstellern mit sich und ihren Brüdern in Apollo so sehr zufrieden sind. Wie nachlässig wird man aber nicht, wann man nicht glaubt, mehrere Staffeln der Vollkommenheit erreichen zu dürfen, und wie wenig ist es zu hoffen, daß man bei dieser Zuversicht sich über das Mittelmäßige, worinnen man sich gefällt, erheben werde. Die Kritik ist die einzige Helferin, die, indem sie unsere Unvollkommenheiten aufdeckt, in uns zugleich die Begierde nach höhern Vollkommenheiten anfachen kann.

Der Zustand der schönen Wissenschaften bei uns mag nun sein, wie er wolle, so ist es gewiß, daß die genaueste Kritik uns unentbehrlich ist, wann man von deutschen Genies Werke erwarten soll, die der Achtung der Nachwelt würdig sind: noch weit unentbehrlicher aber ist sie uns, wann wir noch nicht wahre Schönheiten von Flittergolde zu unterscheiden wissen, wann es wahr ist, daß unsere Genies Ordnung und reife Überlegung für überflüssig hal-

ten, und daß es unsern arbeitsamen Schriftstellern an Genie fehlet, kurz, wann der wenige gute Geschmack, dessen wir uns rühmen können, auf dem Wege ist, verdorben zu werden. Warum zanken Sie also mit mir darüber, daß ich, für meine Person, dem allgemeinen unbestimmten Geschmack nicht Beifall geben kann? Sollten Sie nicht vielmehr über die große Schläfrigkeit derer, die sich deutsche Kunstrichter nennen, unwillig sein, die mit ihren Lobsprüchen, mit ihren Anpreisungen, mit großen Dichtern und unsterblichen Geistern so freigebig sind, daß man öfters zweifeln muß, ob ihre allzugroße Gelindigkeit mehr aus Parteiligkeit, oder aus Unwissenheit herrühre? Bei einem Kunstrichter, der mehr tadelt als lobet, kann man zwar zweifeln, ob sein Tadel aus Eigensinn, oder aus einer wahren Kenntnis der Eigenschaften des Schönen herrühre. Der Kunstrichter aber, der das geringste Gute allzusehr erhebet, der wahre und falsche, höhere und geringere, vorzügliche und entbehrlichere Schönheiten nicht unterscheidet, muß notwendig den gerechten Verdacht gegen sich erwecken, daß ihm die wahre Güte, der feine Unterschied, und die richtige Bestimmung des Schönen, nicht bekannt sein, und das Gelindeste, was man von ihm sagen kann, ist, daß er sehr unbedachtsam urteile. Wie schädlich ist aber nicht die Unwissenheit und die Unbedachtsamkeit der Kritiker, von der die Unregelmäßigkeit und die Unvollkommenheit der Schriftsteller die gewissten Folgen sind. Wir können es einem schlechten Schriftsteller noch zu gute halten, daß er schlecht ist, er ist schlecht für seine eigene Rechnung, und er kann nicht mehr tun, als uns eine verdrüßliche halbe Stunde machen, weil wir berechtigt sind, sein Buch wegzulegen, sobald wir wollen; ein Kritiker aber, der uns zuversichtlich sagt, daß dieser schlechte Schriftsteller gut ist, handelt unverantwortlich, dann der Schriftsteller selbst, und ein großer Teil der Leser, wird es auf sein Wort glauben, daß derselbe wenigstens erträglich ist, und es ist der nächste Weg

zu einem verderbten Geschmack, wann man das Mittelmäßige für erträglich hält. Es gehet mit dem Verderben des Geschmacks wie mit der Neigung zu den Lastern, es bestricket uns nach und nach.

This monster of a frightful face,
We first endure, then pity, then embrace!
[Dieses Ungeheuer von einem gräßlichen Gesicht
Ertragen wir zuerst, dann bedauern wir es,
dann nehmen wir es an!]

Pope

Es ist also das sicherste, daß man dem Mittelmäßigen die Hoffnung auf unsern Beifall gänzlich abschneide. Ich bin weit entfernt, meine Urteile, ja nur meine Art zu urteilen, für unbetrüglich und unverbesserlich zu halten; aber ich preise nicht meine Meinungen an, sondern ich verteidige den Weg, auf welchem alle große Geister zu ihrer Größe gestiegen sind, wann ich wünsche, daß alle unsere Schriftsteller und Kunstrichter mit dem Mißtrauen zu Werke gingen, das Sie an mir tadeln. Es ist gewiß, daß das Mißtrauen, wann es nicht mit den übrigen Eigenschaften eines Kunstrichters vergesellschaftet ist, in eine unzeitige Tadelsucht ausartet. Aber wann wir durch dieses Mißtrauen auch nur auf unsere Unvollkommenheiten aufmerksamer würden, so würden wir schon einen großen Schritt getan haben, wann wir merkten, wie viel uns noch fehlt: Gesetz, daß die mittelmäßigen Geister anfangen, mit eben so weniger Bedachtsamkeit zu tadeln, als sie itzt loben, so könnte wenigstens die Neigung zu einer sorgfältigen Untersuchung einem vernünftigen Tadel den Weg bahnen; vielleicht würden sie gar, wann sie so tadelten, wie sie itzo loben, aus Irrtum auf dem rechten Wege sein, wenigstens würde es allemal vorteilhafter sein, einen großen Schriftsteller, von einer Wolke unzeitiger Tadler, auf einen Augenblick überziehen sehen, aus der er, in dem folgenden Augenblick, sich mit vortrefflichen Glanze heben wird, als ein Dutzend mittelmäßiger Köpfe sich für

Muster der schönen Künste ausgeben hören, die durch die dienstwilligen Lobsprüche sein wollender Kunstrichter in ihrem guten Glauben noch mehr bestärket werden, welche beiderseits so viel schlechte Werke hervorbringen und anpreisen, daß die Nachwelt mit Recht von uns wird urteilen können, daß unser allgemeiner Geschmack eben so mittelmäßig gewesen sei als der größte Teil unserer Schriftsteller. Ich bin etc.

Aus:
Briefe, die neueste Literatur
betreffend

Vierter Teil

XIII. Den 27. Dezember 1759

SECHSUNDSIEBENZIGSTER BRIEF

Und durchaus also wollen Sie die *Briefe* kennen, davon Ihnen Herr B*** (der Boshafte!) so vielerlei vorgesagt hat, ohne Ihnen genug zu sagen, um Ihre Neubegierde zu befriedigen. Sie müssen, schreiben Sie, doch ein Buch kennen lernen, das wie man Ihnen sagt, Aufsehen macht, für welches und wider welches man schreibt, für und wider welches viele von Ihren Bekannten Partei nehmen, davon ein Teil über die Verfasser und der andere über derselben Gegner lacht, niemand aber böse wird als bloß, wie man sagt, einige Schriftsteller. ›*Das muß ein gut Büchel sein; das möchte ich doch kennen.*‹ Wollen Sie das? Ei nu!

Hierbei schicke ich Ihnen also die drei ersten Bändchen und den Anfang des vierten.¹ Aber sollten Sie wirklich dieses Buch noch nicht kennen? Wie wäre es, wenn ich es Ihnen auf den Kopf zusagte, daß es Ihnen schon bekannt wäre, daß Sie schon etwas davon gelesen hätten, – daß Sie schon alles was darin stehet, gelesen hätten. – Wie wenn es ein Teil der Briefe wäre, die Sie seit ohngefähr eilf Monaten von Ihren berlinischen Freunden empfangen haben. – O da haben Sie das ganze Geheimnis!

¹ Dieser Brief ist den 16ten Oktober 1759 datiert.

Warum wir Ihnen dies Geheimnis so lange verborgen haben? Ich weiß es selbst nicht. Wir wollten sehen, ob Sie es erraten könnten. – Daß wir hin und wieder in den *gedruckten* Briefen einige Veränderungen gemacht haben, die in den *geschriebenen* nicht waren, werden Sie bei der Gegeneinanderhaltung bemerken; man ist immer ein wenig behutsamer, wenn man dem Publico etwas vorzulegen hat, als wenn man an einen Freund schreibt.

Inzwischen ist's wahr, Aufsehen haben diese Briefe gemacht. Die Horcher in der gelehrten Welt, diese gefährliche Leute, die alle Umständchen wissen müssen, die einen Schriftsteller oder eine Schrift angehen, haben allen ihren Witz erschöpft, um die Absichten der Verfasser der an Sie geschriebenen Briefe zu erraten. Es sind geheime besondere Absichten, sagen sie; lieber Gott! was für geheimer Absichten braucht's dann, um seine Meinung frei und deutsch wegzusagen. Was braucht's dann für Kabalen, oder geheime Ränke um zu sagen, daß B*** ein schlechter Übersetzer, D*** ein schlechter Schriftsteller, G*** ein unwissender Prahler und W*** ein affektierter Belesprit [Schöngeist] ist!

Sie wissen es, wie unsere Briefe entstanden sind; wir haben fast nichts getan, als daß wir die Reden, die wir bei unsern Zusammenkünften über die neueste Literatur zu wechseln pflegen, aufgeschrieben und Ihnen überschickt haben. Sie verlangten es; und Sie würden mit uns sehr schlecht zufrieden gewesen sein, wenn wir den beurteilten Schriftstellern hätten heucheln wollen; was hätte uns auch wohl abhalten sollen, unsere Meinung frei heraus zu sagen. Mehr aber haben wir nicht getan; denn daß das, was wir gesagt haben, wirklich unsere Meinung sei, werden uns wohl selbst unsere Gegner nicht streitig machen. Was können wir aber dafür, daß wir von gewissen Schriftstellern die Meinung haben, daß sie *schlecht* sind? Warum schreiben die Leute nicht etwas Gutes. –

Doch ich besinne mich, wir konnten unsere Meinung



4. Briefe, die neueste Literatur betreffend. Titelblatt

wohl uns untereinander in der Stille *sagen*, wir konnten sie auch wohl Ihnen *schreiben*, aber so was *drucken* zu lassen. – Es ist freilich wahr, man siehet es unsern Briefen an, daß sie nicht zum Druck bestimmt waren! Ein gedrucktes Buch muß eine Schule der heutigen Höflichkeit sein, wo man es einem schlechten Schriftsteller zum Verdienste anrechnen muß, daß es nicht noch schlechter ist, wo man ein Kompliment machen muß, um wieder eines zu bekommen. Hätten wir dieses fein getan, und hätten wir noch dazu fein fleißig Dissertationen, Programmata, Glückwünsche auf Geburtstage, und wer kennt die Säckelchen alle, anzeigen wollen, so hätten wir unsere Freude haben können zu hören, wie sich gewisse Zeitungsverfasser würden heiser geschrien haben, um zu wiederholen: *mit wie vielen Vergnügen sie der Fortsetzung dieser gelehrten und angenehmen Arbeit entgegen sähen, und wie viele Gesundheit und ersprißliches Wohlergehen sie den gelehrten und verdienten Herrn Verfassern dazu anwünschten*. Aber so wie es jetzo stehet, können wir auf ein so süßes Kompliment lange warten. Ein witziger Kopf hat ohnedem gleich im Anfange gewünscht, daß Sie bald möchten wieder gesund werden, aus Furcht, durch die Korrespondenz Ihrer Freunde, einige von seinen Fehlern zu erfahren; was würde nun der gute Mann denken, wenn er wüßte daß Sie schon wieder bei der Armee sind, und doch noch Briefe von uns annehmen? Ich glaube, er würde wünschen, daß Sie in dem ersten Scharmützel erschossen würden!

Freilich müssen wir es uns gefallen lassen, von jedermann beurteilt zu werden, unsere Leser kaufen ihr Recht dazu, so wie wir das unsrige; und es ist zuweilen sehr natürlich, daß unsere Beurteilungen manchem Schriftsteller eben so sehr mißfallen, als uns seine Schrift. Dies verdrießt uns gar nicht, sondern es freuet uns, wenn jedermann so offenherzig ist wie wir. Ja wir haben uns öfters sehr belustiget, wenn wir gewisse Urteile, die ziemlich

links ausfielen, unerkant haben anhören können. Da kommt einer und gibt mit einer geheimnisvollen Miene zu verstehen, daß er den Verfasser eines gewissen Briefes gleich an der Schreibart erkannt habe. Es ist, sagt er, ein so gewisses Etwas, das ich gleich fasse; mir kann kein Autor versteckt bleiben. *Der Herr kennet ihn also?* Freilich! *Da tut ja der Herr recht wohl daran!* Ein anderer hat geheime Nachrichten, daß niemand anders als unser Verleger der Verf. sei, der schreibt so was stans pede in uno [ohne Umstände dahin]. Hierauf folgen liebevolle Anmerkungen, die des Erfinders dieser saubern Lüge eines scharfsinnigen *Bergmanns* würdig sind.

Ein anderer sagt: Hm! es ist freilich Witz in den Briefen; sie sind eine Nachahmung von des *Clement Lettres sur les ouvrages de littérature*. – Ich wüßte doch wirklich nicht, ob die Deutschen die Gabe, ihre Meinung frei von der Leber wegzusagen, nicht sollten früher gehabt haben, als die Franzosen; die unschmeichlerische Freiheit ist auch das einzige was unsere Briefe mit dem *Clement* gemein haben können: sonst wünschen wir weder so seichte noch so witzig zu sein als *er*. Wenn jemand dem Herrn *Clement* unsers D. philosophische Briefe als eine Nachahmung vorlegen sollte, so würde sich der Franzose ziemlich über den Deutschen wundern.

Der allersinnreichste Einfall ist der, daß unsere Briefe eine Fortsetzung der *Bibliothek der schönen Wissenschaften* vorstellen sollten. Dies haben die tiefsinnigen Leute entdeckt, die die Person, die Absichten und die Schreibart der Schriftsteller so genau kennen, daß sie unter hundert Malen wenigstens – sich neunundneunzig Male betriegen. Diese haben es nun außer allen Zweifel gesetzt, daß die Verfasser der Briefe auch die Verfasser der *Bibliothek* sind. Man könnte ihnen zwar einwenden: Wenn Sie dieses meine Herren auch so sicher beweisen könnten, als Sie es sicher nicht beweisen können, was würde denn daraus folgen? Nichts! Bedenken Sie doch selbst meine Her-

ren, was ein Werkgen, das sich über die ganze deutsche Literatur erstreckt, und bloß aus kleinen liederlichen Briefchen bestehet, mit einem Werke gemein haben könne, das sich auf die schönen Wissenschaften einschränket, und aus langen ernsthaften Rezensionen und Abhandlungen bestehet. – – *Aber die Ähnlichkeit der Denkungsart.* – – Seltsam! worin bestehet sie denn? Bloß darin, daß hin und wieder beide übereinkommen, der oder jener mittelmäßige Schriftsteller sei mittelmäßig. – – So meinen Sie dann also meine Herren, B.*, G.*, H.*, P.*, D.*, W.* und wie Sie alle heißen, daß niemand als nur ein Mann von Ihnen einerlei Meinung hege, o nein! Der größte Teil von Deutschland ist über Ihren Wert so ziemlich eins: Welch ein Wunder ist es denn, wenn ein paar Schriftsteller hierin übereinkommen.

Wann es der Mühe wert wäre, so könnte man diesen Herren sehr viele Stellen zeigen, wo die Verfasser der *Briefe, die neueste Literatur betreffend*, sowohl von den Verfassern der vier ersten Bände der *Bibliothek der schönen Wissenschaften*, als auch von den Verfassern der folgenden Bände dieses Werkes, so offenbar abgehen, daß man einen sehr seltsamen Kopf haben muß, um sich einzubilden, diese Werke rührten durchaus von eben denselben Verfassern her. Zwar die Köpfe der Herren, von denen ich eben geredet habe, sind seltsam genug!

Ich weiß aber nicht, was ich Ihnen da vorschwatze, Sie kennen ja die Verfasser der Briefe, und wenn Sie dieselben nicht kenneten, so würden Sie vermuthlich sehr gleichgültig dabei sein. Denn was geht es mich doch wohl an, wer ein Blättgen geschrieben hat, wann ich nur weiß, ob eine Wahrheit oder Falschheit darauf geschrieben stehet; und da haben sich, dünkt mich, diejenigen, denen Fehler vorgeworfen worden, noch bisher sehr schlecht gerechtfertiget. A propos von Rechtfertigen muß ich Ihnen doch die Gegner kennen lehren, die wir uns erwecket haben. Es sind derselben wenige, aber alle Originale in ihrer Art,

schöne Karikaturen, die der Reißfeder eines *Ghezzi* würdig sind. Hier haben Sie einen ganzen Wust von Schriften, Zeitungsblättern, Vorreden, daraus Sie die Herren können kennen, lernen, wann Sie wollen.

[...]

Re.

Neunter Teil

XI. Den 9. April 1761

HUNDERTUNDSECHSUNDFUNFZIGSTER BRIEF

Sie kennen die *Tändeleien* des Herrn von *Gerstenberg* bereits aus der Nachricht die Ihnen unser Freund *Fll.* vor zwei Jahren davon erteilet hat. Kürzlich ist von diesen Gedichten eine neue Ausgabe heraus gekommen, die das *verbessert* auf dem Titel führet, und wahrhaftig mit großem Rechte. Es scheint, daß dem Herrn v. G. die Kritik unsers *Fll.* zu Gesicht gekommen ist, wenigstens hat er alle getadelte Stellen, und zwar meistens sehr glücklich verbessert.

Ich habe Lust, Sie mit diesen Veränderungen zu unterhalten. Freilich, wenn dieser mein Brief einem frommen schweizerischen Kunstrichter in die Hände fiele, so wäre ich verloren. Sie wissen, diese Herren können durchaus nichts leiden, was nicht *moralisch* und zwar recht gerade zu, plump moralisch ist. Dem Witze können sie unmöglich Gnade widerfahren lassen, es müßte dann ein Schriftsteller für sie partiisch sein: Alsdann hat es gute Wege mit einem solchen. Aber mit uns andern verdammten Witzlingen haben sie noch weit weniger Mitleiden, als mit *Gottscheden*. Wir besitzen die Unverschämtheit, daß wir unsern eigenen Empfindungen mehr trauen, als den Grillen dieser alten Herren. Wir suchen die Merkmale des Genies, wo wir sie finden, und gähnen bei einer moralischen Predigt, die wir allenfalls selbst hätten besser machen können. Sind wir nicht Ketzer!

Aber Sie wissen nun einmal wie Ihre Freunde beschaffen sind. Also will ich Ihnen gern gestehen, daß ich den Herrn v. G. und seine *Tändeleien* ungemein bewundere. So feine Gedanken, so zarte Empfindungen, so ungekünstelter Witz, und dies allein bei einem jungen Mann, der kaum von der Universität entwöhnet ist, bei dem man ehr Wolken von Schulstaube suchen sollte. Noch mehr, er hat das Herz auch bei einer zweiten Auflage nur vier kleine Bogen zu schreiben. Ist das ein Deutscher? – O ihr *Josephs*, ihr *Parcivals*, ihr *Abrahams*, ihr dicken Bände! Ist das ein Deutscher!

[...] Sie wünschen ohnfehlbar mit mir, daß der Herr v. G. mit fernern Herausgeben *langsam eilen* möge; so wird ihn auch noch die Nachwelt den besten Schriftstellern Deutschlands beigesellen.

Re.

Funfzehnter Teil

II. Den 8. Julii 1762

ZWEIHUNDERTUNDREIUNDVIERZIGSTER BRIEF

Sie haben von Ihren Freunden noch wenig Verteidigungen gelesen, obgleich die Anfälle auf die *Briefe, die neueste Literatur betreffend* eben nicht sogar selten sind. Wenn wir unsere Meinung von einer Schrift gesagt haben, wenn sie der Verfasser durch einige Gründe zu verteidigen für gut gefunden hat, so erwarten wir mehrenteils ganz gelassen, was die Welt urteilen wird, ohne ihr Urteil durch weitere Verteidigung zu stören. Wir schmeicheln uns zwar nicht, daß uns die Richter alle, oder allezeit, recht geben werden; aber die von uns jedesmal angeführten Gründe machen uns die Hoffnung, daß man uns weder durchgehends, noch einstimmig verdammen werde, und daß die Kosten wenigstens *kompensieret* werden dürften.

Nicht so gleichgültig können wir sein, wenn man, an-

statt unsere Meinungen zu widerlegen, uns böse Absichten und niederträchtige Gesinnungen schuld geben will. Eine solche Beschuldigung kann keinem Schriftsteller, dem sein gutes Gewissen keiner Winkelzüge zeihet, gleichgültig sein. Zwar haben wir solche Beschuldigungen mehr als einmal verachtet, wenn sie von Leuten herkamen, deren schlechte Denkungsart, einem unparteiischen Leser, so offenbar in die Augen fallen mußte, daß eine weitere Verteidigung ganz unnötig war. Da wir aber so unglücklich gewesen sind, selbst von einem Manne, der aller Hochachtung würdig ist, solcher Gesinnungen beschuldigt zu werden, so haben wir nicht ganz schweigen können, so ist der Brief entstanden, den Sie am vorigem Posttage von unserm D. empfangen haben.

Der Beschluß folgt.

III. Den 15. Julii 1762

BESCHLUSS DES ZWEIHUNDERTUNDDREIUNDVIERZIGSTEN BRIEFES

Da unser Freund einmal diesen Punkt zu seiner Verteidigung zu berühren genötiget worden, so erlauben Sie mir, daß ich diese Gelegenheit ergreife, um die Beschuldigungen von uns abzulehnen, mit welchen von allen Seiten in uns gestürmt wird. Ohne mich auf die Anklage dieses oder jenes Schriftstellers *insbesondere* einzulassen, werde ich mich überhaupt über das erklären, was hin und wieder mündlich oder schriftlich wider die Briefe eingewendet worden. Es wird daraus erhellen, in welchen Gesinnungen unsere Briefe geschrieben worden. Ob dies die echten Gesinnungen sind, die ein Kunstrichter haben sollte, und ob sie wirklich in unsern Briefen herrschen, mag abermals die unparteiische Welt beurteilen.

Es mißfällt vielen, daß wir unsere Meinung gar zu offen-

herzig, gar zu ohngescheut, sagen. Man setzt voraus, daß man bei Entdeckung seiner Meinung einen *gewissen Anstand* beobachten müsse. Dies leugnen wir nicht; nur ist die Frage, wie weit sich dieser Anstand erstrecken solle; denn Grenzen müssen ihm doch gesetzt werden, wo er nicht, wie gewöhnlich, in eine seichte *Afterhöflichkeit* ausarten soll, die eines freigebornen Menschen unwürdig ist, und in der Tat mehr beleidigen, als gefallen muß. Sollen wir diesem Anstand zufolge niemals mit einem berühmten Manne verschiedener Meinung sein dürfen, ohne vorher demütigst um Vergebung zu bitten, daß wir so kühn sind, mit unsern Augen, nicht mit den seinigen zu sehen? – Es ist wahr, die Mode hat in Deutschland diesen kriechenden Anstand eingeführet, aber wenn die Mode ausschweift, so ist es erlaubt, so ist es anständig, sich derselben zu widersetzen. Wenn unsere berühmte Leute von den Vorurteilen dieser Mode zurück kommen werden, so wird ihnen unsere ungeheuchelte Vertraulichkeit weit besser gefallen, als jener kriechende Bettlerton, in welchen jeder wohlbekleidete Mensch Exzellenz betitelt wird; so daß für die wahre Exzellenz kein Vorzug übrig bleibt. Wir lassen die Hochachtung für die Person ungekränkt, aber von den Meinungen weichen wir ohne Komplimente ab, und sollten es auch die Meinungen des größten Mannes auf Erden sein. Der größte Mann, der mir seine Meinung anbietet, der sie mir durch Gründe einreden will, ist in diesem Augenblicke weder Doktor, noch Professor; sondern ein Mensch, wie ich, dem ich wohl ungescheuet widersprechen darf.

Vielleicht erfordert dieser Anstand, daß wir den elenden Schriftstellern nicht so oft die Röthe ins Gesicht jagen (wenn anders noch einige unter ihnen rot werden können), indem wir ihnen mit trockenen Worten sagen, wie elend sie sind? – Es ist wahr! die Liebe würde auch diese Gehindigkeit anständig finden. Allein, in gewissen Umständen wird dieses sanfte Wesen zur Heuchelei, und in

solchen Fällen würde man die Sache der Wahrheit und des Geschmacks verraten, wenn man sich [durch] eine übertriebene Zärtlichkeit abhalten ließe, die Geißel der Kritik mit Nachdruck zu führen. In diesen Umständen erfordert es eines jeden Kunstrichters Pflicht, seine Meinungen über die Werke des Geschmacks öffentlich mit derselben Freimütigkeit herauszusagen, mit welcher er sie in einem kleinen Zirkel vor Freunden und Kennern hersagen würde. Und wir behaupten, daß sich Deutschland in eben diesen Umständen befinde.

In den Ländern, wo eine einzige Hauptstadt der Sitz der Gelehrten vom ersten Range und zugleich der größten Anzahl der Leute ist, die Gelehrsamkeit und Geschmack besitzen, sind schriftliche Rezensionen, öffentliche freimütige Urtheile von neuen Büchern, nicht so höchstnötig. Die neuen Schriften werden leicht bekannt, in allen Gesellschaften wird davon geredet, jedermann urtheilet davon ohne Umstände, nach seiner Einsicht und nach seinem Geschmacke. Hier sind also die Rezensionen von keiner Wichtigkeit, und sie werden in diesen Ländern in der That sehr wenig geachtet. In Deutschland aber, wo die Liebhaber der Gelehrsamkeit in vielen weit von einander gelegenen Städten zerstreuet sind, sind die schriftlichen Rezensionen, sonderlich in gewissen Provinzen ganz unentbehrlich, und daher in Ansehung eines großen Theils der Leser von nicht geringer Wichtigkeit. Warum sollten denn bei uns die Rezensenten nicht eben so freimütig und ungeheuchelt *schreiben* dürfen, als man in andern Ländern *redet*. Die Rezensionen müssen in vielen Provinzen Deutschlands sogar dienen, neue Bücher erst bekannt zu machen. Heißt es nun nicht in solchen Umständen das Publikum öffnen, und die Sache des guten Geschmacks verraten, wenn man dem Leser in einer entfernten Provinz, der sich von dem Zustande der deutschen Literatur einen Begriff machen will, anstatt einer freimütigen Beurteilung, bloß ein paar nichtsbedeutende Worte sagt, oder sehr mittelmä-

Bige Schriften mit Lobeserhebungen begleitet, denen er, wenn er die Schrift selbst in die Hände bekommt, durchaus widersprechen muß. Wenn man sich nach den gewöhnlichen Rezensionen von neuen Schriften wollte einen Begriff machen, so müßte man glauben, daß in Deutschland lauter Meisterstücke zum Vorschein kämen. Allenthalben wird ausposaunet, *wie viel Dank die gelehrte Welt dem berühmten Verfasser oder dem geschickten Übersetzer für seine vortreffliche Schrift schuldig sei*. Wie sehr wird aber mehrtheils ein Leser, der Geschmack hat, nicht seine Zeit beseufzen müssen, wenn er diese treffliche Schriften selbst in die Hand nimmt; er würde es gewiß dem Rezensenten ungemeinen Dank wissen, wenn er anstatt dem Verfasser Schmeicheleien zu sagen, dem Leser lieber die Wahrheit gesaget hätte.

Dies ist unsere Absicht. Wir lesen die Bücher die wir vor uns haben, mit Aufmerksamkeit durch. Wir schreiben natürlich und ohne Umstände die Empfindungen und Gedanken nieder, die wir bei Durchlesung eines Buches gehabt haben, sie mögen nun Schönheiten oder Fehler oder Aussichten zu weiteren Erfindungen oder Verbesserungen betreffen. Wir geben unsere Meinungen für nichts weniger als für untrüglich aus, denn wir ändern sie selbst gern, wenn man uns eines Bessern belehret; wenn aber ein verständiger Leser, nachdem er unser Urtheil gelesen hat, das Buch selbst nochmals eben so aufmerksam durchhieset, als wir es durchgelesen haben, so wird er die Richtigkeit unserer Anmerkungen beurteilen können, so wird er durch unsere Gedanken, wenn er denselben etwan auch nicht völligen Beifall gönnen könnte, dennoch vielleicht auf weitere Aussichten geföhret werden. Dieses suchen wir zu erlangen, weil es dem Flore der Wissenschaften wirklich zuträglich ist. Aber eben deswegen müssen wir unsere Meinung frei und deutsch wegsagen, ohne dem Leser durch Komplimente Staub in die Augen zu streuen. Wir sagen daher gerade zu, daß ein schlechtes Buch

schlecht sei; und wenn der Zustand der deutschen Gelehrsamkeit vollkommener werden soll, so muß eine Zeit kommen, wo eine solche Offenherzigkeit, weder zum Verdienste noch Vorwurfe, angerechnet werden kann, wo überhaupt, wie in Frankreich und England die besten und kühnsten Rezensionsschreiber weder bewundert noch beschimpft, sondern als nützliche Handarbeiter in dem gelehrten Staate angesehen werden, um die sich niemand bekümmert.

Einige Leute meinen, daß unsere Briefe *allzuwitzig* geschrieben wären. Dieser Vorwurf kommt mehrenteils von Leuten her

That envy wits as eunuchs envy lovers

[die Witz neiden, wie Eunuchen Liebende neiden].

Diese Leute verbinden mit dem Worte *Witz* einen weit-schweifigen Begriff, und geben zu verstehen, daß wir als bloße *Witzlinge* keine ernsthafte Urteile fällen könnten. Die Verfasser der *Briefe über die Literatur* sind aber nichts weniger als Freunde von dem Mißbrauche des Witzes, wie man aus mehr als einem Briefe beweisen könnte. Es ist wahr, wir bedienen uns der natürlichen und ungewungenen Schreibart, wozu uns der vertrauliche Briefstil ein Recht gibet. Ich lasse dahin gestellet sein, ob es dem besten Teil unserer Leser unangenehm sei, wenn wir einen trockenen Auszug ein wenig munter zu machen suchen, ob es nicht zuweilen sehr natürlich sei, sich auf Unkosten eines schlechten Schriftstellers ein wenig lustig zu machen, und ob wir, anstatt uns jemals durch unsere bitterböse Gegner aus der Fassung bringen zu lassen, nicht besser tun, wenn wir sie belachen. Wenn man mit schlechten Schriftstellern zu tun hat, muß man lachen, um nicht vor Langerweile zu vergehen. Aber wir enthalten uns sorgfältig dieser mutwilligen Laune, so oft wir von ernsthaften Sachen zu reden haben, und das Ansehen des Mannes, oder der Wahrheit, unserer ganze Aufmerksamkeit verdient. Eine sehr große Anzahl unserer Briefe wird

man eben so wenig a potiori [in der Hauptsache] *witzig* nennen können, als man die unwitzige Schreibart eines gewissen Zeitungsschreibers, der mit dem Vorwurfe des Witzes immer am freigebigsten ist, *philosophisch* nennen kann. Überhaupt suchen wir keinen Witz, wir brauchen ihn aber, wo er natürlich seinen Platz finden kann.

Man macht uns ferner den Vorwurf, *daß wir in den zu beurteilenden Schriften bloß Fehler suchten*. Freilich erfordert die Unparteilichkeit, daß man so gut die Schönheiten als die Fehler eines Buches anzeige. Und wir glauben, wenn wirkliche Schönheiten in einem Werke vorhanden gewesen, daß wir diese niemals unangezeigt gelassen. Wir haben auch öfters gelobet, und ein begründetes Lob mit zwei Worten ist vielleicht wichtiger, muß dem Verf. unstreitig angenehmer sein, als zehen Seiten leere Komplimente, die andere Rezensenten, um einen *gewissen Anstand* zu beobachten, dem Mittelmäßigsten zu machen pflegen. Es sind aber wichtige Ursachen, warum sich ein unparteiischer und gründlicher Rezensent öfters mehr bei den Fehlern, als bei den Schönheiten verweilen muß. Ich will einige dieser Ursachen anführen:

1) Es ist bekannt genug, wie sehr die böse Gewohnheit mittelmäßige Schriften ohne alle Maße zu loben, in Deutschland eingerissen ist. Man sagt nicht zu viel, wann man es dieser allzugroßen Gefälligkeit der Rezensenten zuschreibt, daß eine so große Menge schlechter Schriften, sonderlich in den schönen Wissenschaften herauskommen. Es ist also in Deutschland höchstnötig, daß ein Rezensent, der die Gründlichkeit liebt, bei der allgemeinen Sucht zu loben, seine Augen vorzüglich mit auf die ungemaine Anzahl der Fehler richte, die zum Teil offenbar genug in die Augen fallen, wenn sie der große Haufen der Rezensenten nur sehen wollte.

2) Ein Rezensent muß voraussetzen, daß er für Leute schreibe, die die abgehandelte Materie schon verstehen, nicht für solche, die sie erst lernen wollen. Ist von den

schönen Wissenschaften die Rede; für Leute die einigen Geschmack haben. Solche Leute empfinden selbst die Schönheiten, ohne daß in allen Fällen es nötig wäre, ihnen solche weitläufig zu zergliedern. Ein anders ist es, wenn man Leuten die noch gar keinen Geschmack haben, erst Geschmack beibringen will. Diesen freilich muß man aus den alten und neuern klassischen Schriftstellern die Schönheiten vorlegen, und sie ihnen empfindlich zu machen suchen. Gesetzt aber ein Rezensent wollte seinen Lesern auch ein solches Kollegium lesen, so würde sich doch sehr leicht zeigen, daß die wenigsten Neuern zu Exempeln dienen könnten, da nur sehr wenige Bücher herauskommen, an denen viel Schönheiten zu zergliedern sind.

3) Ist es eine Pflicht desjenigen, der andern Geschmack beibringen will, daß er bei Zergliederung der Schönheiten auch für den Fehlern warne, so hat ein Rezensent noch nötiger für die Fehler zu warnen, wenn er für eine Nation schreibt, die zwar einigen Geschmack hat, aber deren Geschmack noch nicht gesetzt genug ist, daß sie in allen Fällen scheinbare Schönheiten, von wirklichen Fehlern, unterscheiden könne. Daß dieses bei den Deutschen zutreffe, wird, glaube ich, beinahe niemand leugnen, der ein wenig in der neuesten deutschen Literatur bewandert ist. Wenn es zumal Fehler gibt, die ansteckend sind, soll nicht ein Patriot laut dawider reden. Seitdem ein berühmter Gelehrter zuerst seinen Namen zu höchstelenden Übersetzungen mißbrauchen lassen, haben wir nicht eine Menge Nachahner gesehen, die fast jedes bekannte gute Buch der Ausländer aufs liederlichste verhunzet haben, und haben wir nicht gesehen, daß man sie fast in allen gelehrten Zeitungen ohne Untersuchung als vortrefflich angepriesen hat. Haben denn nun die Verfasser der *Briefe, die neueste Literatur betreffend* sogar unrecht, wenn sie ohne Umstände sagen, aber auch zugleich beweisen, daß ein solches Unwesen der gesunden Vernunft und der deutschen Sprache gleich gefährlich ist, daß die meisten von

unsern Übersetzern unsere und die fremden Sprachen eben so wenig als die Materien verstehen, die in den übersetzten Büchern abgehandelt werden. Wir haben in allen dergleichen Fällen nur auf die Ehrerbietung gesehen, die man der Wahrheit schuldig ist, und auf andere Umstände destoweniger geachtet, da wir keine besondere Verbindungen durchzusetzen haben, und von niemand Gegenschmeicheleien verlangen. Dahero hat zuweilen dasjenige, was einem andern würde den Mund gestopfet haben, uns vielmehr zu noch freierm Reden ermuntert. Wir wissen z. E. sehr wohl wie viel Hochachtung man einem *Cramer*, einem *Zachariä* schuldig ist; aber wenn der eine von diesen Gelehrten sehr wichtige Fehler in der Prose, und der andere sehr wichtige Fehler in der Poesie durch ihr Ansehn autorisieren, so sagen wir noch einmal so laut, daß dies unausstehlich sei, weil offenbar ist, daß eben die Fehler großer Leute bei dem nicht genug bestimmten Geschmack einer Nation am allergefährlichsten sind. Wir lassen uns wohl gefallen, daß manchem unser Verfahren *hart* vorkommen mag, wenn nur wahre Kenner einsehen, wie *nötig* es ist.

4) Wir gestehen, daß wir schwer zu befriedigen sind. Wir messen eine Schrift nach dem vollkommensten Grad ab, dessen sie fähig sein könnte. Beurteilen wir z. E. etwas aus dem Felde der schönen Wissenschaften, so sind uns die großen Beispiele der Alten und der Besten unter den Neuern vor den Augen. Wenn wir manche neue Schrift damit vergleichen, so können wir freilich mit dem Lobe sogar verschwenderisch nicht sein. Ja so gar gegen so vollkommene Muster gerechnet, scheint uns manche Schrift gar keine als erborgte und falsche Schönheiten zu haben, und kein Wunder also, wenn wir bloß die Fehler sehr nachdrücklich rügen, obgleich mancher, der in solcher Schrift noch Schönheiten zu finden glaubt, verlangen möchte, daß man auch von den Schönheiten sprechen sollte.

Inzwischen suchen wir keinesweges bloß Fehler aus *Tadelsucht*, oder aus *Liebe zu Streitigkeiten*. Wir suchen die letzteren vielmehr so viel als immer möglich zu vermeiden. Es ist wahr, die Liebe zur Wahrheit macht, daß wir unsere Meinung frei und ohne Umschweife entdecken, findet sich jemand dadurch beleidiget, so erwidern wir nicht Scheltworte mit Scheltworten, führet jemand eine Verteidigung, so verlangen wir nicht das letzte Wort zu haben, sondern lassen das Publikum richten.

Der Beschluß folgt künftig.

IV. Den 22. Julii 1762

BESCHLUSS DES
ZWEIHUNDERTUNDREIUNDVIERZIGSTEN BRIEFES

Fänden wir Lust an Streitigkeiten, so würde es uns sehr leicht sein, sie ins unendliche zu verlängern; denn viele von unsern Gegnern sind sehr rüstige Leute: so aber haben wir uns möglichst davor gehütet; wir haben uns nie anders, als wenn es nicht zu ändern war, kürzlich verteidiget; bloß wenn einige Punkte, die der Gelehrsamkeit nicht gleichgültig waren, dabei konnten abgehandelt werden, sind wir etwas weitläufiger gewesen. Wir haben von manchen Sachen, nach Beschaffenheit der Umstände, lieber gar geschwiegen, um nicht in neue Streitigkeiten verwickelt zu werden. Ich will unter sehr vielen Beispielen nur ein einziges anführen: Sie wundern sich vielleicht, daß wir Ihnen von einem gewissen sonst sehr nützlichem und schätzbarem Buche,¹ das schon vor Jahr und Tag herausgekommen ist, nichts gemeldet haben: Dies ist bloß unterblieben, weil wir zum voraus sahen, daß wir einige Anmerkungen würden machen müssen, welche als das

¹ Tellers Anmerkungen über die *Cramerische Übersetzung der Psalmen*.

Signal zu der Erneuerung eines Streites hätten angesehen werden können, in dem man uns durch die härteste Beschuldigungen schon einmal zu einer weitläufigen Verteidigung genötigt hatte. Eben deswegen haben wir auch von den beiden letztern Theilen des *Nordischen Aufsehers*¹ nichts sagen wollen.

So dreist wir auch unsere Meinung von Büchern gesagt haben, so wenig haben wir jemals gesucht die Verfasser persönlich anzugreifen. Bloß in den ersten Briefen ist eine Stelle stehen geblieben, die in einem Privatbriefe Platz haben konnte, aber die billig beim öffentlichen Abdrucke hätte wegbleiben sollen. Außer dieser Stelle biete ich einem jeden Widersacher Trotz, nur eine einzige *Personalität* anzugeben.

Wir reden nur von Schriftstellern als Schriftstellern, niemals von ihrer Person, niemals von ihrer moralischen oder politischen Seite. Wir heißen einen *Schriftsteller der schlecht ist*, ohne Umstände, einen *schlechten Schriftsteller*, dies ist aber keinesweges eine *Personalität*, sondern ein Urtheil, das jeder Leser von Geschmack auch im stillen fällen würde. – Schmeicheln wollen wir nicht, sondern die *Wahrheit* sagen, wird diese aber manchem *unangenehm*, so ist weder die *Wahrheit*, noch der sie sagt, schuld daran.

Re.

¹ Zwar hatte uns Herr *Cramer*, durch folgende Stelle in seiner Vorrede des dritten Bandes, ohnedem die Feder gänzlich aus den Händen gewunden. Er sagt: 'Ich ersuche meine Leser, ihre Wünsche mit den meinen zu verbinden, daß Gott mich und alle, die der Welt durch Schriften nützen wollen, regieren möge, sich darinnen nichts zu erlauben, was nicht zu Verherrlichung seiner Ehre, oder zur Ausbreitung der Frömmigkeit, der Wahrheit, und eines auch ihm gefälligen guten Geschmacks, erreichen kann.' Mußte uns hiebei nicht aus *Hagedorns Moralischen Gedichten* der Mann in den Sinn kommen, der:

So schlau, wie St. Cyran, den Finger Gottes siehet.

Wie war es möglich mit einem solchen Manne ferner im geringsten über den guten Geschmack zu streiten.

Siebenzehnter Teil

I. Den 5. Januar 1764

ZWEIHUNDERTUNDSECHSUNDSECHSZIGSTER BRIEF

Wenn ein Genie sich einen neuen Weg bahnet, so pfleget es nienials an Nachfolgern zu fehlen, welche ebendenselben Pfad einzuschlagen suchen. Da nun eben diese Begierde *nachzuahmen* fast unwidersprechlich den Mangel eines *eigentümlichen Genies* bei den Nachahmern anzeigt, da diese Nachahmer außerdem selten die Gaben, die Erfindsamkeit, das Feuer ihrer Vorgänger haben, so pflegen sie, wie man zu allen Zeiten, und bei allen Nationen bemerkt hat, diese mehrentheils bei weitem nicht zu erreichen. Aber insbesondere in Deutschland scheint ein unglückliches Gestirn über die zahlreiche Nachahmer zu walten, welche sich rüstig aufmachen, hinterher zu eilen, sobald ein guter Kopf zum Tempel der Ehre seinen eigenen Weg betreten hat; wir haben mehrentheils gesehen, daß sie ihren Vorgängern sogar ungleich gewesen, daß sie mit ihren Versuchen auch nicht einmal bis an das Mittelmäßige reichen können, und öfters anstatt den *eigentümlichen Geist* ihrer Urbilder zu fassen, nichts als eine *fehlerhafte Manier* sich eigen zu machen gewußt.

Die *Kriegslieder des Preußischen Grenadiers* waren von der Natur, daß man gewiß vermuten konnte, daß sie viel schlechte Nachahmungen nach sich ziehen würden: der Eifer der während der Dauer eines Krieges fast jedermann belebet, und die anscheinende Leichtigkeit dieser Lieder, waren Bürgen dafür. Die Vermutung ist auch eingetroffen, denn alle verschiedene Nachahmungen, die man davon gesehen, sind so beschaffen, daß ich nicht nötig habe Sie damit zu unterhalten; aber von einem kleinen Bändchen wozu sie Gelegenheit gegeben haben, hätte ich Sie schon längst unterhalten sollen.

Man tut dem sinnreichen Verfasser der *Amazonenlie-*

der¹ wohl nicht unrecht, wenn man behauptet, daß ihm die *Kriegslieder* des Grenadiers zu seiner Idee Gelegenheit gegeben. Man kann zwar nicht sagen daß er diese eben habe nachahmen wollen, doch siehet man leicht daß beide in ein *Genus* gehören, so daß eins gleichsam ein *Pendant* des andern ist.

Der Charakter eines Frauenzimmers, das *Ehrbegierde* und *Tapferkeit* an ihrem Geliebten dermaßen liebet, daß sie ihn auch deswegen gern den Gefahren entgegengehen siehet, ist an sich interessant genug, und gibt zu interessanten Situationen Anlaß, daher kann man es dem Dichter nicht verdenken, daß er sich diesen Charakter gewählt hat, aber das verdenke ich ihm, daß er um zu beweisen daß ein solcher Charakter wirklich existiere, in der Vorrede anführet, »daß jedes Heer von einer Menge gehoseter Märgen mit fürchterlichen Federhüten begleitet werde«. Mich dünkt der Dichter hätte besser getan er hätte uns aus der alten Geschichte an mehr als eine Nation erinnert, deren Frauenzimmer die Tapferkeit mit Liebe belohnten, als daß er seine Heldin (sollte es auch nur im Scherze sein) zu solchen Personen heruntersetzt, bei denen man so wenig *Liebe* als *Tapferkeit* vermuten sollte. Dies ist ohnstreitig dem Charakter seiner Heldin nachtheilig, und macht ihn einigermäßen schielend und unbestimmt.

Doch noch mehr bedaure ich, daß vermutlich gewisse Umstände ihn abgehalten haben seiner Heldin einen bestimmten Nationalcharakter zu geben. Man siehet leicht den Vorteil den der Grenadier hievon gezogen hat. Er redet von großen bekannten Begebenheiten, die jedermann aufmerksam machen, und wie viel hat der Dichter nicht schon gewonnen, der gewiß ist, aufmerksame Leser zu finden. Noch mehr; der Vorredner der *Kriegslieder* merket an, daß die heroischen Gesinnungen, der Geiz nach

¹ Leipzig bei Weidemanns Erben und Reich. Die erste Auflage 1762 in 12, die zwote und vermehrte Auflage in eben dem Jahre in 8.

Gefahren, der Stolz für das Vaterland zu sterben die einzige Begeisterung des *Grenadiers* gewesen. Eben diese Gesinnungen mußten auch die *Amazone* begeistern, da sie aber Gefahr und Tod nicht um derselben selbst willen lieben kann, da diese Gesinnungen durch nichts als durch die Liebe zum Vaterland können erzeugt werden, so kann man sich leicht vorstellen, wie viel lebhafter sie sein müssen, wenn die Amazone ein bestimmtes Vaterland und dessen bestimmte Gefahr denken kann.

Da also die Amazone in Ermangelung dieser Bestimmung bloß ein poetisches Geschöpf bleibt, so ist der Dichter genötigt gewesen, anstatt großer weltbekannter Begebenheiten, bloß die verschiedenen Situationen, in denen sich ein solcher Charakter befinden kann zu bearbeiten; dies gibt zu Liedern *Vor der Schlacht, Beim entfernten Getümmel der Schlacht, Bei der Flucht der Feinde, Beim Fall des Geliebten, Beim Grabe des Geliebten* u. dgl. Anlaß.

Die ganze Sammlung verrät durchaus einen großen Dichter. Innige Sentiments, vortreffliche Beschreibungen und eine ausgesuchte Poesie des Stils. Diese letzte ist hier reicher und blühender als in den *Kriegsliedern*, die *Amazone* hat sich sogar hin und wieder ein wenig Gelehrsamkeit merken lassen, welche zeigt, daß sie gewiß nicht zu den ganz gemeinen Mädchen gehört. Um noch eine Kleinigkeit zu erinnern, so möchte ich in der Tat einige Lieder *abkürzen*, doch man vergibt es einem Frauenzimmer leicht, wenn sie auch ein wenig schwatzt.

Ich will mich nicht auf eine Beurteilung einzelner Lieder einlassen, weil ich weiß, daß Sie diese Sammlung selbst lesen und mehr als einmal mit Vergnügen lesen werden. Sollte ich Ihnen alle schöne Stellen anführen, so müßte ich beinahe das ganze Buch abschreiben: Inzwischen muß ich Ihnen doch einige Stellen anführen, die Ihnen Begierde nach den übrigen erwecken. [...]

Re.

XI. Den 15. März 1764

ZWEIHUNDERTUNDSECHSUNDSIEBENZIGSTER BRIEF

[...]

Mit einem Worte! Jetzt ist der entscheidende Zeitpunkt für ihr Genie. Wenn es sich von einsichtsvollen Freunden lenken läßt, so kann sie mit der Zeit den besten Dichtern Deutschlands an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Führet sie aber so fort, wie sie angefangen, so wird sie mit der Zeit mehr, aber nicht besser dichten, ja vielleicht zu solchen Reimern heraussinken, die sie ihrer natürlichen Talenten nach weit hinter sich zurücklassen könnte.

Wenn ich aber voraussetze, daß ihr einsichtsvolle Freunde den besten Rat geben werden, so wünschte ich auch recht sehr, daß unsere Dichterin *folgsam* sein möchte. Mich dünkt mehr als einmal bemerkt zu haben, daß sie sich auf das *Hinschreiben* etwas zu gute tut, und sie sollte es durch reifes Nachdenken dahin bringen, daß sie sich desselben *schämen* lernte. Die Fertigkeit zu reimen ist einem guten Dichter nötig, weil ohne diese sein Geist in der Arbeit aufgehalten werden muß, aber unsere Dichterin muß wissen, daß diese Fertigkeit, bloß als ein Mittel, weit größere und edlere Talente schimmern zu lassen nützlich ist, und außerdem in eine sehr verächtliche Schmiererei ausartet. Die Fertigkeit geschwind ihre Gedanken in einen Vers zu zwingen, kann ihr Gelegenheit gegeben haben, sich bei einigen Personen kenntlich zu machen, und sich dadurch aus der äußersten Niedrigkeit und Dürftigkeit zu ziehen. Da dieses geschehen, so muß sie sich auch bewußt sein, daß sie sich in einem veredelten Zustande befindet. Die Welt fodert von ihr keine Gedichte aus dem Stegreife. Dem Leser, der ihre Gedichte liest, ist es einerlei, ob sie eine Stunde oder zwei Monate mit der Verfertigung zugebracht hat. Ich will es gerne glauben, was in der Vorrede gesagt wird: daß die Lieder welche ihr am besten gelungen sind, alle in der Hitze der Einbil-

dungskraft geschrieben worden; dahingegen die, welche sie aus Vorsatz und mit ruhiger Überlegung verfertigt, allemal das Kennzeichen des Zwanges und den Mangel der Muse nicht undeutlich bemerken lassen«. Es ist dieses auch, wie mich dünkt, nicht allein an der Fr. K. etwas Besonders, sondern es gehet allen andern Dichtern zuweilen eben so. Aber daß sie ja nur nicht einen plötzlichen Anfall zu reimen für erhitzte Einbildungskraft annehme, oder glaube, es sei *Zwang*, wenn man als unumgänglich nötig von ihr fordert, daß auf die erhitzte Einbildungskraft der *Vorsatz* zu bessern, und die *ruhige Überlegung* dessen, was sie geschrieben hat, folgen müssen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

XII. Den 22. März 1764

BESCHLUSS DES
ZWEIHUNDERTUNDSECHSUNDSIEBENZIGSTEN BRIEFES

Überhaupt möchte ich unserer Dichterin gar zu gern den Wahn benehmen, daß sie für ihren dauernden Ruhm schon genug getan habe. Sie mag ja nicht glauben, weil sie:

Von viel *herzugestürmten* Volke
bewundert und gelobt
wird, daß sie deswegen

Mit stolzem Nacken an die lufterfüllte Wolke streift! Sie muß bedenken, daß sie durch die Herausgabe ihrer Werke einen Schritt getan hat, der so wichtig als mißlich ist. Sie ist vorher in Gesellschaften von Leuten gelobet worden, die teils ihre Gedichte eben nicht mit kritischen Augen angesehen, teils auf ihre äußerliche Umstände, auf ihr Geschlecht, auf ihre schlechte Erziehung, auf ihre Geschwindigkeit zu dichten beständige Rücksicht gehabt haben. Der Leser hingegen siehet auf alle diese

Umstände gar nicht, und fodert hingegen mit Recht, daß sich die Dichterin von keiner Regel die aus dem Wesen der Dichtkunst fließet, freisprechen soll. Wenn sie einmal wird eingesehen haben, wie ungemein viel zu einem vollkommenen Gedichte erfordert wird, wie viel ihr noch in der Dichtungsart, wozu sie ihr Genie getrieben hat, fehlet, und wie sehr viele andere vortreffliche Dichtungsarten es gibet, an die sie sich noch wagen könnte, wenn sie dieses alles und noch mehrere Wahrheiten bedenkt, die ihr ihre verständige Freunde – und sie hat solche, die zu Freunden zu haben der beste Kopf für ein Glück schätzen wird – ihr gewiß nicht verhehlen werden, so wird sie tun, was alle große Dichter getan haben, sie wird zittern, so oft sie ein neues Werk dem Publico vorlegt.

Wie nötig es sei, diese Wahrheiten unserer Dichterin recht tief einzuprägen, sehe ich aus vier kleinen Bogen, unter dem Titel: *Poetische Einfälle von A. L. Karschin*,¹ die mir noch ganz naß von der Presse eben überbracht werden. Sie haben in einem vorigen Briefe schon mein Urteil über die Einfälle der Fr. K. gelesen, und da ich weiß, daß sie sie alle Tage bei Hunderten hat, so sehe ich auf diesen Bogen die Worte *erste Sammlung* mit wahren Entsetzen.

Z.

Zwanzigster Teil

V. Den 11. Oktober 1764

ZWEIHUNDERTUNDNEUNUNDNEUNZIGSTER BRIEF

Es ist, glaube ich unserer Schulerziehung zuzuschreiben, daß sich fast jedermann bei uns mit der Dichtkunst abgibt. Wo noch irgend eine Übung in den schönen Wissenschaften angestellt wird, so ist es in Versen; Prose wird gar nicht geübt, weil man vielleicht glaubt, dies sei eine

¹ Berlin bei Winter 1764, in 12.

leichte Sache die jedermann gelingen müsse. Mit höchst-unnötigen und zuweilen abgeschmackten oratorischen Regeln und mit eben so ungereimten Chrien und Redeyübungen martert man wohl junge Leute, aber nie erörtert man die verschiedenen Eigenschaften des prosaischen Vortrags, noch die Mittel, darin zur Vollkommenheit zu gelangen. Der Jüngling schreitet nun von der *niedrigen* zur *höhern Schule*, und findet daß um den prächtigen Titel *eines Mitgliedes einer Deutschen Gesellschaft* zu erlangen, nichts nötiger sei, als schlechtverbundene Reime oder Hexameter zusammen zu fügen und siehe, er empfindet den Trieb zum Dichten. Von der hohen Schule kommt der Dichterkützel mit dem Jünglinge in die Welt; und wird wirklich bei uns so allgemein, daß auch Schriftsteller, die sich durch prosaische Schriften in der Welt berühmt gemacht haben, selten unterlassen auch Versuche in der Dichtkunst zu machen. Ist denn nicht genug auf *einer* Laufbahn Lorbeern erworben zu haben, muß man sich noch in die *andere*, der man nicht gewohnt ist, wagen, und scheuet man sich denn nicht, den einmal erworbenen Ruhm wieder aufs Spiel zu setzen!

Der Herr von Moser hat sich durch prosaische Schriften einen gerechten Ruhm erworben: inzwischen werden wie mich dünkt, viele seiner einsichtsvollen Leser wahrgenommen haben, daß seine Schreibart nichts weniger als vollkommen sei; ist dieses, so ist nichts natürlicher, als daß er wünschen sollte, seinen prosaischen Stil zu verbessern und ihn immer mehr des Auges der Kenner würdiger zu machen. Die Entschuldigung, daß in einer Schrift vielmehr *Früchte* als *Blumen* anzutreffen wären, möchte Kennern nicht hinlänglich scheinen. Man vergleicht die *wahre gute Schreibart* nicht allzurichtig mit *Blumen*, wenigstens erschöpft dieses Wort im geringsten nicht den Begriff einer *guten Schreibart*, die wahrlich sich nicht bloß auf *Worte* und *Perioden*, sondern auf die Gedanken selbst bezieht. Die *Zierlichkeit* ist einem Schriftsteller, dem der Bei-

fall wahrer Kenner nicht gleichgültig ist, eine nötige Eigenschaft, aber es gibt noch trefflichere Eigenschaften einer guten Schreibart, und die man von Schriftstellern noch vorzüglicher fordert. Es gehört dazu *Bündigkeit, Kürze, Deutlichkeit, Adel*, kurz alles was etwas beitragen kann, daß er gerade die Gedanken herwählet die dem vorzutragenden Subjekt angemessen sind, und sie gerade so vorträgt, daß sie in dem vorzüglichsten Lichte stehen. O wahrhaftig! Ein Schriftsteller dessen Schreibart man tadelt, weil sie diesem Zwecke nicht angemessen ist, irret sich ungemein, wenn er glaubet, sie würde besser sein, wenn sie *blumigter* wäre, oder wenn er sich die Miene gäbe, Blumen und vermerkliche Zieraten zu verachten, daß übrigens seine Schreibart nun nicht weiter in Anspruch genommen werden müsse.

Wenn es nun ausgemacht ist, daß ein Schriftsteller, welcher der ganzen Beschaffenheit seiner Gemütskräfte nach, hauptsächlich durch Prosa glänzen muß, der alle Eigenschaften zu einem großen prosaischen Schriftsteller besitzt, und dem insbesondere eine unvollkommene Schreibart bisher hinderlich gefallen, auf alle mögliche Weise seine Schreibart zu verbessern suchen sollte, wie kann er dies wohl anders tun, als durch wiederholte *prosaische* Versuche, in denen er beständig ein wachsames Auge auf seine Schreibart haben, und alle die Fehler zu vermeiden suchen müßte, wozu ihn entweder eine zu lebhaft gerührte Einbildungskraft, oder eine allzulang gedehnte Lieblingsmaterie, oder auch wohl ein falscher Geschmack, sonst verführet hatte. Würde es einem solchen Schriftsteller wohl zu raten sein, Versuche *in der Poesie* zu machen, in der er es wahrscheinlicher Weise niemals zu einiger Vollkommenheit bringen kann, dahingegen solche an sich höchst unvollkommene poetische Versuche seinen prosaischen Stil nur noch weit mehr verderben müssen. Würde dies wohl zu raten sein?

Nein! antworten Sie vielleicht, aber der Hr. von Moser

würde mir vermutlich ja antworten, denn ich sehe, daß er auf einmal zwei poetische Versuche der Welt vorlegt, deren Titel am Rande stehen.¹ Zwar weiß ich fast nicht, ob ich seine *Geistliche Gedichte* zu der poetischen Klasse zählen soll, er tut in der Vorrede selbst Verzicht auf den Namen eines Dichters und sagt bloß: »Die gegenwärtige Sammlung legt den Zustand und die Gesinnungen meines Herzens vor Gott dar. Es hat mir billig geschienen, daß einer der auf mannigfaltige andere Weise vor der Welt genannt wird, auch ein Zeugnis hinterlasse, zu welcher Religion er sich in seinem Leben bekannt habe.« Dies letztere mag *billig* sein, ja ich will sogar zugeben, daß es unter gewissen Umständen so *nötig* sein mag, als es vielleicht unter manchen andern Umständen *unnötig* und *gleichgültig* ist. – Aber kann es auf keine Art als durch *theologische Bücher* geschehen? Gott hat Schriftstellern nirgends geboten, daß sie deswegen, weil ihre Namen politischer, medizinischer oder kritischer Schriften wegen in der Welt genannt werden, auch *erbauliche Betrachtungen* anstellen, oder *Geistliche Gedichte* verfertigen sollen, und Menschen verlangen es wahrlich auch von niemand als der dazu gehörigen Beruf und Talente hat. Der unsterbliche *Newton* hätte die einzige Schrift unter seinen übrigen Werken aus der man sehen konnte, *zu welcher Religion er sich bekannte*, nach dem Urteil aller vernünftigen Leute nicht schreiben sollen, und der verewigte *Boerhaave*, dessen Verhalten auf dem Sterbebette der Hr. von *Moser* irgendwo rühmet, hat dadurch ein weit einleuchtenders und rühmlicheres Zeugnis hinter sich gelassen, *zu welcher Religion er sich in seinem Leben bekannt*, als wenn er einen Folianten voll schlecht gereimter Gebete hätte drucken lassen. – Doch ich schweige und will immer diese

¹ Geistliche Gedichte, Psalmen und Lieder von F. C. von Moser, Frft. bei Gebhard 1763, in Großoktav. Daniel in der Löwengrube in sechs Gesängen v. F. C. v. Moser, Frft. bei Gebhard, klein 8.

geistliche Lieder zu den Liedern rechnen, die man nur zur Haus- und Kirchenandacht zu gebrauchen hat, und die man deswegen nach den Regeln der Poesie nicht beurteilen soll.

Aber – was soll ich zum *Daniel in der Löwengrube* sagen? Ein in sechs Gesänge eingeteiltes Werk ist doch wohl ein Gedicht? Ein Werk außerdem, dem man es durchaus ansieht, daß es eine Nachahmung bekannter Gedichte von einem gewissen besondern Geschmack sein soll; ein Werk das alle Werkzeuge des Dichters, Fiktion, Imagination, Charaktere, Situationen, poetische Schreibart braucht, oder doch zu brauchen sucht, ist doch wohl ein Gedicht? – und ich darf es als ein *Gedicht* beurteilen? – darf ich? – Ja! so sage ich, denn der wahren Hochachtung die ich für den Herrn *von Moser* hege, ohnbeschadet, daß es äußerst schlecht ist, daß alle Teile dieses Gedichts, daß Anlage, Fiktion, Imagination, Charaktere, Situationen, poetische Schreibart nicht das geringste Vorzügliche haben, sondern vielmehr dürftig, gemein, falsch angewandt, geschmacklos, ja wirklich hin und wieder *unter der Kritik* sind. Kurz, daß ein Mann, der sich schon von einer ruhmvollen Seite gezeigt hat, so was gar nicht hätte sollen drucken lassen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

VI. Den 18. Oktober 1764

FORTSETZUNG DES
ZWEIHUNDERTUNDNEUNUNDNEUNZIGSTEN BRIEFES

[...]

Doch vielleicht nimmt es der Hr. v. M. übel, daß man sein Werk, ohnerachtet es alle äußerliche Kennzeichen eines Gedichts hat, aus einem poetischen Augpunkte ansieht. Es sind wirklich noch zwei Augpunkte übrig, aus denen man es ansehen kann.

Um den *politischen Augpunkt* zwar bekümmere ich mich nicht. Enthält sein Werk Anspielungen auf gewisse neuere Geschichte, Allegorien, auf gewisse Höfe usw., so weiß ich nichts davon, es sind für mich Familiengeheimnisse, von denen man einem Fremden nichts vertrauet und dem allergrößten Teil der Leser wird es eben so gehen. Aber das weiß ich wohl: An einer einzigen Stelle, wo er Gelegenheit findet, den bösen Fürsten das Gewissen zu schärfen, ist er auf einmal in seinem Elemente, alles ist verändert; Gedanken, Sprache alles! Es ist nicht mehr der aufgedunsene, plaudernde, schwärmende Dichter, es ist der körnigte, nachdrucksvolle Prosaist. Wie sehr wünschte ich zum Ruhme des Herrn *von Moser*, daß von seinem ganzen Gedichte nur diese einzige Stelle wäre gedruckt worden. Was meinen Sie! wenn etwa in *Beherrzungen* der Geschichte des *Daniels* und *Darius* mit zwei Worten gedacht würde, und folgende treffliche Stelle folgte unmittelbar drauf:

»Darf eine Hand, nicht zu blöd, Könige zu schildern, darf sie es wagen, die Schichten deiner Gedanken abzuheben, darf ein Auge, noch nie geblendet vom Glanz des Diadems, darf es in dein Inneres blicken, darf der, so deinen Zorn, den Biß deiner Schlangen und die Zähne deiner Löwen nicht fürchtet, dem Gott Daniels zu vertrauen, darf er dir's, Volk der schwachen Fürsten, sagen: Um den Preis der Löwengrube erkaufte man eure Gnade, mit Blut eure Liebe, mit dem Leben euer Vertrauen. Der Lohn großer Treue ware von je her euer Undank, Gefahr die Gefährtin echter Verdienste. Die ihr die Decken eurer Gemächer mit Gold, die Wände mit Purpur bekleidet, in deren Paläste sich kein unreines Geschöpf ungerochen wagen darf, kann Pharao um Freiheit von Läusen und Fröschen zum Herrn schreien, seid ihr minder empfindlich oder ewig verdammt zu dem Quacken der Schmeichler, zu den Stichen verleumderischer Nattern? schnattern darum eure Vorsäle vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang das

unverständliche Gewäsche von Ehre, Macht und Würden, um die stille und bescheidene Stimme der Unschuld und Tugend unvernehmlich zu machen? könnt ihr nicht mächtig und doch gerecht, könnt ihr nicht groß und doch billig, könnt ihr nicht gefürchtet und doch liebenswürdig sein? kann man euch nicht lieben, ohne zu zittern, euch nicht raten, ohne Sorgen, euch nicht dienen ohne Gefahr? Muß man stets euren Rachen scheuen, da man euer Herz gewinnen möchte? Seind nur die Verwegenste eurer mächtig? die Verräter bei euch glücklich? seid ihr geboren, nur Herrn zu sein nach dem Namen, Sklaven in der Tat von jedem, der euch an den güldenen Seilen eurer Leidenschaften künstlich genug zu führen weiß? Ist das Interesse eures Ansehens, dem ihr, den Stachel in der Brust, den Unschuldigen preis gebt, zusammenhängender und gegründeter, als das Interesse eines Löwen, der seine Beute zerreißt? O unglückliches, o bedauernswertes Geschlecht! Auf einen Gott, den ihr nicht glaubt, ob ihr ihn wohl fühlen möchtet, auf einen Gott, dem ihr wohl wollt, weil euch sein Knecht Daniel baß nützet, dann Tomar, auf diesen verweist ihr. Lebt er, der Unsichtbare, wohl möcht ihr's dem von euch Bedrückten gönnen, so er ihm hilft, wo nur ihr nichts dabei tun dürft; ist *er* nicht, wehe dem Leichtgläubigen, so auf ihn seine Hoffnung gesetzt, er trägt seiner eigenen Tugend Schuld.

Er lebt! und bedarf eurer nicht, so er einen Daniel aus der Grube erlösen will, *der Gott* aber, mächtig, zu schützen den, der ihm vertrauet, groß zu helfen dem, der sein harret, mit welcher Waage wird er euch wiegen, die ihr vor ihm seid wie Spreu vor dem Winde? welche Rechnung eurer Gewalt wird er von euch heischen? welche unerwartete Zeugen werden gegen euch auftreten? Löwen, barmherziger dann ihr, Ketten, feucht von Tränen, Wände, warm von Seufzen, Staub, benetzt vom Schweiß der Unterdrückten, Lüfte, erschüttert von Wehklagen, Engel, Wächter geängsteter Gerechten, Augen, die ihr betrü-

bet, Ohren, die ihr geärgert, Greise, die mit Jammer über euch zur Grube fuhren, Säuglinge, die aus abgehärmter Brust den Tod sogen, Männer, deren Rat ihr verachtet, Weisen, denen ihr den Rücken gekehret, Propheten eures Gerichts, denen ihr ins Angesicht gespien, euer eigenes euch verklagendes richtendes und verdammendes Gewissen.«

Nun bleibt noch der *theologische Augpunkt* übrig; *das Werk kann zur Erbauung dienen*. Gut! aber warum mußte es in die Form eines Gedichtes eingekleidet werden; was hat die Paraphrase eines Kapitels aus dem Daniel mit allen Teilen, mit allen Hülfsmitteln eines Gedichts zu tun, was machen *falschgezeichnete* Charaktere, *weithergeholte* Gleichnisse, und *aufgedunsene* poetische Schreibart darin. Sollen diese Rüstzeuge der Poesie die Religion verschönern helfen, sollen sie sie näher an das Herz der Menschen legen, so müßten sie selbst vortrefflich sein, und denn habe ich für denjenigen der seine Dichtkunst auf diese Art zum Dienste der Religion heiligt, die größte Hochachtung, ob aber dieser poetische Schmuck echt, oder nur ein blinkerndes Flittergold sei – diese Untersuchung muß kritisch, und um desto strenger sein, je ehrwürdiger der Gegenstand ist. Soll man dabei *die gute Absicht* in Anschlag bringen? Der Hr. von Moser wenigstens nennet es bei einer gewissen Gelegenheit Undank,¹ daß dies einige Kunstrichter bei gewissen biblischen Gedichten nicht getan haben; aber es wird jeder wahrer Kenner mit mir eins sein, daß eine *gute Absicht* nirgend, und am wenigsten in den schönen Wissenschaften und Künsten, könne gepriesen werden, es sei denn daß sie auch *würdig erfüllt* worden. Welche ungereimte aber gutgemeinte Dinge müßte man sonst nicht entschuldigen? Der Hr. von Moser gestehet selbst irgendwo, daß des Hrn. v. Bogatzky Schriften, ihrer Erbaulichkeit ohnerachtet, schlecht und

¹ Politische und moral. Schriften, 2ter Band, S. 480.

ekelhaft sind. Ist es nun ausgemacht, daß in den schönen Wissenschaften bloß das *Vortreffliche* zu rühmen ist, und das *Mittelmäßige* gleich dem *Schlechten* verworfen wird; was hat denn die Religion von mittelmäßigen poetischen Versuchen für Nutzen, und können sie ihr nicht mit der am besten gemeinten Absicht wirklich schaden? Es mag eine saure Arbeit sein, des Herrn *von Bogatzky* Schriften zu lesen, aber ich will sie gewiß lieber lesen, als alle *gutgemeinte* hexametrische stolpernde biblische Gedichte. Und noch eins – des Hrn. *von Bogatzky* Schriften sind einer gewissen Gattung von Leuten vollkommen angemessen; man kann der ehrlichste Mann sein, ohne auch nur die geringste Kenntniss der schönen Wissenschaften zu haben. Allen Ungelehrten, ja allen Gelehrten, die vom Schönen nichts verstehen, und die sich bloß erbauen wollen, werden sie also willkommen sein. Aber diese halbschöne biblische Gedichte, für wem sollen denn die sein? dem Ungelehrten sind sie zu hoch, und mich dünkt! mich dünkt! manchem auch noch immer ein wenig zu *weltlich*. Der gelehrte Kenner der schönen Wissenschaften wirft sie mit Überdruß weg. *Votre mauvais style me dégoûte* [Ihr schlechter Stil ekelte mich an] sagt er mit Recht!

Der Beschluß folgt künftig.

VII. Den 25. Oktober 1764

BESCHLUSS DES
ZWEIHUNDERTNEUNUNDNEUNZIGSTEN BRIEFES

Mit Recht also muß ein Kunstrichter wider diesen Mißbrauch der Dichtkunst eifern, der die schönen Wissenschaften in den Grund verdirbt, und der Religion aufs gelindeste zu sagen nichts helfen kann. Der Galerieinspektor tut recht, der die elende Vorstellung des Leidens Christi mit Verachtung in den Winkel wirft, und dafür einen *Al-*

bani und *Dietrich* in die Galerie hängt; würde man sich unterstehen, ihm zu sagen, daß man dem schlechten Stücke doch *wegen der guten Absicht* einen Platz unter den Meisterstücken geben müsse. Würde er nicht antworten, daß es seines Amts sei, Kolorit, Zeichnung und Komposition zu untersuchen, und daß, wenn ein Bild nicht vortrefflich zusammengesetzt, gezeichnet und koloriert sei, er von der darauf abgezeichneten Geschichte weiter keine Notiz nehmen könne, als zu bemerken, daß sie elend bearbeitet sei, und das Bild daher gar keinen Platz in der Galerie verdiene. – Wird ihm hierin nicht jeder vernünftige Mensch recht geben?

Warum schreiet man denn wider den Kunstrichter, der ein schlecht Gedicht schlecht nennet, der Inhalt mag sein was er will? Warum sucht man den Verdacht auf ihn zu wälzen, als wenn er *ein dem wahren Geist des tätigen Christentums gehässiges Gemüt hätte*, als wenn er heilige Gegenstände etwa gar nicht gern besungen sähe! O man lasse einen *Milton*, einen *Young*, einen *Klopstock* nur auftreten, sie werden gewiß den Beifall der Kenner nicht vermissen. Aber daß jeder Sänger uns in heisern oder rauhen Töne heilige Lieder vorsingen soll, daß man uns endlich einbilden will, weil die Religion und Tugend wirklich und ungezweifelt der würdigste Gegenstand der Dichtkunst sein, so müsse man an verliebten oder bloß angenehmen Gedichten Mißfallen haben. So sei es eine halbe Sünde einen *Uz*, *Lessing* und *Gerstenberg* in seine Bibliothek zu setzen. Daß durch diese falsche Voraussetzung eine Menge mittelmäßiger Dichter ihre poetische Schwäche so fein unter dem Mantel der Religion verbergen, und daß uns endlich selbst große Dichter durch einen falschen Geschmack geleitet, Fanatismus und Unsinn für geheiligte Empfindungen der Religion verkaufen! – Soll dazu ein Biedermann, der Religion und Poesie liebt, schweigen – und auf wessen Seite ist der *Undank*? Gewiß nicht auf der Seite der Kunstrichter, denen der Hr. von Moser selbst

dankt, daß sie gleich stark wider falsche *Empfindungen* und wider falschen *Witz* eifern.

Ich werde ernsthaft; vielleicht ist Ihnen dies nicht unlieb. Wenigstens auch der Hr. v. M. erklärt sich an mehr als einem Orte wider die Lustigkeit. Sie wissen aber, daß Ihr Freund sehr leicht ernsthaft sein kann; und wenn das aufgeräumte Wesen auch noch so sehr der Hauptzug meines Charakters wäre, so versichere ich Sie dennoch daß ich alle mein ernsthaftes Wesen zusammen nehmen wollte, um die Achtung und Zuneigung eines *Mosers* zu gewinnen. Nichts sollte mir angelegener sein, ich würde gerade das Gegenteil von dem tun, was der sel. *D. Fresenius* tat, der in einem Bade, einige Wochen lang, den ungestörten Umgang dieses trefflichen Mannes genießen konnte, ihn aber vernachlässigte und dafür lieber von Spezereien und Prozenten sprach, und in ostindischen Reisebeschreibungen las,¹ alles in der ungewissen Hoffnung, einen alten, murrischen, geizigen Gewürzkrämer dereinst noch auf dem Totenbette zu bekehren.

S.

Dreiundzwanzigster Teil

VI. Den 4. Julii 1765

DREIHUNDERTUNDREIUNDDREISSIGSTER BRIEF

Ich habe Ihnen noch einige Oden des Hrn. *Ramlers* anzuzeigen, und ich gestehe daß ich diese Anzeige gutwillig bis zum Ende der Briefe verspart habe, die Ihnen Ihre Freunde über die neueste deutsche Literatur bisher geschrieben haben. Wie könnte ich Nachrichten von dem Zustande der deutschen Gelehrsamkeit während des itzt glücklich geendeten Krieges würdiger schließen, als durch die Arbeiten eines Genies, das durch den Enthu-

¹ S. v. Moser, Moral. und polit. Schriften, 2ter Band, S. 434.

siasmus des Krieges gleichsam zur Reife getrieben worden, oder wenigstens Mut erhalten, sich öffentlich zu zeigen. Ich werde Ihnen diese Stücke nur dem Inhalte nach bekannt machen; Kritik weiß ich erwarten Sie nicht – Einem so großen Dichter wie Hrn. *Ramler*, und einem Leser von Ihrer Einsicht, tut der Kunstrichter beiderseits unrecht, wenn er Schönheiten entwickeln will, und wo das Ganze so vortrefflich ist, ist der kleine Tadel einiger Kleinigkeiten überflüssig, die der V. vielleicht bei einer neuen Auflage unerinnert verbessern kann.

[...]

Und nun nehmen Ihre Freunde Abschied von Ihnen – Sie sind zufrieden, wenn sie die Lücke welche Ihre Feldzüge in Ihre Lektüre machen mußten, einigermaßen haben ausfüllen können; zufrieden wenn sie diejenigen die diese Briefe gedruckt gelesen haben, verschiedene neue Werke in dem rechten Augepunkt gezeigt haben, aus dem man sie betrachten muß, zufrieden, wenn sie einigen deutschen Rezensenten den kriechenden Lobrednerton abgewöhnet, und einige schlechte Schriftsteller von noch mehrerem Schreiben haben abhalten können, zufrieden, wenn die Sammlung ihrer Briefe, zu einem allgemeinen Gemälde der deutschen Literatur in fünf merkwürdigen Jahren des letzten Krieges, etwas beitragen kann. Gleichgültig gegen ungeschmacktes Lob und ungerechten Tadel. Ruhig bei Verleumdungen und falschen Beschuldigungen, treten sie ab, wie ein Schauspieler der nach ausgespielter Rolle sich unbemerkt im Parterre unter die Zuschauer mengt, um zu hören was andere sagen werden.

T.

Hamburgische Dramaturgie.
*Hamburg, in Kommission bei J. H. Cramer
in Bremen. Zwei Bände in gr. 8. 1768
Ein Nachdruck, eben derselben
in zween Bänden in klein 8. 1769.*

Dieses Werk des Hrn. *Lessing* ist von dem ersten Augenblicke, da die ersten Blätter herausgekommen, mit der größten Begierde gelesen worden, und ist allenthalben bekannt. Es ist ein Schatz von richtigen Zergliederungen und fruchtbaren Anmerkungen über die Stücke, die auf dem Hamburgischen Theater aufgeführt worden. Und bei dieser Gelegenheit sind, sonderlich im zweiten Bande, viel Aussichten zur fernern Bildung und Verbesserung unsers Theaters eröffnet worden, viele Vorurteile entlarvet, und viele die theatralische Kunst betreffenden Fragen mit ungemeiner Scharfsinnigkeit beantwortet worden. Die auf dem Hamburgischen Theater aufgeführten Stücke geben Hrn. *Lessing* bloß die Gelegenheit, sich mit dem Leser über interessante das Theater betreffende Sachen zu unterhalten. Daher ist dieses Werk keines Auszugs fähig; es verdient aber, von allen die die Schauspiele richtig beurtheilen, oder selbst in diesem Fache arbeiten wollen, fleißig studiret zu werden.

Wir würden hier nichts weiter sagen, wenn es nicht nöthig wäre, unsern Lesern, von der *mehr als Carlschen Unverschämtheit* der Urheber des obenangezeigten Nachdrucks dieses Werks, Nachricht zu geben.

Vor ein paar Jahren fingen einige Leute, die unbekannt bleiben wollten, an, unter dem erdichteten Namen *Dodsley und Compagnie von London*, auf den Leipziger Messen, einige von ihnen verlegte Bücher verkaufen zu lassen. Unter denselben war denn auch der ebengedachte Nachdruck der *Hamburgischen Dramaturgie*. Diese verkappte *Dodsley und Compagnie* ließen zugleich unter den Buchhändlern eine abgeschmackte gedruckte Nachricht herumgehen, worin sie vorgaben, daß sie denjenigen, die sich *ohne die erforderlichen Eigenschaften* in die Buchhandlung mischen wollten, das *Selbstverlegen* verwehren wollten, daß sie zu diesem Behuf, mit Beihülfe einiger Buchhändler, eine *Kasse* aufzurichten angefangen hätten, zu deren *Vermehrung sie um Beitrag ersuchten*, daß sie dem, der jemand von ihrer Gesellschaft etwas nachdrucken würde, dem *allen Schaden zufügen würden*, daß alle Buchhändler sich *in Jahresfrist* von allen *Arten des Nachdruckes losmachen* sollten, oder erwarten, *ihren Verlag für die Hälfte des Preises verkauft zu sehen*, und was dergleichen mehr war. Alle vernünftige Buchhändler lasen diese Nachricht mit Verachtung, und sahen sie für das an, was sie war, nämlich für einen Streich in die Luft, wodurch unbekannte Leute sich auf den Messen ein Ansehen geben wollten. Es war ganz leicht zu sehen, daß man von Leuten, die niemand kennet, unmöglich wissen konnte, ob sie *die zum Buchhandel erforderlichen Eigenschaften*, sie mögen auch sein, welche sie wollen, selbst besäßen; daß man das *Selbstverlegen* niemand verwehren könne; daß es ungereimt sei, eine *Kasse zu vermehren*, zu deren Rendanten sich Leute darstellen, die unbekannt sind, und deren Wort und Sicherheit, eher sie sich nicht zu erkennen geben, so viel als nichts gilt. Da aber diese Leute hinter ihrer Decke droheten, einigen Leuten *allen Schaden zuzufügen, den Verlag anderer um die Hälfte des Preises zu verkaufen* (zwei Drohungen, die keinen Rechten nach erlaubt sein können), so mochten einige argwohnen, daß

die Verhütung des Nachdrucks, oder des Verkaufs nachgedruckter Bücher vielleicht nur zum Vorwand des *Schadens*, den die Unbekannten andern zufügen wollen, dienen sollte, und daß die sogenannten Herren *Dodsley und Compagnie* vielleicht gar zu den Buschkloppern gehörten, die sie vorgaben, verfolgen zu wollen. Das Mißtrauen gegen Unbekannte, zumal gegen solche, die geflissentlich unbekannt bleiben wollen, ist eine rechtnäßige Vorsicht eines vernünftigen Kaufmannes; denn wie oft hat nicht ein Schelm die Miene eines ehrlichen Mannes angenommen, und daß *Dodsley und Compagnie* gleich ihren Handel mit dem Nachdrucke der *Dramaturgie* anfangen, lenkte das Urteil eben nicht zu ihrem Vorteil. Es ließ sich also (wir wissen es zuverlässig) kein einziger angesehener Buchhändler mit ihnen ein, sondern man begnügte sich, ihnen für wenige Taler das, was man von ihren meist wenig bedeutenden Verlagsbüchern brauchte, abzukaufen, und ließ sie unter den vielen Hausierern, denen die Meßfreiheit erlaubt, ihr Brot zu ertrödeln, fortlaufen.

Hr. *Lessing* nahm aber diese Sache auf einen ernsthaften Fuß; er glaubte vermutlich, die Herren *Dodsley und Compagnie* wären angesehene Buchhändler, und hätten sich mit angesehenen Buchhändlern verbunden, den Gelehrten zu verwehren, selbst auf ihre Kosten Bücher drucken zu lassen. Er war nicht allein mit Recht ungehalten, daß durch den Nachdruck seine *Dramaturgie* (ohnerachtet er, wie er versichert, durch diese Unterbrechung keinen Vorteil verlor) unterbrochen ward, sondern er befürchtete auch, »daß es Leute geben könne, die einen ausdrücklichen Plan darnach machten, daß auch das nützlichste unter ähnlichen Umständen unternommene Werk verunglücken sollte und müßte«. Dies bewog ihn die *Dodsleysche* Nachricht öffentlich bekannt zu machen. Er zeigte das Ungereimte darin, Nachdruck durch andern Nachdruck zu verwehren. Er fragte: »Wer sind die, die das Selbstverlegen verwehren wollen? Haben sie wohl das

Herz, sich unter ihrem wahren Namen zu diesem Frevel zu bekennen? Ist irgendwo das Selbstverlegen jemals verboten gewesen? Und wie kann es verboten sein? Welch Gesetz kann dem Gelehrten das Recht schmälern, aus seinen eigentümlichen Werken allen den Nutzen zu ziehen, den er möglicher Weise daraus ziehen kann? Aber sie mischen sich ohne die erforderliche Eigenschaften in die Buchhandlung. Was sind das für erforderliche Eigenschaften? Daß man 5 Jahre bei einem Manne Pakete zu binden gelernt, der auch nichts weiter gelernt, der auch nichts weiter kann, als Pakete zu binden? Und wer darf sich in die Buchhandlung nicht mischen? Seit wann ist der Buchhandel eine Innung? Welches sind seine ausschließende Privilegien? Wer hat sie ihm erteilt?

Auf diese Fragen war es leicht zu antworten. Nie kann es einem Gelehrten verwehret werden, etwas auf seine Kosten drucken zu lassen, denn jeder kann wohl sein Geld ausgeben wofür er will. Aber Bücher debitieren? Auf den Messen kann jedermann verkaufen, sobald er nur einen Käufer finden kann: In den meisten Städten Deutschlands wird ein Landesfürstliches Privilegium erfordert, um einen offenen Buchladen zu haben. In Frankreich und Holland darf ein Gelehrter, der ein Buch auf seine Kosten drucken läßt, es nicht anders, als durch privilegierte Buchhändler verkaufen lassen; wo hingegen der Landesherr den Buchhandel jedermann frei lassen wollte, könnte denn auch jedermann Bücher verkaufen.

Da aber in Deutschland fast nie die Auflage eines Buchs in *einer* Stadt verkauft werden kann, sondern in alle Städte Deutschlands verstreuet werden muß, so ist dadurch der Buchhandel, der in Paris und London zuweilen, auch ohne vorläufige Kenntnis, bloß durch baren Verkauf an den Käufer getrieben werden kann, in Deutschland zu einem mühsamen verwickelten, und unter manchen Umständen höchstmißlichen Handel geworden. Wenn er soll mit einigem Vorteile getrieben werden, so erfordert er eine

ungemein weitläufige Kenntniss der vorhandenen Bücher, der besten Art sie anzuschaffen, ihrer verhältnismäßigen Brauchbarkeit zum Vertriebe; eine genaue Ordnung, die nicht allein beim *Zubinden der Pakete* stehen bleibt, oder bloß lehret, einzelne Bücher richtig zu behandeln, und in weitläufigen Läden und Niederlagen alles dahin zu legen, wo es am leichtesten zu finden ist, sondern auch, bei einer weitläufigen Buchhaltung, die die Buchhandlung notwendig mit sich führet, nicht einen Augenblick aus der Acht gelassen werden muß; eine ungemeine Geschäftigkeit, im Verkauf, in der Korrespondenz, in der schleunigen Spedierung der verlangten Bücher, in Bereisung der Messen, viel Vorsicht im Drucken, im Anschaffen, im Unternehmen verborgen, im Umtauschen usw. Um diese Eigenschaften und Kenntnisse denn zu erlangen, wird in den sechs oder sieben Lehrjahren, die die deutschen Buchhändler ohne eine Innung auszumachen, durch allgemeine Übereinstimmung verlangen, nur ein geringer Anfang gemacht, und bloß durch Fleiß und Erfahrung werden sie vollkommen gemacht. Wem diese Kenntniss fehlet, der wird, wenn nicht ein blindes Glück über ihn walten sollte, schwerlich *mit Vorteil* Bücher debittieren können; er wird sich hundertmal mit chimärischen Hoffnungen schmeicheln, und wirklich vorhandenen Gefahren nicht auszuweichen suchen. Dies hat bei Gelehrten, die Bücher auf ihre Kosten drucken ließen, sehr öfters zugehtroffen, und dies ist nun die wahre Ursach gewesen, warum sie oft da einen nicht geringen Schaden gelitten haben, wo sie sich ansehnlichen Vorteil versprochen hatten.

Dies wäre es ohngefähr was man sagen könnte, um Hrn. *Lessings* Fragen näher zu erörtern. Was tun aber *Dodsley und Compagnie*? Anstatt sich zu entschuldigen, welches sie freilich werden unmöglich gefunden haben, greifen diese unbekannte Leute, die nicht einmal das Recht haben, sich unter die privilegierte Buchhändler zu

zählen, einen Schriftsteller wie Hr. *Lessing* und zugleich alle Gelehrten, die ihre Bücher auf eigene Kosten drucken, auf die gröbste Weise an, sie klagen seine *Impertinenz* an, sie nennen ihn einen *Kalumnianten*, seinen Aufsatz wider sie eine *Harlekinade* und sagen, er werde der *Nachwelt* einen sehr schlechten Begriff von der Gemütsart unserer itzigen Gelehrten machen, sie nennen den Selbstverlag den *Schleichhandel der Autoren*, sie, die selbst unter der Decke eines fremden Namens einen bisher unter den Buchhändlern unerhörten *Schleichhandel* unternommen haben. Hr. *L.* sagt, er habe die *Dramaturgie* nicht auf seine Kosten drucken lassen, und verliere also nichts durch den Nachdruck. *Dodsley und Compagnie* wollen beweisen, daß Hr. *L.* doch sie auf seine Kosten habe drucken lassen, und führen zum Beweise an, daß das sächsische Privilegium auf Hrn. *Lessings* und Hrn. *Bodens* Namen erteilt worden. Ob aus diesen Worten das Privilegium folget, daß Hr. *L.* das Buch auf eigene Kosten verlegt, und ob, wenn dieses auch folgte, die Rechtschaffenheit der Hrn. *D. und C.* etwas gewinne, ist leicht zu sehen. Wir bemerken nur dieses: Hat man wohl jemals dergleichen Frechheit gesehen, daß ein Nachdrucker sich auf ein Privilegium öffentlich beruft, welches er doch ungescheut übertreten hat, zumal da (welches wohl zu merken) die einzige Niederlage dieses *Dodsleyschen Schleichhandels* in Leipzig ist, und also der Nachdruck auf kursächsischen Grund und Boden und ohne Scheu getrieben wird.

Noch eine einzige Stelle wollen wir anführen: »Die Autoren wollen den möglichsten Gewinn von ihren Arbeiten ziehen, das heißt, sie wollen außer dem Honorario auch noch das wenige (in Deutschland kann man es mit Recht ein wenig nennen) an sich reißen, *wovon wir leben*,¹ sie wollen den Untergang der Buchhandlung befördern. Ein

¹ Wo stehet es geschrieben, daß *Dodsley und Compagnie* von der Buchhandlung leben müssen.

Buch drucken zu lassen und es zu verkaufen, stehet jedem frei, aber so vielen, denen der Staat das Recht gegeben, vom Buchhandel zu leben, und die die unglücklichsten Leute wären, wenn sie ihren Handel nicht fortsetzen könnten, ihre Nahrung rauben wollen, ist mehr als Geiz. Die Polizei hat sich nach dem Kriege alle Mühe gegeben, die Dorfkaufleute zu unterdrücken, weil sonst die in der Stadt zu Grunde gehen würden usw. Wenn Dodsley und Compagnie gestehen, »daß es jedermann erlaubt sei«, Bücher zu drucken und zu verkaufen, so ist dies ja das einzige Recht, das Hr. Lessing den Autoren hat vindizieren wollen, wie können sie denn sich entblöden, vom Untergange des Buchhandels zu reden, woran nicht gedacht worden, da vielmehr der Buchhandel seinem Untergange näher gebracht wird, wenn sich alle namenlose Leute unter einer ersonnenen Firma damit abgeben dürfen. Wie können sie unverschämter Weise die Gelehrten mit den Dorfkaufleuten vergleichen, die die Polizei zu unterdrücken suchen muß. Und wie unterstehen sich Dodsley und Compagnie im Namen aller Buchhändler zu reden, die dergleichen verkappte Büchertrödler nie unter ihre Zunft zählen werden.

Ist es nicht unerhört, daß Leute, unter der Decke eines fremden Namens, einem berühmten Gelehrten, den sie durch den Nachdruck seiner Schriften ohnedem beleidigt haben, noch öffentlich aushöhen dürfen! Sollte nicht jeder vernünftige Gelehrte und jeder vernünftige Buchhändler seinen Abscheu bezeugen, und muß man nicht die Stirne des Verfassers der *Hallischen gelehrten Zeitungen* bewundern, der ein solches Betragen gut heißt, vielleicht weil er glaubt, das *Intermezzo* der Herrn Dodsley und Compagnie könne einem Lessing eine unangenehme Stunde machen.

Fr. N.

Der deutsche Merkur.
*Erster bis dritter Band,
jeder Band von dreien Stücken,
vom Jenner bis September 1773.
Weimar, im Verlag der Gesellschaft*

Dieses Werk bedarf es nicht, erst in dieser *Bibliothek* bekannt gemacht zu werden. Es ist bekannt genug durch viele Journale, die es angezeigt und angepriesen haben, durch einige tausend Leser, die jedes Stück, so wie es herausgekommen ist, mit Begierde gelesen haben, und durch seinen eignen Wert. Es hat seinen Titel dem *Mercure de France* abgeborgt, aber auch bisher nicht viel mehr als den Titel. Der *Mercure de France* enthält eine Nachricht von allem, was in der Hauptstadt des ersten Volks der Erde vorgeht, und allen Einwohnern der Provinzen (worunter freilich, wie billig, auch Spanien, Italien, Dänemark, Schweden, Rußland, besonders aber Deutschland gerechnet werden müssen) interessant sein kann. Da findet man Nachrichten von den neuesten Opern, Komödien und Tragödien, von den Talenten einer debütierenden Tänzerin oder Schauspielerin. Daraus kann man lernen, wenn in Concert Spirituel [Kirchenmusikspiel] Mr. Balbâtre die Orgel geschlagen, oder wenn der Abbé *** das Motet in In Domino [Motette in ›Im Herrn‹] geschrieen hat. Man erfährt, daß der Abt de Fretet de Sara, Vicaire Général du Puy [Generalvikar von Puy], seit kurzem Bischof von Tréguier geworden, daß der Herr de

Journet, Intendant von Auch, Sr. Maj. dem Könige und der ganzen Königl. Familie die Bemühung zugemutet habe, seinen Heiratskontrakt mit der Dlle de Francieu zu unterzeichnen, und daß Elisabeth Philippine de Potiers, Witwe des Marschalls, Herzogs von Lorges, im ganzen Ernste Todes verfahren sei. Man weiß durch den *Mercure* alle zuweilen auch unbedeutende Personen, die dem Könige von Frankreich und seiner K. Familie unter die Augen haben treten wollen, oder nach der Hofsprache zu reden, die sich haben *présentieren* lassen, und wenn Se. Maj. oder Se. und Ihro K. Hoheiten sich um funfzig Schritte aus Versailles weggerückt haben, so weiß man es durch den *Mercure*, in wenig Wochen, von einem Ende Europens bis zum andern. Alle andere kleine Vorfälle in der K. Familie werden uns nicht verschwiegen, und es ist nicht so gar lange, daß der *Mercure* berichtete: »Madame la Dauphine vient d'être purgée, pour prendre les laits.« [Ihre Hoheit die Thronfolgerin hat soeben ein Laxativ bekommen, um Milch zu trinken.] Es sind auch darin Nachrichten von neuen Büchern, und eine Menge poetische und prosaische Aufsätze befindlich, so wie sie die Küche gibt, deren größten Teil die Provinciaux [Provinzbewohner] selbst einsenden, und sie auch mit herzlichem Vergnügen lesen. Dahin gehören die Enigmes [Rätsel] und Logogriphe [Buchstabenrätsel], welche so eigentlich für den französischen Horizont kalkuirt sind, daß jenseits des Rheins und der Pyrenäen diese jolis riens [artigen Kleinigkeiten] bloß Achselzucken erregen.

Den größten Teil dieser eben hererzählten Sachen wird man im *Deutschen Merkur* vergebens suchen, und eben daraus merken, wie sehr er vom *Mercure de France* verschieden sei.

Man glaubt gemeiniglich, diese gelehrten Männern und erleuchteten Köpfen geringfügige Nachrichten würden in den *Mercure de France* nur deshalb eingerückt, damit, diesen zu Gefallen, der große Haufen die guten Aufsätze,

die darin nicht selten vorkommen, geschwinder in die Hände nehme und lese. Das Mittel wäre so übel nicht. Es ließe sich auch nicht für Deutschland eine ähnliche etwas veränderte Einrichtung denken. Aber Herr *Wieland* muß geglaubt haben, es bedürfe derselben nicht. Deutschland, muß er geglaubt haben, würde seine und seiner Freunde neueste Gedanken und Aufsätze ohne weiteres Vehiculum [Hilfsmittel] gern lesen, und er hat sie uns geradezu gegeben.

Man hat sie auch mit vieler Begierde und mit großem Beifall gelesen. Freilich haben manche Leser eine gewisse Einförmigkeit zu finden geglaubt, die sie nicht vernutet hatten. Diese Leser vergessen, daß es nur *ein* Mann und einige wenige seiner Freunde sind, die sie bisher unterhalten haben. Auch ein Mann wie *Wieland*, der, ob er gleich den größten Teil des großen Feldes der Wissenschaften übersieht, dennoch freilich alle diese weitläufigen Kenntnisse nur auf zwei, noch dazu vielen guten Deutschen so unwichtigen Zwecke, auf die *Poesie* und auf die *Philosophie des Lebens* zurückführt; – auch ein solcher Mann kann vielen Lesern, vielleicht nicht ganz mit Unrecht allzueinförmig scheinen. In der Tat, wem *Wielands* Oper *Alceste* selbst nicht wichtig scheint, dem kann die weitläufige Zergliederung dieses Stücks, die manchem kritischen Leser so angenehm ist, leicht unwichtig scheinen, dem energischen Geiste, dem Hrn. *Jacobi* ganze Denkungsart allzusant, allzuweichlich scheint, könnte (es auch schwer fallen) selbst *Charmides und Theone* (welches wie Hr. *Wieland* mit großem Rechte sagt, das schönste Stück dieses Schriftstellers ist) noch etwas allzuweich und vielleicht zu gedehnt zu finden.

Freilich, der Geschmack ist gar mancherlei. Der Bürger zu *Güstrow*, den *Ramlers* Oden anstinken und den *Adolph Friedrich Reinhardts Sammlung vermischter Schriften* in bewunderndes Erstaunen setzen; der Einwohner *Wandsbecks* oder *Sachsenhausens*, der nur liebt, Bardengesängen von den Bergen weither tönen zu hören, und der Prose

und Verse für Spreu hält, wenn sie nicht *kühnen Wurfs* Metaphern und Kraftsprüche unter didaktische Lehrsätze und harte Konstruktionen und deutsche Männlichkeit unter Schlamperlieder werfen, und der sich freut: *daß die schöne Krankheit vom Helikonsberge wie ein epidemisches Nervenfieber um sich greift, und einen Jüngling nach dem andern überwältigt*; der Freund *Halberstadts*, der mit den *sieben Poeten* freundschaftlich sympathisiert, die *Lieder für das Volk* singt, mit *Sangerhausen* Briefe wechselt, und mit *Schmidten* petrarchisch phantasiert; der getreue Schlesier, den *Schmolckens* und *Ulbers* und *Liebichs* und *Woltersdorfs* geistliche Lieder zu so herzlicher Erbauung gereichen; – diese und noch mehrere andere sind Deutsche. Für alle konnte Hr. *Wieland* nicht schreiben. Darum schrieb er vielmehr geradezu für sich und seine Freunde.

Und diese sind endlich noch zahlreich genug, daß der *Merkur* noch nicht wird aufhören dürfen. Hr. W. hat am Ende des dritten Bandes Nachricht gegeben, daß man sich bei ihm und seinen Kommissaren bis zu Ende des Novembers dieses Jahrs, auf den Jahrgang 1774, *einzeichnen*¹ könne. Er hofft dadurch den Schaden, der durch den *unbefugten Nachdruck* des *Merkurs* ihm erwachsen könnte, zu verhüten.

Wir wünschen und hoffen, daß er seinen Zweck erreichen möge. Es würde unsers Erachtens ein wirklicher Verlust für unsere Literatur sein, wenn der *Merkur* aufhören sollte. Es sind viele schöne und sehr angenehme Stücke darin, und in den letztern Stücken noch mehr als in den ersten.

Aber, hören wir viele Leser um uns herum flistern, es ist auch dieses und jenes darin, was nicht darin sein sollte. Z. B. Übersetzungen französischer Rezensionen, von französischen Büchern, was sollen die und andere ziemlich matte Stücke im *Deutschen Merkur*?

¹ Sollte dies Wort nicht das französische abonnieren ersetzen können?

Freilich ein *bloßer Leser* schilt hierüber, aber ein *Mitarbeiter an der Allgemeinen deutschen Bibliothek* hat schon ein wenig mehr Nachsicht. Denn wir *Herausgeber* wissen's recht gut, nur verraten wir es eben nicht allemal, daß in *periodischen Schriften* manches da stehen muß, weil eben *Platz* dazu da war.

Eben, weil ich, der Rezensent, noch *Platz* vor mir sehe, und aus keiner andern Ursach will ich ein Stück aus einem aufgefundenen griechischen Manuskripte mittheilen, und aus eben der Ursach die Geschichte der Auffindung desselben weitläufig erzählen.

[...]

Kf.

Aus:
Beschreibung einer Reise durch
Deutschland und die Schweiz,
im Jahre 1781. Vierter Band

Von den öffentlichen Schauspielen in Wien

Der Schauspiele gibt es in Wien viele, und sie sind für den größten Teil des dortigen Publikums ein sehr wichtiger Gegenstand. Das Volk in Östreich liebt den Genuß. Ich habe schon einmal gesagt,¹ daß es hauptsächlich *Panem & Circenses* ruft. In Wien ruft es nur *Circenses*; denn das Schmausen findet sich daselbst doch genug, und die *gebackenen Hendel*,² die *Cervelat-* oder italiänische *Salcicciottowürste* und *Kipfel* sind bei jedem Schritte im Überflusse anzutreffen.

I. DAS DEUTSCHE SCHAUSPIEL IM THEATER AM BURGTORE,
ODER WIE MAN ES IN WIEN NENNT, DAS NATIONALTHEATER

Die ersten Schaubühnen in Östreich, so wie in allen katholischen Ländern, eröffneten die *Jesuiten*.³ Sie haben sich beständig beflissen, *alles allein* zu sein. Sie *allein*

¹ Ilter Band, S. 525. ² Geviertelte und in geschmolzener Butter gebackene junge Hühner; ein Lieblingssessen der Wiener. Kipfel sind kleine Milchbrötchen. ³ Die Jesuiten zu Rennes in Frankreich erlangten 1757 das Recht öffentliche Komödien aufzuführen, durch ein Urteil des dortigen Parlaments. S. Mörsers *Harlekin oder vom Groteskekomischen*, S. 28.

wollten *regieren, unterrichten, Ketzer bekehren, Sünden vergeben, und belustigen*; alles zu *größerer Ehre Gottes*, das heißt zu *größerer Ehre ihres Ordens*, der ihnen *alles*, so viel wie *Gott, und mehr wie Gott* war;¹ denn *alles* was sie taten und was sie noch tun, war bloß *um ihres Ordens willen*, ohne den nichts in der Welt geschehen soll, und durch den wirklich mehr geschiehet, als man insgemein glaubt.

Die Jesuiten ließen durch ihre Schüler, unter denen sie alle junge Leute aus den vornehmsten und reichsten Häusern hatten, Schauspiele, welche die *Unsrigen* (die *Patres nostri*) selbst gemacht hatten, aufführen. Sie luden zu solchen Schauspielen alles was vornehm und reich war, ein; und die guten Väter und Mütter freuten sich inniglich, daß ihre Söhne durch die Bemühung *der Väter der Gesellschaft Jesu* so wunderseltene Dinge agieren konnten.² Die *Patres nostri* sorgten nämlich dafür, daß die Schaubühne mit den buntesten Dekorationen, auch wohl mit fremden Maschinen zu fliegenden oder schwimmenden Figuren versehen war, und ihre Schüler – versteht sich auf Kosten der Eltern – in bunte und flitternde Kleider gesteckt waren. Es gab da so viel anzugaffen, für jeden, der nur gaffen wollte, daher wurden viele Leute in ihre Schauspiele gelockt; und diese schlaun Nichtmönche brauchten unter so vielen andern Mitteln auch dieses, um dem großen Haufen Zuneigung zu ihrem Orden beizubringen. Gesunden Verstand, noch weniger irgend einige wahre dramatische Anlage, hatten solche Stücke freilich

¹Der General heißt ihnen *Dei locum tenens* (Const. Soc. Jes. Part. V. c. 3. § 2.) [Statthalter Gottes (Vorschriften der Gesellschaft Jesu, T. V, Kap. 3, § 2)]. Sie stellen sich Gott als einen König aus dem mittlern Zeitalter vor, und setzen Ihm ihren General zum *Major domus* [Stellvertreter]. ²Noch vor etwa acht Jahren, schon nach der Aufhebung des Jesuitenordens, wurden von den adelichen Zöglingen des Theresianum die lateinischen Tragödien des Jesuiten P. Andreas Fritz aufgeführt, die deshalb in Wien gedruckt und übersetzt wurden.

selten. Die *Patres exteri* in den Kollegien sowohl, als die *Patres nostri* in den Profeßhäusern¹ (so schlaue und pffiffig auch von jeher diejenigen waren die am Hofe und in der Welt gebraucht wurden) hatten selten gesunden Verstand und wahren Geschmack, oder durften ihn doch nie merken lassen.² Leute, denen vom ersten Augenblicke an, da sie in den Orden treten, durch alle Mittel, besonders auch durch das abscheuliche *Meditieren* über unsinnige asketische Bücher der Verstand so gelähmt wird, daß sie den eignen Kräften ihrer Seele zu entsagen, und gleich einem *toten Leichname* oder einem *dürren Stabe*, mit *blindem Gehorsame* sich von ihren *Obern* regieren zu lassen versprechen, solche Leute müssen notwendig an der edelsten Ausbildung der Seelenkräfte Mangel leiden.

Ihre Schauspiele, die sie aus der geistlichen und weltlichen Geschichte hernahmen, und mit allem Flitterstaate kahler Pedanterei und platten Schulwitzes aufstutzten, stießen beständig wider den gesunden Verstand an. Ich kann nicht umhin, den gedruckten Inhalt eines *Jesuiterschauspiels* von 1725, den ich in Wien kaufte, in der Beilage XI beizufügen. *Was Extradummes ist auch schön!* Einen solchen *Unsinn* mit *Methode*, ein solches *Schauspill* mit seinem *Vorspill*, *Unterspill*, und *Nachspill*, einen

¹S. den Ilten Band, S. 644. ²Es stehet ausdrücklich in den Constit. S.J. von dem *blinden Gehorsam*, den die Jesuiten ihrem Generale geleistet haben, und noch bis jetzt leisten [...]. Wenn doch Menschenfreunde aufmerksam werden wollten, auf diese abscheulichen, dem wahren Wohl aller menschlichen Gesellschaft zuwider laufenden Grundsätze und Gesinnungen. Wenn doch die Großen der Erde aufmerksam würden, zu sehen, welcher schädliche *Staat im Staate* erwächst, wenn, ohne Rücksicht auf die ersten Rechte und Pflichten der menschlichen Gesellschaft, eine Gesellschaft sich verbindet, wider ihren eignen Verstand und Gewissen, mit blindem Gehorsam, nach dem Willen eines einzigen zu handeln, der denn bloß zum Nutzen seines Ordens handelt, und durch diesen blinden Gehorsam zu allen, auch den schädlichsten Absichten, fertige Werkzeuge findet. Redet nicht die Geschichte des ganzen siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts laut davon: und so wenige merken darauf.

solchen *Abraham und Isaak* mit *Perseus und Andromeda* vereinbart, stellt man sich jetzt kaum als *möglich* vor; und doch ward dieser Unsinn noch vor *sechzig Jahren* vor einer sehr ansehnlichen Gesellschaft von Zuschauern wirklich aufgeführt. Es scheint aber jetzt in manchem Betrachte nötig zu sein, zurückzuschauen, wie es im katholischen Deutschland vor *sechzig Jahren* aussah. Sollte es auch nur sein, um sich lebhaft zu erinnern, daß man es bloß der gesunden Vernunft und der Freiheit zu denken zu verdanken hat, wenn es jetzt nicht allenthalben ganz so arg mehr aussiehet;¹ sollte es auch nur sein, um auch von dieser Seite die Schädlichkeit der wiederaufkeimenden je-

¹ Es würde eine interessante Vergleichung sein, wenn jemand aus alten Schriften herausuchen wollte, wie seit hundert Jahren der katholische Teil Deutschlands, in *Industrie, in Sitten, in Belustigungen, in Schauspielen* sich gegen den protestantischen Teil verhalten habe; wie ungleich die Fortschreitung in beiden gewesen, und man darf es wohl sagen, noch bis jetzt ist. Freilich war vor sechzig Jahren auch das protestantische Deutschland noch gar sehr zurück. Es hatte auf dem Theater die Haupt- und Staats-Aktionen. Aber so schlecht diese waren, so waren sie Meisterstücke gegen *Jesuiterkomödien*. Besonders wurden in den zwanziger Jahren die Haupt- und Staatsaktionen eines gewissen *Joh. Georg Ludovici* aus Pommern gebürtig, der sich in Wittenberg als Magister aufgehalten hat, und in Hamburg gestorben ist, mit großem Beifalle gespielt. Dieses Mannes wird in den verschiedenen seinsollenden *Geschichten des deutschen Theaters*, so viel ich weiß, nicht gedacht. Er verdiente es aber gewiß mehr als so mancher Schreiber elender regelmäßiger Stücke. Mein sel. Freund *Lessing* besaß, aus dem Nachlasse der berühmten *Neuberin*, eine Anzahl dieser *Ludovicischen* Stücke. Es waren darin nach damaliger Art, zum Extemporieren, nur die Folge und der Inhalt der Auftritte angezeigt, und nur wenige Hauptszenen waren ganz geschrieben. Man sah aus diesen Entwürfen, daß *Ludovici* kein gemeiner Geist war, obgleich roh, und daß er alles aus sich selbst, ohne alle fremde Anweisung geholt hatte. Er hatte viel Sinn fürs Pathetische und stark Rührende. Die Anlagen seiner Plane zeigten, daß er Empfindung von der Wirkung auf dem Theater hatte. Ich erinnere mich besonders noch des *Grafen von Essex*, des *Cromwell*, und des *Königs Ottokar von Böhmen*. Wenn sich irgendwo noch dergleichen Entwürfe fänden, so verdienten sie hervorgezogen und bekannt gemacht zu werden, denn es ist viel Gutes darin.

suitischen Hierarchie einzusehen, die alle *päpstliche, bischöfliche* und *mönchische Hierarchie* an Schädlichkeit so weit übertrifft.

Es war den *Jesuiten* vorbehalten, durch ihre geistlichen phantastischen Wunderspiele auch zu Gründung der weltlichen Bühne in Östreich zufälligerweise Gelegenheit zu geben. *Joseph Stranitzky*,¹ ein Schlesier, wenn ich nicht irre aus Schweidnitz gebürtig, studierte auf einem der protestantischen Gymnasien in Breslau. Es ist bekannt, welche unbeschreibliche Bekehrungssucht den Jesuiten in allen Ländern von je her und noch bis jetzt anklebt. Besonders ist es in Schlesien sehr bekannt, wie sie, so lange Schlesien noch unter österreichischer Regierung stand, beständig trachteten, durch Gewalt, durch List, durch alle nur mögliche Intriguen protestantische junge Leute, vorzüglich wenn diese einige Fähigkeit besaßen oder reich und vornehm waren, an sich zu locken. Die Protestanten hielten daher alle junge Leute von den Jesuiten ab, weil sie sehr wohl wußten, daß keine Gerechtigkeit zu erhalten war, sobald jene vorgeben konnten, der Jüngling hätte katholisch werden wollen. Weil die Jesuiten eben dieses auch sehr wohl wußten, trachteten sie um so viel mehr die Jugend durch das, was ihr am liebsten war, an sich zu ziehen. *Stranitzky* war ein muntre Kopf, der das Vergnügen liebte; sie steckten ihm daher Einlaßbilletts zu ihren Schauspielen zu. Er fand ein großes Belieben daran, und so wie er daran immer mehr Teil nahm, kamen die Jesuiten mit ihren Beredungen zur Bekehrung dazwischen. *Stranitzky* der noch sein angetauchtes Glaubensbekenntnis nicht verlassen wollte, kam in Verlegenheit, weil ihn die Jesuiten nicht aus den Händen lassen wollten. Der sel. Rekt. *Krantz* brachte ihn daher durch eine List aus der

¹ Ich habe diese, soviel ich weiß, nirgend bekannt gemachte Umstände *Stranitzky* betreffend, von dem sel. *Kirchhoff*, einem guten Schauspieler, der selbst eine Zeitlang auf dem Wiener Theater war.

Stadt weg, und schickte ihn, ob er gleich noch sehr jung war, auf die Universität Leipzig. Hier fand er die wandernde *Veltheimische Truppe*, von der er in kurzem Mitglied ward. Seine Verwandten kamen darüber in Alarm. Er mußte sie verlassen, und es kam dahin, daß er mit einem schlesischen Grafen auf Reisen nach Italien ging. Dasselbst besuchte er so viel er konnte, das Theater, besonders fand er an den dortigen charakteristischen lustigen Personen viel Geschmack. Er kehrte nach Deutschland nicht in den besten Umständen zurück, kam wieder unter eine Truppe, mit derselben nach *Salzburg*, und so nach *Wien*, wo man damals eine Art von unförmlicher Schaubühne errichtet hatte, davon wie gewöhnlich die lustige Person *Pickelhering* das Hauptwerk war. *Stranitzky* wählte sich den Charakter und die Kleidung eines *salzburgischen Bauren*, dem er den schon vorher bekannten Namen *Hanswurst*¹ gab, und damit das bergamaskische *goffo* des *Arlekin*, freilich ein groß Teil plumper, auszudrücken suchte. Er fand mit dieser Neuerung viel Beifall, und sie war in der Tat ein Schritt zur Verbesserung, weil wirklich der Charakter eines einfältigen und dabei possierlichen Bauern der Natur gemäß, und also mehrerer Interesse fähig ist, als der bloße Charakter eines Narren, der Narrenstreiche macht, um sie zu machen. Dabei fanden auch die Stücke, die er angab, großen Beifall; denn er hatte aus Italien eine Menge Szenen und Entwürfe mitgebracht, aus denen er seine Stücke zusammensetzte. So plump er dabei zu Werke ging, so blieb doch die natürliche komische Anlage der Handlung, und die Possierlichkeit und Lebhaftigkeit des Dialogs ging nicht ganz verlo-

¹ Es ist bekannt, daß in allen Ländern, Italien ausgenommen, wo die Zanni bestimmte Nationalcharaktere haben, die lustigen Personen den Namen von einer Speise genommen haben: dergleichen sind *Jean Potage* [*Suppenhans*], *Jack Pudding*, *Pickelhering*, *Stockfisch*, *Hanswurst* u. dgl.

ren; zudem waren die Zuhörer an nichts Feines gewöhnt. Er selbst gab einen Teil dieser seiner einzelnen Szenen heraus, in einem jetzt ziemlich raren Buche,¹ das in keiner *Geschichte des deutschen Theaters* angeführt ist, unerachtet es lange Zeit das Handbuch aller angehenden lustigen Personen war, die auf dem deutschen Theater in *Stranitzkys* Fußtapfen traten. In demselben ist der italiänische Ursprung der meisten dieser Szenen allenthalben deutlich zu merken; und obgleich die italiänische Karikatur von der plumpen deutschen Karikatur noch ärger verzerret worden ist, so findet man doch hin und wieder noch einige Spuren von echter vis comica [komischer Wirkung]. Daß übrigens *Stranitzky* *katholisch* geworden ist, daran ist kein Zweifel; denn nach damaliger Denkungsart hätte man gewiß einem *Ketzer* nicht verstattet, auf einem rechtgläubigen Theater, die *lustige* das heißt die *Hauptperson* zu spielen. Sein Schicksal war sonderbar genug. Er sollte durch die Liebe zum Theater zur katholischen Religion bekehret werden, floh aus Furcht vor der katholischen Religion, und geriet zum Theater, durch welches er wieder dahin geriet katholisch zu werden.

Die extemporierten Possenspiele hielten sich, und fanden in Wien allgemeinen Beifall, bis der Ruf, daß *Gottsched* das deutsche Theater nach den *Regeln und Mustern der Alten* verbessert hatte, auch in Wien erscholl. Da gab es Leute, so Gott will, *von Geschmacke*, welche darauf be-

¹ *Olla potrida* des durchgetriebenen Fuchsmundi. Worinnen lustige Gespräche, angenehme Begebenheiten, artliche Ränke und Schwänke, kurzweilige Stichreden, politische Nasenstüßer, subtile Vexierungen, spindisierte Fragen, spitzfindige Antworten, curieuse Gedanken und kurzweilige Historien, satirische Püff, zur lächerlichen, doch honetten Zeitvertreib sich in der Menge befinden. An das Licht gegeben von Schalck Terrae (S. T. soll Stranitzky anzeigen, vermutlich soll Fuchsmundi wieder eine schale Anspielung auf Schalckterrä sein) als des obbesagten ältesten hinterlassenen resp. Stiefbruders Vetterns Sohn. In dem Jahre da Fuchsmundi feil war 1722. 8.

standen, auch in Wien *regelmäßige* Stücke aufs Theater zu bringen. Sie brachten es denn dahin, daß 1747 die *Alemannischen Brüder*, ein sehr *regelmäßiges*, aber *höchst ungeschmacktes* Trauerspiel in Wien gespielt ward, und meinten nun, daß sie etwas Rechtes getan hätten. Es war wenigstens soviel, daß man in Wien von einem Schauspiel nach einer Art von vernünftigem Plane und nicht mit Possen untermischt, einen Begriff bekam. Von dieser Zeit an bemühte man sich mit ungleichem Erfolge unablässig, das extemporierte Possenspiel vom Wiener Theater ganz zu verbannen. Es gab eine Menge Streitigkeiten darüber. Man mischte das Narrenhafte unter das Ernsthafte, und spielte *Miß Sara Sampson* mit *Hanswurst*, welcher die Rolle des *Nortons* machte. Endlich gelang es 1769, das Extemporieren ganz zu verbannen. Es war dieses in Absicht auf Sittlichkeit allerdings ein verdienstliches Unternehen. Aber was setzte man an die Stelle des abgeschafften Possenspiels? Meistens steife Übersetzungen, ungeschmackte Nachahmungen, elende Originale. Gleichwohl war man in Wien, wie es daselbst nicht ungewöhnlich ist, mit sich sehr zufrieden,¹ und glaubte wirklich nun *das erste Theater Deutschlands* zu haben, weil

¹ Im Jahre 1761, da auf dem Theater zu Wien noch nichts als Hanswurststücke und Gottschedische elende Übersetzungen und Originale gespielt wurden, behauptete ein österreichischer Schriftsteller: »Daß die Ehre der deutschen Schaubühne aller obenangeführten Hindernisse ungeachtet, allein in Wien gerettet und zur Vollkommenheit gebracht werden könne.« (S. *Briefe, die Literatur betreffend*, XII. Bd. S. 323.) Eben diese Sprache führt im Jahre 1783 Hr. Blumauer, lepidum caput [ein witziger Kopf]. Zu einer Zeit, da das Publikum in Wien kaum angefangen hatte, die Fesseln der größten Andächtelei von sich zu werfen, und nach erweiterter Zensur eben Erlaubnis erhielt, die besten Werke der besten Schriftsteller Deutschlands zu lesen, behauptet er: »Wien sei der Mittelpunkt um den sich Deutschlands größere und kleinere Planeten drehen – Philosophie und Wissenschaften haben daselbst einen viel weitern Wirkungskreis, und, wenn die deutsche Literatur so wie sie jetzt ist, noch weiter rücken soll, so müsse sie von Wien aus weiter geführt werden.«

man, wie es daselbst auch sehr gewöhnlich ist, *das übrige Deutschland nicht kannte*.

Die Zuschauer mußten nach Abschaffung der Possenspiele notwendig ein großes Leere empfinden. Die exportierten Hanswurststücke waren dumm und unsittlich; das war nicht zu leugnen. Aber nicht zu gedenken, daß sie der materiellen Beschaffenheit eines großen Teils der Zuschauer sehr zu Hülfe kamen, welche zwischen den vier Stunden der Mittagsmahlzeit und den nachherigen drei Stunden des Nachtessens ihren Sitz im Schauspiele als einen bequemen Ruheplatz, und die Bewegung des Zwerchfells durch das Lachen ohne Gedanken, als Verdauungsmittel brauchten; so konnten auch dem feinern Teile des Wiener Publikums die *gelernten* oder daß es Gott erbarme *regelmäßigen* Stücke wenig Unterhaltung geben. Kahle Übersetzungen französischer Trauerspiele, deren Tiraden in lendenlahmen deutschen Versen einhinkten; höchst steife und holprigte Übersetzungen französischer, engländischer und italiänischer Lustspiele, worin öfters nicht einmal der Wortverstand richtig war; höchst elende Originale, wie z. B. die *Gräfin Tarnow* oder *Karl V. in Afrika*, mußten notwendig Verdruß und Langeweile erwecken. Auch suchten die Theaterunternehmer die Schaubühne durch allen nur möglichen äußern Putz aufzustutzen. Schöne Kleider, prächtige Dekorationen,

(S. *Allg. deutsche Bibl.* LIVter Bd. 2tes St. S. 622.) Die Eitelkeit der Schriftsteller mag gar zu gern sich selbst unmäßig loben, indem sie ihr Vaterland unmäßig lobt. Das könnte man leicht hingehen lassen. Aber Wien ist schon oft in den Wissenschaften deshalb zurückgeblieben, weil dessen Schriftsteller ausgebreitet haben, es sei in Wien schon alles zur Vollkommenheit gediehen und geendigt, ob man gleich eben erst angefangen hatte. Wien selbst leidet durch solche unzeitige Eitelkeit.

¹ In den funfziger Jahren wurden verschiedene Stücke von *Goldoni* auf die Wiener Schaubühne gebracht. Der deutsche Übersetzer derselben war (sollte man sich so etwas vorstellen?) ein geborner Spanier, namens *Salazar*. Sie sind unbeschreiblich elend übersetzt. Verschiedene derselben stehen in der *Deutschen Schaubühne zu Wien*.

große weitläufige Tänze, die die Tänze aller andern Art übertrafen, und die der Ruhm *Noverres*¹ zu mehr adelte als sie waren, alles ward angewendet, und war noch nicht genug. Man mußte eine welsche große Oper, welsche musikalische Possenspieler² kommen lassen. Wenn es für so notwendig gehalten ward, die deutschen Possenspiele vom Wiener Theater zu verbannen, so ist es unbegreiflich, womit man entschuldigen will, daß nach Abschaffung derselben die welschen Possenspiele darauf geduldet werden. Diese Stücke sind so elend, als jemals *Hanswurststücke* gewesen sein können. Sie enthalten noch tölpischere Karikatur, sind noch langweiliger und unsinniger, und dabei fremd. Die Musik kann sie nicht entschuldigen; denn auch die wahre gute Musik wird durch solche unedle läppische Musik verdrängt oder verdorben, wovon wir in ganz Deutschland Beispiele genug haben.

Gute deutsche Originalstücke würden eigentlich das Wesentliche der Verbesserung der Schaubühne gemacht haben. Durch sie allein hätte der Geschmack des Publikums können gebildet werden. Aber davon sah man auf der Wiener Schaubühne lange nicht genug. Deutschland hat bekanntermaßen überhaupt viel zu wenig, und der größte Teil davon durfte in Wien entweder gar nicht oder nur verstümmelt aufgeführt werden. *Julius von Tarent, Clavigo, Stella, Diego und Leonore, Die Zwillinge* und andere Stücke waren gar nicht erlaubt.³ An vielen andern fand die ängstliche Zensur bald dies bald jenes bedenklich. Da kamen denn höchst mittelmäßige Köpfe, *stückel-*

¹ Der größte Teil der in Wien gedruckten deutschen Programmen der *Noverrischen Ballette*, welche in der Beschreibung fast noch mehr Aufsehen gemacht haben als in der Aufführung, sind von einem jungen Wiener Autor *J. Laudes*, der 1780 im 38ten Jahre seines Alters starb. ² Im Jahre 1783 war wieder eine italiänische Opera buffa zu Wien, welche wöchentlich dreimal auf dem sogenannten *Nationaltheater* spielte. ³ S. Deutsches Museum 1781. 12tes St. S. 513.

ten und flickten daran bis alles verhunzt¹ war, und dies geschieht zum Teile noch bis auf den heutigen Tag. Gebler und Heufeld gaben dem Wiener Theater einige nicht zu verachtende Stücke, aber sie hörten wegen anderer Beschäftigungen viel zu früh auf. Stephanie der Jüngere war eine Zeitlang ein sehr fruchtbarer und der Schaubühne zu Wien sehr nützlicher Autor. Seine Stücke sind mittelmäßig, aber sie haben den Vorteil, daß sie auch Schauspielern von mittelmäßigen Kenntnissen begreiflich sind und daher sehr leicht können gespielt werden. Hätte dieser Schriftsteller mehr Geist und Unterscheidungskraft, oder hätte er sich nur auch mehr Zeit genommen, seinen Stoff zu bearbeiten, so würde er Stücke geliefert haben, die einen dauerndern Beifall gehabt hätten. Man merkt in seinen Lustspielen, daß er sehr wohl weiß, was sich auf dem Theater ausnimmt, und daß er das Komische in Lokalsitten sehr wohl zu fassen weiß: zwei nicht zu verachtende Eigenschaften eines Komödienschreibers. Es fanden sich auch noch verschiedene andere Schriftsteller, welche nicht ohne Erfolg Lokalstücke für Wien schrieben, die zum Teil in persönliche Satire ausarteten. Das Talent eines theatralischen Lokalschriftstellers ist gar nicht verächtlich; das siehet man an vielen guten Komödien in London und Paris. Aber freilich den Wiener Lokalschriftstellern fehlte es größtenteils an dem feinen Bemerkungsgeiste, um von den Stadttorheiten mehr als bloß die gemeinste und gröbste Seite zu fassen, und am feinen Witze, um sie lebhaft und treffend vorzustellen.

Eben so unvollkommen war auch die Art zu spielen der Schauspieler, welche auf der *Wiener verbesserten Bühne*, wo man nur gelernte und regelmäßige Stücke aufführen wollte, für die besten gehalten wurden. In ganz Deutsch-

¹ »Man druckt zwar in Wien Komödien, Tragödien, Dramen und Singspiele; doch mit der Vorsicht, die besten Stellen, die dem Verfasser Ehre machten, in Form rechtens auszustreichen.« S. Schlözers *Briefwechsel*, LI. Heft, S. 157.

land war auf allen Schaubühnen, seitdem man sich der extemporierten Stücke entschlagen hatte, ein gezielter unnatürlicher Ton eingeführt worden. Die extemporierten Stücke hatten bei ihren übrigen großen Fehlern den Vorteil, daß der obgleich triviale Dialog natürlich und schnell fortging. Die besten Schauspieler konnten sich in den Sinn der gelernten Stücke nicht recht finden; zumal da ein großer Teil davon Übersetzungen waren, welche sich auf keine Weise zu deutschen Sitten und Gesinnungen paßten. *Corneillens* heroische Sentenzen, *Racinens* süße und schmachtende Tiraden, und noch mehr *Destouches'* feine Hofrepartien, und *Marivaux'* quintessenzierter Witz, so sehr viel Wert sie mit Recht auf der französischen Schaubühne haben, krümmten und quetschten sich in dem Munde deutscher Schauspieler; zumal da alles dies ehrenfest und lahm übersetzt war. Die Schauspieler kamen damit nicht aus der Stelle. Daher herrschte, und herrscht zum Teil noch im deutschen Trauerspiele ein langsamer eintöniger predigender Ton, mit dem nur ruckweise ein konvulsivisches Aufbrausen abwechselt. Im Lustspiele aber herrschte, und herrscht zum Teile noch ein gedehntes und ängstliches, ungewisses Wesen, das den Sinn des Stücks fast nie recht trifft. Die Sitten und Gesinnungen, worauf sich der größte Teil der aufgeführten Lustspiele bezog, waren auch dem größten Teile der Zuschauer eben so fremd als dem größten Teile der Schauspieler. Man spielte indessen in Deutschland getrost fort: Komödien, Tragödien, und Dramen, und was sonst vorfiel; ohne zu argwohnen, daß man einem Stücke nicht sein Recht täte. *Ackermann*, *Koch*, und ein paar andere fingen an einigen Sinn hievon zu zeigen: *Ackermann* in tragischen, und *Koch* in komischen Rollen deren er einige in großer Vollkommenheit spielte. *Ekhof* aber, ein Schauspieler der ersten Größe, dergleichen ein Jahrhundert nur einmal hervorzubringen pflegt, war der erste, der die feinen Schwierigkeiten dieser Art, durch *Lessings* Umgang er-

leuchtet, ganz einsah, und der ihnen abzuhelpen suchte. Dies durfte auch nur ein Schauspieler, wie er, wagen, der den ganzen Umfang seiner Kunst so ganz erschöpfte, der in seinen besten Jahren, von der heftigsten oder innigsten tragischen Rolle bis zur feinsten oder zur niedrigsten komischen Rolle, alle Rollen in gleicher Vollkommenheit spielte. Er sah es zuerst ein, welche unermeßliche Forderung man an den deutschen Schauspieler macht, daß er französische, engländische, spanische, italiänische Stücke, und noch oft deutsche Stücke spielen soll, die aus französischen, engländischen, italiänischen und spanischen zusammengestoppelt sind. Man fordert von einem deutschen Schauspieler, wenn er Autoren von so verschiedenen Nationen Gerechtigkeit widerfahren lassen soll, ungleich mehr als von dem Schauspieler irgend einer Nation; oder eigentlich man fordert allzuviel. *Ekhof* war der erste, welcher anfang die dramatischen Werke aller Nationen jede nach ihren Sitten zu studieren und jede auf eine andere Art zu behandeln. Er war der erste, welcher anfang, die Anlage eines Stücks nach verschiedenen Seiten zu betrachten, und die Absicht jeder Situation zu erforschen. Er drang mit einem seltenen Scharfsinn, sowohl in den Charakter jedes Stücks überhaupt, als in die feinsten Nuancen jedes vorgestellten Charakters.¹ Nachdem er die Natur jedes Charakters erforscht hatte, überdachte er wie ein Mann von dem gegebenen Charakter in der gegebe-

¹ Ich hatte von meines Freundes *Lessings Emilia Galotti* einen Teil vor dem Abdrucke gesehen, ich hatte mit dem Verfasser darüber korrespondiert, ja darüber disputiert. Ich hatte das Stück oft, und in verschiedenen Teilen gut vorgestellt gesehen; denn die Rolle der *Claudia* war mit der vortrefflichen *Starkin* besetzt. Ich hatte viel darüber nachgedacht, und glaubte wohl in den Sinn dieses Meisterstücks der Schaubühne gedrungen zu sein. Ich muß gestehen, als ich *Ekhofen* zuerst in der Rolle des *Odoardo* sah, war zwar meine Erwartung sehr hoch angespannt, aber er überstieg sie so sehr, als mein Ideal von seiner Kunst, mein Ideal von der Kunst eines jeden mir damals bekannten Schauspielers überstiegen

nen Lage handeln und sich ausdrücken müßte. Nun verschmähte er allen theatralischen Flitterstaat der Deklamation die auf Stelzen ging, und suchte die wahren Töne der Natur. Er führte ins Trauerspiel den simplen Ton ein, welcher der Würde und der Zärtlichkeit gleich fähig ist, und wußte ihn von der simpelsten Sentenz bis zum feurigsten oder wütendsten Ausdrücke abzustufen. Er führte zuerst in die Lustspiele den natürlichen ungezwungenen Konversationston ein, so wie er im gemeinen Leben unter Leuten von Erziehung herrscht. Er führte zuerst den wahren Ton der Natur ein, der dem vorgestellten Charakter und der Situation, vom niedrigsten Possenspiele bis zum feinsten Charakter des höhern Lustspiels, bis zum erhabensten und zum rührendsten Trauerspiel immer angemessen, ungezwungen und natürlich bleibt. Jedes Stück spielte er nach seiner eigentümlichen Art. Wenn er aufs Theater trat, so war er bis zur äußersten Illusion ganz der Mann, den er vorstellte. Diejenigen, welche diesen unnachahmlichen Schauspieler in den so sehr verschiedenen Rollen des *Odoardo*, *Codrus*, *Fayel*, und des *tauben Apothekers*, *Advokaten Patelin*, oder *Bauers mit der Erbschaft* gesehen haben, und besonders diejenigen, die sich noch erinnern können, wie es vor ihm auf den deutschen Bühnen aussah, werden mir recht geben. Dieser große Mann schuf das ganze hamburgische Theater um, und zog eine ziemliche Anzahl vortrefflicher Schauspieler. Dies gab der ham-

hatte. Ich gestehe, daß das Spiel dieses vortrefflichen Mannes mir viele Stellen dieses von mir so sehr studierten Schauspiels erst in ihrem höchsten Lichte zeigte. Ich bezeugte ihm meine Bewunderung, daß er so tief in den Geist des Autors habe eindringen und ihm so nacharbeiten können. Er versetzte lächelnd: »Wenn der Autor tief ins Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften taucht, so muß der Schauspieler ja wohl nachtauchen, bis er ihn trifft. Dies ist freilich mühsam und mißlich. Aber nur sehr wenig Autoren machen's den Schauspielern so schwer wie *Lessing*. Man kann sie leicht haschen; denn sie schwimmen oben auf wie Baumrinde.«

burgischen Bühne den großen Vorzug vor allen Schaubühnen Deutschlands, so daß man mit Recht sagen kann, daß diejenigen jetztlebenden Schauspieler und Schauspielerinnen, von denen man sich zum Wachstume der Kunst mit Rechte etwas versprechen darf, alle (nur sehr wenige ausgenommen) sich in Hamburg selbst, oder doch nach hamburgischen Schauspielern gebildet haben.

In Wien wußte man von den großen Schritten, welche die Schauspielkunst in Hamburg tat, damals als man das Theater verbessern wollte, noch so gut als nichts. Die Wiener Schauspieler bildeten sich zunächst nach den französischen, die sie vor sich sahen, und nicht einmal nach den besten. Sie hätten sonst *Aufreine* vor sich gehabt, einen trefflichen Mann, natürlicher und gemäßigter als irgend einer von seiner Nation, gerade das Widerspiel von *Lekain*. Aber Schauspieler, die mehr dem letztern sich näherten, scheinen die damaligen Vorbilder der Wiener Schauspieler gewesen zu sein. Diese waren pomphaft und tönend in der Sprache, anständig in ruhiger Stellung, übertreibend in Bewegung, in Ausdruck und in Gesticulation, ohne feine Einsicht in den Verstand der Charaktere, und sogar oft nachlässig in Bezeichnung des gemeinen Sinns der Worte. So beschrieb sie mir *Lessing*, da er nach seiner Zurückkunft aus Italien über Wien gegangen war; und so habe ich 1781 diejenigen, die von dem ehemaligen Wiener Theater übrig waren, z. B. *Bergopzoomer*, *Lang*, *Stephanie den Ältern* u. a. gefunden.

Indessen war Wien mit seiner Schaubühne, sowohl in Absicht der Stücke als in Absicht der Schauspieler, höchstzufrieden.¹ Wie sehr noch vor wenig Jahren die Art

¹ In dem Briefe eines Ungenannten aus Wien, in der *Literatur- und Theaterzeitung* (1783, 1. Tl. S. 91) heißt es sogar noch von dem in Wien vor kurzem herrschenden Geschmacke: »Gebt uns eine süße Geschichte mit einer sauren Brühe, pflöpft soviel junge Frauenzimmer hinein, als ihr könnt, spickt eure Liebhaber mit Sentiments, eure Alten mit Mißverstand, eure Bediente mit Zweideutigkeiten, rüttelt das Ganze durch drei

zu spielen in Wien von der natürlichen Deklamation, die sich jetzt auch daselbst mehr auszubreiten anfängt, entfernte, und wie sehr das dortige Publikum damals in der Kenntniss des wahren Verdiensts eines Schauspielers zurück war, davon ist der sicherste Beweis: daß *Madame Starkin* und *Madame Seylerin*, zu ihrer Zeit die trefflichsten Schauspielerinnen Deutschlands, in *Wien* keinen Beifall fanden. Ihr Spiel, ihr Ton, ihre Gebärden waren *allzunatürlich*. Sie *agierten* nicht genug. Ich könnte einen sichern Mann in Wien nennen, welcher einem meiner Freunde in Leipzig, der ihm seine Verwunderung darüber bezeugte, mit gerümpfter Nase antwortete: »Es wäre freilich kein Wunder, daß dergleichen Schauspielerinnen, welche *in der Provinz* so hingehen möchten, wenn sie nach der *Hauptstadt* kämen, nicht fortkommen könnten.« Das ist ein Ton, in dem gewisse Leute in Wien sehr gern sprechen, und den ich selbst nicht selten dort gehört habe. Sonderbar genug! Die Länder, die man *Provinz* zu nennen affektiert, hatten früher bessere Schauspiele und bessere Schauspieler als *Wien*. Aus denselben erhielt Wien von jeher den größten Teil seiner besten Schauspieler, die mehrentheils mit Kenntnissen ausgerüstet waren, die in Wien noch fehlten, und deswegen Widerstand fanden. *Koch*, der zu seiner Zeit ein Verbesserer der Bühne war, erfuhr in Wien früher eben das, was der *Seylerin* und *Starkin* später daselbst begegnete.

oder fünf Akte zusammen, gießt es ins Publikum, und seht wie es gären wird! – Ich sehe Sentenzen aus der Luft fallen, wie Schneeflocken; und wundre mich gar nicht mehr darüber, wenn unsere besten Köpfe Dichter und Schauspieler zehnmal in einem Atem verwechseln. Ich hab es erlebt, daß man jemanden, den die Wut beinahe ersticken sollte, seiner deutlichen Deklamation wegen gelobt hat; ich hab einem hinfälligen neunzigjährigen Alten eine starke Brust und eine sonore Stimme wünschen hören; ich kann es beschwören, daß einsichtsvolle Kenner behauptet haben, das sei die Krone der Kunst, im Verstrauerspiel keinen Vers merken zu lassen.«

An *Pracht* und *Aufwand* ist freilich das *Wiener Theater* allen andern Theatern Deutschlands, besonders seit Abschaffung der extemporierten Stücke, beständig weit überlegen gewesen. Drei reiche Unternehmer trachteten durch den ungeheuersten Aufwand¹ die Wiener Schaubühne zur ersten in Deutschland zu machen. Alles ging einige Jahre lang kunterbunt durcheinander. Die ungemesenen Forderungen der ausländischen Tänzer, Sänger und Dekorationsmacher, die Kabalen und die Liebesränke der Schauspieler und Schauspielerinnen, die Anordnungen der Hofleute die sich zu Protektoren aufwarfen, die Bemühungen, ein zu prächtigen immer *abwechselnden* Schauspielen gewöhntes, in den Abwechselungen immer mehr *Pracht* verlangendes und doch *sehr bald gesättigtes Publikum*² immer mehr zu befriedigen, alles dies machte, daß ein Unternehmer nach dem andern bankrott ward, und die Direktion verlassen mußte. Man sah nun endlich ein, daß auch mit *ungeheurem Aufwande* dem Theater noch nicht geholfen sei; man schaffte 1776 die *welschen musikalischen Ernstspieler* und *Possenspieler*

¹ Im Jahr 1770 war, wie man mich in Wien versichert hat, bloß die Summe der festgesetzten Besoldungen 221000 Fl., worunter das ungeheuer kostbare *Noverrische Ballett* war. ² Ein Ungenannter im *Deutschen Museum*, der sich gewiß als einen Mann von vieler Kenntnis und Geschmack zeigt, sagt von der Wiener Schaubühne: ›Ein Schauspieler hat hier so wenig, wie in andern Orten unsers Vaterlandes, und vielleicht noch weniger Gelegenheit, sich durch den Umgang der feinern Welt zu bilden. Noch mehr muß ihn die schlechte Auswahl der Stücke in seiner Kunst zurücksetzen, die teils in dem immer nach Neuigkeiten strebenden Publikum, das die alten Meisterstücke gar nicht mehr sehen will (und wirklich sind die Pariser in Vergleichung mit den Wienern *beständige Geschöpfe*), teils in dem Geschmack der Nation ihren Grund hat, die, so viel auch von der heutigen Aufklärung, und mit Recht, in Vergleichung der vorigen Zeiten, geredet wird, doch eine der üppigsten, materiellsten Nationen des Erdbodens bleibt, wahrscheinlich es auch so lange bleiben wird, *bis die Jugend der mittlern Klasse, die doch fast überall den Charakter einer Nation bestimmt, früher und auf eine ganz andere Art, als es in den hiesigen Schulen geschieht, gebildet wird.*‹

und das unerhört kostbare *Noverrische Ballett* ab, man schränkte andere Ausgaben ein, man veränderte nicht wenig Anordnungen, und war vielleicht damit noch nicht viel weiter.

Wer will, kann die Geschichte aller dieser Veränderungen in den mancherlei *Wienerischen Theaternalmanachen, Taschenbüchern, Theaterzeitungen, historischen Theaterchroniken, dramatischen Zensoren, Briefen über die Schaubühne*, und andern *Dramaturgien* sehr umständlich, und noch dazu mehrenteils alles was zu jeder Zeit geschah, nach allen Prädikamenten gelobt, finden. Seit *Lessing* seine *Hamburgische Dramaturgie* schrieb, hat jedes kleine wandernde Theater in Deutschland seinen Dramaturgen. Wie hätte es dem großen und prächtigen Theater in Wien daran fehlen können! Die äußere Form war auch leicht erlangt. Aber so wie *Lessing* in seinem Werke zeigte, daß er *Lessing* war, so zeigten bisher alle seine Nachahmer, daß sie *keine Lessinge* sind. Es ist ein sonderbares Gefühl, wenn man verschiedene *Wienerische Dramaturgien* von nicht längst verflossenen Jahren jetzt wieder nachlieset. Wie fest die Leute Dinge entscheiden, von welchen man jetzt das Gegenteil vor Augen siehet! Welche enthusiastische Erwartungen sie hatten! Wie halb wahre Grundsätze mit halb falschen Anwendungen sich so sonderbar kreuzen! Eine sehr richtige *Wienerische Dramaturgie* kann sich der selbst machen, welcher sich die Mühe nehmen will, die verschiedenen, nicht weniger als achtundfunfzig Bände ausmachende gedruckte *Sammlungen*¹ der zu Wien

¹ 1) Deutsche Schauspiele, welche zu Wien aufgeführt worden; ein Band 1760. 8. 2) Die deutsche Schaubühne zu Wien nach alten und neuen Mustern; 12 Bände 1754 bis 1764. 3) Neue Sammlung von Schauspielen, welche auf der Schaubühne zu Wien aufgeführt worden; 12 Bände 1764 bis 1767. 4) Das neue Theater zu Wien; 8 Bände 1769. 1770. 5) Neue Schauspiele aufgeführt auf dem K. K. Theater zu Wien; 12 Bände 1771 bis 1775. 6) Neues Wiener Theater; 5 Bände 1775. 1776. 7) K. K. Nationaltheater; 6 Bände 1778 bis 1782. 8) K. K. Nationalhoftheater; 2 Bände 1783.

von 1760 bis 1783 aufgeführten Schauspiele, nebst den besonders gedruckten Stücken von *Hafner*, *den beiden Stephanie*, *Graf Traun*, *Laudes*, *Marinelli*, *Weidmann* u. a. nach der Reihe durchzusehen, und die mannichfaltigen Abänderungen, von der *Phädra* an, von *Lizentiat Stüven* übersetzt, und der *Schäferinsel* von *Christlob Mylius*, bis zum *Macbeth*, von *Stephanie* verpfuscht, und bis zum *Findelkinde* oder zum *Dichterlinge*, zu erwägen. Der Kontrast wird noch sonderbarer sein, wenn man das, was die *Dramaturgen* von einigen Stücken rühmen, mit den Stücken selbst vergleichen will.

Die Hauptveränderungen, welche wie ich oben gesagt habe, 1776 gemacht wurden, waren: Daß die Schauspielergesellschaft, nachdem die verschiedenen Unternehmer bankerott gemacht hatten, vom Hofe übernommen, und erst dem *Obersthofmeisteramte*, und nachher dem *Oberstkammeramte* zur Aufsicht untergeben wurde; und daß man einen *Ausschuß* von *fünf Schauspielern* errichtete, welcher nun das Innere des Schauspiels *regieren* sollte. Diese Veränderungen konnten im wesentlichen wohl nicht viel ändern; besonders ist in vielen Schriften über den *Ausschuß* laut geklagt worden, daß er nämlich durch seine Kabalen, durch schlechte Wahl der Stücke und durch partiäische Austeilung der Rollen das Theater eher verschlimmert als verbessert habe. Der wesentliche Fehler des Wiener Theaters lag nicht sowohl in der Aufsicht, als darin, daß eine unnatürliche übertriebene Art des Vortrags darauf herrschte, und daß die Schauspieler mehr bemühet waren ihre Rollen zu agieren und zu perorieren, als das Feine davon zu verstehen. Auf der zu Berlin auf *Brockmann* geschlagenen Münze ist die Inschrift: *Peragit tranquilla potestas quod violenta nequit*. [Die *stille Macht* wird vollbringen, was die *gewaltsame* nicht schafft.] Dies ist in vielen Situationen des menschlichen Lebens, aber auch besonders in Absicht auf *theatralische Deklamation* sehr wahr. Hierin die *Wiener Schaubühne* auf bessern

Weg zu bringen, war Schauspielern vorbehalten, welche sich in *Hamburg* gebildet hatten.

Die wahre erste wirkliche Verbesserung desselben war, daß 1776 Madame *Sacco* geborne *Richard*, die Wiener Bühne betrat. Diese vortreffliche Schauspielerin hatte sich in *Hamburg* gebildet. Sie hatte da gelernt natürlich und affektvoll zu spielen, ohne tönenden Pomp. Sie fand außerordentlichen Beifall. Besonders die Schauspielerinnen suchten sich, so viel sie konnten, nach Madame *Sacco* zu bilden. Das Verdienst und die Ehre, die Unnatur in der Deklamation vom Wiener Theater zuerst verdrängt zu haben, gebürt *ihr*.

Das Glück wollte, daß noch ein Schauspieler nach gleichen Grundsätzen gebildet, das Wiener Theater betrat. *Hamburg* hat zu zwei Malen ein sehr vollkommenes Theater in Absicht auf die Schauspieler gehabt. Als *Ekhof* Hamburg verließ, stand *Schröder* auf. Man kann eigentlich nicht sagen, daß er sich nach *Ekhof* gebildet hat; sondern gleichsam der Funken seines Genies entzündete sich an seinem Stiefvater *Ackermann* und an *Ekhof*. *Schröder* war schon bis über die Jünglingsjahre bloß Tänzer gewesen, als er sich schnell entschloß *Schauspieler* zu sein, und sogleich zum Bewundern groß war. Er hatte dabei, so wie *Ekhof*, eine ausgebreitete Kenntniss alles dessen was zum Theater gehört. Er fand in *Hamburg* den guten natürlichen Ton bei der Bühne schon eingeführt. Er arbeitete mit Eifer, und brachte die Schaubühne in kurzem wieder in einen trefflichen Zustand. Unter ihm und mit ihm bildete sich in Hamburg *Brockmann*, einer der ersten Schauspieler Deutschlands. Als *Brockmann* die *Wiener Bühne* betrat, wollte er nicht recht gefallen, ohnerachtet doch Madame *Sacco* schon seit einiger Zeit allgemeinen Beifall erhalten hatte. Von einer *schönen Frau* hatte man den simplen natürlichen Ton lieber angenommen, die Schauspieler männlichen Geschlechts aber waren bisher immer noch beim Übertreiben geblieben. *Brockmann* bequeme

sich in etwas nach der zu Wien gewöhnlichen Art zu spielen (wenigstens merkte ich, daß er nicht ganz so spielte, wie ich ihn in Berlin gesehen hatte); und gewöhnte endlich das *Wiener Publikum* an natürlichere Deklamation, als man bisher daselbst gewolnt war zu ertragen.

Endlich erschien *Schröder* selbst auf dem dortigen Theater. Vor sechs Jahren würde es ihm vermutlich gegangen sein, wie der *Seylerin* und *Starkin*. Jetzt ging sein Ruhm vor ihm her, und man wagte es nicht ihn öffentlich zu mißbilligen. Indessen heimlich arbeitete, als ich in Wien war, noch eine starke Partei gegen ihn. Ich mußte oft in Gesellschaften hören, *Schröder* wäre doch nicht der Mann für den man ihn ausgäbe. Er sollte mehr Mienen machen, die Hände sollten beweglicher, die Stimme sollte lauter sein, er sollte mehr *agieren*, kurz er sollte so ein wenig sein wie *Bergopzoomer*. Viele Leute in Wien urteilten damals über *Schröder* gerade wie *Partridge* im *Tom Jones* über *Garrick*. Sie meinten, so natürlich da zu stehen und zu reden, wie *Schröder*, sei keine große *Kunst*; aber *Bergopzoomer* wisse recht die Stimme anzustrengen, die Hände zu werfen, und sei ein großer *Akteur*. Ich habe gewiß allen Anspruch an Geschmack bei diesen Leuten verwirkt, da ich über den letzten Schauspieler die Achseln zuckte.

Auf der Wiener Schaubühne war damals wirklich ein ganz sonderbarer Kontrast. Einige Schauspieler, und besonders die meisten Schauspielerinnen hatten eine natürliche gute und angemessene Deklamation und Aktion. Daneben waren andere Schauspieler, welche so unnatürlich, so gedehnt, so übertrieben spielten und sprachen als möglich. Beide Arten wurden tüchtig beklatscht. [...] Wenn man nunmehr in Wien nach *Schrödern* sich bildet, und die Schauspieler, die das Steife und Unnatürliche nicht ablegen können und wollen, abschafft, so wird man immer mehr dahin kommen, *Schauspiele*, so gut wir sie haben, *gut aufführen* zu sehen; und es kann wohl sein,

daß jetzt in *Wien* verhältnismäßig die *beste Schauspieler-gesellschaft in Deutschland* ist. Aber wenn wir auch in Deutschland noch so viel gute *Schauspieler* haben, so haben wir deshalb doch noch nicht ein *deutsches Schauspiel*, nicht ein *Nationaltheater*¹ ob man in *Wien* gleich das *Wort* hat, und es mißbraucht. *Frankreich* und *England* hat ein *französisches und engländisches Theater*, ein diesen Ländern eigenes *Schauspiel*. *Italien*, welches in der Rücksicht, daß es aus verschiedenen von einander unabhängigen Ländern bestehet, mit Deutschland viel Ähnliches hat, hat *ein ihm eigenes Schauspiel*. Was haben wir denn in Deutschland? Wenige deutsche Originalstücke, davon kaum ein Drittel noch oft gespielt wird, und wovon man namentlich in *Wien* einen großen Teil *auf der Schaubühne* noch *gar nicht*, oder doch nur *von der Zensur verstümmelt* gesehen hat. Eine ungeheure Menge von schlechten Originalstücken, die nicht der Kritik wert sind, und die doch, indem man sie der Kritik würdigt, eine gewisse Art von Ansehn erhalten. Karikaturen voll plumper Unnatur, wie die *Räuber*, *Simsons Grisaldo*, *Klaus Stürzenbecher*, u. dgl., welche durch das Geschrei unwissender Jünglinge für *shakespearische Meisterstücke* ausgegeben werden. Unzählige Übersetzungen, die, wenn auch die besten, nur *fremdes Gut* sind. Fremde Stücke, zum Teil sehr schief und unpassend, auf deutsche Art zugestutzt. Eine Menge Nachahmungen zum Teil gut oder wenigstens

¹ Wir kommen nicht einmal zu einem rechten Nationalfluche oder Scheltworte, jede Provinz flucht anders oder verbindet mit dem Fluche oder Worte andere Begriffe, anstatt daß ein Fluch aus Paris nicht allein in Frankreich, sondern auch sogar in Deutschland in seinem völligen Tone verständlich ist. – Alles was bei uns auf die Bühne kommt, ist noch zur Zeit provinzial; und so wenig *Wien*, als *Berlin* und *Leipzig* haben ihren Ton zum Nationalton erheben können. Dies sagt *Möser*, ein Mann, der das ganze Deutschland besser kennt, und tiefer über dessen Zustand nachgedacht hat, als irgend ein Schriftsteller in *Wien*. (Patriotische Phantasien, Iter Band, S. 307.)

brauchbar gemacht, zum Teil unbeholfene *shakespearisch-arnaudische, engländisch-deutsche, deutsch-französische und französisch-engländische* Stücke, die zwar dienen können, unserer Armut an guten Theaterstücken in etwas auszuhelfen, zwischen der großen Menge höchstmittelmäßiger Originale hin und wieder die Zuschauer aufmerksam zu machen, und die Langeweile in etwas zu verjagen, die so oft mit bleiernem Zepter auf unsern Theatern herrscht; die aber doch keinesweges *inländische und inländische Sitten und Gesinnungen* entsprechende Produkte sind. Dies haben wir; und dabei eine Menge *guter und schlechter Schauspieler*, welche *dies alles spielen*, alles untereinander auf einerlei Art, und auf verschiedene Art, wie es jedem einkommt, und dabei *Prätensionen machen so viel als in einem Lande*. Dabei sind alle *Theaternalmanche und Dramaturgien* voll von dem *was sie spielen*, und besonders voll von *Preise und Ruhme*, wie die *Herren und Damen* alles so *ganz vortrefflich, so göttlich* spielen. Ich frage abermals: Macht dies alles zusammen *ein deutsches Schauspiel*? Und ist nicht ein *Theater*, das so beschaffen ist, wie jetzt das *deutsche*, noch in *seiner Kindheit*, und *wird lange darin bleiben*? Mein Wiener Gegner zeigt hier, wie allenthalben, daß er am dreistesten entscheidet, wenn er über die Sache am wenigsten nachgedacht hat.

Ich habe über die *Schauspieler zu Wien* mit meiner gewöhnlichen Offenherzigkeit meine Meinung gerade herausgesagt. Ich weiß zwar wohl, daß die Schauspieler *genus maxime irritabile* [ihrer Art nach überempfindlich] sind, und daß Könige und Staatsminister eher Tadel ertragen können, als gewöhnlich die Schauspieler; dies hat mich aber nicht gehindert, die Wahrheiten frei zu sagen, die ich für den Fortgang der *Schauspielkunst* sowohl in *Deutschland* überhaupt, als besonders auch in *Wien* nötig halte. Dabei bin ich völlig unparteiisch. Ich bin weder mit Theaterschriftstellern noch mit Schauspielern in Verbindung oder Kollision, nehme weder an Theaterkabal

noch an Theateranekdoten Anteil. Eben deswegen kann ich ohne Umschweife gerade herausprechen. Die Wahrheit und der Fortgang der Schauspielkunst ist mir über alles.

Ich schätze zwar nicht das Scheinverdienst, aber jedem wahren Verdienste und jedem verdienten Manne lasse ich allezeit Gerechtigkeit widerfahren. Dies habe ich hoffentlich auch in dieser freimütigen Beurteilung genugsam gezeigt. Daß das Wiener Theater unter den Schaubühnen, wie wir sie jetzt in Deutschland haben, besonders durch *Sacco*, *Jacquet*, *Schröder* und *Brockmann* eine der vorzüglichsten ist, erhellet auch schon aus dem was ich gesagt habe, und es scheint jetzt, daß *Schröder* in die allgemeine Anordnung desselben mehr Einfluß bekommt, welches notwendig die heilsamsten Wirkungen hervorbringen, und die *Wiener Schaubühne* noch mehr heben muß.

Daß übrigens das Äußerliche des Schauspiels schön ist, daß Beleuchtung, Bequemlichkeit in Logen und im Parterre,¹ gute Dekorationen, prächtige Kleidungen u. dgl. sehr vorzüglich sind, versteht sich. In guter Anordnung aller solcher öffentlichen Anstalten übertrifft Wien viele

¹ Im ersten Parterre, oder im sogenannten Parterre noble ist die gute Einrichtung, daß zwar feststehende Bänke, aber jeder Sitz einzeln ist, und wenn er bestellt wird, angeschlossen werden kann. Der Grundriß des Hauses steht im *Wiener Theatralalmanach für 1782*, 8. Seit einem Jahre hat man eine fürs Publikum sehr nützliche Einrichtung, daß die Namen der Personen des Stücks und der Schauspieler, die sie vorstellen, auf den Anschlagestellen stehen, abgeschafft; welches nicht gebilligt werden kann. Eben so wenig kann man die Anordnung billigen, die hiezu Gelegenheit gegeben hat. Man hat nämlich unter dem Vorwande, Kabalen zu verhüten, befohlen, daß jede Rolle von zwei Personen einstudiert werden, und abwechselnd gespielt werden soll. Wer aber ein wenig die Beschaffenheit der Theaterrepublik kennet, wird einsehen, daß gerade dies der Weg ist, zu vielen Kabalen Gelegenheit zu geben. Wenn man aber ja die Rollen wollte abwechseln lassen, so wäre es um so viel nötiger, die spielenden Personen auf dem Zettel anzuzeigen. Es ist doch nicht einerlei, ob *Roscus* oder *Panurgus* spielt.

Städte Deutschlands. Das Schauspiel geht um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr an. In der Fasten, und wenn sonst nicht gespielt wird, werden auf diesem Theater *öffentliche Konzerte*, oder wie man es in Wien auf italiänische Art nennt, *musikalische Akademien* gehalten.

II. DAS FRANZÖSISCHE SCHAUSPIEL

Es war zu meiner Zeit eine französische Schauspielergesellschaft, welche im *Theater am Kärnter Tore* (oder in dem ehemals von der Stadt erbauten Schauspielhause) spielte. Ich habe von derselben, bloß der Musik wegen, die Vorstellung der Oper *Orfée* von *Gluck* gehört.¹ Eben so sollte sich jeder Deutscher, der es mit der deutschen Literatur gut meint, um jedes ausländische Schauspiel wenig bekümmern, das sich in Deutschland zeigt, um das deutsche Schauspiel zu hindern und zu verderben. Ich habe mich daher sehr gewundert, daß Wiener Dramaturgisten sehr umständlich und sogar mit Eifer und Wärme von französischen Gesellschaften geredet haben, die in Wien spielten; gerade als ob es ein Vorzug wäre, fremde Schauspieler zu haben. Man lasse das ausländische Schauspiel den Hofleuten, den bei uns wohnenden Fremden, oder wer sonst daran Geschmack findet, denn man muß nie-mandes Geschmack zwingen wollen; aber kein deutscher Gelehrter, keiner dem deutsche Literatur am Herzen liegt, muß solche ausländische Sachen gleich den *inländischen* geltend zu machen suchen. In den *Wienerischen Dramaturgien* wird gewöhnlich von den *ausländischen Schauspielen* mit einer Wichtigkeit gesprochen, als ob sie auch zur Sache gehörten. Das sollte nicht sein. Als vor einigen Jahren in Berlin ein französisches Schauspiel fürs Publikum errichtet wurde, fanden sich nicht wenig vornehme

¹ S. oben S. 538.

französisch gesinnte Leute, welche dies zu unterstützen suchten. Niemand haderte darüber; aber der zahlreiche Mittelstand, der vaterländisch gesinnt war, besuchte das Schauspiel nicht, bekümmerte sich gar nicht darum, und so ging es nach und nach ein, da es sonst die deutsche Schaubühne würde erstickt haben. So mangelhaft die deutsche Schaubühne jetzt noch ist, so gibt sie doch dem Vaterlande Hoffnung für die Zukunft; dies gibt aber eine ausländische Schaubühne niemals. Wir werden doch nicht *Ausländer*¹ werden wollen? In *Wien* hat man jetzt wieder eine Truppe *italiänischer musikalischer Possenspieler*, die auf dem sogenannten *Nationaltheater* die Hälfte der Tage spielen, und den Beifall mit den *deutschen Schauspielern* mehr als teilen.

III. DIE KUHNISCHE GESELLSCHAFT

Herr *Ernst Kuhne* hält eine wandernde Gesellschaft. Sie spielt, singet, und tanzet,² alles gleich mittelmäßig. Ich hatte sie in *Preßburg* im Vorbeigehen gesehen. Sie kam gegen Ende meines Aufenthalts nach *Wien*, und spielte im Theater am *Kärnter Tore*, wo beständig allerhand wandernde Truppen abwechseln.³ Diese Gesellschaft ist noch nicht bis zur Notiz des Verfassers des *Theateralmachens* gekommen, denn alle dabei befindlichen Personen fehlen in dessen Liste deutscher Schauspieler: Hr. *Baumann*, Hr. und Mad. *Bartsch*, Hr. *Düring* (*Ballettmeister*),

¹ Ein Herzog von Celle, der eine französische Gemahlin hatte, und mit lauter Franzosen umgeben war, mußte an seiner eigenen Tafel hören, und hörte es auch, ohne weiter etwas dabei zu denken oder einen Entschluß zu nehmen: »Monseigneur, il n'y a que vous d'étranger ici.« [Durchlaucht, hier ist niemand außer Ihnen aus dem Ausland.] Der Franzose meinte nichts als ein bon mot [Witzwort] zu sagen, und sagte eine wichtige Wahrheit. ² Die Tänzer sind aus der obenerwähnten Müllerschen Pflanzschule. ³ Eine Gesellschaft, welche im Jahre 1783 auf die-

Hr. *Huß*, Hr. *Kallesch*, Hr. und Mad. *Kuhne*, Hr. *Kumpf*, Hr. und Mad. *Saal*, Hr. *Schätzl*, Hr. *Schwert*, Mlle. *Wolle*, und wie die Namen alle heißen.

IV. DAS THEATER DES KASPERL, AUCH DIE BADENSCHER TRUPPE GENANNT

Als der *Hanswurst* vom Wiener Theater vertrieben ward, wollte ein großer Teil des Publikums die *lustige Person* nicht missen. Man machte also verschiedene Versuche, eine *lustige Person* unter einem andern Namen einzuführen, wovon der *Kasperl*, welcher einen österreichischen Bauerjungen vorstellt, der durch seine dummen oder naiven Einfälle belustigt, den meisten Beifall erhielt. Als endlich die extemporierten Stücke und mit ihnen alle lustigen Personen vom großen Wiener Theater ganz vertrieben wurden, zogen sie in die Vorstädte, wo sie noch großen Zulauf, besonders vom Volke, doch auch zuweilen von Leuten höherer Stände haben. Die vornehmste Truppe dieser Art ist diejenige, welche im Bade zu *Baden* (sechs Meilen von Wien) während der Kurzeit, im Winter aber zu *Wien* in einem besondern Theater in der *Leopoldstadt* spielt. Der Unternehmer nennt sich, ich weiß nicht, ob mit einem angenommenen oder Familiennamen, *Marinelli*, wie der Kammerherr in *Emilia Galotti*; und der Schauspieler, der den *Kasperl* spielt, heißt *Laroche*. Man sagt, daß er in seiner Art gut sei. Es war, als ich in Wien war,

sem Theater spielte, führte unter andern auf: *Der Haushahn, ein Faschingsstück in zweien Aufzügen mit Musik*. In demselben waren die Schauspieler wie Hähne und Hennen mit Federn ausgeputzt, und dabei sangen diese Hähne und Hennen verschiedene Arien, welche sie recht charaktermäßig sollen gekrähet und gekakelt haben. Die Idee dieses *Haushahns* ist übrigens, daß er eine Parodie des *Hausvaters* sein soll. Die Rolle des Komturs hat ein Kapaun. Die Ausführung ist aber ohne allen Witz und Geist.

für diese Gesellschaft auf der *Leopoldstadt* nahe an dem Eingange der nach dem Prater führenden Allee, ein schönes Schauspielhaus gebauet, das über 24000 Fl. gekostet haben soll. Die Gesellschaft selbst war, wie gewöhnlich, abwesend. In *Preßburg* sah ich einen *Kasperl*, der aber ganz elend war.

Die Belustigungen des Volks, und unter diesen am meisten die Schaubühne für das gemeine Volk, sind für den Menschenfreund Gegenstände, die wohl einer ernsthaften Betrachtung wert sind. Die Schaubühne könnte sehr gut gebraucht werden, gewisse Wahrheiten vor das Volk zu bringen, wenn man sich nur recht dabei nähme. Die lustige Person ist ein bequemerer Mittel dazu, als man sich insgemein vorstellt. Wenn ich dies behaupte, so habe ich keinen geringeren Gewährsmann, als meinen würdigen Freund, Hrn. *J. Möser*;¹ und dessen Autorität kann mich wohl gegen das Hohnlächeln gewisser solenner vornehmthuender Herren schützen, die aus ihren engen Systemen heraussprechen und nicht wissen was Menschen sind. Es ist gar nicht notwendig, daß die lustige Person eine sittenlose und unsinnige Karikatur sei.² Der gemeine Mann sagt: *Kinder und Narren reden die Wahrheit*. Man kann also durch die *lustige Person* desto sicherer auf den gemeinen Mann wirken, jemehr er desselben *festgesetzten Charakter*³ kennt. Der natürlichste Charakter zur *lustigen*

¹ Harlekin oder Verteidigung des Groteskekomischen. Bremen 1777. 8.

² »Ich beurkunde hiemit eigenhändig und öffentlich, daß Mißgeburten, welche zween Köpfe und mehrere nicht zusammenpassende Glieder haben, keinesweges von mir abstammen, wenn sie gleich unter meinem Namen die Welt durchstreichen. So lange es möglich ist, daß meine Stücke die Einheit der Handlung, des Orts und der Zeit eben so gut wie andere behalten können, und dies wird keiner der grotesken Malerei absprechen, so lange es möglich ist, daß die grotesken Blößen eine sittsame Verhüllung leiden, so lange werden jene Einwürfe nicht mich, sondern untergeschobene Flüchtlinge treffen.« S. Harlekin, S. 66. ³ »In alten Zeiten zeigte sich der Charakter eines jeden Schauspielers gleich in seiner

Person in der Komödie ist gewiß ein *eingeborner Bauer*. Der berühmte *Arlekin* ist nichts anders.¹ Wie fein eine solche Rolle ausgearbeitet werden kann, davon geben *Mari-vaux* und *Delisle*² die trefflichsten Beispiele. Als man in Österreich den *salzburgischen Bauer* als *lustige Person* ganz abschaffen wollte, hätte man auch wohl daran denken können, ob diese dem Volke so liebgewordene Person nicht könnte verfeinert und verbessert werden. Daß endlich die *lustige Person* von dem *großen Theater* ganz verbannet worden, um einer höhern Gattung von Schauspielen Platz zu machen, ist schon ganz recht. Aber da sie *fürs Volk* noch da ist, da nunmehr ein *österreichischer Bauer* der Liebling des Volkes ist: so wundert mich sehr, daß man den *Kasperl* bloß verächtlich über die Achsel ansieht, und daß niemand daran denkt diese *Nationallaune* zu nutzen. Man müßte dem *Kasperl* seine Jacke lassen, aber für ihn *Volksstücke* schreiben, worin sein Charakter verfeinert und interessanter gemacht würde. Man könnte dies schon dadurch bewirken, wenn man ihm die *Gutherzigkeit* beilegte, die einem *etwas einfältigen Bauer* so natürlich, und die besonders dem *österreichischen Bauer*, so weit ich ihn kenne, eigen zu sein scheint. Nun würde *Kasperl* ferner nicht ein bloßer *Possenreißer* sein. Ein geistvoller Schriftsteller würde einen solchen *einfältig-gutherzigen* und dabei *drolligten Bauer* sehr leicht, in dazu ausdrücklich ge-

Maske. – Eigentlich gewannen sie dadurch eben das, was man in der Fabel durch die Einführung eines Tiers von bestimmtem Charakter gewinnt. Sobald man nur den Fuchs oder den Hasen nennt, so bedarf es keiner weitem Charakterisierung; und sobald man die alten Larven sah, hatte man einen völlig intuitiven Begriff von der handelnden Person. Harlekin, S. 83.

¹ Zanno heißt ein bergamaskischer Bauer. Die Bauern dieser Provinz sind wegen des *goffo* in ihrer Sprache, in ihren Gestikulationen und in ihren Einfällen berühmt. Sie sind gleichsam geborne Arlekine. Nachher ist das Wort Zanni eine Bezeichnung der vier Hauptcharaktere auf der italienischen Bühne geworden. ² Im *Timon Misanthrope*.

machten Stücken, in Situationen zeigen können, wo er höchst anziehend würde. Wie wenn der *Kasperl* über den *Stolz und die Bedrückung der Gutsherren*, über das *Geschwätz und die Praktiken der Mautner*, über den *dummen Aberglauben*, über die *Widersetzlichkeit der geistlichen Herrn gegen Abschaffung schädlicher Pfaftereien*, über die *Faulheit reicher Rentenierer*, über die *Ausschweifungen in Wollust und Schmausen*, über *Spielsucht*, über *Schuldenmachen*, über die *Gemächlichkeit, Sinnlichkeit und daher entstehende Armut des gemeinen Mannes* und über andere Landesgebrechen Östreichs in seinen Stücken sich ausbreitete, würde er nicht *eine interessante Person* werden? Der österreichische Schriftsteller, welcher diese Gegenstände aufs Theater und vor die Augen des Volks brächte, würde er nicht ein Wohltäter seines Vaterlandes sein? Und wenn er diese Stücke nach einem interessanten Plan anlegen, der Person des *Kasperl* einen Teil der Feinheit des *Delislichen Arlekins* geben, und damit *österreichische Gutherzigkeit* verbinden könnte, so würde er viel mehr Geisteskräfte zeigen, viel mehr wahren dramatischen Ruhm erwerben können, als mit abgezirkelten Trauerspielen, oder mit lendenlahmen sentenzenreichen Dramen, wenn diese auch auf den vornehmsten *Nationaltheatern* aufgeführt werden. Träume ich etwa, indem ich mir dieses als möglich vorstelle? Oder fordere ich nur von den jetzigen Schriftstellern Östreichs zu viel? Freilich ein *Possenspiel voll Witz und Verstand* zu schreiben, ist keine so leichte Sache. Aber allzuvieles Zutrauen ist wenigstens nicht Beleidigung. – *Heufeld* hat mit seinem *Bauer aus dem Gebirge*¹ die Bahn gebrochen. Der österreichische dramatische Schriftsteller, der auf derselben mit Verstande weiter geht, kann, was jetzt bloß verächtlich ist, ehrenwert machen.

¹ Ein Lustspiel, worin ein Bauer vom Gebirge bei Wien (aus dem Wienerwalde) oder ein sogenannter Hüttler an die Stelle der lustigen Person gesetzt ist.

Selbst die Verfeinerung der Belustigungen des gemeinen Mannes wäre keine geringe Verbesserung des Nationalzustandes. Von Herzen lachen ist etwas sehr Gutes; nur muß freilich das Lächerliche nicht von der Art sein, daß ein vernünftiger Mensch sich dessen schämen muß. Jetzt ist in Wien mancher Mann, der über das Possenspiel in Gesellschaft die Nase rümpft, weil es so der Ton ist, und des Abends in seinem Mantel gewickelt zum *Kasperl* schleicht, um sich einmal satt zu lachen, wenn ihm das große Schauspiel einigemal hintereinander lange Weile gemacht hat.

Noch ein Nutzen würde dem großen deutschen *Schauspiele*, besonders zu *Wien* erwachsen, wenn ein Mittel gefunden werden könnte, das Theater des *Kasperl* aus der groben Karikatur und Unsittlichkeit herauszuziehen, und bessere ausdrücklich für dasselbe eingerichtete Stücke auf dasselbe zu bringen. Das *Extemporieren*, so große Beschwerlichkeiten und Fehler es sonst auch hat, hat doch nebenher den Vorteil, daß es in gewisser Absicht keine schlechte Schule für junge Schauspieler ist, besonders in Absicht auf die *Eloktion*. Man sollte diese Kunst nicht ganz untergehen, oder durch den niedrigsten Pöbel der Schauspieler verderben lassen. Ein Schauspieler, der extemporiert, muß sich mehr zusammennehmen, er muß über die Situationen der Szenen einigermaßen nachdenken. Wenn er dann nicht ganz ein stumpfer Kopf ist, so wird seine Eloktion natürlicher und seine Gebärden und seine körperliche Beredsamkeit ungezwungener, und den Reden angemessener sein, als wenn er vom Anfange an nichts tut, als lange Rollen mechanisch auswendig lernen, die er größtenteils nicht recht versteht und die noch dazu zum Teile in der schwerfälligen Büchersprache geschrieben sind, welche im Munde stecken bleibt. Es war sonst schon in den *extemporierten* Stücken gewöhnlich, und müßte darin noch mehr eingeführt werden, daß diejenigen Szenen, wo es mehr auf *Repartien* und Eloktion als

bloß auf den Fortgang der Handlung ankam,¹ wörtlich niedergeschrieben waren. Hierdurch konnten junge Schauspieler nach und nach geübt werden auswendig zu lernen, und das Gelernte mit eben der Leichtigkeit herauszusagen, als das Selbstgesprochene. Ich kann mich noch von meiner Jugend her, zu welcher Zeit ich mich um alles was das Theater anging genauer bekümmerte, sehr wohl erinnern, daß auf der *Schuchischen* Schaubühne die *auswendig gelernten Szenen* oder die sogenannten *Klitten*² in den extemporierten Stücken sehr viel natürlicher, und Schlag auf Schlag hergesagt, wurden, als wenn eben dieselben Schauspieler in ganz gelernten Stücken Szenen eben der Art zu sagen hatten. Ein junger Schriftsteller würde sich auch meines Erachtens sicherer, in Absicht des wichtigsten Stückes eines Schauspiels, des *Planes*, bilden, wenn er anfänglich nur *entworfene Stücke* versuchte, wo die Handlung alles tut, und wo nur dieselbe dem Schauspieler zum lebhaften unterhaltenden Dialoge Gelegenheit gibt. Wenigstens würde seine Dürftigkeit weit eher in die Augen fallen, als wenn er das gebrechliche Gerippe seines Drama mit weitschweifigen Phrasen ausfüllen darf, dabei der Mund der Schauspieler sich fast nicht öffnen

¹ Die Stellen in *Shakespeares* Stücken, welche in Versen geschrieben sind, sind es nicht bloß, weil etwan die Schreibart erhabener ist, wie einige meinen. Die Hauptabsicht ist, weil dies affektvolle oder sonst wichtige Szenen waren, welche dieser große Dichter genau mit eben den Worten, wie er sie geschrieben hatte, vorgetragen haben wollte; denn sonst wurden damals die Worte zwar gelernt, aber nicht wörtlich hergesagt. Man machte hier einen sehr richtigen Unterschied. *Jack Falstaff* konnte wohl extemporisieren, aber wahrlich nicht der *Narr* im *König Lear*. ² So nennen die extemporierenden Schauspieler die ganz geschriebenen Szenen und Repartien, vom holländischen Worte *Klugt*, das Posse, Schwank bedeutet; denn meist bestehn diese Worte aus lustigen Einfällen. Eben so nennen sie Gebärden der lustigen oder auch anderer Personen, welche vorgeschrieben sind, indem etwan dadurch gewisse Szenen herbeigeführt werden, Latzen, von dem bekannten italiänischen *Lazzi* [Burlesken in Sprache und Gebärde].

kann, und der Mund aller Zuhörer sich nur allzusehr öffnet:

At every line they stretch, they yawn, they doze,
And now to this side, now to that they nod,
As verse¹ or prose infuse the drowsy God.

[Bei jeder Zeile strecken sie sich, sie gähnen,
sie dösen,

Und schlummern jetzt auf dieser, jetzt auf
jener Seite,

Während der einschläfernde Gott ihnen Verse
oder Prosa eingibt.]

V. DIE KREUZERKOMÖDIE

Die große Begierde des gemeinen Volks in Wien verursacht, daß in verschiedenen Wirtshäusern in den Vorstädten, in großen Sälen, Possenspiele fürs Volk für ein ganz geringes Geld gespielt werden. Hievon kommt der Namen her.² Die vornehmste Gesellschaft der Art war vor ein paar Jahren die *Scherzerische*, welche auf dem *Bauernfeindischen Saale* in der *Josephstadt* spielte. Auf dem *Neustift* war die *Willhelmische* Gesellschaft, welche laut dem Anschlagzettel, daß es Gott erbarme! auch *serieuse Komödien und Tragödien* spielte. Damit alle Sinne vergnügt werden, wird während solcher Schauspiele an das hochlöbliche Auditorium *Bier und Wein, Würste und Kaiserfleisch* (geräuchert Fleisch) verkauft, und gierig gegessen.

¹Die Hofdirektion befahl 1782, Trauerspiele in Versen aufzuführen. Man machte den Anfang mit dem *Canut* und den *Trojanerinnen* von *Schlegel*. Aber sie wollten niemand gefallen. ²Schauspieler, die in solchen Truppen spielen, nennt man *Landkomödianten*. Vor einiger Zeit ward von einer österreichischen Obrigkeit in der *Wiener Zeitung* auf einen Termin zu erscheinen zitiert: »Franz Albenz Landkomödiant und dessen Ehefrau, weil deren Aufenthalt nirgends zu erforschen gewesen.«

Von dem übrigen Betragen der Zuschauer und der Schauspieler macht der Verfasser der *Briefe eines reisenden Franzosen*¹ eine häßliche Schilderung, die nur allzuwahr sein mag.

Zu eben diesen *Volksspielen*, die in Wien in großer Menge und von mancherlei Art vorhanden sind, gehört auch das *Krippenspiel*, welches, durch *Marionetten*, die *Geburt Christi* vorstellt. Noch im November 1783 stand folgendes in der *Wiener Zeitung*: »Hoh- und niedern Standes resp. Liebhabern wird hiemit kund gemacht, daß mit Erlaubnis hoher Obrigkeit die Advent- und Weihnachtszeit hindurch bis Ende des Faschings, die durch verschiedene Jahre bei dem k. k. Hofe produzierte Krippe abermal bei dem goldnen Adler im alten Lerchenfelde ganz lebhaft wird vorgestellt werden. Das ganze Werk besteht aus 31 Maschinen, welche alle auf das vollkommenste verbessert und beleuchtet in Vorschein kommen, und allen geneigten Zusehern vollkommenes Vergnügen verschaffen werden.«

Gleicher Art ist auch die theatralische Maschine, welche während des Faschings in der *Renngasse nächst der hohen Brücke* zu sehen ist. Laut des Anschlagzettels »enthält dieses bekannte künstliche Werk die prächtigsten Vorstellungen, mit wohl ausgearbeiteten kleinen Figuren, und fängt mit der *Geschichte der Armida, des Ritters Reinaldo von der Armee Gottfrieds von Bouillon* an, welche der berühmte italiänische Dichter Torquato Tasso in seinem Heldengedichte *Das befreite Jerusalem* besungen hat. Dabei läßt er« (nämlich der Unternehmer, nicht Torquato Tasso) »sich's angelegen sein, durch künstliche Flugwerke, merkwürdige Verwandlungen, abwechselnde und überraschende Prospekte, die Augen der Zuseher zu begnügen.« Solcher *Puppenspiele*, geistliche und weltliche, sind mehrere in Wien.

¹ Iter Band, S. 373.

Herr *Anton Mire, Fechtmeister*, mag mir's verzeihen, daß ich an diesem Orte ihn anführe, weil ich keinen bequemern für ihn weiß. Er kann es doch nicht übel nehmen, daß er neben *Armidens Zauberkunst* und des *Tasso Heldengedichte* steht. Zu Vermeidung alles Mißverständnisses muß ich erinnern, daß er nicht wie jene durch *Marionetten*, sondern er selbst, nicht wie jene für 1 oder 2 Kr., sondern für 20 Kr., seine Kunst, nur zu *Bestreitung der Unkosten* sehen läßt. Als ich in Wien war, kündigte er an, er werde die Ehre haben, zum *Vergnügen eines hochansehnlichen Publikum* auf dem großen Saale in der Mehlgrube, ein *Assaut Général*, oder Wetteifer in der Fechtkunst anzustellen, wobei er sich in den schwersten Kämpfen dieser Art auszuzeichnen hoffe. Er halte es vor überflüssig, bei einem so geschmack- und kenntnisvollen Publikum, von der *Beschwerde* sowohl, als dem *Angenehmen* dieser Kunst etwas beizurücken; damit aber der Zuschauer jeden Stoß genau erkennen könne, wenn er getroffen ist, so werde der Knopf vom Rapier allzeit schwarz gemacht werden.

Von der Literatur und deren Verbesserung überhaupt

Wenn man dasjenige, was für die Verbesserung der Literatur, für die Einführung einer Menge nützlicher Kenntnisse in Östreich von verschiedenen wackern Männern seit dreißig Jahren getan worden ist, seinem wahren Werte nach erkennen will, so muß man sich den vorherigen unbeschreiblich elenden Zustand der Literatur und der Denkkraft in Östreich recht lebhaft vorstellen. Man wird, wenn man die gewaltigen Hindernisse, welche sich der Aufklärung widersetzten, deutlich einsieht, den Bemühungen der Patrioten erst wirklich Gerechtigkeit widerfahren lassen können, die dem ohngeachtet Hand ans

Werk legten. Man wird mit wahrem Beifalle erkennen, daß, da in Östreich vor dreißig Jahren die dem menschlichen Geschlechte am meisten nützlichen Wissenschaften entweder unbekannt oder unterdrückt waren, nun doch seit dieser Zeit durch die vereinten Bemühungen von Patrioten nach und nach solche Schritte geschehen sind, die, in Rücksicht auf die unbeschreiblichen Schwierigkeiten, in Rücksicht auf die vorige unerhörte Unterdrückung aller gemeinnützigen Wissenschaften, alles freimütigen Denkens, unglaublich sein könnten. Diesen Gesichtspunkt wird jeder billigdenkende Mann nehmen, um das was für die Literatur in Östreich geschehen ist, nach seinem wahren Werte zu schätzen. *Zurück* muß man sehen, um zu erkennen, wie sehr vorteilhaft sich der jetzige Zustand von dem ehemaligen unterscheidet. Erblickt ein unparteiischer Mann auch im jetzigen Zustande noch viele Mängel, so zeigt er sie nicht an um zu beschimpfen (denn Mängel sind ja allenthalben nur allzuviel), oder um den Mut zu benehmen, sondern vielmehr um den Mut zu erwecken auch diese Mängel noch wegzuschaffen. Erkennt er, wie große Schritte die protestantischen Länder, aus deren besten Schriftstellern Östreich sich zuerst bildete, jetzt noch vor diesem Lande voraus haben, und sagt er dieses, so geschieht es nicht, um Östreich herabzusetzen, sondern den wahren Zustand der Sachen zu zeigen, mit patriotischer Wärme zu zeigen, daß man allerdings *anfangen* mußte, um *weiter fortschreiten zu können*, daß man aber nicht in eingebildeter Meinung von erlangter Vollkommenheit *untätig* ruhen müsse. Daß man jetzt, da der Kaiser der Denkkraft in Östreich auf so rühmliche Weise einen freiern Wirkungskreis verstattet, nicht wähnen müsse, man habe das Ziel schon erreicht, sondern erkennen, wie weit das Ziel noch entfernt sei, und daß Kräfte und Entschlossenheit mehr als jemals erfordert werden, um denen nachzueilen, die schon so weit voran sind, und es doch noch lange nicht erreichen werden. [...]

Es war daher der erste Schritt zur Verbesserung, daß die Bemühungen *Gottscheds* in Wien bekannt wurden und etwas Aufmerksamkeit erregten. Einige Schüler *Gottscheds* kamen nach Wien, und breiteten da in etwas die Liebe zur deutschen Sprache aus. Man hat in einigen Wiener Schriften gespöttelt, daß sie arme Schlucker und mittelmäßige Köpfe gewesen wären.¹ Was Armut betrifft, so ist es sehr gewöhnlich, daß ein armer fleißiger Mensch einen reichen Müßiggänger etwas lehren kann; und dies war damals in Wien gewiß nur allzusehr der Fall. *Fleiß* wird oft durch Armut sogar angespornt, und *Fleiß* ist eine Eigenschaft, wodurch große Dinge hervorgebracht werden können, und dessen wahren Wert viele Leute in Wien noch gar nicht einzusehen scheinen. Daß die protestantischen Sachsen und Schlesier, die vor 25 Jahren nach Wien kamen, sehr mittelmäßige Köpfe waren, kann sehr wohl zugegeben werden. Aber diese mittelmäßigen Köpfe, *Quand*, *Neugebauer*, und wie die Leute sonst hießen, waren doch nicht von Jugend auf von den Vorurteilen verfinstert worden, die damals wie eine dicke Wolke über Östreich und über alle katholischen Länder schwebten. Sie hatten eine bessere gelehrte Erziehung genossen, und waren nicht durch dumme *mönchische asketische Bücher* verdüstert worden. Sie hatten von Jugend auf eine Menge nützlicher Bücher gelesen, welche in Östreich als pestilenzialischgiftige Bücher der Ketzer verdammt und verboten, und also, samt allen den nützlichen Wahrheiten die sie enthielten, dem größten Teil der Einwohner Wiens ganz unbekannt waren. Sie waren mit dem übrigen Deutschlande in den Kenntnissen wenigstens einigermaßen fortgegangen, in denen man damals in Wien wenigstens funfzig Jahr zurück war. Es wäre also Undank, ihren wohlthätigen Einfluß auf Östreich ganz verkennen zu wollen. Es ward damals wenig-

¹ S. de Luca, Gelehrten Östreich, Iten Bds 2s St. S. 155.

stens so viel Aufmerksamkeit erregt, daß *Popowitsch* zum Lehrer der *deutschen Beredsamkeit* bei der Universität ernennet ward, ein Schritt, der in der damaligen Lage wirklich wichtig war, und zu weiteren Verbesserungen den Weg bahnte.

Popowitsch war ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit,¹ aber ohne Geschmack. Viele Verfolgungen und Schikanen, die damals in Wien allen denenjenigen, welche die deutsche Sprache und gründliche Gelehrsamkeit befördern wollten, erregt wurden, machten ihn mißmütig, so daß er endlich in die größten Sonderbarkeiten verfiel. Sein *Versuch einer Vereinigung der Mundarten von Deutschland, als eine Einleitung zu einem deutschen Wörterbuche*, welcher nach seinem Tode 1780 in Wien gedruckt ward, zeigt, welche gründliche Einsicht in die deutsche Sprache er besaß, und wie sehr es zu beklagen ist, daß er nicht in die Lage gesetzt ward, sich diesem Studium ganz weihen zu können.

Im Jahre 1754 kam auch *Gebler*, ein Mann von großen Einsichten und von vieler Klugheit und Tätigkeit nach Wien. Er hatte, so wie mehrere Männer, die um die Aufklärung in Östreich Verdienste haben, so wie *Birkenstock*, *Heß*, u. a. den Vorzug, daß er schon in seiner Jugend die guten Bücher protestantischer Schriftsteller hatte kennen lernen, und war mit dem Grade der Aufklärung und Kultur, zu dem die protestantischen Länder gestiegen waren, bekannt. Er sah ein, woran es Östreich fehlte, und ist viele Jahre lang unablässig bemühet gewesen, je mehr er Einfluß bekam, mit wohlüberlegter Mäßigung das zu verbessern, was der Lage der Sachen nach zu verbessern möglich war; und so hat er durch stille Ausstreuung von mancherlei gutem Samen sicherlich mehr nützliche Ver-

¹ Hr. O. K. R. Büsching hat das Leben dieses verdienten Mannes kurz beschrieben, und ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, in seinen *Wöchentl. Nachr.*, IIIter Jahrgang, S. 129 und 137.

besserungen zu Stande gebracht, als manche andere, die sehr viel posaunt und sich selbst gerühmt haben. In der hohen Stelle die er jetzt bekleidet, hat er Gelegenheit, und wird sie gewiß benutzen, zu werktätigen Verbesserungen die Hand zu bieten.

In eben diesem Jahre ward *Martini* Professor auf der Universität zu Wien, durch den um Östreich so verdienten *Gerard van Swieten*, der um diese Zeit bemühet war, die Macht der Jesuiten zu brechen und geschickte Männer auf die Universität zu bringen. *Martini*, ein philosophischer Kopf, hat unbeschreibliche und nicht genug erkannte Verdienste um Östreich sich dadurch erworben, daß er die Denkkraft seiner Schüler erregte, indem er philosophische Begriffe entwickelte, und daß er, indem er zuerst in Östreich das *Recht der Natur* lehrte, die philosophischen Wahrheiten auf die *Menschheit* zurückführte. Dies gab ganz andere und gemeinnützigere Begriffe, als durch *scholastische Wortphilosophie* und durch *Aloysius-andachten* bisher waren erregt worden. Ein großer Teil der Männer, die sich jetzt in Östreich als Gelehrte und als Geschäftsleute vorzüglich auszeichnen, sind seine Schüler.

Unter den Schülern dieses würdigen Mannes begannen einige lebhafte junge Leute, *Riegger*, *Sonnenfels*, Bob u. a. durch Lektur guter deutscher protestantischer Schriften Liebe zur deutschen Sprache und zu den schönen Wissenschaften zu gewinnen. Sie errichteten 1761 eine *Deutsche Gesellschaft*, die der Hr. von *Sonnenfels* in einer kleinen Schrift ankündigte. Wenn es eines Beweises bedürfte, daß die guten protestantischen Schriftsteller der einzige Gegenstand der Nacheiferung dieser jungen Männer gewesen ist, so wäre es schon an der in Holz geschnittenen Vignette genug, womit Hr. v. *Sonnenfels* den Titel seiner Ankündigung zierte, und davon ich hier einen Abdruck hersetze:



Es ist sehr charakteristisch, wie *Gellert* als der Hauptschriftsteller der ganzen Gruppe *weit aufgeschlagen* liegt, wie *Rabener* sich an ihn lehnet, wie *Opitz* und *Uz* ihn tragen, wie *Mosheim* nur unter *Gellerts* und *Hagedorns* Schatten kaum hervorgucken darf, und wie *Kleist* und *Geßner*, *Klopstock* und *Cramer* im Hintergrunde stehen. Den Sinn der beigelegten *Weltkugel* bin ich nicht vermögend zu erraten. Ist's etwa die *Wienerwelt*?

Man hat schon oben¹ aus der eignen Nachricht des Hrn. v. *Sonnenfels* gesehen, daß ich seine Liebe zur deutschen Literatur durch eine Stelle in den *Briefen, die neueste Literatur betreffend* anfachte, worin ich 1761 sagte: ›*Östreich* habe uns (damals) noch keinen Schriftsteller gegeben, der die Aufmerksamkeit des übrigen Deutschlands verdient hätte; welcher Ausdruck ihn ermuntert hat, ein solcher Schriftsteller werden zu wollen. Es beliebt ihm

¹ Im IIIten Bande, S. 354.

zwar, das was ich damals sagte, eine *Nationalbeschimpfung* zu nennen.¹ Ich hoffe aber, er hat sich nur etwas unbequem ausgedrückt, so wie es wohl zu geschehen pflegt, wenn man gern etwas bemänteln will, was nicht zu bemänteln ist. Daß es so war, war allerdings der österreichischen Nation *schimpflich*, so wie die Bemühung des Hrn. v. Sonnenfels, daß es ferner nicht so sein sollte, *rühmlich* war. Aber daß ich dieses sagte, war nicht *Beschimpfung*, sondern *Wahrheit*: eine Wahrheit, die ich deswegen frei heraus sagte, damit die österreichische Nation aus ihrer Trägheit erwachen möchte; eine Wahrheit, die mich wahrhaftig nicht gereuet, laut und freimütig gesagt zu haben, weil sie die glückliche Veranlassung geworden ist, damals die für die deutsche Literatur in Österreich so nützliche Revolution zu bewirken, daß nun die besten protestantischen in Österreich bis dahin so allgemein verschrieenen und verbotenen Schriftsteller öffentlich zur *Nachahmung* empfohlen wurden, und dadurch der Grund zur folgenden sukzessiven mehreren Aufklärung gelegt ward. In des Hrn. v. Sonnenfels *Ankündigung einer Deutschen Gesellschaft*, S. 13, sagt er: »Unsere Sprache hat Richtigkeit, Geschmeidigkeit, Pracht, Anmut, Edels, Fließendes; sie ist lebhafter Wendungen, eines erhabenen Schwunges, sie ist aller Einkleidungen, sie ist des Natürlichen, des Naiven fähig: und ein *Opitz*, ein *Canitz*, ein *Mosheim*, ein *Klopstock*, ein *Zachariä*, ein *Hagedorn*, ein *Schlegel*, ein *Cramer*, ein *Gottsched*, ein *Rabener*, ein *Gellert*, ein *Gleim*, ein *Kleist*, ein *Lichtwer*, ein *Uz*, ein *Bodmer*, ein *Zimmermann*, ein *Gefner*, ein *Wieland*, sind meine Be-
weise.« Er führte also lauter protestantische Schriftsteller an, lauter solche, die nicht Östreicher sind. Wäre ein einziger *Eingeborner*, ja wäre nur ein einziger *katholischer* vorhanden gewesen; er würde gewiß nicht unterlassen haben ihn zu nennen, und geltend zu machen.

¹ De Luca, Gelehrtes Österreich, Iten Bandes 2s St. S. 152.

Die Art, wie das Publikum in *Wien* die *neuen deutschen Gesellschafter* und ihre Bemühungen aufnahm, zeigte auch genugsam, wie hart es dem *Religionsvorurteile* und der *Nationaleitelkeit* zu verdauen fiel, daß es bloß *Ausländer*, daß es *Protestanten* waren, von denen Hr. v. *Sonnenfels* zu den Östreichern mit so großem Recht sagte:

Die eifert nachzuahmen!

So seid ihr deutscher Art, nicht bloß von deutschem Samen. Man nannte daher damals das *Deutsche*, das die *Neue Deutsche Gesellschaft* einführen wollte, und das jetzt jeder Schriftsteller in *Wien* zu schreiben sucht, spottweise *lutherisch deutsch*. Hr. v. *Sonnenfels* berichtet selbst,¹ daß ein Mann von Ansehen, dem er sich zur Beförderung in ein Amt vorstellte, und seine Fähigkeit dazu mit einigen *gedruckten Stücken* dartun wollte, ihn anfuhr: ›Ich dünkte der Herr ist wohl gar ein *Lutheraner*² – wenigstens ist es

¹ S. de Luca, Gelehrtes Österreich, Iten Bandes 28 St. S. 158. ² Ein solches Wort, als Schimpfwort, in dem Munde eines eifrigen Katholiken, bedeutet alles was man Schändliches denken kann, bedeutet soviel, und mehr, als wenn ein eifriger Lutheraner einen freimütig denkenden Menschen einen *Deisten* schilt. Daß ich nicht zuviel sage, erhellt schon daraus, daß ein Mann, der in *Wien* geboren ist, berichtet, daß noch jetzt in *Laibach*, der Hauptstadt einer österreichischen Provinz, in einer Stadt wo zwei *gelehrte Gesellschaften* sind, der Glauben herrscht, daß die Lutheraner nicht getauft sind. (S. Bernoulli, Sammlung von Reisen, XII. Band, S. 441.) Ist nicht noch allenthalben in der katholischen Kirche ein Ketzer sicut Ethnicus & publicanus [beispielsweise ein Heide und Sklave]? Rousseau sagt von seiner eigenen Abschwörung der protestantischen Religion: ›On me mena faire une abjuration solennelle & recevoir les accessoires du baptême, quoiqu'on ne me rebaptisât pas réellement: mais comme ce sont à peu près les mêmes cérémonies, cela sert à persuader au peuple que les protestants ne sont pas chrétiens.‹ Confess. Lib. II. p. 131. [Man führte mich, feierlich abzuschwören und die *Requisiten der Taufe* zu empfangen, obgleich man mich nicht wirklich *nochmals taufte*: indes sind es etwa dieselben Zeremonien; diese dienen dazu, dem Volk einzureden, daß die *Protestanten keine Christen sind*. Bekenntnisse, Buch II, S. 131.] So listig hat die Hierarchie jede Zeremonie einzurichten gewußt, daß auf allen Seiten, Sachen aus falschem Gesichtspunkte vorgestellt, und dem Volke gehässige Begriffe gegen die Ketzer beigebracht werden.

des Herrn sein *Deutsch.* – Ein Autor gar! Der Herr *ist in meine Kanzlei zu gescheit!* – Man bemerke, daß es gerade *zwanzig Jahre* sind, da dies in *Wien* zu dem österreichischen deutschen Schriftsteller gesagt wurde, der zuerst von dem übrigen Deutschland bemerkt zu werden verdiente; und überlege, wie sehr damals daselbst noch die Vorurteile der Erziehung und der Religion allen Samen des Guten erstickten. Man wird, wenn man diese ehemalige grobe Unwissenheit und Bigotterie bedenkt, alsdann sich nicht so sehr wundern, daß Österreich in manchen Sachen noch so weit zurück ist, als vielmehr, daß es *in so kurzer Zeit* durch die eifrige Bemühung wahrer Patrioten, wenigstens gegen die vorige Zeit zu rechnen, so viel vorwärts gekommen ist.

Die Mitglieder der *Neuen Deutschen Gesellschaft* waren eifrig, die erste Bahn zu brechen. Ein jugendlicher Mut belebte sie, und ihre jugendliche Einbildungskraft bildete ihnen vor, daß dasjenige, was sie taten, nicht allein für Österreich, sondern auch für *das ganze Deutschland* sehr wichtig wäre. Das ganze übrige Deutschland aber, welches damals schon seit zwanzig Jahren mit *Deutschen Gesellschaften* angefüllt war, merkte nicht auf die in *Wien*. Man hatte gesorgt, ein Exemplar der *Ankündigung* des Hrn. v. *Sonnenfels* nach *Paris* zu schicken, wo sie ins *Journal étranger* eingerückt ward. Aus demselben lernte ich sie kennen, und ich machte es mir zur Pflicht, sie in den *Briefen, die neuste Literatur betreffend*¹ in Deutschland weiter bekannt zu machen, welches mir sehr bald die Korrespondenz aller damaligen Mitglieder dieser Gesellschaft erwarb.

Verschiedene *Wochenblätter* waren die ersten Früchte dieser neuen Verbindung. Sie hatten den Nutzen, daß in *Wien* die bisher noch ganz unbekannte deutsche Lektur einigermaßen gemein zu werden anfang, und daß ver-

¹ Im XVten Bande, S. 49.

schiedene, dem bis dahin von der Hierarchie so sehr unterdrückten Östreich noch ganz unbekannte, Wahrheiten gesagt wurden. Für das ganze übrige Deutschland, das schon weiter fortgeschritten war, konnten sie freilich nicht so interessant sein, ob es gleich die Verfasser allzugeschwind glaubten. Sie vergaßen, daß diejenigen Schriftsteller, die sie sich noch vor kurzer Zeit zur *Nachahmung* vorstellten, *nur durch langes und ernstliches Studium* das wurden, was sie sind, und glaubten durch einige fliegende Blätter und unreife Versuche ihnen in ganz kurzer Zeit *gleich* gekommen zu sein. Sie glaubten nicht allein, ihre Werke überhaupt wären sehr vollkommen, sondern einer wollte auch immer vollkommener sein, wie der andere. Daraus entstand zwischen ihnen Neid und Eifersucht, und in wenig Jahren, schon um 1765, war alles voll Streiten und Kämpfen.

Es ist für mich eine sonderbare Unterhaltung gewesen, da ich, bei Gelegenheit dieser Reisebeschreibung, die verschiedenen Veränderungen der Gelehrsamkeit in Wien und verschiedenen Epochen davon, die ich erlebt habe, die Wochenschriften und Streitschriften, die man mir damals fleißigst einsendete, und die ich meist noch besitze, nebst den Briefen, die fast jeder neue deutsche Gesellschafter an mich schrieb,¹ wieder übersehen habe. Es fällt

¹ Seit dem Jahre 1757, da ich die *Bibliothek der schönen Wissenschaften* herauszugeben anfang, ward ich von dem größten Teile der deutschen Schriftsteller mit einer Korrespondenz beehrt, die nach und nach immer mehr zunahm, nachdem die *Briefe, die neueste Literatur betreffend* und hernach die *Allgemeine deutsche Bibliothek* erschienen. Daß diese Korrespondenz sehr wichtige Beiträge zu der Denkungsart vieler Schriftsteller, die in diesen dreißig Jahren eine öffentliche Rolle gespielt haben, enthält, und daß ich die deutsche Literatur seit dreißig Jahren von solchen Seiten habe kennen lernen, wie sie wenig jetztlebende Gelehrte kennen, wird jedermann leicht vermuten, der ein wenig weiß, daß bei manchen Schriftstellern, das was sie öffentlich tun, nicht alles ist was sie tun. Wenn jemand manche Briefe an mich, mit dem, was gewisse Leute vorher und nachher öffentlich taten, zusammenhalten sollte, so würde freilich der Charakter dieser Leute in sonderbarem Lichte erscheinen.

jetzt gar sonderbar auf, wie völlig gewiß damals jeder seiner Sache war, wie völlig zufrieden mit dem, was geschah, wie genau jeder schon ausrechnete, daß alle *Provinzen* Deutschlands höchstaufmerksam auf die *Deutsche Gesellschaft* wären, die in der vermeinten *Hauptstadt Germaniens* nunmehr gestiftet war. Ob manches, was jetzt geschrieben wird, nach fünfundzwanzig Jahren auch ein so sonderbares Ansehen haben werde, mag ich nicht entscheiden. So viel hat mich die Erfahrung gelehrt, daß schon zehen Jahre einen großen Unterschied in der Art zu denken machen, daß man oft nach zehen Jahren schon an dem zweifelt, dessen man vor zehen Jahren so sehr gewiß war. Und gemeiniglich ist es Folge der Fortschreitung in der Erkenntnis, daß man zu *zweifeln* anfängt.

Doch diese Streitigkeiten sind vergessen. Sie hatten wenigstens den Nutzen, daß man anfang, sich zu einer bessern deutschen Schreibart zu gewöhnen. Auch fing man nach und nach an, wenigstens einige grobe Vorurteile abzulegen, und der Wahrheit etwas dreister ins Gesicht zu sehen. Man fing wenigstens in etwas an, sich von der *Hierarchie* los zu machen; und obgleich diese wieder mit allen Kräften strebte, ihre verjährten Rechte zu behaupten, so gewann man ihr dennoch etwas Land ab. In diese

Ich habe von meiner Privatkorrespondenz nur ein- oder zweimal bei höchstabgedrungener Notwehr öffentlichen Gebrauch gemacht. So sehr man oft, so wie jetzt noch von einigen Schriftstellern in Wien geschieht, mit giftiger Bitterkeit darauf losgegangen ist mir unangenehme Stunden machen zu wollen, so habe ich nie, und wenn ich es zuweilen noch so sehr in meinen Händen hatte, das Widervergeltungsrecht ausgeübt. Daß gewisse Schriftsteller ihre Eitelkeit, ihren Zorn, ihre Rachgier selbst an den Tag legen, kann und mag ich ihnen nicht wehren. So lang ich aber Privatbeweise solcher Leidenschaften zur Ehre der Gelehrsamkeit unterdrücken kann, ohne das, was ich der Wahrheit und mir selbst schuldig bin zu verabsäumen, so tue ich es sehr gern, und schone, wo mich niemand schont. Ich habe auch sogar Anstalten gemacht, daß nach meinem Tode aus meiner so weitläufigen Korrespondenz nichts als was wirklich für die Wissenschaft nützlich sein kann, bekannt gemacht werden soll, und dessen ist, wie man mir leicht glauben wird, nicht wenig.

Epoche fallen die Werke eines *Gebler*, *Sonnenfels*, *Taube*, *Denis* u. a. m., welche Östreich Ehre machen; und *Wien* hat in derselben an geschickten und verdienten Gelehrten sehr zugenommen. Große Schritte sind in dieser zwanzigjährigen Epoche, bei deren Endigung ich gerade in Wien war, geschehen. Aber sehr große Schritte waren damals und sind zum Teile gewiß noch jetzt zu tun. Die Spuren der überwiegenden Macht der Hierarchie waren dazumal noch allenthalben sichtbar. Sehr viele Vorurteile, welche aus einer eingeschränkten mönchischen Erziehung ihren Ursprung hatten, waren bei Unterredungen mit Leuten, die sonst nicht ganz ununterrichtet waren, häufig zu spüren. Eben so sehr merkte man zuweilen, daß gewisse für die Menschheit wichtige Wahrheiten, worauf das übrige Deutschland schon lange aufmerksam geworden ist, einem großen Teil des Publikum in Wien damals noch nicht so angelegentlich waren. Daß eine Menge nützlicher Bücher nicht gehörig bekannt, und ein großer Teil der Gelehrten und der Weltleute in der Literatur noch sehr zurück waren, konnte bei den strengen Verboten der Zensur wohl nicht anders sein. Ich habe schon oben S. 872 erwähnt, daß sich sogar Gelehrte fand, denen *Niebuhr*, *Basedow* und *Lambert* nicht einmal den Namen nach bekannt waren. Einige fand ich, denen eine sehr einseitige und in dem nördlichen Deutschlande schon abgelebte französische Lektur über alles zu gehen schien, bei denen *Voltaire's Questions sur l'Encyclopédie* [Fragen zur Enzyklopädie] ein klassischer Autor war, den sie entweder im Gespräche zitierten, oder Einfälle daraus anbrachten, deren Ursprung mir, der ich ein sehr gutes Gedächtnis habe, sehr wohl erinnerlich war. Auch fand ich nicht wenig Leute, welche von wichtigen deutschen und englischen Büchern zwar wohl den Titel gehört hatten; wenn man sich aber näher darüber einlassen wollte, von dem Inhalte nur undeutliche Begriffe hatten. Bei einigen rührte es, wie ich merkte, bloß daher, weil sie nicht genug

Acht gegeben und die Materie nicht genug ergründet hatten; bei andern daher, weil sie nicht hatten die Erlaubnis erhalten können, diese Bücher kommen zu lassen und zu lesen. Einige waren daher endlich gegen solche Bücher selbst, und gegen die darin enthaltenen Materien gleichgültig geworden. Andere bedauerten es mit innigst, daß in Wien nicht eben die Freiheit wäre, alle Bücher kennen zu lernen und zu lesen, wie in dem übrigen Deutschlande, und daß viele Bücher ganz fehlten. Wer Bücher liebte, suchte sich auf allerlei Art zu helfen. Ich lernte einen denkenden und fleißigen Mann kennen, der ganz in der Stille studierte. Um Bücher lesen zu können, zu deren Ankauf er nicht reich genug war, und die ihm auch nicht würden sein erlaubt worden, machte er sich mit einem *Zensor* bekannt. Es war sonst in Wien sehr gewöhnlich, daß die Offizianten, die gut bezahlt wurden, ihre Arbeit durch andere verrichten ließen. Das Amt eines *Zensors* war (und ist noch) eine einträgliche Bedienung; also hatte der größte Teil der Zensoren eben nicht Lust, die weitläufige und langwierige Arbeit, so viele neue Bücher durchzulesen, selbst zu verrichten, sondern sie bezahlten andere dafür. An einen solchen war mein Freund geraten. »Ich habe«, sagte er mir, »davon ein, obgleich geringes Einkommen, ich kann ungestört eine Menge Bücher kennen lernen, die ich sonst nicht würde zu sehen bekommen. Ich weiß denn wohl, was man hier für Ketzerei ausgibt, ob ich es gleich selbst nicht dafür halte.« Er studierte also die Bücher zu seinem eigenen Nutzen, und hatte dabei weiter nichts zu tun, als daß er, wenn er etwas nach landüblichen Vorurteilen Bedenkliches fand, einen Kniff ins Buch und einen kurzen Bericht machte, den der Zensurrat nicht ermangelte, als seine eigene Bemerkung dem Kollegium vorzutragen.

Verschiedene gute Köpfe und gute Menschen, mit denen ich etwas vertrauter wurde, bedauerten, daß sie *einzeln* in ihrer Wissenschaft waren, und niemand fanden,

dem sie ihre gefaßten Ideen mitteilen könnten, oder dem sie wichtig wären. Meine eigene Neigung Ideen zu wechseln welche auf Erforschung der Wahrheit gehen, hat mir mit einigen solcher Männer einige sehr vergnügte und lehrreiche Stunden zuwege gebracht, mit dem Bedauern nur daß ich sobald von ihnen scheiden mußte. Der Mann von dem ich oben S. 874 angemerkt habe, daß er sich verschiedene philosophische Schriften *abgeschrieben* habe, weil er sie nicht hatte gedruckt erhalten können, klagte mir sehr, daß er fast niemanden habe, der durch Lesen und durch Denken philosophischer Schriften so weit gekommen wäre, daß er mit ihm über solche Materien disserieren könne. Man weiß aber, wie sehr die mündliche Unterredung bei forschenden Freunden zu Entwicklung der Ideen beiträgt, und wie sauer es dem wird, welcher alles aus sich selbst herausholen soll.

Eine sehr mangelhafte Kenntniss von dem politischen, literarischen, kommerzialischen und sittlichen Zustande des ganzen übrigen Deutschlands, besonders des protestantischen fand ich fast allenthalben, zum Theile bei solchen Personen, wo man es nicht hätte vermuten sollen. Hieraus entsprang freilich in manchen Fällen eine sehr unrichtige Schätzung Östreichs gegen das übrige Deutschland. Ich könnte davon sehr sonderbare Beispiele anführen. Ich begnüge mich an einem einzigen, das mich selbst etwas näher angehet.

Bei meiner Anwesenheit in Wien waren einige rechtschaffene Leute, bei welchen vielleicht auch meine *Vorrede* über die *österreichische Zensur* einigen Eindruck mochte gemacht haben, bemühet, der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* wieder Zugang in Östreich zu verschaffen, ohnerachtet ich darum nicht sollizitiert hatte, und auch aus mancherlei Ursachen es nie würde getan haben. Nicht wenig Leute, welche glaubten, meine Reise nach Wien müsse einen besondern Grund haben, liehen mir allerhand Absichten; insonderheit schienen viele voraus-

zusetzen, ich sei gekommen, um durch persönliche Sollizitation die *A. D. B.* aus den Fesseln zu erlösen, in welchen sie, ihrer Meinung nach, schmachtete. Einige ließen sogar merken, man würde dabei vermutlich *Bedingungen* machen wollen.¹ Ein Mann, der gewiß nicht zu den unaufgeklärtesten in Wien gehört, der in einem ansehnlichen gelehrten Amte steht, und der es wirklich gut mit mir meinte, suchte mich zu bereden, einige Schritte darum zu tun. Ich lehnte es aber ab. Er sagte darauf, es wäre ein *leichtes Mittel* da, der *A. d. Bibl.* freien Lauf in den K. K. Erbländen zu verschaffen: »Es dürften nur die *theologischen Rezensionen*, die doch ohnedies ganz uninteressant und *unbeträchtlich* wären, weggelassen werden, so würde alles übrige ohne alles Bedenken eingelassen werden.« Ich antwortete: »Dieser Teil der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* werde bei uns nicht für *unbeträchtlich*, sondern vielmehr für sehr beträchtlich und für sehr nützlich gehalten. Ich würde ihn also wohl nicht weglassen.« Er sagte: »Das möchte man wohl bei uns (gleichsam *in der Provinz*) meinen; aber wer würde denn wohl solche Sachen lesen? Und wenn's nun auch bei uns so wäre, so wäre doch die Hoffnung des Debits in den sämtlichen K. K. Erbländen ein Objekt, welches verdiente, daß ich meinen Entschluß änderte.« Ich versicherte ihn: »Nicht des *Debits*, sondern viel höherer Ursachen wegen habe ich die *Bibliothek* unternommen, und unter so großen Beschwerlichkeiten so lange fortgeführt; ich würde daher auch des Debits wegen niemals eine Änderung machen, am wenigsten eine Änderung, die den Nutzen der *Bibliothek* so sehr vermindern würde.« Er gab zu, daß der Debit bei einem solchen

¹ Man erzählte mir bei dieser Gelegenheit sehr glaubwürdig, daß als 1778 die *Allgemeine deutsche Bibliothek* verboten ward, ein sehr angesehener Mann bei der Zensur sagte: »Ei! wir wollen die Berliner schon anders schreiben lehren, sie sollen in den *Erbländen* kein Exemplar mehr absetzen.«

Werke nicht die Hauptrücksicht sein müsse, »aber der *Debit in den sämtlichen K. K. Erblanden*, der auf viele Hunderte und Tausende gehen müsse, wäre doch eine so wichtige Sache, daß in Ansehung desselben wohl eine Änderung könne gemacht werden.« Ich schwieg anfänglich, wie denn, wenn die Gedanken gar zu sehr verschieden sind, *Schweigen* für einen Reisenden sehr oft die weiseste Maßregel ist. Als er dies aber mehrmals wiederholte, antwortete ich endlich: »Wenn ich auch, ob es gleich meine Art ganz und gar nicht wäre, hier auf den Debit Rücksicht nehmen wollte, so wäre der Debit in den K. K. Erblanden so beträchtlich nicht, daß er hierin einen Einfluß haben könnte.« Er fragte: »Wie so? Nicht beträchtlich?« Ich antwortete: »Daß mein Debit der *A. d. B. fast in jeder beträchtlichen protestantischen Stadt* beinahe so stark und zum Teil stärker wäre, *als in allen K. K. Erblanden zusammengenommen*; und daß namentlich *in Hamburg viermal so viel abgesetzt würde*.« Er fragte erstaunt: »Ob ich zur Unzeit scherzen wolle, und wie das, was ich sagte, zu verstehen sei?« Ich antwortete: »Ganz nach dem Wortverstande; daß z. B. alle Buchhändler in *Nürnberg* oder *Frankfurt am Main*, in jeder Stadt mehr, und alle Buchhändler in *Hamburg viermal so viel Exemplare der Allgemeinen deutschen Bibliothek* von meiner Handlung *direkte* erhielten,¹

¹ Im Jahre 1777, ehe die A. d. B. verboten ward, sendete ich direkte nach Östreich, Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen zusammen 46 Exemplare; im Dezember 1783, nachdem die Einbringung dieses Werks wieder koniviert oder toleriert wird, zusammen 43 Exemplare, ungerechnet 5, die an den *Kais. Reichshofrat* für das Privilegium abgeliefert werden, und 2 die ich verschenke. Der Abgang guter Bücher in einem Lande im allgemeinen ist gewissermaßen ein Thermometer, welches anzeigen kann, in wiefern Licht in die Köpfe und Wärme in die Herzen gedrungen ist. Ich bin weit entfernt, die *A. deutsche Bibliothek* zu einem Maßstabe auf die Art zu machen, so wie etwa gewisse Schriftsteller den Verstand oder den guten Geschmack in einer Stadt darnach abmessen, ob darin *auf ihre Werke* von vielen ist pränumeriert worden oder nicht. Aber da ein Werk, wie die *A. d. B.*, wozu so viele würdige Gelehrte konkurrieren, das in

als *alle Buchhändler der K. K. Erblande direkte von mir kommen* ließen.« Dies schien ihm nach den großen Begriffen, die er vorher geäußert hatte, ganz was Unglaubliches, so wie es auch in der Tat sonderbar genug ist. Nachdem ich ihn nun mehrmals versichert hatte, daß es die klare Wahrheit sei, so fragte er, mit einem Tone zwischen Scherz und Bitterkeit: ›*Ob denn Hamburg so groß sei?*‹ Ich versetzte: ›*Vielleicht etwas größer als Wien ohne die Vorstädte*; aber auf die *Größe* kommt es nicht an, sondern darauf, daß darin *mehr Leser ernsthafter Bücher* sind, und daß die Einwohner *an Literatur mehr Anteil nehmen*.«

Ich habe schon gesagt, daß ich gerade zu Ende der über zwanzig Jahre gedauerten Epoche in Wien war, während welcher man gesucht hatte, die Gelehrsamkeit dort zu verbessern. Kurz nachher machte der jetztregierende Kaiser durch Verstattung der Preßfreiheit und durch die Erlaubnis ausländische nützliche Bücher zu lesen, und besonders

Deutschland eine so wichtige Revolution gemacht hat, in den weitläufigen österreichischen Landen so wenig gekauft wird (denn wenn man auch annehmen wollte, daß indirekte durch andere Buchhändler noch 30 Exemplare hineinkommen, so wird es alles sein), so erhellet doch so viel daraus, daß daselbst der Inhalt desselben, *die ganze neue deutsche Literatur*, so interessant nicht ist, als im übrigen Deutschlande. Es sind auch in den Erblanden der Buchhandlungen sehr wenige. In Österreich kenne ich außer *Wien* nur Buchhandlungen in *Linz*, *Graz* und *Klagenfurt*, in Böhmen in *Prag*, in Mähren in *Brünn*, in Ungarn in *Pest* und *Preßburg*, in Siebenbürgen in *Hermannstadt*, die sämtlich, außer *Wien*, nicht sehr beträchtlich sind. In *Trieste* wollte Hr. C. H. Moll 1780 eine Buchhandlung anlegen, aber schon 1782 mußte er aufhören, und ging nach *Laibach*, von da er in *Bernoulli Reisen*, XIIter Band, S. 440 über den großen Mangel an Aufklärung und über die wenige Liebe zur Literatur in den dortigen Gegenden, und ›daß der Buchhändler wenig außer *Wiener Broschüren* verkauft, bittere Klagen ergehen ließ‹. Man halte einmal dagegen, wie dicht aneinander zwischen *Braunschweig* und *Kassel* oder zwischen *Wittenberg* und *Jena* die Buchhandlungen zu finden sind. Wenn man vollends die Arten der Bücher, die in diesen Buchhandlungen am meisten gesucht werden, mit denen in den östr. Buchhandlungen *vergleichen* könnte, so würde der Kontrast noch stärker sein.

durch einige Befreiung von der *päpstlichen Hierarchie* (obgleich die *bischöfliche* und *priesterliche Hierarchie* nur noch allzuviel Macht bis jetzt hat) zu einer neuen Epoche für die österreichische Literatur Raum, die nach und nach sehr glorreich ausfallen kann, wenn seine Untertanen sämtlich die landesväterlichen Absichten dieses Monarchen nicht hindern, sondern befördern, wenn sie, Ihm gleich, helle Einsichten mit unermüdeter Tätigkeit verbinden. Über den künftigen Erfolg zu urteilen, wäre zu viel. Ich kann nur sagen, daß ich aufrichtig wünsche, daß jede zum Besten wahrhafter Aufklärung abzielende patriotische Bemühung gesegnet sein möge. Man fängt nun an, von der Herrschaft der *Hierarchie* sich in etwas los zu machen;¹ aber doch bei weitem nicht genug. Es ist nun er-

¹ Des würdigen Hrn. Landrats *Eybel Abhandlung von der Ohrenbeichte* erscheint eben. Sie würde eines der wichtigsten Bücher für das katholische Deutschland sein, wenn sie den Erfolg haben sollte, daß eine Gewohnheit, die geradezu erfunden ist, um die menschliche Gesellschaft zu verkehren, und jeden Menschen von *Priestern* und *Orden* abhängig zu machen, abgeschafft würde. Wenn nur nicht immer noch der traurige Grundsatz fest stände, daß die Kirche in allen *dogmatischen* Sätzen unfehlbar sein soll! Da wird denn ein unseliger Streit geführt, ob ein Satz zum *Dogma* oder zur Disziplin gehöre, und darüber wird die wichtige Frage: ob er *wahr* oder *falsch*, dem *Wohl des Menschen angemessen* sei oder nicht, ganz aus den Augen gelassen. Wie höchst seltsam viele Leute in Wien noch bis jetzt die religiösen und asketischen Begriffe brauchen und modifizieren, davon finden sich in den neuen Wiener Schriften viel Beweise. Der Titel einer periodischen Schrift, die in diesem 1784ten Jahre in Wien herauskommt, ist: ›Das betrachtete Leiden Jesu vom Ölberge bis zur Schädelstätte, die *sicherste Lehrschule der Aufklärung*‹. Eine feine *Aufklärung*, die durch solche elende asketische Schriften befördert werden soll, welche aus Bigotterie und Schematismus zusammengesetzt sind! Viele Leute brauchen jetzt in Wien das Wort *Aufklärung* wie einen Scherwenzel, und wissen wahrhaftig nicht, was *Aufklärung* ist. Eben so kam in Wien 1783 eine *Volksschrift zur Aufklärung* heraus. In deren Ankündigung heißt es, man wolle darin zeigen: ›Wie hoch *unsere geheiligte Religion* der alleinige Hauptpfeiler des ganzen *Wohls der Nationen*, durch die Reinigung ihrer eingeschlichenen Mißbräuche, und Säuberung von allem diesen Unflat, geschätzt, und

laubt, gute Bücher zu lesen, und also *können*¹ sich wenigstens nützliche Kenntnisse allgemeiner verbreiten. Nun ist zu hoffen und zu wünschen, daß man die Vorurteile der Erziehung immer mehr ablegen, und daß der *anhaltende Fleiß*,² der freilich bisher in Östreich sehr gefehlet hat, der aber doch zum gründlichen Studiren so nötig ist, jetzt so allgemein werden möge, als bisher Gemächlichkeit war; alsdenn kann sich Östreich von den dort vorhandenen jungen fähigen Köpfen auf die Zukunft viel Gutes versprechen.

Die literarischen Früchte, die Deutschland bisher von dieser neuen Epoche gesehen hat, sind hauptsächlich eine

nach dem Muster ihres ersten heiligen Stifters wieder hergestellt werde, daß die Ausbreitung *solcher geheiligten Religion* der erste Schritt und Grund zur allgemeinen *Glückseligkeit* sei, und Verächter, Spötter und Indifferentisten derselben die strafbarsten im Staate ausmachen. Eine feine Aufklärung, wenn man sich einbildet, die *katholische Religion* sei von allen Mißbräuchen gereinigt, ihre Ausbreitung (merkt es doch ihr Protestanten!) sei *der erste Grad allgemeiner Glückseligkeit*, und wer davon nichts hält, sei der Strafbarste im Staate! Solche grobe Begriffe findet man allenthalben, unter beständigem Rufen, wie alles so verfeinert, so vom Unflath gesäubert, so aufgeklärt sei! Es wird gewiß eine geraume Zeit dazu gehören, ehe man die Vorurteile der Erziehung allgemein ablegen, und sich von dem bisherigen und noch beständig mächtigen Einflusse der Hierarchie ganz losmachen kann.

¹ Seit ein paar Jahren ist in Wien auch eine Lesegesellschaft, in welcher neue Bücher herumgeschickt werden, dergleichen man im nördlichen Deutschlande schon längst hatte, errichtet worden. Wenn die Auswahl der Bücher gut ist, so kann sie allerdings zur Ermunterung der Liebe zur Literatur und Ausbreitung gemeinnütziger Kenntnisse viel beitragen. Aber sonderbar ist es, daß in den Wiener öffentlichen Blättern steht, diese Gesellschaft sei von der Regierung bewilligt worden. Bedarf eine solche Gesellschaft eine Bewilligung der Regierung? ² Hr. Moll sagt am oben S. 910 angeführten Orte, zu Ende des Jahres 1783: »In den meisten Provinzen Östreichs ist es noch dunkel, und es will noch nicht Tag werden. – Wir haben hier (in Laibach) zwei gelehrte Gesellschaften, wovon die eine die Gesellschaft der Operosen heißt, die so untätig ist, daß sie nicht einmal Zusammenkünfte hält. Die andere ist eine Agrikulturgesellschaft, die nunmehr so gut als abgestorben ist.« (S. auch oben S. 410.)

ungeheure Menge von kleinen Traktätchen von allerlei Gattung, die in *Wien* seitdem herausgekommen sind. Schon vorher ward freilich auch in *Wien* vielerlei geschrieben; aber eine so unselige Schreibsucht, wie seit der erweiterten Preßfreiheit sich in *Wien* zeigt, war sonst in Deutschland *nirgends* zu finden. Ein Wiener Schriftsteller¹ versichert: daß vom 1sten April 1781 bis zu Ende Septembers 1782, folglich in einer Zeit von 18 Monaten, *bloß in Wien 1172 Schriften* erschienen wären. Es hat jemand die Wiener schreibende Zunft mit der *Frau* in dem Singespiele *Die drei Wünsche* verglichen, die nachdem sie die ihr genommene Sprache wieder erhielt, mit Plaudern nicht aufzuhören wußte. Wenn man die überaus große Menge der Schriftsteller,² die jetzt Traktätchen schreiben, betrachtet, so fällt in die Augen, daß eine große Menge Leute da sein müssen, die sonst nichts zu tun haben, als bei jeder Gelegenheit ihre meist sehr geringfügigen unmaßgeblichen Gedanken zu sagen. Betrachtet man die große Seichtigkeit des größten Theils dieser Schriften, so sieht man, wie wenig Kenntnisse und wie viel Eigendünkel der größte Teil dieser Schriftsteller haben müsse, daß sie sich nicht schämen, mit so gar schlechten Wischen hervorzutreten. Betrachtet man hingegen, daß doch alle diese Schriften in *Wien* geschwind verkauft und begierig gelesen werden, so kann man sich von dem Geschmacke des lesenden Publikums daselbst keine allzu großen Be-

¹ *Blumauers Beobachtungen über Östreichs Aufklärung und Literatur.* Wien 1783. 8. S. 36. – Dabei sind diese Schriften sehr teuer, ein paar Bogen kosten 10 bis 14 Kr. Im April 1782, da etwan 800 Schriften heraus waren, würde, wie ich von einem Wiener Buchhändler weiß, ein komplettes Exemplar aller dieser Schriften über 260 Fl. gekostet haben. ² In einer Zeitung ward im Mai 1783 gerühmet, es wären seit der erweiterten Preßfreiheit in *Wien* 1100 und in allen österreichischen Erblanden nun 6000 Schriftsteller. Diese Anzahl ist nun zwar offenbar übertrieben; aber wenn auch in den Erblanden nur 1000, und also 500 mehr als vorher wären, so möchte man wohl fragen: Was sind ihre Schriften?

griffe machen. Zwar ist überhaupt in keiner Stadt in Deutschland auf den allgemeinen Geschmack des lesenden Publikum so gar viel zu geben. Indessen so viele ganz elende Schriften würden doch wohl in keiner andern Stadt Deutschlands Leser finden. Die Ursache, daß sie doch, so schlecht die mehresten sind, in Wien gelesen werden, ist zum Teil in der Neugierde und in der Gemächlichkeit des dortigen Volkes zu suchen. Was viel Mühe zu studieren kostet, mag es nicht; aber ein Traktat von ein paar Bogen mit einem anlockenden Titel, der nichts Kopfbrechendes enthält, ist bald gelesen, vertreibt ein wenig die ganz tote Langeweile, gibt heute und morgen bei Tische oder beim Spaziergange auf dem Graben etwas zu schwatzen, und ist übermorgen vergessen, weil wieder ein paar neue Traktätchen gekommen sind. Hauptsächlich ist aber hiebei auf die *Lokalität* des Inhalts zu rechnen. Längst schon ist es in Wien so gewesen, daß diejenigen Schriften, die dortige Vorfälle betreffen, gar viel sind gekauft worden,¹ und weit mehr als nützliche Bücher, weil die Neugierde durch jene mehr gereizt wird. Nun sind aber fast alle der vielen hundert Schriften, die in Wien heraus kommen, *gänzlich lokal*, und betreffen Sachen aus Wien selbst, von den *Stubenmädchen* an bis zum *Papste*, und von den *Hunden und Katzen in Wien an, bis zum Erzbischof*. Darin ist denn freilich für jedermann etwas zu lesen, sei es auch geschrieben wie es wolle.

¹ Von den *Klotzischen* Briefen, denen niemand in Deutschland einen sonderlichen Wert beigelegt hat, wurden in Wien in wenigen Tagen viele hundert Exemplare verkauft, weil ein paar Briefe von Leuten in Wien, und Leute in Wien betreffend, darin befindlich waren. Von einer lateinischen *Introductio in jus Ecclesiasticum* [Einführung in das Kirchenrecht], die in dem übrigen Deutschlande niemand würde angesehen haben, wurden in Wien in wenig Tagen fünfhundert Exemplare vergriffen (s. Schlözers Briefw. XLI. Heft, S. 292), weil aus ein paar Stellen Gift gegen ein paar bekannte Männer gesogen ward. So ging es auch noch kürzlich mit *Curalt Jus ecclesiasticum*, s. oben S. 690.

Indessen kann man diesen Schriften, so schlecht auch der größte Teil davon ist, dennoch einen gewissen relativen Wert für Östreich nicht absprechen. Es ist durch dieselben das Volk zu gewissen Ideen gewöhnt worden, deren ruhige Annahme vom Volke man vor vier Jahren schwerlich würde geglaubt haben. Dies ist vorzüglich der Fall bei dem größten Teile der Schriften, welche über *geistliche Sachen* heraus gekommen sind, wenn sie gleich sonst schon genugsam bekannte Sachen enthalten. Es sind doch in denselben eine große Menge grober Vorurteile zur Schau gestellet, die sehr schädlich waren. Selbst, daß das Volk sich gewöhnt, über solche Materien frei disputieren zu hören, welche es bisher, als von der *unfehlbaren Kirche* ausgemacht, mit blinder Ehrfurcht verehret hatte, ist schon viel wert. Auch mehrere andere Mißbräuche sind in verschiedenen dieser Schriftchen gerügt worden, wovon ich oben schon, besonders *im achten Abschnitte*, einige Beispiele angeführt habe; und es sind noch verschiedene andere Schriften herausgekommen, in denen mit edler Freimütigkeit Wahrheit verfochten wird.

Indessen sind freilich die nützlichen Schriftchen immer der allergeringste Teil. Verschiedene scheinen einige Vorzüge zu haben, so wie die *Feigen des Demokritus* süß schmeckten, nicht aus eigener Süßigkeit, sondern, weil sie in einem Honigtopfe gelegen hatten; denn es wird in diesen Traktätchen oft aufs unverschämteste *ausgeschrieben*. Daß diese Schriftchen so gar wenig Wert haben, und wie sich die Herren Autoren doch so gar viel damit einbilden, hat selbst ein Wiener Schriftsteller sehr gut gerügt,¹ der die *Wiener Büchlschreiber* sehr launigt anredet:

Es brummt an einem Ort der Bär,
Weiland Herr Lucian Voltär,
Und sagt: es soll kein groß Kunststück sein,

¹ Die Wiener Büchlschreiber nach dem Leben geschildert von einem Wiener. S. Deutsches Museum, Sept. 83, S. 281.

Zu schreiben kleine lumpichte Büchlein.
Aber recht im Zusammenhang
Von einer Sachen schreiben lang,
Mit Kritik und Philosophie,
Das meint er, daß es gar künstlich sei.
Weiter noch will er gedrunghenen Stil,
Gedanken, nicht der Worte viel,
Neue Erfindung, Witz, Verstand,
Und Geisteskost, nicht Augensand.
An dieser Sache mag wohl was sein.
Mit Gunst, ihr Herren Wiener Autorlein,
Wollt ihr euch nicht geben die Müh,
Zu schreiben etwa so einen Esprit?
So einen *Messias*? – oder frisch dran,
So was von der Kunst wie Winckelmann?
Eine *Geschichte der Deutschen* wie Schmidt?
Ihr macht ja sonst alles keck mit.

Wie nun? Da ist kein Mensch zu Haus!
Jeder aber schreit: »Lösch die Lichte aus,
Hier ist ja alles Strahl und Glanz,
Der große Schein verblendet mich ganz.
Vor diesem war hier Dunkelheit,
Jetzt aber sind wir alle gescheut;
Der Schweizer, Schwabe, Preuß und Sachs,
Schmilzt in unserm Strahl, wie ein Wachs.
Hier ist jeder ein Philosophus!
Et nos poma natamus!
Wir messen uns in jedem Stück,
Mit ganz Deutschland von'r Spree bis zum
Hunsrück.«

In diesen Verslein sind viele Schriftsteller in Wien ziemlich nach dem Leben geschildert. Sie gehn allemal zuerst von sich selbst aus, machen das, was sie und ihre Freunde tun, über alle Gebühr geltend; und da sie zugleich das übrige Deutschland gar nicht kennen, oder gar nicht kennen wollen: so nehmen sie zuweilen einen vornehmen

Ton an, worüber man in dem übrigen Deutschlande die Achsel zuckt, und ihn auch schon hin und wieder öffentlich gerügt hat.¹ Gewisse Schriftsteller Wiens führen eine seltsame sauersüße Sprache. Von einer Seite verlangen sie Nachsicht für Östreich, weil daselbst alles noch im *Werden* sei, weil man *in kurzer Zeit*, und gegen den vorigen offenbar *höchstelenden Zustand*, doch schon *nicht wenig getan habe*, und den besten Willen habe weiter zu gehen. Von der andern Seite schämen sie sich nicht, um sich selbst mit vollen Backen zu loben, das *ganze übrige Deutschland* mit ihrem lächerlichen Dünkel geradezu zu *beleidigen*. Ein ganz neues Beispiel davon hat Hr. *Blumauer* gegeben, der in einem Büchlein,² worin er gestehet: ›Daß die in so mancher Betrachtung *kolossalische Größe* des östreichischen Staats mit der *literarischen Kleinheit* desselben, einen *auffallenden Kontrast mache*, doch sich nicht zu sagen scheuet: ›Ist nicht Wien der *Mittelpunkt*, um den sich *Deutschlands kleinere und größere Planeten drehen*? Ist es nicht – zumal jetzt – das Augenmerk von ganz Europa? Haben *Philosophie und Wissenschaften daselbst nicht einen viel weitern Wirkungskreis*? – *Ist Aufklärung nicht in vollem Gange*, und stehen nicht Männer, wie manches weit hellere Land sie nicht hat, an ihrer Spitze? *Sieht nicht alles auf uns*, und haben nicht selbst *auswärtige Schriftsteller* bekennet: *Wenn die deutsche Literatur, wie sie jetzt ist, noch weiter rücken soll, so müsse sie von Wien aus weiter geführt werden*?‹ Wer ist derjenige, der behauptet hat: *Wenn die deutsche Literatur, so wie sie jetzt ist, weiter rücken soll*,³ müsse sie von

¹ ›Die Wiener stellen sich an, als ob sie alles selbst erfunden hätten, erwähnen außer sich selbst keine Christenseele. Das ist bei ihnen Staatsabsicht, nicht Unwissenheit in der Literatur allein.‹ S. *Baldinger*, *Neues Magazin der Arzneigelahrtheit*, XI^s St. S. 956. Die angeführte erste Ursache mag Hr. *Baldinger* verantworten. ² *Blumauers Beobachtungen über Östreichs Aufklärung und Literatur*. Wien 1783. 8. S. 52, 54. ³ Ist's denn noch eine Frage, ob sie weiter rücken soll und wird?

Wien aus weiter geführt werden? und was ist der, der so etwas ohne Mißbilligung nachschreibt? Hat Hr. *Blumauer* nicht etwa bloß *Worte ohne Sinn* schreiben wollen, so darf man wohl sagen, daß schwerlich jemals etwas Unüberlegteres behauptet worden ist. Geht die *deutsche Literatur* noch am Gängelbände, daß sie *geführt* werden muß; oder wissen deutsche Gelehrte *selbst zu denken* und *ihren eignen Gang zu gehen*? und welches sind die deutschen Länder, wo sie es am längsten wissen? Wäre vom *Führen* die Rede, welches nicht ist, so schaue Hr. *Blumauer* um sich, wer die Männer sind, die *führen* sollen, und wer die sind, die er *führen lassen will*. Will er das übrige gelehrte Deutschland führen, oder wer will es sonst? Ich kenne und verehere alle die würdigen und verdienten Gelehrten, die in Wien sind; aber die werden gewiß eine für ganz Deutschland so beleidigende Sprache nicht führen.

Wodurch hätte sich *Wien* denn qualifiziert, daß *von daher* die deutsche Literatur müßte *geführt* werden? Etwa, weil da der prächtigste Hof, die reichsten Vasallen, die zahlreichsten Müßiggänger, die mannigfaltigsten Zeitvertreibe, die leckersten Schmausereien sind? – Wer Dinge nach ihrem wahren Werte zu schätzen weiß, wird doch *daraus* nimmermehr schließen, daß daselbst mehrere Kultur des Geistes verbreitet sei! – Etwan weil *Wien* die Residenz eines mächtigen Monarchen ist? Ich verehere jeden Monarchen, *weil er mächtig* ist, und mehr noch, *wenn* er Gutes tut. Aber Gott behüte, daß Männer, die nicht Hofschranzen sind, den Monarchen ferner einbilden wollten, alles, und besonders die Kultur einer Nation und die Aufklärung in Gelehrsamkeit und Religion, müsse *allein von ihnen* herkommen! Diese wohltätigen Verbesserungen, wenn man ihnen einen dauerhaften Einfluß versprechen soll, werden am sichersten aus der mittlern Klasse des Volks entstehen, wenn diese für die nötigsten Bedürfnisse des Körpers zu sorgen nicht nötig hat, und so vorbereitet

ist, daß sie *nachdenken* und *tätig sein will* und *kann*. Sie in diesen Zustand zu bringen, ist die höchste Kunst eines Regenten, und befördert das dauerhafte Wohl einer Nation gewiß mehr, als alle direkte Verordnungen und Befehle. Aus der mittlern Klasse werden sich Kultur und Aufklärung sehr bald in die untern Klassen des Volks ausbreiten, wenn deren Geist nicht durch Armut, Aberglauben, Faulheit und stumpfe Sinnlichkeit niedergedrückt ist; und sie werden sich von da aus auch in die höhern Stände verbreiten, wenn diese nicht durch Stolz, Reichtum, Aberglauben, Faulheit und verfeinerte Sinnlichkeit, für das was der Menschheit wichtig ist, unempfindlich worden sind. Ist dies wahr, so wie es die Geschichte allenthalben bestätigt, so ist auch offenbar, daß sowohl Kultur als Aufklärung nicht *notwendig* in einer *Residenzstadt* zuerst aufkeimen, am wenigsten aber *vom Hofe aus* eingeführt werden müssen. Ich wohne auch in der Residenzstadt eines mächtigen Monarchen, und zwar eines Monarchen, der durch Beförderung der Freiheit zu denken und zu reden und durch sein eigenes Beispiel von Einsicht, Fleiß, Tätigkeit und Ordnung, den Fortgang der Kultur und der Aufklärung in seinen eigenen Ländern, und in ganz Deutschland, nun *seit vierzig Jahren* auf eine so in die Augen fallende Weise befördert hat. *Berlin* hat überdies seit fünfzig Jahren, seit *Reinbecks* Zeiten, beständig Gelehrte und fast in allen Wissenschaften gehabt, welche in Absicht auf freimütige Denkungsart und Tätigkeit immer *vor ihren Zeitgenossen vorausgingen*. Dies gibt *Berlin* noch jetzt unleugbare Vorzüge; aber niemanden in *Berlin* wird einfallen zu behaupten, *Berlin* sei die *einzigste Stadt* dieser Art; noch weniger: *wenn die deutsche Literatur noch weiter rücken sollte, müsse sie von Berlin aus weiter geführt werden*.

In welchem Betrachte könnte man dieses denn von *Wien* behaupten? Wäre etwa *Wien* in Absicht auf *Kultur* und *Aufklärung*, in Absicht auf *Freimütigkeit* und *Tätigkeit*, *alles*; und *das übrige Deutschland* wäre für *gar nichts*

zu rechnen? Selbst Hr. *Blumauer*, so sehr unüberlegt er zu urteilen gewohnt ist, und so gedankenlos ihn auch oft sein Dünkel macht, wird sich nicht unterstehen, dies *geradezu zu behaupten*. Könnte er auch durch den Zauber seiner Einbildungskraft, die über alle Schwierigkeiten so leicht dahin hüpf, wirklich alle Gelehrte, die sich durch Schriften um Deutschland verdient gemacht haben, aus *Göttingen*, aus *Hamburg*, aus *Berlin*, aus *Leipzig*, aus *Halle*, aus *Weimar*, aus *Jena*, aus *Zürich*, ja aus *ganz Deutschland*, aus der *Schweiz* und aus dem *Elsasse* nach *Wien* versetzen, so würde *Wien* alsdann freilich einen sehr großen Vorzug haben, wenn *alle bekannte Gelehrsamkeit Deutschlands in dieser einzigen Stadt vereinigt* wäre. Aber auch selbst alsdann würde noch nicht folgen, daß *nur von Wien aus die deutsche Gelehrsamkeit weiter müsse geführt* werden. Denn so viel auch alle übrigen deutschen Länder verlieren würden, wenn sie alle ihre bekannten Schriftsteller entbehren müßten, so ist doch fast zu glauben, daß so viele von ihrer Stelle versetzte Gelehrte ihre vorige Art zu wirken nicht beibehalten könnten. Auch ist in allen andern Ländern durch alle Stände ein großer Schatz von Kenntnissen verbreitet, der immer noch fortwirken würde; und junge Gelehrte von großen Talenten keimen täglich hervor, die von den allenthalben verbreiteten Kenntnissen noch immer genährt werden, und wenn sie sich ausgebildet haben, gewiß *aus eignen Kräften*, ohne *nachzuahmen* oder auf *Führung* zu warten, auf der ehrenvollen Bahn der Wissenschaften weiter zu gehen wissen werden.

Männer von Talenten, wenn sie weiter sahen als ihre Zeitgenossen, wenn sie vor ihnen an Einsicht, an Freimütigkeit, an Tätigkeit weit voran gingen, haben oft Deutschland, eine Zeitlang, wenn es zurück war, einige Schritte weiter zu führen gewußt. Dies gibt der *Stadt* und dem *Lande*, wo sie waren, außer der verdienten Ehre, allerdings deswegen einen Vorzug, weil diese großen Männer

gewöhnlich unter ihren nächsten Mitbürgern ihre Kenntnisse zuerst verbreiteten. Dies ist aber nicht ein Vorzug, mit dem man nur prahlen, sondern vielmehr den man mit verdoppelten Kräften zu *erhalten* suchen muß. Eben, wenn von einer solchen Stadt oder von einem solchen Lande aus Kenntnisse allgemeiner verbreitet und weiter getrieben werden, so wird eben dadurch diese Stadt oder Land den andern nun *gleicher*, und verliert den merklichen Vorzug. Dies ist auch zu Beförderung der allgemeinen Aufklärung sehr gut. Es wird hoffentlich niemals dahin kommen, daß die *deutsche Gelehrsamkeit einseitig von einem einzelnen Lande*, noch weniger von *einer einzelnen Stadt* beständig ausgehen sollte. Kein wahrer Gelehrter muß sich erlauben zu behaupten, daß so etwas geschehen müsse. Denn es gibt bloß zu Neckereien Anlaß, und hindert das Einverständnis zum allgemeinen guten Zwecke. Die gemeinschaftliche Bemühung aller Städte Deutschlands, wo Kultur, wo Aufklärung, wo philosophische freimütige Denkungsart hervorkeimt, und nach und nach herrschend wird, muß nach und nach *die gemeinschaftliche deutsche Literatur* befördern. Hierzu ist der kleinste Flecken, in welchem Männer von geprüfter Einsicht wohnen, mehr wert, als die größte Stadt wo sie nicht sind. Eine *Residenzstadt* hat in Absicht auf Beförderung der allgemeinen Literatur keinen absoluten Vorzug. In *Halle* lebten *Thomasius* und *Wolff*, die zuerst in Deutschland den Gebrauch der Muttersprache und mit ihr den Gebrauch philosophischer Denkungsart verbreiten halfen. In *Leipzig* lebten *Mascov* und *Gottsched*, in *Zürich* *Bodmer* und *Breitinger*, welche Deutschland auf so manche Art schon beinahe vor sechzig Jahren erleuchteten. *Hamburg* hat seit 1730, da in dieser Stadt die *Patriotische Gesellschaft* existierte, da derselben Mitglieder, *Fabricius*, *Wichmann*, *Brockes*, *Reimarus*, allerseits Männer von hellem Geiste oder von philosophischem Scharfsinne und (zum Teil noch nicht genug erkannt) heller Denkungsart



5. Friedrich Nicolai, 1780

blühten, beständig, und noch bis jetzt, große Schritte vor dem übrigen Deutschlande und *vor allen Residenzstädten* vorausgetan. In wie vielen andern Städten, Residenzstädte oder nicht, seit der Zeit zum allgemeinen Besten der deutschen Literatur Gutes gewirkt worden, wird dem, der mit unbefangenen Gemüte und mit reiflicher Überlegung die gelehrte Geschichte Deutschlands seit den letzten funfzig Jahren studieren will, in seiner wahren Gestalt erscheinen. Je mehr man den ganzen Umfang menschlicher Kenntnisse, und inwiefern sie in Deutschland höher gebracht und weiter verbreitet werden können und müssen, einsieht, desto mehr wird man finden, daß die *deutsche gelehrte Republik* ihrer ganzen Natur nach, eine *vollkommene Demokratie* sein muß, und daß jedes Land, jeder Stand, jeder einzelne Gelehrte, die sich des ausschließenden Vorzugs anmaßen wollen, *die deutsche Literatur zu beherrschen* oder nach ihren Absichten zu *führen*, des *gelehrten Ostrazismus* würdig ist.

Ich würde es nicht der Mühe wert gehalten haben, das unüberlegte Geschwätz eines Jünglings voll Dünkel zu widerlegen, wenn mir nicht bei dieser Gelegenheit einige allgemeine Wahrheiten in den Sinn gekommen wären, die ich freimütig herauszusagen für nützlich hielt. Dazu kommt, daß viele junge Leute in Wien solche unüberlegte Worte gar zu gern nachschwatzen, und sich dabei in einer eingebildeten Vollkommenheit einschläfern. Es möchte also wohl nützlich sein, sie zu erinnern, daß sie das übrige Deutschland recht kennen lernen sollten, ehe sie glaubten, es zu übertreffen. Dies wäre für den Fortgang der Wissenschaften in Östreich selbst sehr nützlich; denn wenn man schon glaubt vollkommen zu sein, so wird man nicht streben, in der Vollkommenheit noch weiter fortzuschreiten. Geringschätzen muß sich keine Nation, aber sie muß nicht von sich übermäßig eingenommen sein, und verachten, was sie nicht kennt. Dies ist nur zu oft in Wien der Fall gewesen, wie man finden wird, wenn man

bedenkt, was seit dreißig Jahren daselbst vorgegangen ist. Man hat dort schon mehrmals den inländischen Zustand der Literatur für viel vollkommner gehalten, als er wirklich war, schon mehrmals geglaubt, wenn man *etwas* getan hatte, *alles* getan zu haben, und diejenigen, welche daran zweifeln wollten, für *Feinde* gehalten, da sie wirklich *Freunde* waren. Wer sich die Mühe geben will, Bücher, die vor einundzwanzig Jahren gedruckt sind, nachzulesen, kann finden, ob man nicht schon damals in Wien glaubte, *Wien* sei das für die *deutsche Literatur*, was *London* und *Paris* für die *engländische* und *französische* sind, weil *Scheyb* eine sehr prächtig gedruckte nunmehr ganz vergessene *Theresiade* innerhalb den Linien zu Stande gebracht hatte, und weil man so weit gekommen war, eine *Penelope* schreiben, und die *Alemannischen Brüder* spielen zu können. Ich nahm mir *damals* die Freiheit freimütig herauszusagen,¹ daß in Wien bei weitem noch nicht alles schon so vollkommen wäre, als man es sich einbildete. Meine Absicht dabei war, daß es besser werden sollte. Ich ward zwar deshalb, noch viele Jahre nachher, *angefeindet*; aber ich hatte das Vergnügen zu sehen, daß es wirklich besser ward. Denn, ob man gleich schalt und schimpfte, so ward man doch auf die guten Schriftsteller des übrigen Deutschlands aufmerksam, fing an, sie kennen zu lernen und sie nachzuahmen. Wenn ich jetzt eben so freimütig anzeige, daß Mängel vorhanden sind, und auseinandersetze, worin sie bestehen, so habe ich, so wie vor zwanzig und mehreren Jahren, keine andere Absicht, als zu *bessern*. Kann ich diese erreichen, so will ich auch gern nochmals erdulden, daß man mich *anfeindet* und über mich herfährt, welches so, wie ehemals, nicht ausbleiben wird. Ich sage, wie jener Spartaner, demjenigen, der wegen Anhörung nützlicher Wahrheit in wilde Leidenschaft gerät, sehr ruhig: *Schlag zu, aber höre mich an!*

¹ Literaturbriefe, XIIr Band, S. [324.] S. auch oben im III. Bande, S. 354 und im IVten Bande, S. [Angabe fehlt.]

Aus:
Beschreibung einer Reise durch
Deutschland und die Schweiz,
im Jahre 1781. Eilfter Band

Über das Journal Die Horen

Das Journal *Die Horen*, obgleich nicht eigentlich, wenigstens nur dem kleinsten Teile nach, in *Tübingen* geschrieben, kommt doch daselbst heraus. Dies veranlasset mich hier etwas darüber, und bei Gelegenheit der Beschaffenheit desselben, auch sonst eins und das andere zu sagen, was mir am Herzen liegt. Es wird hoffentlich erlaubt sein, auf Mißbräuche aufmerksam zu machen, die allgemein zu werden anfangen, und unserer kaum aufkeimenden Literatur sehr schädlich werden können. Es ist immer gut, Gegenstände, welche durch eine neue gelehrte Mode allzueinseitig angesehen werden, auch einmal von einer ganz andern Seite zu betrachten, weil auch treffliche Köpfe zuweilen auf nachtheilige Seiten der Gegenstände nicht aufmerken wenn sie alles aus einem voraus festgesetzten Gesichtspunkte betrachten, welcher jene Seiten verdeckt. Vielleicht wird es mir, durch mehr als vierzigjährige Beobachtung der deutschen Literatur, leichter, dieselbe von mehrern Seiten zu überblicken; so wie meine Lage und beständige Aufmerksamkeit auf gemischte Gesellschaft, wobei ich Geschmack und Gesinnungen aller Stände genauer kennen lernte, und noch täglich mehr als mancher anderer kennen lerne, mir vielleicht auch einige

Fähigkeit gibt, näher zu beobachten, in welchem Grade Schriften auf das allgemeine große Publikum wirken oder nicht wirken. Ich glaube durch so lange Beobachtung mich um so mehr legitimiert zu haben, über literarische Angelegenheiten auch meine Stimme zu geben, da ohnedies eigentlich jeder dazu berechtigt ist. Ich kann unparteiisch sein, denn ich bin unabhängig, und habe mit keiner der gelehrten Kabalen zu tun, welche jetzt der deutschen Literatur ein so kleinliches Ansehen geben. Ich werde auch unparteiisch meine Meinung sagen, und dabei sehr offenherzig, wie ich immer tat; unbekümmert ob diese Meinung der Meinung derjenigen widerspreche, welche sich gerade jetzt in Besitz gesetzt haben den Ton anzugeben.

Das genannte Journal ist berühmt, war noch berühmter ehe es herauskam. Es ward unter so hohen Versprechungen angekündigt, daß es eben kein Wunder ist, wenn ein großer Teil der Leser seine Erwartungen nicht in Wirklichkeit gesetzt fand. Leider ist hierüber bei einer sehr großen Anzahl der Leser der *Horen*, von allen Ständen, beinahe nur *eine* Stimme!

In England nennt man ein Buch so ankündigen, to puff [marktschreierisch anpreisen]! Ferne sei es von mir, daß ich den berühmten Herausgeber der *Horen* hiebei beschuldigen wollte. Ich zweifle gar nicht, seine Überzeugung und seine Hoffnung von dem überwiegenden Werte seines Journals ist seiner Ankündigung ganz gleich gewesen, und er hat sich nur geirrt; so wie sich *Lessing* ehemals in seinen Hoffnungen von einem *Museum* irrte, welches er herauszugeben gedachte, und woran, eben so wie an den *Horen*, die trefflichsten Köpfe Deutschlands mitarbeiten sollten. Ich habe davon bei einer andern Gelegenheit ein paar Worte gesagt,¹ und könnte noch viel mehr sagen. Ein solcher Irrtum machte *Lessingen* keine Schande,

¹ Man sehe darüber Lessings Korrespondenz mit Ramler, Eschenburg und Nicolai. 1794. 8. S. 248 bis 250.

und eben so wenig *Schillern*. Es ist nichts mehr als Mangel praktischer Kenntniss einer Welt worin man nicht lebt, und die ist leicht zu verzeihen. Aber freilich *Lessingen* schadete ein solcher Irrtum, und *Schillern* könnte er vielleicht auch schaden, könnte ihn vielleicht auch einmal, wenn er sähe, daß das Publikum das nicht achtet was er für wichtig hält, – eben so wie *Lessingen* – mit der deutschen Literatur unzufrieden machen;¹ eben wie dort, ohne Schuld der deutschen Literatur.

Vollends, daß ein vielleicht allzuoffiziöser und gewiß allzu unbedachtsamer Freund in der *Jenaschen Literatur-Zeitung* von den *Horen* in viel zu hohem Tone sprach, und damit den größten Teil der Leser gewiß nicht in eine für dies Journal vorteilhafte Stimmung setzte, ist dem Herausgeber nicht zuzuschreiben; obgleich freilich er und sein Werk unter der Unbehutsamkeit seines Freundes notwendig leiden mußten.

Es ist eine treffliche Sache um den Enthusiasmus. Ohne ihn ist nichts Großes und Edles zu Stande gekommen. Wenn aber eine Gesellschaft von Freunden über irgend eine Art der Gelehrsamkeit, oder über irgend eine Art Empfindung, oder über die Art sie darzustellen, in ihrem eingeschränkten Zirkel enthusiastisch geworden ist, so ist's immer sehr mißlich – ich könnte es mit mehreren Beispielen aus der deutschen Literargeschichte seit dreißig Jahren belegen – diesen Enthusiasmus, zu welchem man durch freundschaftliche Unterhaltung ist erwärmt worden, unmittelbar dem großen Publikum mitteilen zu wollen. Ich wünschte, daß dieses einige, sonst sehr schätzbare Männer bedenken möchten, welche zu glauben scheinen: mit Wärme für das sprechen, was in ihren freundschaftlichen Zirkeln mit Eifer getrieben wird, sei der Weg, auch im großen Publikum gleiche Gesinnung zu erwecken. Nicht allemal! Das Sicherste scheint zu sein, nicht selbst

¹ Man sehe daselbst S. 249, 279.

allzufrüh warm zu werden; sondern seine Wahrheit oder seine Empfindung mit großer Kunst so deutlich und so lebhaft *darzustellen*, daß dadurch das Publikum sich selbst erwärme. Leidet dies der Gegenstand nicht, so ist's besser und sicherer, ganz kalt und ruhig die Sache so vorzustellen, wie man sie erkennt, sie für sich selbst reden zu lassen, und sich nicht in hohe Worte zu verlieren.

Indes würde dieses Journal gewiß für das allgemeine Publikum einen größern Wert haben, und dadurch auf dasselbe wohlthätiger wirken, wenn wenigstens darin wäre vermieden worden, was unvermerkt unter einem großen Teile deutscher Schriftsteller Mode wird, aber so weit meine Kenntniss reicht, dem größten Teile deutscher Leser sehr mißfällt: – die unbedachtsame und unzweckmäßige Anwendung der Spekulation, womit man alles auszumachen vermeint, und der unzeitige Gebrauch der Formen und der Terminologien der neuesten deutschen spekulativen Philosophie, der *kritischen*, in welche Form man jetzt alles zwingt, und schon glaubt gründlich nicht nur, sondern so Gott will, gar modisch zu schreiben, wenn man nur mit Kantschen Terminologien auf allen Seiten um sich wirft. Sogar die bekanntesten und trivialsten Sachen werden jetzt für tiefe Philosophie ausgegeben, sobald sie nur die Form einer kritischen Deduktion haben, und in die Worte eingehüllet sind deren sich die Kantsche Schule vorzüglich bedient. Als ob Form und Terminologie Philosophie wäre! oder, als ob wahre Philosophie nicht ohne Schulsutilitäten bestehen könnte!

Damit ist man aber auf dem geraden Wege, deutsche Literatur und Schreibart in Grund zu verderben. Beide werden dürr, einseitig, dürftig; und Literatur und Schreibart jeder Nation sollten doch fruchtbar, mannichfaltig und viel umfassend sein. Ich will versuchen, die Beschaffenheit dieses Übels, welches jetzt unsere Literatur sehr zu drücken anfängt, etwas näher auseinander zu setzen, ehe ich weiter von den *Horen* rede.

Ich habe hiebei kein anderes Interesse im Sinne, als das Interesse der Wahrheit und das Wohl der deutschen Literatur. Daß ich den berühmten *Kant* als einen der scharfsinnigsten Philosophen Deutschlands und als einen der verehrungswürdigsten Männer schätze, und ihn mit seinen unbesonnenen Nachbetern nicht in eine Klasse setze, ist kaum nötig erst zu sagen. Bin ich gleich, bei allem guten Willen, von der absoluten Wahrheit sehr vieler von seinen Behauptungen noch nicht überzeugt, so ist Überzeugung relativ. Ich habe wenigstens keine Mühe gespart, von dem neuen Wege, den er zur Verbesserung der Philosophie zu bahnen suchte, die deutlichste Kenntniss zu erlangen die mir möglich war, und mich mit seinen für die spekulative Philosophie so wichtigen Schriften so viel beschäftigt, als der Zweck erfordert warum mir überhaupt das Studium der Philosophie wert ist. Ob ich nun gleich nicht glaube, daß mit der Zurückführung aufs Formale alles oder so viel ausgerichtet werden könne, wie die meisten Freunde der kritischen Philosophie meinen, so würde mir doch sehr Unrecht geschehen, wenn man mich zu den Feinden der spekulativen Philosophie überhaupt, und besonders der kritischen Philosophie,¹ zählen wollte. Ich begehre gar nicht zu leugnen, daß diese vieles beigetragen hat, manche Vorurteile zu zerstreuen, welche sonst für Wahrheit galten; und besonders erkenne ich es für ihr großes Verdienst, daß sie den Scharfsinn scharfsinniger

¹ Ich habe bei einer andern Gelegenheit, in der *Geschichte eines dicken Mannes*, die Torheit der Anwendung metaphysischer oder formaler theoretischer Begriffe auf Dinge in der wirklichen Welt in ein komisches Licht gesetzt. Nicht um die Spekulation an sich herabzuwürdigen, sondern nur, um den allgemein gewordenen Mißbrauch zu rügen, der ihren Wert in den Augen des großen Publikum herabsetzt, welches mehr kennt als bloße Spekulation, und wegen dieses in die Augen fallenden pedantischen Mißbrauchs geneigt werden muß, von dem wahren Werte des spekulativen Geistes unserer deutschen Philosophen geringer zu denken, als es sollte. Dies ist auch hier allein meine Absicht.

Männer beschäftigt. Auch will ich jeden gern auf seinem eigenen Wege, und auf seine eigene Weise, die Wahrheit suchen lassen, weil ich überzeugt bin, daß der Wahrheit jede neue Wendung, welche der Untersuchungsgeist nimmt, zu Statten kommt. Aber, eben deshalb darf man keinen Weg für den einzigen ausgeben; sondern es muß auch jedem andern frei stehen, das, was er für Wahrheit hält, nach seiner Art zu sagen, und das, was er für Mißbrauch erkennt, frei zu rügen. Die Meinung, daß die Wahrheit schon ganz absolut, ganz apodiktisch gefunden wäre, würde, wie ich befürchte, das Ende aller Philosophie sein, weil sie allen Untersuchungen ein Ende machte.

Man sollte sich, bei der gegenwärtigen Krisis unserer philosophischen Literatur, nur ein wenig an das erinnern, was vor ungefähr einem halben Jahrhunderte geschah. Als ich vor etwa fünfundvierzig Jahren anfang, auf die deutsche Literatur aufmerksam zu werden, war die *Wolffsche* Philosophie noch allgemein unter den Schriftstellern Mode; ich habe die Zeit noch erlebt, wo alles *demonstriert* werden mußte; wo jeder Schriftsteller sich *ganz nach der Mode zu sein* dünkete, wenn er nach mathematischer Methode, und in gezählten Paragraphen schrieb, und alles in *Erklärung, Heischesatz, Folgesatz* und *Beweis* einkleidete; wo man so gewiß glaubte, alle philosophische Wahrheit gefunden zu haben, daß ich in meiner Jugend noch *Wolffische Philosophen* reden hörte, welche die Wahrheit dergestalt für völlig erschöpft hielten, daß sie sich gar nicht wunderten, keine wichtige philosophische Schrift mehr in Deutschland erscheinen zu sehen weil ihrer Meinung nach, nichts mehr zu tun übrig bliebe, da nun alles zur Philosophie Gehörige *demonstriert* wäre. Gerade so geht es jetzt mit der *kritischen* Philosophie. Es wird nicht allein sehr allgemein Mode, gewisse Floskelchen oder Terminologien, z. B. *reines Prinzip, Postulat der reinen Vernunft, letztes allgemein gültiges Prinzip, transzendental, formal,*

empirisch, Anschauungen, Kategorieen, Gesetz, Antinomie, gegebener Stoff, reine logische Form, reine Form für den sinnlichen Menschen usw., allenthalben und unaufhörlich zu gebrauchen; sondern mehrere kritische Philosophen behaupten auch gerade heraus, nicht nur die philosophische Wahrheit, sondern Wahrheit aller Art liege in reinen Verstandesbegriffen einzig und allein im tiefen Brunnen der kritischen Philosophie begraben, und sie dürften nur die Hand an den Eimer legen, um die reinen Begriffe nach vorgeschriebener Methode herauszuhaspeln, und sie dann in die von dieser Philosophie beliebte Formen gießen. So wie die *Wolffianer* alles *demonstrieren* wollten: so wollen unsere jetzige Philosophen alle menschliche Kenntnisse auf Sätze zurück bringen, welche *bloß formal, unbedingt, durch sich selbst festgesetzt* sind. Allein, wie, wenn nun ein solcher unbedingter Grund überhaupt dem menschlichen Verstande nicht gegeben wäre? Wie, wenn das Schicksal, welches die Wolffsche Philosophie getroffen hat, auch kritische Philosophie einst treffen könnte?

Und wäre es denn auch wirklich so sehr betrübt, wenn, unserer Natur nach, die unbedingte Wahrheit uns vielleicht nirgend, *außer dem Satze des Widerspruchs*,¹ gegeben wäre? Wenn wir durch das Philosophieren ihr zwar näher kommen, aber sie doch nie erreichen könnten? Wenn sie einer *Hyperbel* und jedes philosophische System einer *Asymptote* gliche, welche auch durch tausend Systeme verlängert, sie doch *nie erreicht*? Könnte nicht vielleicht die einzige Absicht des Schöpfers sein, daß der menschliche Geist bei Untersuchung transzendentaler Wahrheiten, wozu ihm der Trieb so deutlich eingepflanzt ist, seine edelsten Kräfte entwickeln sollte, welches gleich

¹ Ich darf schon nicht zudringlich sein! Meine Bitte um einige Gnade für den *zureichenden Grund* würde bei den neuern Philosophen doch nichts helfen. Er ist einmal so gut wie abgeschafft, – *ohne zureichenden Grund* – wie sich schon daraus von selbst versteht, daß der zureichende Grund kein Grund ferner sein soll.

aufhören würde, wenn er solche unbedingt gefunden hätte? Wäre dieses der Fall: so könnte es ja wohl mit der Philosophie und mit des Menschen Geiste recht gut stehen, wenn auch alle Systeme der Philosophie, keines ausgenommen, wahr und falsch, gut und mangelhaft wären, je nachdem man die Sache betrachtete. Wenigstens würde jeder Philosoph sich viel weniger streiten, würde weit weniger die Prätension nähren, als ob sein System allein ausschließend wahr wäre, wenn er nur recht lebhaft bedenken wollte, daß alle Systeme nichts als *menschliche Vorstellungsarten* sind, besonders aber, daß jedes, um andern mitgeteilt zu werden, durch die Sprache gehen muß, durch ein Menstruum, was oft die Kapelle selbst angreift worauf die philosophischen Sätze geprüft werden sollen, und uns also, wenn wir nicht recht genau Acht geben, leicht verführen kann ihre Bestandteile unrichtig anzugeben.

Doch dem sei, wie ihm wolle: so viel ist gewiß, daß, wenn auch jener feste Grund uns wäre gegeben worden, die kritische Philosophie ihn bis jetzt doch noch nicht gefunden zu haben scheint. Die so wesentlich verschiedenen Meinungen verschiedener kritischen Philosophen¹ über die wichtigsten Gegenstände der Philosophie scheinen den Verdacht der Ungeweihten zu rechtfertigen, daß in dieser Philosophie bis jetzt noch nicht alles *nach Gesetzen* bestimmt ist, die *unbedingt durch sich selbst bestehen*; und es fängt an, hin und wieder zu verlauten: manche unbedingte, letzte Sätze derselben ruhten ihrerseits wieder *auf etwas Bedingtem*, so ungefähr wie in der bildlichen Onto-

¹ Die Widerlegungen der Philosophen von andern Systemen will ich nicht einmal in Anschlag bringen, obgleich mehrere sehr bedeutend scheinen. Wenigstens müssen nicht alle Widerlegungen im *Nichtverstehen* ihren Grund haben, wie man anfänglich immer sagte, und noch jetzt gern sagen möchte; da man, obgleich nach einiger Weigerung, manches nachzugeben bewogen worden ist, und manches andere mit Stillschweigen in Vergessenheit zu bringen sucht.

logie der Indianer der Elefant, auf welchem das Universum so feste steht, seine Füße auf eine Schlange setzt, von welcher diese Ontologie nicht weiß, worauf sie ruht! Unter solchen Umständen kann die kritische Philosophie also auch wohl eben so wenig, als irgend eine andere verlangen, *allgemeingeltend* zu sein, oder zu werden; und sie wird der Natur des menschlichen Verstandes gemäß, so wie alle übrigen Philosophieen, künftig immer mehr und mehr anders modifiziert werden, so daß mit der Zeit etwas anders an ihre Stelle kommen wird: eben so wie es mit allen Philosophieen und Systemen seit Pythagoras Zeiten gegangen ist.

Freilich werden die kritischen Philosophen dieses nicht zugeben wollen. Bis jetzt scheint ihre Theorie, die alles entdecken und finden will, noch nicht entdeckt zu haben, daß der menschliche Geist sich nicht eine lange Reihe von Jahren hindurch in eine und dieselbe Form gießen läßt, daß also auch die Formen der Philosophie, wie schon die alte einfältige aber gute Gellertsche Fabel *vom Hute* zeigt, immer veränderlich bleiben werden – und um sprüchwörtlich zu reden, daß, wenn man einmal gefunden hat, daß hinter *einem* Berge Leute wohnen, man auch wohl hinter mehrern Bergen Leute vermuten würde. Besonders wird dies diejenigen unter ihnen betrüben, welche die Wahrheit glauben erhascht zu haben, um sie gleich einem Tanzbären an einem Halsbande in der Welt zur Schau herum zu führen, oder sie gleich einem Schmetterlinge an ihr Schreibepult zu spießen, damit sie sich an ihren bunten Flügeln recht ergötzen könnten. Aber, ich wünsche ihnen allen, alt und jung, Gesundheit, Wohlbefinden und langes Leben, um, wie ich, eine fünfundvierzigjährige Erfahrung zu machen, und alsdann selbst noch einmal zu untersuchen: Ob das, was sie im J. 1795 für *unbedingt* hielten, nicht im J. 1840 als *bedingt* erscheinen möchte? Ob die Kräfte des menschlichen Verstandes sich, mit so vieler Sicherheit, wie sie glaubten, ausmessen lassen? Ob die all-

gemeingültige, unbedingte, durch sich selbst gegebene, absolute Wahrheit schon in diesem Jahre 1795 gefunden war? Ob das *Empirische*, ob die *Erfahrung*, wovon sie im J. 1795 so verächtlich sprachen, wirklich gegen die reine Deduktion a priori so gar unbedeutend sei? usw.

Und könnten oder wollten sie selbst auch alsdann noch keinen Widerspruch hören, nun so findet dann im J. 1840 vielleicht irgend ein Liebhaber alter Bücher in irgend einem bestaubten Winkel einer öffentlichen Bibliothek, neben den formalen deduzierenden philosophischen Schriften, welche jetzt mit so vielem Geräusche den menschlichen Verstand, nach abgelaufener präklusivischer Frist, a priori für unfähig erklären, mehr von der Wahrheit zu erkennen als sie entdeckt zu haben vermeinen, oder auf andere als auf die kritische Art sie zu sehen, auch von ungefähr diese meine geringfügige bloß empirisch verfaßte *Reisebeschreibung*, deren Verfasser der Meinung war, daß weder der Grad der zu erfindenden möglichen Wahrheit so leicht zu bestimmen, noch die Kräfte des menschlichen Verstandes so leicht auszumessen sein möchten. Und wer kann so genau im voraus wissen, ob der Liebhaber alter verlegener Bücher im J. 1840 über mein Vertrauen zum menschlichen Geiste, oder über dieser Herren Vertrauen zur kritischen Philosophie lachen wird? Vielleicht wird er keins von beiden der Mühe wert halten. [...]

Auch Schriftsteller von denen man große Hoffnungen haben muß, lassen sich zuweilen Kantsche Terminologien da entfahren, wohin sie am wenigsten gehören. Ich weiß nicht, ist es Gewohnheit, so daß sie selbst nicht *merken*, wenn sie unschickliche Schulterminologien brauchen, oder glauben sie sich dadurch kräftiger auszudrücken? Ich befürchte fast, es ist das letztere; aber sie erreichen gewiß nicht ihren Zweck; denn Leser aus dem gemischten Publikum verstehen den Nachdruck solcher Worte nicht, die, nur in der Schulform gebraucht, Nach-

druck haben können, und auf Dinge des gemeinen Lebens angewendet, gar nichts sagen. In Herrn *Gentz*' politischen Schriften findet man dies hin und wieder; z. B. in einer interessanten Abhandlung: *Über den Einfluß der Entdeckung von Amerika*,¹ einem Gegenstande der nur mit Beurteilungskraft, durch geprüfte Erfahrung zur Reife gebracht, behandelt werden muß, kommen dergleichen *Anspielungen* auf die Terminologie der Schulspekulation vor, wodurch die Schreibart nicht selten schief oder dunkel oder schwerfällig gemacht wird, z. B. S. 278: ›*Stoff* und *Form der äußern Güter*.‹ S. 298: ›Gleichheit vor dem Gesetze drückt nichts anders als die *uneingeschränkte Allgemeinheit* desselben aus.‹ (Von *Gleichheit* kann man nicht sagen, daß sie *ausdrückt*.) S. 303: ›*Stoff* zur *Bereicherung*.‹ – – ›Die Masse der Geldeigentümer, ist sie einmal Meister geworden, ruht nicht eher, als bis diese Macht andere *Prinzipien* und andere *Formen* angenommen hat.‹ S. 312: ›Die Ideen einer immerwährenden Perfektibilität ist eine eben so *notwendige Vernunftidee*, als die *Idee* des höchsten Wesens.‹ U. dgl. m. Diese Wörter, *Prinzip*, *Stoff* und *Form*, *Vernunftidee*, *rein* u. dgl., sind Lieblingswörter, wodurch mehrere neuere Kantisch gesinnte Schriftsteller ihren Schriften ein bizarres Ansehen geben. Sie schmeicheln sich vielleicht dadurch ihre Lieblingsphilosophie im gemeinen Leben auszubreiten; ich befürchte aber dies ist ganz der unrechte Weg. Wenn es möglich oder nützlich ist, abstrakte Begriffe popular zu machen, so geschieht es gewiß am wenigsten dadurch, daß man solche *Worte* braucht, welche nur in der zusammengesetzten Reihe abstrakter Schulbegriffe eine richtige und bestimmte Bedeutung haben *können*. Besonders haben die Kantschen abstrakten Terminologien das Schicksal, daß sie da wo sie *emphatisch* sollen in concreto angewendet werden, fast immer schief angewendet werden und daher gemeinlich

¹ Neue deutsche Monatsschrift (Berlin), August 1795.

ins Lächerliche fallen. Herr *Friedrich Schlegel* in Dresden ist ein trefflicher Kopf, der einst einer der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller werden kann, wenn er nur bald in die wirkliche Welt tritt und fleißig mit Menschen aller Stände *Gedanken wechselt*, aber nicht allzu lange in der der Eigenliebe so behaglichen Region eigener abgesonderter Imaginationen und eigener abgesonderter Spekulationen verweilet, wenn er, der die Griechen so gut kennt, beständig simpel schreiben will, wie die Griechen. Er hat in die *Berlinsche Monatschrift* (Dez. 1794, S. 485) eine sehr schöne Abhandlung *Vom Werte der griechischen Komödie* eingerückt, die nur hin und wieder durch Auswüchse scholastischer Terminologieen ein wenig entstellt wird. Dadurch, scheint es, hat sie ihr Verfasser recht gründlich, recht eindringend machen wollen, und es erfolgt gerade das Gegenteil; denn die Gedanken werden dunkel, schieflend und ein wenig pedantisch. Nur ein Beispiel anzuführen: S. 501 heißt es: »Dramatische Vollständigkeit ist in der reinen Komödie, deren Bestimmung öffentliche Darstellung, und deren Prinzip der öffentliche Geschmack ist, nicht möglich.« Ist das nicht lustig! Eine reine Komödie, also vermutlich eine kategorische Komödie, eine Komödie nach reinen Verstandesbegriffen. Diese wird wohl in der öffentlichen Darstellung, wozu sie bestimmt sein soll, eine herrliche Wirkung tun! Ist sie etwa bestimmt vor den Magistern im Stifte zu Tübingen und vor Prof. Heydenreich und Fichte vorgestellt zu werden? Doch ich irre mich! Der öffentliche Geschmack soll ja das Prinzip dieser reinen Komödie sein. Das ist ein wenig arg! Alles muß, dem kritischen jetzt regierenden Sprachmißbrauche gemäß, rein sein und ein Prinzip haben; das ist doch im Grunde nichts als ein pedantisches Wortspiel. Aber den öffentlichen Geschmack, dieses wetterwendische Ding, zum reinen Prinzip und zum Prinzip einer reinen Komödie zu machen, ist allzuarger Mißbrauch transzendentaler Formeln. Es ist zu beklagen, daß gute Köpfe die eben in ihrer Bildung begrif-

fen sind, durch solche Affektation sich so früh verderben.

Aber noch mehr ist's wahrlich zu beklagen, wenn Männer die nicht nur völlig gebildet sind, die einen gerechten Ruhm erworben haben, das Schickliche so vergessen, daß sie, aus großer Liebe zu philosophischen Schulbegriffen, sie da einzwängen, wohin sie am wenigsten gehören. Sollte man glauben, daß sie der berühmte Herausgeber der *Horen* sogar in *Gedichten* hat brauchen wollen? Ein Gedicht im lieblichsten Tone, die *Würde der Frauen*,¹ stellt er durch folgende dunkle und harte Strophen:

Auf des Mannes Stirne thronet
Hoch als Königin die *Pflicht*,
Doch die *Herrschende* verschonet
Grausam das *Beherrschte* nicht.

Des *Gedankens* Sieg entehret
Der Gefühle Widerstreit,
Nur der *ew'ge Kampf* gewähret
Für des Sieges *Ewigkeit*.

Aber für Ewigkeiten entschieden
Ist in dem Weibe der Leidenschaft Frieden;
Der *Notwendigkeit* heilige Macht
Hütet der Züchtigkeit köstliche Blüte,
Hütet im Busen des Weibes die Güte,
Die der *Wille* nur treulos bewacht.

Ich will übergehen, daß der Hauptgedanken falsch ist; denn gewiß, es kann *das Weib* eben so gut aus *Achtung für die Pflicht* handeln als der Mann. Aber diese Stanzen kann kein Mensch auch nur *verstehen*, als der mit den Subtilitäten des Kantschen *Sittengesetzes* und der dabei üblichen *Schulsprache* bekannt ist. Und diese sollte man

¹ S. Schillers Musenalmanach für 1796, S. 191.

bis in *Gedichte* bringen? Und noch dazu so hart, so gezwungen, so weit hergeholt! Wahrlich der *Wolffsche* verliebte Magister, den unser guter alter *Uz*¹ einst hörte, faßte seine philosophische Liebeserklärung doch noch deutlicher und ungezwungener.

Er sang: O Schmuck der *besten Welt*!
Du *Vorwurf* meiner Liebe!
Dein Aug ist's, das den *Grund* enthält
Vom *Dasein* solcher Triebe.
Die *Monas* die in mir gedenkt,
Vermag, in deinen Reiz versenkt,
Die blinden Sinnlichkeiten
Nicht länger zu bestreiten!

Drauf nennt er gründlich hier und dort
Den *Grund* des *Widerspruches*
Und noch so manches *Modewort*,²
Die *Weisheit* manches *Buches*.
Der Mann *bewies*, wie sich's gehört,
Und bat, *abstrakt und tiefgelehrt*,
Durch *schulgerechte Schlüsse*
Um seiner Chloris Küsse.

Und gleichwohl ging es dem Philosophen übel:
Das arme Kind erschrak und floh;
Die Grazien entsprungen,
Kein Dichter hatte noch also,
Seit Musen sind, gesungen.
Ein Zauberer läßt beim Mondenschein,
Läßt murmelnd im erschrocknen Hain

¹ S. Uz, Sämtliche poetische Werke, Leipz. 1768. 8. Ir Bd. S. 36. ² Man merke, daß vor vierzig Jahren diese gebrauchten Wörter *Modewörter* waren. Und was sind die, welche man jetzt so con amore [mit Liebe] braucht? Sind *Moden* zum *Sein* oder zum *Scheinen*? Und doch glauben gelehrte Leute eine *gelehrte Mode* wäre ein *Sein*!

Dergleichen Lieder hören,
Die Geister zu beschwören!

Wo sollten wohl die *Grazien* beständiger zu finden sein als bei ihren nächsten Gespielinnen, den *Horen*? Und wie? Wenn die *Grazien* sich von den *Horen* scheiden? – Verlören nicht die *Horen* dabei?

In dem Journale, das mit der Benennung der *Horen* auch gewiß den schwesterlichen Einfluß der *Grazien* erwarten ließ, versprach der Herausgeber – und man konnte es wahrlich von *diesem* Herausgeber erwarten und fordern –: »Die Resultate der Wissenschaften von ihrer *scholastischen Form* zu befreien, und in einer *reizenden*, wenigstens *einfachen* Hülle dem *Gemeinsinne* verständlich zu machen.« Aber die ersten sechs Hefte, welche, da ich dieses schreibe, heraus sind, enthalten zum großen Mißvergnügen der meisten Leser eine ziemliche Anzahl philosophisch sein sollender Abhandlungen, strotzend von dunkeln Schulterminologieen, von leeren Schulspitzfindigkeiten, von unverständlichen Wendungen und Zusammenfügungen, die notwendig einem großen Teile der Leser welche ein solches Journal voraussetzt, wo nicht unverständlich doch widrig sein müssen. Diejenigen welche sie wenigstens größtenteils verstehen, haben dabei sehr unangenehme Empfindung, weil sie den Verfasser hochschätzen und doch nur allzuoft bemerken, daß, wenn ganze Seiten aus der scholastischen Wortfülle, und aus der Dunkelheit zusammengesetzter fremdartiger Ausdrücke, in eine andern Menschen gewöhnliche Sprache übersetzt werden, fast nichts als ganz gewöhnliche, schon längst gesagte Dinge übrig bleiben, welche weder den Geist erheben, noch den Verstand erleuchten. Diejenigen, welche in einer glücklichen Unwissenheit mit dem gegenwärtigen Zustande unserer philosophischen Schulzänke-
reien stehen – und dergleichen Leser wird doch ein Journal wie die *Horen* viel haben –, lesen – *leere Worte*.

[...]

Am allerschädlichsten wird diese Art zu denken unsern jungen Leuten werden, wenn sie sich etwa gar durch das Beispiel eines so berühmten Schriftstellers, als der Herausgeber der *Horen*, – wie ich befürchte – dazu berechtigt glauben. Sie isolieren sich selbst, üben sich nicht in Beobachtung der wirklichen Welt in welcher sie leben, da doch Erfahrung und Beobachtung allein den Geist zum praktischen Leben bilden, und allein Menschen fähig machen mit Nutzen auf Menschen zu wirken. Aber diese junge seinwollende Philosophen verachten entweder die *wirkliche* Welt, unter den Namen des *Empirischen*, womit sich ihre hohe Weisheit nicht beschäftigen will, oder vermeinen mit den Grillen und Hirngespinnsten ihres blöden Verstandes, welche sie für *reine Vernunft* ausgeben, sobald sie nur nach der *Form* und in der *Terminologie der Kritik der reinen Vernunft* ausgesponnen sind, diese Welt, welche sie ihrer und ihrer Lehrer *Oberaufsicht* untergeben glauben, auf einen ganz andern Fuß zu setzen.

Im Grunde sind freilich die *Briefe über die ästhetische Erziehung* ein angenehmer Traum eines guten Kopfs. Und warum sollte man ihn nicht träumen lassen? Wenn nur der Traum nicht allzulang, und dadurch allzulangweilig, allzudunkel und dadurch allzuunverständlich würde! Besonders aber wenn nur nicht dieser *Traum*, worin die Abstraktionen formaler Philosophie sich mit den Ausgüssen blühender Einbildungskraft jagen, nicht auch für *Wirklichkeit* ausgegeben würde! Wenn nur nicht der Ton angestimmt würde, als wäre die *Menschheit zu verbessern*, sobald die Stimmung, worin man so abstrakt-imaginativ träumen kann, allgemein würde! Dies muß die widrigste Wirkung auf den Geist junger Leute tun, welche die wirkliche Welt noch nicht durch Erfahrung kennen, und daher sich alles ganz anders vorstellen als es wirklich ist; weshalb es ihrer Unerfahrenheit ganz leicht vorkommt, alles so zu verbessern, daß es mit ihren Ideen überein-



6. Friedrich Nicolai mit seiner Familie, um 1780

komme. Und *Ideen* dieser Art müssen der wirklichen Welt auf doppelte Weise unangemessen sein, wenn sie zugleich abstrakt-theoretisch und imaginativ-poetisch sind; denn wahrlich in der wirklichen Welt, worin wir leben, geht alles praktisch zu, geht alles fort in concreto, und ganz unpoetisch nach dem *lege continui* [logischen Satz der Folge], welches nicht den geringsten Sprung der Einbildungskraft zuläßt. So sehr auch die *Briefe über die ästhetische Erziehung* in den *Horen* durch manche Journale sind gepriesen worden, auch als ein Mittel zu Verbesserung unseres Zeitalters, so bekenne ich es aufrichtig, ich wünschte nicht, es möchten unsere junge Leute sich eine ästhetische Erziehung nach den Grundsätzen dieser Briefe geben wollen, zumal da die Deduktion derselben in der dunkelsten Schreibart¹ vorgetragen ist, welche unwichtigen Dingen eine so unnötige Wichtigkeit, trivialen und längst bekannten Dingen das Ansehen der Neuheit gibt,² und wenn man auch darüber wegsehen wollte, wie man doch nicht wohl kann, dennoch beständig Mißverständnisse veranlaßt. Wie muß es den Kopf junger Leute ver-

¹ In der *Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften* (LV. 2. S. 284ff.) ist ein gedrängter Auszug aus den *Briefen über die ästhetische Erziehung* in einer gemeinverständlichen Sprache gemacht; und noch mußte der einsichtsvolle Verfasser des Auszugs zuletzt zweifeln, ob er allenthalben die Meinung des Verfassers aus dessen dunkler Schreibart richtig entziffert habe. Warum schrieb dieser aber nicht simpler und deutlicher? Er kann es doch in so hohem Maße wenn er will! Ist etwa nicht die Materie durch die gewiß abstrakten – wo nicht gar zum Teile leeren – Ideen an sich schon schwer genug zu fassen, daß sie durch dunkle Schreibart noch schwerer zu verstehen werden mußte. Ich kenne Männer welche der spekulativen Philosophie und auch der Kantischen kundig genug sind, aber bekennen, daß sie einen großen Teil der philosophischen Aufsätze der *Horen* nicht verstehen können. *Homer* gibt den *Horen* zwar das Amt den Olymp mit *dichten Gewölken* zu verschließen, aber auch ihn zu öffnen. Warum wollen denn *unsere Horen* um ihren Olymp immer trübe Wolken hängen lassen, und dem lieblichen heitern Sonnenscheine des Gemeinssinns fast gar nicht zulassen den Horizont aufzuklären?

² Folgendes Urteil der *Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften*

wirren, wenn ihnen in solcher Sprache, von der Art wie sich Menschen bilden, und Staaten reformiert werden sollen, zwar phantasienreiche aber nicht deutliche, zwar schimmernde aber nicht richtige Begriffe gegeben werden; wenn ihnen von einer eingebildeten Vollkommenheit der griechischen Staaten ein Gemälde gegeben wird, dem die Geschichte geradezu widerspricht; und wenn in ihnen der Gedanken erregt wird, ganze Staaten könnten umgeformt werden, wenn sie ihren *Sachtrieb* mit ihrem *Formtriebe* vermählten, und dadurch ihren *Spieltrieb* erzeugten, ein Kind, das ein Heiland der Welt werden, das *reine Vernunft* mit den *Neigungen* vereinigen, das dadurch die *Schönheit* hervorbringen soll? welche die *Staaten verbessern*, vielleicht gar zuletzt die *Staaten unnötig* machen soll? Denn wozu – meinen unsere neuern kritischen Philosophen – brauchen wir Regierung von außen, wenn in jedem Bürger des Staats *reine Vernunft* regiert, welche, vermittelt der *Schönheit*, die Neigungen in die reinste Übereinstimmung bringt, mit allem, was *rein*, das heißt

(a. a. O., S. 301, 302) über die Schreibart der *Briefe, die ästhetische Erziehung betreffend* ist mir ganz aus der Seele geschrieben: »Beim ersten Anblicke glaubt man etwas nie Gesagtes zu lesen – wir werden anfänglich überrascht, und vermuten immer neue Weisheit und seltene Entdeckungen. Allein diese Vermutung nimmt in eben dem Verhältnisse ab, in welchem man sich bemüht, die mühsam gemachten Abstraktionen zu versinnlichen, und die Versinnlichungen auf ihre einfachen und ursprünglichen Bestandteile zurückzuführen. Dann bemerkt man nicht ohne Verwunderung, daß das Kleid den Gedanken gemacht hat, er selbst aber durch das Kleid weder jünger noch besser geworden ist; dann überzeugt man sich allmählich, daß auch in der Philosophie nicht selten der Witz die Stelle des Scharfsinns vertritt, und die Pflicht wahr und natürlich zu sein, der Neigung ungewöhnlich und glänzend zu scheinen, nachstehen muß.« Jawohl! Sehr oft könnte man diesem talentvollen Manne, der viel mehr sein würde, wenn er weniger scheinen wollte, zurufen:

Ah! vous courez après l'esprit, Climène,

Comme si vous n'en aviez pas!

[Ah! Sie rennen dem Geist nach, Climène,

Als ob Sie keinen hatten!]

formal ist? So spielt der Traum der ästhetischen Erziehung mit Menschen und Staaten, und bildet beiden eine *falsche Perfektibilität* vor, die sie nie erlangen können, indem er sie von der *wahren Perfektibilität* abwendet, welche erfordert, daß man Menschen und Staaten erst aus *Erfahrung* und von *mehrern Seiten* kennenlerne, ehe man darauf ausgeht, sie zu *verbessern*; besonders aber daß man damit anfangs *sich selbst* nicht aus *allgemeiner Theorie*, nicht aus *Form* oder *reiner Anschauung* wie sie in der Schule gelehrt wird, sondern recht *empirisch-praktisch* aus seinen *Neigungen und Handlungen* recht kennen zu lernen, und sich selbst *unparteiisch beurteile*. Das ist die wahre *ästhetische Erziehung* in dieser *sinnlichen Welt*. Da mag jeder denn anfangen fein auf sich selbst Acht zu geben in welcher Lage in dieser Sinnenwelt er ist, und nach der Perfektibilität streben, daß er nicht *träume*, nicht *spekuliere*: denn das ist sehr leichtes Werk; sondern daß er *der gegebenen Lage*, worin er sich befindet, in möglichst richtigem Verhältnisse seiner Pflichten und Rechte *handle*. Tut er das mit wahrem Ernste, so hat er einen wichtigen Schritt zu Verbesserung alles dessen getan, was um ihn ist; wenn er auch nicht das ganze *Reich der Erscheinungen* verbessern kann. Geht man aber davon aus, dem unerfahrenen rohen Jünglinge einzubilden: die Menschheit werde besser werden, wenn er »seine Persönlichkeit *unabhängig* von allem sinnlichem Stoffe betrachtet«, und »die *Mannichfaltigkeit* der Welt der *Einheit* seines *Ichs* unterwirft«, so muß wirklich bald alles den verkehrten Gang nehmen. Man sollte dem Jünglinge lieber so geschwind als möglich zurufen:

Magna petis Phaeton et quae non viribus istis

Munera conveniunt!

[Große Taten, Phaeton, strebst du an, die deinen
Kräften nicht entsprechen.]

Wenn man aber jungen Leuten vorsagt, daß »ihr *Formtrieb* Gesetze gibt« – »daß, wo ihr *Formtrieb* die *Herrschaft*

führt, und wo das *reine Objekt* in ihnen handelt, da erhöhen sie sich zu einer *Ideen-Einheit* die das *ganze Reich der Erscheinungen* unter sich faßt, so könnte sehr leicht der Dünkel junger Leute ganz unzeitig genährt werden. Sie könnten sehr leicht (wie wir davon schon an vielen jungen philosophischen Müßiggängern Beispiele haben) *in ihrer Ideen-Einheit* (vermöge deren sie unnötig halten etwas Gründliches zu lernen) dem *ganzen Reiche der Erscheinungen* d.h. dieser sublunarischen Welt, deren *empirische* Existenz ihnen eine Kleinigkeit scheint, indem sie in einer eingebildeten transzendentalen, neuästhetischen und doch formalen Welt zu leben vermeinen, ganz *unnütz* werden, eben so wie ehemals die Brauseköpfe welche sich *Genies* nannten.

[...]

Der Herausgeber der Horen hat – ich glaube es zuversichtlich – zu edle Gesinnung, um es mir übel zu nehmen, wenn er durch mich hier erfährt was viele seiner Leser denken. Die Fähigkeit mit Gründen belegten Widerspruch zu ertragen, und denselben in Verhältnis der Überzeugung ruhig zu nützen, ist der sicherste Beweis echter philosophischer Gesinnung, und pflegt mit einer gehörigen Kenntniss seiner selbst und anderer in genauem Verhältnisse zu stehen. Was er ferner dabei tun will, bleibt natürlich seinem eigenen Nachdenken und Überzeugung überlassen; und das einsichtsvolle Publikum, vor dem er und ich stehen, wird über das richten, was ich hier tat und was er künftig tun wird. Ob die übrigen Herren, welche zwar über andere sehr anmaßend urteilen, und über alles a priori dreist absprechen, aber nicht leiden mögen daß ihnen im geringsten widersprochen werde, etwas tun möchten, und was, wird mich wenig kümmern. Wollen sie böse werden? – Ich bleibe gleichmütig. – Wollen sie sagen: ich verstehe die Sache nicht? – Das ist ja der Fall bei allen die wider die Kantsche Philosophie schreiben! – Meinen sie mich dadurch zu erniedrigen und sich in Anse-



7. Nicolai-Haus in Berlin, Brüderstraße 13

hen zu setzen, wenn sie von mir und meinen Schriften in vornehmem Tone verächtlich urteilen? – Wer jemand verächtlich machen will, der nicht verächtlich ist, macht nur sich selbst verächtlich. – So haben sogar schon sehr gute Köpfe ihren Ruhm und ihr Ansehn aufs Spiel gesetzt, wenn sie begannen in dem Maße andere wegwerfender zu beurteilen, als sie selbst anfangen schlechter zu schreiben; denn das Publikum hat einen sehr feinen Sinn, bald zu merken, wenn Anmaßung in die Stelle wahres Verdienstes tritt, und wenn Leidenschaft oder selbstgefällige Zufriedenheit mit seiner isolierten *Ideen-Einheit* auch einen guten Kopf hindert, »die *Selbstliebe* als das *Auswärtige*, und die *Vernunft* als sein *wahres Selbst* anzusehen.«¹ – Wollen sie auf mich schimpfen? *Klotz*, *Stark*, *Haschka* und *Cramer der Kleine* haben auf mich geschimpft! Wer beim Grolle und beim Schimpfen eines Theologen, eines Philologen und zwei verfehlter Beaux-Esprits [Schöngelster] gleichgültig blieb, darf sich vor dem Schimpfen kritischer Philosophen nicht fürchten; da jene gewiß dies Handwerk besser verstehen. – Wollen die Herren mich mit Gründen widerlegen? – Das würde mir am liebsten sein; wofern Gründe da sind. – Wollen sie auf mich Satiren machen? – Meinetwegen, – wenn sie nur Witz haben! Was man auch mit Rechte gegen den Witz sagt, so kann er doch wie die dephlogistisierte Salzsäure viel transzendentalen eben so wie viel schwärmerischen Schmutz wegbleichen, und wer damit nicht umzugehen weiß, muß ihm so wenig nahe kommen, wie derselben. Machen die Herren aber Satiren ohne Witz, so haben sie ihren Lohn davon!

Ich weiß sehr gut, daß wenn man den Schriftstellern die Wahrheit so ganz ohne Umschweife freimütig sagt, der heftigste Zorn und Haß die Folge ist, und ich bin auch aus Erfahrung mit allen den Arten bekannt, wie sich der

¹ Siehe *Die Horen*, VI 8 St. S. 92.

Haß der Schriftsteller offenbaret, und habe gelernt, bloß darüber zu lächeln. Doch hat mich die Erfahrung auch gelehrt, daß der Zorn und Haß um so viel geschwinder aufhört, je verständiger ein erzürnter Schriftsteller sonst war; der Zorn war bei einem solchen vorübergehend, und die gute Wirkung meiner Freimütigkeit blieb. Kann ich daher auch nur einige schätzbare kritische philosophische Schriftsteller aufmerksam machen auf gewisse Inkongruitäten der Einseitigkeit und Dürre ihrer formalen Spitzfindigkeiten, auf die Unmöglichkeit Gegenstände im menschlichen Leben dadurch anders zu leiten, auf die Unschicklichkeit und Unzweckmäßigkeit in Schriften fürs gebildete Publikum scholastische Deduktionen und scholastische Spitzfindigkeiten auszuspinnen, so habe ich meinen Zweck erreicht, und will schon die ersten Ausbrüche ihres Zorns ertragen. Sollte ich aber auch bei den Schriftstellern meinen Zweck verfehlen, so habe ich doch nicht umsonst geschrieben; denn es werden gewiß viele Leser aufmerken, und die Leser haben doch zuletzt auf die Schriftsteller – sie mögen sich auch noch so gleichgültig gegen die Leser stellen – unvermerkt einen sehr starken Einfluß.

Vielleicht zupft mich hier ein kritischer Philosoph, so ungehalten er auch auf mich ist, leise beim Ohre, und raunt mir ein: Ich soll doch das Geheimnis der Schriftsteller nicht den Lesern verraten! – Aber! das schadet nichts; die Leser wissen es längst.

Aus:
Anhang zu Friedrich Schillers
Musen-Almanach für das Jahr 1797

Duplex libelli dos est: quod risum movet
Et quod prudenti vitam consilio monet.
[Zwei Gaben band ich: zum Lachen reizt
Und klugen Rat fürs Leben gibt mein Büchlein.]

Ich habe den Schillerischen *Musenalmanach für das Jahr 1797* gelesen, auch alle die beißigen Stanzen, Epigrammen, Distichen, Xenien, und wie sie weiter heißen, besiegelt mit dem furchtbaren G. S., und ohne Siegel; besonders habe ich gelesen was mich darin angehen soll. Wenn man am Abende des Lebens froh spazieret, so ist freilich der Mond und der hellgestirnte Himmel nebst der schönen Landschaft eigentlich das Augenmerk; wenn es aber am Boden irgendwo schimmert, wird man auch wohl beiläufig aufmerksam, sieht wohl nach, ob's Johanniswürmchen oder faules Holz sei. Fangen die Dingerchen an herumzuhüpfen, so merkt man denn freilich gleich, daß es Irrlichter sind und weiß vorher, daß diese aus schmutzigen Sümpfen entstehen.

Der pöbelhafte Ton in diesem Musenalmanache erregte in Deutschland allgemeinen Widerwillen; mir scheint jener sogar auch unbillig, denn man sollte jedem das Seine lassen. Wenn die Musen wie Fischweiber schimpfen, was bleibt dann den Fischweibern? Schiller und Goethe, reiche Leute, haben eine große Herde; die Bettler Klotz und Haschka haben nichts als ein paar armselige räude Schafe: und auch diese nehmen die habsüchtigen rei-

chen Leute und lassen ihre schöne Herde damit anstecken!

Einige Männer, die nicht zu verachten sind, unwillig über die Art wie mir in diesem Almanache begegnet wird, glaubten, ich müßte notwendig öffentlich darüber etwas sagen; denn die Art des Angriffs sei allzuwild: es möchte sonst, wenn ich schwiege, aussehen als fürchtete ich mich vor diesen gewaltigen Epigrammen und mehrern, womit von so gewaltigen Leuten auf die Zukunft gedrohet wird. Hm! Mich zu fürchten ist eben nicht meine Art, da ich auf rechtem Wege bin, und wenn ich sonst zu schweigen für gut finde, kümmert's mich sehr wenig, ob andere glauben oder nicht, es geschehe aus Furcht oder nicht. Ich gehe ruhig durch den Wald des gelehrten Wesens, wo ich Wege und Abwege gut genug kenne, um diese zu vermeiden und auf jenen zu bleiben; und es macht mich gar nicht irre, wenn etwa liederliche Studenten über mich den wilden Jäger spielen, und meinen, ich solle glauben der Teufel und sein höllisches Heer führe in den Lüften über mich weg, da ich doch recht gut weiß daß sie versteckt in hohle Fässer heulen. Ich denke: es ist junges Volk, laß sie ihr Spiel treiben, sie werden wohl mit der Zeit verständig werden! Freilich, wenn ich erfahre, daß *Männer* solch Affenspiel treiben, so denke ich, sie sollten billig schon verständig sein, und es tut mir leid um sie, daß sie es noch nicht sind. Immer aber, insofern solch Geheul mich angehen soll, kann's mich wenig hindern.

Indes mag es wohl, wenn auch nicht notwendig, doch gut sein, über diesen Almanach und über die zänkischen Musen welche darin ihren Unfug treiben, freimütig etwas zu sagen. Meinetwegen am wenigsten. Aber der deutschen Literatur wegen wird es seinen Nutzen haben, dieses und jenes über *diesen und jenen* zur Sprache zu bringen.

Ich will mit dem Geringsten anfangen, mit dem was mich betrifft. Ich ersehe aus einer Menge wider mich ge-

richteter Epigrammen, hier *Xenien* genannt, daß Herr Schiller und mit ihm Herr v. Goethe versichern: ich hätte *weder Verstand noch Vernunft, sei dumm a priori, könne nichts leiden was groß ist, alles was ich geschrieben sei abgeschmackt usw.*; kurzum, ich sei ein so armseliger als verächtlicher Mensch: denn auch auf mich als Mensch, auf mein häusliches Leben, auf mein Geschäft im bürgerlichen Leben fallen sie her; sogar mein Namen wird verstümmelt, aus Mangel bessern Witzes. – Das taten Schiller oder Goethe? – fragt der Leser erstaunt. – Ja! – Es tut mir leid, daß sie es taten; nicht meinetwegen tut es mir leid.

Ich hätte freilich nicht gedacht, daß ich als Schriftsteller so armselig und als Mensch so verächtlich wäre. Eine Menge trefflicher Männer und großer deutscher Gelehrten, mit welchen ich seit vierzig Jahren in Verbindung und in enger Freundschaft lebte, hatten mir eingeblendet, ich hätte wirklich zum Fortgange der Wissenschaften, zur Ausbreitung der Aufklärung und zur Entwicklung mancher nützlichen Kenntnisse in Deutschland etwas beigetragen, und daher für unser deutsches Vaterland nicht umsonst gelebt. So glaubte ich dann, was ich wäre wäre ich recht, und ich könnte unter denen mit fortgehen die man nennt. Aber ich kann mich vielleicht doch irren. Der *Musenalmanach* mag es besser wissen, mir mag von großen Gelehrten Deutschlands und vom Publikum Jahre lang sein geschmeichelt worden. Wäre dem so, so wäre ich trotz aller Schmeicheleien doch nichts wert. Herr Goethe und Herr Schiller könnten in solchem Falle an mir ein Beispiel nehmen und gegen Schmeichler mißtrauisch werden, die sich, so viel man vernimmt, ziemlich zu ihnen drängen.

[...]

So viel von dem was mich selbst angeht. Hätte ich nur bloß etwas über den Angriff auf mich zu sagen gehabt, so würde der *Musenalmanach* von 1797 von mir keinen An-

hang erhalten haben; denn ich achte wenig auf Neckereien, selbst auf die welche Hr. Schiller manchmal schon wider mich hat fliegen lassen. Aber es wird wohl für die deutsche Literatur nützlich sein, überhaupt den Geist zu würdigen, durch welchen der Schillersche Musenalmanach sich unterscheidet, und den plumpen Ton zu rügen, der durch die sogenannten *Xenien* in die deutsche Literatur eingeführt werden soll. Bloß wegen dessen was der deutschen Literatur nützen oder schaden kann, ist es der Mühe wert hierüber etwas mehr zu sagen.

Herr Cotta hat in allen Zeitungen bekannt gemacht: »Es wären im Musenalmanache für 1797 *vierhundert* Epigramme, die sich auf den neuesten Zustand der deutschen Literatur bezögen, in ihrer Art eine ganz neue Erscheinung.« Es sind also *quatre cent qui ont de l'esprit comme quatre* [vierhundert, die den Geist von vier haben].

Sie haben sich selbst geschildert, ohne es zu merken!¹

Currus virum miratur inanes.

[Staunend erblickt man die leeren Wagen.]

Wie sie knallen die Peitschen – hilf Himmel! –

im Musenkalender!

Wagen an Wagen! Wie viel Staub, und wie wenig
Gepäck!

Jawohl! Viel Staub und wenig Gepäck! Da ist immer das liebe leichte *Ich* aufgepackt, und der Witz ist zwar zuweilen etwas schwerfällig, dagegen desto spärlicher beigelegt. Die Menge Distichen, Sentenzen und *Xenien* sind eine Art von *Doktor Luthers Tischreden*, von dem seine Bewunderer alles aufsammelten was er nur redete, Gutes und Schlechtes. Aber die Herren sind bekanntlich ihre eigenen größten Bewunderer, lassen bei lebendigem Leibe ihre *Tischreden* drucken, und machen *Küchenpräsente* damit. Viele möchten noch allenfalls gut genug sein *inter pocula* [beim Trinken] einmal gesagt zu werden, wo es die

¹ S. 260.

Tischgenossen so genau nicht nehmen. Aber in Verse sie zu bringen und drucken zu lassen, ist nebst dem Streicheln des lieben *Ichs* nur eine gute Art den Bogen zu füllen. Mancher seichte Schwätzer hat zu solcher leichten Art Bücher zu machen den Weg gezeigt, den nun dieser Musenalmanach fleißigst betritt. Alles wird aufs Papier geworfen wie es einem der Herren in den Kopf kömmt, nichts ist zu trivial. Keine leere Antithese, kein halber, kein lahmer Gedanken, kein *Concetto* [erkünstelter Einfall], kein Wortspiel wird verschmähet, sondern frisch in Hexameter und Pentameter gebracht. Kaum werden unter den vierhundert vier vortreffliche sein; etwa vierzig möchten für gut gehalten werden. Einige sind leidlich, einige richtig im Urteile, sehr viele unbillig und schief, die meisten gemein und platt wie sie jedem mittelmäßigen Kopfe halb im Traume einfallen möchten; einige so herzlich lahm, daß derjenige unmäßig viel Selbstliebe und wenig Beurteilung haben muß, der solches Zeug kann drucken lassen.

Man findet hier eine große Menge Distichen, welche beim ersten Anblicke noch wie ein Gedanken aussehen, aber unrichtig, schief und halbgedacht befunden werden, wenn man sie ein wenig genauer betrachtet. Nur ein paar Beispiele mögen dies Urteil erläutern:

Treffliche Künste dankt man der Not und dankt man
dem Zufall,

Nur zur Wissenschaft hat keines von beiden geführt.¹
Also ward Newton wohl nicht durch den Zufall, daß er einen Apfel vom Baume fallen sah, zu seinem Systeme von der Schwere geführt? J. A. Euler ward wohl nicht durch die zufällige Beobachtung eines Billardspiels veranlaßt, eine vorzügliche mathematische Abhandlung: *Von der Bewegung zweier Kugeln auf einer geradlinigen Fläche*, zu schreiben? Und warum hätte Archimedes durch

¹ S. 161.

die *Not*, neue Maschinen für die Belagerten zu erfinden, nicht können auf allgemeine wissenschaftliche Sätze geführt werden, welche die ganze Mechanik erweiterten? So falsch und schielend ist dies Distichon. Eben so ist ein unter die *Tabulae votivae* feierlich aufgenommener Ausspruch beschaffen:

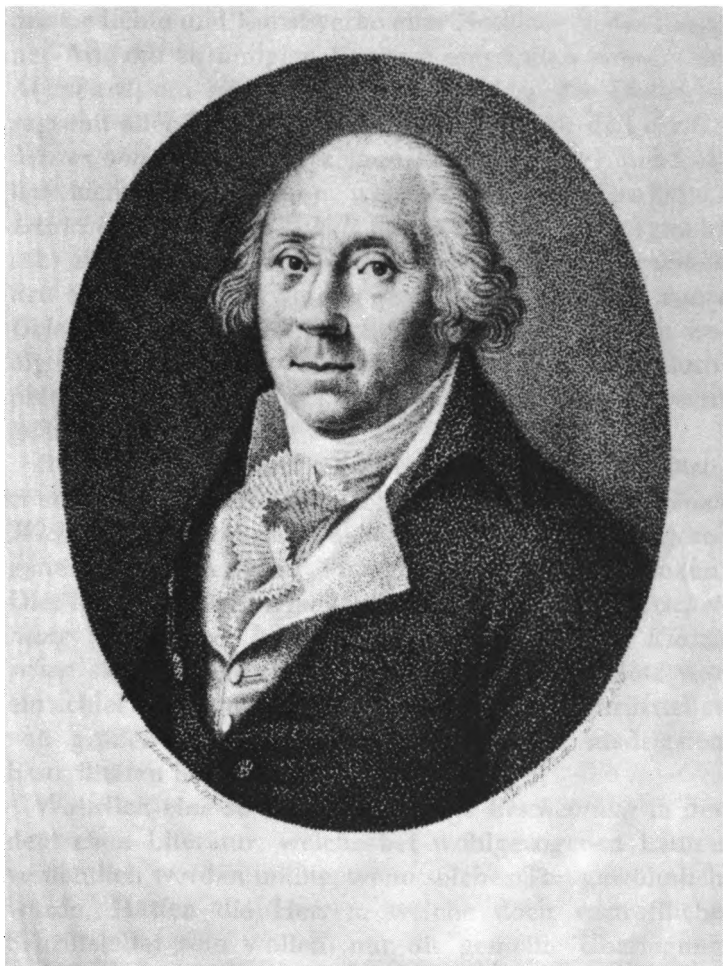
Der Philister

Nimmer belohnt ihn des Baumes Frucht den er
nühsam erziehet,
Nur der *Geschmack* genießt, was die *Gelehrsamkeit*
pflanzt.¹

Man sieht hier, daß diese Herren *aus dem gelobten Lande* unter *Philistern* von denen sie so oft verächtlich reden, *alle Gelehrten* verstehen; daher denn auch *Linnäus* und *Newton* gegen *Goethe*, und *Griesbach*, *Hufeland* und *Loder* gegen *Schiller*, nur *Philister* sind. Die Benennung ist etwas stark *geniehaft*; sonst hat's seine vollkommene Richtigkeit, daß *Schiller* und *Goethe* mit solchen Männern, *als Gelehrte*, keinesweges in *eine Klasse* gehören.

Doch, diese Absonderung bei Seite gesetzt! was soll dann der Ausspruch dieser *Tabula votiva* eigentlich sagen? Die Absicht ist wohl zu verstehen zu geben: daß *Gelehrsamkeit* den *Geschmack* ausschließe, und daß daher die *gelehrten Philister* nur untergeordnete Geschöpfe sind, welche *Schillern* und *Goethen* die *Stuben fegen*, die *Bäume pflanzen*, selbst aber nicht *wohnen* und *genießen* sollen; wie es in diesem Musenalmanache so oft des breiten verkündigt wird. Aber dies ist nicht nur unverschämtes Selbstlob, sondern auch klare Unwahrheit und Ungeheimtheit. *Lessing* und *Winckelmann*, Männer von deren *Gelehrsamkeit* *Goethen* und *Schillern* nur der zehnte Teil zu wünschen wäre, waren wohl nicht des *höchsten Genusses* des Schönen fähig? Ich habe kaum jemand gekannt,

¹ S. 156.



8. Friedrich Nicolai, 1800

der Gedichte und Kunstwerke aller Nationen, jedes in seiner Art, mit so innigem Genusse empfinden konnte, als *Meinhard*, ein sehr gelehrter Mann. Also das Distichon sagt mit aller Feierlichkeit nichts Wahres, als daß *ein Gelehrter ohne Geschmack keinen Geschmack hat* und folglich nicht *genießen* kann, welches anzuzeigen es keines *Distichon* und keiner *Tabula votiva* bedurfte. Hingegen ist sehr zu zweifeln, ob bloße *Geschmäckler ohne Gelehrsamkeit* eben so sehr oft werden *genießen* können, was *wahre Gelehrte* pflanzen. Die Früchte hängen zuweilen ein wenig hoch; daher auch Schillers Sprünge nach der Philosophie und Goethens Sprünge nach der Optik nicht recht gelingen wollten.

Bei so mancher Futilität leuchtet doch aus allen Distichen und Xenien eine sehr hohe Meinung von der *eigenen Wichtigkeit* hervor; dabei aber sinken viele in den ungezogenen Ton liederlicher Studenten auf den Bierbänken. Dies letzte ist gewissermaßen allerdings eine *neue Erscheinung* in unserer Literatur; denn wir hatten die *Klotzischen* skurrilischen Ausfälle schon vergessen. Klotz war ein schlechter Schriftsteller; aber hier geben Schriftsteller von großen Talenten ihre Namen zu den niedrigsten Skurrilitäten her.

Wahrlich eine so *neue* als *traurige Erscheinung* in der deutschen Literatur, welche bei wohlgezogenen Leuten verächtlich werden müßte, wenn solcher Ton gewöhnlich würde. Hätten die Herren, welche doch vortreffliche Schriftsteller sein wollen, nur die gemeine Überlegung und Resignation angewendet, nichts drucken zu lassen, was ihren Ruhm schändet; so hätten sie die allzutrivialen Einfälle und alles was Rachsucht und noch dazu niedrige pöbelhafte Rachsucht verrät, das heißt drei Viertel ihrer Distichen, Gnomen und Xenien weggelassen. Alsdann würde der übrige Teil in einem Musenalmanache eine recht angenehme Lektur gewesen sein. Die vortrefflichen und die guten hätten allenfalls einige mittelmäßige über-

tragen; nur nicht so viele. Und wenn die *kleinen Gesellen*¹ es ja nicht hätten lassen können, so mochten sie allenfalls auch immer ein *wenig Lärm* machen, nur keinen ungezogenen, um kleinlicher Eitelkeit und Rachsucht zu frönen, die dem vernünftigen Leser so uninteressant als verächtlich ist. Eine kleine Neckerei, sonderlich wenn sie witzig ist, mag hingehen; trifft sie auf Torheiten, so trifft sie eher, kann daher zuweilen auch Nutzen haben. Wem's juckt, mag sich kratzen.

Aber hier wird das erklärteste Verdienst nicht geschont, das Hochachtungswürdigste wie das Schlechteste behandelt. Es geschehen die plumpsten Ausfälle auf eine Menge Personen sehr verschiedener Art, vom *großen Newton* an (den doch ein Dilettant, wenn er auch glaubte ihn übertreffen zu können, weil ihm auch einmal ein Apfel auf die Nase gefallen ist, billig nur mit Ehrfurcht nennen sollte), durch alle Rubriken durch, bis auf die kleinsten** oder †† welche etwa einmal bei G. oder S. an die Wand p-t-n. Jedem der diesen Herren in den Weg kommt, hängen sie mit faunischer Schadenfreude eins an; fein oder grob, lustig oder hämisch, witzig oder gernwitzig, treffend oder schief, alles ist einerlei, sobald ihnen jemand mißfällt, oder auch bloß weil es ihnen eben nun so einfällt, ihm eins anzuhängen, oder bloß weil sie übler Laune sind. Sie dürfen ja alles tun was ihnen beliebt!

Adspice quam tumeat magno iecur ansere maior!

[Schau, wie groß er sich plustert,
übertroffen durch die größere Gans.]

Und die Muse die sich so wegwirft, will zugleich *Tabulae votivae* aufhängen:

Was ein Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben
geholfen,
Häng' ich dankbar und fromm hier in dem Heiligtum
auf.²

¹ S. 229. ² S. 152.

Welcher Kontrast! *Dankbar und fromm* kündigen sich die *Tabulae votivae* an; und wenige Seiten darauf erscheinen *Xenien*, skurrilisch und hämisch. Diese hat kein Gott gelehrt, es müßte denn der *Deus Mephitis* [Gott der schädlichen Ausdünstung], oder die *Dea Murcia* [Myrtengöttin] sein: Schande dem, welchem Unwürdigkeiten *durchs Leben helfen sollen!*

Herr *Schiller* versprach, aus den *Horen*¹ »alles zu verbannen, was mit einem *unreinen Parteigeist* gestempelt ist; versprach, in diesem Journale »am *stillen Baue* besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und *edlerer Sitten*, von dem zuletzt alle *Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes* abhängt, geschäftig zu sein; versprach, »*Wohlanständigkeit* und Ordnung, *Gerechtigkeit* und *Frieden* solle der Geist und die Regel dieser Zeitschrift sein; versprach es, weil er zugleich als ein allgemeines Gesetz erkannte: »daß Anmut und Ordnung, *Wohlanständigkeit* und *Würde* unzertrennlich sind«.

Freilich von vielem
Sprach die gedruckte Kolumne; doch bald, wie jeder
sein Antlitz,
Das er im Spiegel gesehen, vergißt, die behaglichen
Züge,
So vergaß er das Wort, wenn auch von Erze
gestempelt.²

Denn im *Musen Almanache* überläßt er sich dem *unrein-
sten Parteigeiste*, vernachlässigt hingegen durchaus edle
Sitten, Gerechtigkeit, Frieden, Wohlanständigkeit und
Würde.

Ist es ebenderselbe Mann, der in zweierlei Werken, die beide seinen Namen an der Stirne führen, so sehr verschieden handelt? Ja, leider! Alles kann ihm dienen. In den *Horen*, wenn er gleich den *Parteigeist* keinesweges daraus verbannte, sind dennoch die guten Sitten, Wohlan-

¹ S. Die *Horen*, 1795, Ites St. S. IV ff. ² S. Die *Horen*, Ites St. S. 2.

ständigkeit und Würde (außer in gewissen Elegieen) nicht beleidigt; aber der Charakter eines großen Theils des *Musen-almanachs* sind unedle Sitten, Unanständigkeiten, Ungerechtigkeit und Zänkerei. Der Mann ist nicht ekel in der Wahl der Mittel seinen Ruhm und seine Absichten zu befördern. Er beschäftigt zugleich die zweierlei Trompeten der Fama: die eine mit den *Horen*, die andere mit dem *Musenalmanache*.

Two trumpets she does sound at once,
But both of quite contrary tones;
But wether both with the same wind,
Or one before, and one behind,
We know not; only this can tell,
The one sounds vilely, th' other well.
[Zwei Trompeten, sie ertönen zugleich,
Aber beide in ganz verschiedenen Tönen;
Aber ob beide in einem Atem
Oder eine voran und eine hinterher,
Wissen wir nicht; nur dies kann gesagt werden:
Die eine klingt schlecht, die andere gut.]

Es würde kaum begreiflich sein, wie eben dieselben Personen sich selbst so sehr ungleich sind; unbegreiflich, wie Männer von entschieden Talenten, Männer die unsterbliche Kunstwerke geliefert haben, nicht Scheu tragen, sich so ganz unwürdig aufzuführen; wenn sie nicht selbst das Rätsel aufgelöset hätten. Sie sagen:¹

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im
Menschen

Zu verbinden? Sie stellt *Eitelkeit* zwischen hinein.
Jawohl! Ihre Eitelkeit, ihr Dünkel verursachten dies, nach welchem sie glauben, *sie allein* wären etwas in der deutschen Literatur wert, und wem sie etwa gnädigst erlaubten auch etwas – freilich weniger als sie – wert zu sein. Alle andere sind ihnen *Philister*, *Bediente*, die *ihnen*, den

¹ S. 201.

Königen, die Stuben fegen, Hunde, Ochsen, Esel, Insekten, Geschmeiß usw.

Sie richten ausdrücklich eine Xenie

An Schwätzer und Schmierer¹

Treibet das Handwerk nur fort, *wir können's euch
freilich nicht legen;*

Aber *ruhig*, das glaubt, treibt ihr es künftig
nicht mehr.

Wollten die Herren wirklich das unabsehbare Heer der Schwätzer und Schmierer angreifen, so wäre dies ein ungeheures Unternehmen, ihr eigenes Geschwätz und Geschmiere im Almanache noch ungerechnet. Wem kann einfallen alle Schwätzer und Schmierer beunruhigen zu wollen? Aber so ist's auch nicht gemeint. Die Herren gehen bloß von ihrem lieben *Ich* aus. Alle die das nicht gehörig verehren, sollen für die elendesten *Schwätzer* und *Schmierer* ausgeschrieen werden, so wie alle *Gelehrten* für *Philister*. Sie verböten gern den Tadel ihrer Schriften; da sie dies aber nicht können, so wollen die Herren ihre eigenen *Kotzebue* sein, welcher auch Xenien voll Kot herumwarf, *damit dem Lärm ein Ende zu machen*. Wir – d.h. *Schiller* und *Goethe* – können freilich es nicht *legen*, daß über unsere mittelmäßige Gedichte und Prosa geredet oder geschrieben wird, aber *ruhig* soll das ferner niemand tun. Wir gehen nun frisch daran, jeden mit kotigem Wasser zu bespritzen oder mit Steinen zu werfen oder ihm *camouflets* [Rauchwolken] in die Nase zu setzen; außer freilich *nous et nos amis qui avons seuls de l'esprit* [wir und unsere Freunde, die wir als einzige Geist haben]: die lassen wir gehen, bis sie uns etwa irgendwo nicht genug loben oder sonst mißfallen, dann kriegen auch sie ein Stückchen Kot an den Kopf und müssen fort, und wir fallen wieder auf andere nach Herzenslust, wie es uns gefällt.

Ich wage es, für *nous et nos amis* [uns und unsere

¹ S. 210.

Freunde], auch hier eine Xenie anzufügen, die wohl bekommen möge:

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich nicht Schiller } worden;
Goethe }

Ich wär' geschmeichelt worden viel
Und wäre bald verdorben!

Diese Herren vergessen, daß sie bloß durch vortreffliche Schriften dem deutschen Publikum wert wurden, und verlangen nach ihrer überschwenglichen Eitelkeit, daß das Schlechteste für vortrefflich geachtet werden soll, sobald es von ihnen herkommt. Sie geben sogar in ihrem üppi- gen Übermute öffentlich zu erkennen, sie verachteten das deutsche Publikum.¹ Warum schreiben denn die Herren für dasselbe? – Diese *Verachtung* aber, wahr oder affek- tiert, gibt Gelegenheit, daß sie glauben, sich vernachlässi- gen zu dürfen, und so schreiben sie Gutes und Schlechtes unter einander, so daß es leicht geschehen könnte, daß *sie* endlich von dem Publikum *verachtet* würden, das sie ehe- mals ehrte, weil man sie nachgerade beinahe für Men- schen halten muß, ganz verschieden von denen, die man ehemals bewunderte.

Daran sind ihre Schmeichler schuld, die sich ihnen nicht anders als mit tiefen Bücklingen nahen, und das Schlechteste was nur G. und S. unterzeichnet ist, demütig

¹ Diesen Ton stimmen die Herren mit großer Selbstgenügsamkeit oft an, z. B. in diesem Musenalmanache S. 180.

Glücklich nenn' ich den Autor, der in der Höhe den Beifall
Findet, der Deutsche muß nieder sich bücken dazu.

Nämlich sie meinen, in Deutschland wäre niemand der ihr unermeßli- ches Genie recht fühlen kann, so wie sie es selbst fühlen, sogar wann sie auch nur ein Distichon machen; daher sie sich *herablassen* müßten, den Weihrauch ihrer Klienten einzuschnuppern, die doch auch halbe Philister sind! Ach wäre doch der Schillersche *Musenalmanach* und der *Reinike Fuchs* in Hexametern engländisch oder griechisch, wo nicht gar italiä- nisch geschrieben? Oder sind sie vielleicht für die Deutschen noch gut genug?

loben, so wie es verlangt wird. Solcher knechtischen und kindischen Schmeichelei sind diese Herren so sehr gewohnt, daß sie übermütig auf jeden losfahren der sie nicht auch mit vollem Munde bewundert. Ihre Wortphilosophie nimmt zwar die Miene an, weise Lehren zu geben.¹ Sie sagen zwar:

Was heißt zärtlicher Tadel? Der deine Schwäche
verschonet?
Nein, der deinen Begriff von dem Vollkommenen
stärkt.

Aber wehe dem, der sie tadelt, sei es auch mit noch so einleuchtenden Gründen! Wahrheitsliebe und philosophischen Gleichmut haben sie nur in Worten; aber nicht in der Tat. Herr Goethe ruft ganz pathetisch aus:

Hundertmal werd' ich's euch sagen, und tausendmal:
Irrtum ist Irrtum!

Ob ihn der größte Mann, ob ihn der kleinste beging.²
Ihr denkt: Wie unbefangen, wie unparteiisch ist diese Wahrheitsliebe! Seht nur recht nach. Diese schöne Sentenz ist bloß die Einleitung, daß der *große Newton* soll geirrt haben, und daß *Goethe* ihn in der Optik eines wichtigen Irrtums längst glaubt überwiesen zu haben. Nun im bittern Unmute – denn *seine* Weisheit

Lange steht sie gedruckt, aber es liest sie kein
Mensch –
macht er an drei Seiten voll Xenien über das undankbare deutsche Publikum, welches das *Newtonsche Gespenst* immer noch vor sich sieht, und nicht glauben will daß Goethe in der Optik größer ist als Newton; über Newton der *als ein Brite verstockt* bei seiner Meinung blieb; und über Herrn Goethens Furcht: *als ein Märtyrer gebraten zu werden*. – Man denke nicht, daß ich scherze, es steht alles wörtlich so da. –

Aber nun komme einmal jemand, und sage dem *großen*

¹ M. A. für 1797. S. 176. ² S. 240.

Schriftsteller *Goethe* – so gelinde es sei –, auch *Er* habe *geirret*, daß er sein in so mancher Rücksicht vortreffliches Werk, *W. Meisters Lehrjahre*, zuweilen durch die langweiligsten Beschreibungen¹ ganz gemeiner Dinge, durch tauologische Wortfülle,² wie sie sonst in mittelmäßigen Predigten für Beredsamkeit gilt, zur Ungebühr ausgedehnt habe, und daß dieser Roman noch viel vorzüglicher sein würde, wenn das Weitschweifige abgekürzt wäre, wenn die mystischen Gefühle im III. Bande Leuten von gesundem Verstande nicht Lächeln, und das viele *Begatten* wohlgezogenen Frauenszimmern nicht Schamröte abnötigte. – O wehe! wie würden die Xenien um den *plumpen Gesellen* herumfliegen, der sich unterstände, wär's auch noch so gelinde, zu sagen der große Goethe könne *irren*, er könne klein und gemein werden, wenn er sich vernachlässige und alle venezianische Verslein ohne Wahl drucken lasse, und sei törrigt, wenn er *the devil's work for nothing* [des Teufels Werk umsonst] tue.

Eben so sagt Herr Schiller recht ehrbar:

Schädliche Wahrheit wie zieh ich sie vor dem
nützlichen Irrtum!

Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns
erregt.

Wahrheit ist niemals schädlich, sie straft – und
die Strafe der Mutter

Bildet das schwankende Kind, wehret der
schmeichelnden Magd.³

Aber kaum zeige ich ihm die Wahrheit, daß seine transzendentalen hyperästhetischen Grillen von dem *schönen Publikum* für das er die *Horen* zu schreiben vermeinte, unmöglich könnten verstanden oder genützt werden:

¹ Z. B. I. Bd. S. 21–24, S. 34–36, 137, 139, 140 u. a. m. Er sagt von sich selbst, ohne es zu merken, sehr *treffend* (Musenalmanach S. 275)

Es kommt dir auf eine

Platitüde nicht an, nur um natürlich zu sein.

² Z. B. I. Bd. S. 13 ff., S. 95, 96, 123, S. 131, 172 u. a. m. ³S. 159.

gleich war aller philosophische Gleichmut weg; gleich war ihm *der nützliche Irrtum* lieber. Er meinte *ein Gott hätte ihn gelehrt* Irrtum zu lieben, um *ihm durchs Leben zu helfen*. Seine *Tabula votiva* schrie mich an:¹

Du willst Wahres mich lehren? Bemühe Dich nicht!

Nicht die Sache

Will ich durch Dich, ich will *Dich* durch die Sache
nur sehn.

Nun ward die Sache ganz vergessen, und es ging über *mich* her, den *dumpfen abgeschmackten lächerlichsten* Menschen, der sich unterstand *Wahrheit* zu zeigen, die *Schiller* nicht sehen wollte. Aber warum nicht? Vorher sagte er ja: *die Wahrheit sei niemals schädlich*. Das war doch eine so schöne Philosophie – in Worten!

La Fontaine erzählt uns, daß einer Katze von den Göttern die Gestalt eines schönen Frauenzimmers sei verliehen worden. Sie war so schön, so süß, so angenehm, bis – sich eine Maus blicken ließ; augenblicklich lag sie auf allen vieren, und zeigte, daß sie bei der äußerlich schönen menschlichen Gestalt dennoch innerlich ihr Katzentum wohl bewahrt hatte. So ist Dünkel und Leidenschaft, die sich hinter schöne philosophische Worte verstecken, aber sogleich hervorspringen, sobald die niedrige innere Neigung zu befriedigen Gelegenheit da ist.

Wehe dem, welcher meint, um sich *durchs Leben zu helfen*, dürfe er die Ohren gegen die Wahrheit verstopfen, wenn ihm der nicht gefällt der sie sagt! Nicht *ein Gott* lehrte ihn das, sondern *niedrige Schmeichler und Klienten* haben ihn verwöhnt. So begegnen nun unsere Herren, gewohnt beständig geschmeichelt zu werden, jedem Schriftsteller und Leser als wäre er ihr Klient, den sie nach Gefallen, wie der Erzbischof von Granada den Gil Blas, beim Ärmel nehmen, und mit ein paar Xenien auf den Weg, ihrer Dienste entlassen könnten. Sie selbst glauben, sich

¹ S. 155.

als Wesen höherer Gattung ankündigen zu dürfen. Das Verdienst anderer Dichter und Gelehrten kommt bei ihnen gar nicht in Betrachtung, sie dünken sich über alle andere hoch erhaben zu sein, und jedem mit Verachtung oder Grobheit begegnen zu dürfen, so wie es ihnen einfällt. Damit wollen sie den Grund zu einer neuen *poetischen Universalmonarchie* legen, welche ein Ende nehmen wird, hoffentlich nicht wie die von Zimmermann ehemals gesuchte *prosaische Universalmonarchie*, traurig, sondern lächerlich wie die Regierung der beiden humpelnden Könige von Brentford im *Rehearsel*, deren jeder nur einen Stiefel hatte!

Aus diesem elenden Dünkel und Übermute sind die Xenien entsprossen, welche es darauf anlegen einen studentischen ungezogenen Ton in die deutsche Literatur einzuführen und dieselbe von der poetischen Seite zu verderben, so wie die kritische scholastische Wortweisheit und der darauf gegründete Übermut schon anfängt sie von der prosaischen Seite zu verderben. Die Xenien sollen *Feuerwerke* sein, sagen die Herren.¹ Jawohl! Sie platzen auf, sinken, und stinken!

[...]

Die Herren ärgerten sich im voraus, daß ich ihre Xenien

– mit langen *entsetzlichen* Noten²

wieder herausgeben würde. Ob die Noten allzulang sind, will ich nicht die Herren, sondern ob sie allzulangweilig sind, die Leser fragen. Allenfalls wäre zu wünschen, es möchte die Herren *ein heilsames Entsetzen* antreten vor dem Bilde, welches ihnen hier so deutlich und so treffend nach der Natur vorgelegt wird; vielleicht könnte es zu ihrer poetischen Besserung etwas beitragen. Wäre nur ihren Worten zu trauen, so sollte man vermuten, sie wären seit kurzem von der Meinung zurückgekommen, daß

¹ S. 206. ² S. 250.

ihre Werke absolut vollkommen sind. Das möchte man schließen aus folgender

Einladung

Glaubt ihr denn nicht, man könnte die schwache Seite
euch zeigen?

Tu es mit Laune, mit Geist, Freund, und wir lachen
zuerst.¹

Dieser Einladung gemäß, habe ich sie mit Laune und Geist nach Vermögen zu bedienen gesucht. Ist's noch nicht genug? Soll ihre schwache Seite noch launiger gezeigt werden? Stoff wäre genug da; und an Fähigkeit? – Ei nun, ich würde mein Bestes tun, bis die Herren etwa ausriefen: *Siehst du nicht; wir lachen ja schon!*

Indes will ich den Herren etwas im Vertrauen sagen. Bloß um ihre oder irgend anderer Leute schwache Seite zu zeigen, wende ich weder Laune noch Lustigkeit noch Ernst an. Wenn nicht Nutzen für deutsche Wissenschaft und Kunst geschafft werden kann, so ist's ein unwürdiges Bestreben, die schwachen Seiten der Dichter und Schriftsteller aus bloßem Mutwillen oder hämischer faunischer Freude auszuspähen und dem Gelächter bloß zu stellen. Noch niedriger ist der *büttelhafte* Sinn, der andern *die Schultern und Rücken*² zu entblößen trachtet, im Dünkel auf sie peitschen zu können, um sich an ihren Schmerzen zu weiden. Dies war ehemals die Art *Klotzens*, der für die unangenehmen Stunden, welche er über den Tadel seiner Werke hatte, auch andern *unangenehme Stunden* machen wollte; dies ist jetzt die Art der Xenien: die meinige war es nie und wird es nie werden.

Die Herren meinten mir wehe zu tun, wenn sie folgendes von mir sagten; aber sie beurteilten mich ganz recht, und sind einmal aus Irrtum auf dem rechten Wege gewesen; nur kamen sie freilich bald, wie es ihnen gar gewöhnlich ist, aus Weisheit wieder auf den unrechten Weg:

¹S. 259. ²S. 243, 259.

Die Weidtasche

Reget sich was, gleich schießt der Jäger; ihm scheint
die Schöpfung,
Wie lebendig sie ist, nur für den Schnappsack
gemacht.

Gut! ich will ein Jäger sein. Wenn aber weder schädliche Tiere zu vertilgen, noch ein Braten für den Tisch zu schießen ist, so verplatze ich mein Pulver nicht umsonst; wie diese Herren die nicht mit dem Gewehre umzugehen wissen, und entweder aus Mutwillen ins Blaue hinein, oder aus Ungeschicklichkeit in die Fenster, oder aus plumper hämischer Schadenfreude den Leuten Schrot in die Waden schießen. Das tut kein gewehrgerechter Jäger. Aber die Herren wissen überhaupt nicht was Jagd ist. Sie bilden sich ein, die Jagd wäre nur für den *Schnappsack* gemacht. Ach die armen Stubensitzer! Gerade der Jäger lernt

– die Schöpfung,
Wie lebendig sie ist,
am besten kennen. Er ist früh auf, mit der Morgensonne haucht er reine Luft ein; ist beständig in Tätigkeit, aufmerksam auf alles, sieht alles was sich regt, nicht um es zu schießen, sondern um es kennen zu lernen. – Der Jäger ist vorzüglich

– im Stand, *die Natur im Großen* zu sehn.

Sicher führet sie selbst ihn zu Ideen empor.¹

Die Herren mögen nur *den Herrn von Wildungen* fragen, welche Gesundheit des Körpers, welche Heiterkeit des Geistes, welchen Frohsinn, welche lebendige Empfindung das beständige Leben des Jägers in der schönen weiten Natur mit sich bringt. Das gibt ganz andere *Ideen*, als wenn man beständig in der Stube hockt, um an seinem Formtriebe oder an seiner Exzellenz die Nägel zu kauen, dabei immer von Philistern träumt, immer sich nur in ein

¹ S. Musenalmanach für 1797. S. 158.

paar kleinlichen elenden Ideen von seinem *Ich* und *Nicht-Ich* vertieft, und endlich sich lächerlicher Weise vermißt *das ganze Reich der Erscheinungen*, die ganze große Natur, in den elenden kleinen idealischen Schnappsack seines *Ich* stecken zu können.

Die Herren werden übrigens freundlich gebeten, ferner nicht so überunlustig, grämlich und *peevish* [launisch] zu sein; denn bei ihrer so sehr kitzlichen Empfindlichkeit wird es ihnen gar nicht behagen, mit ihrem Bösetun vom Publikum ausgelacht zu werden. Ich habe sie nicht überverteilt. Sie gaben mir *Unwahrheit*, ich ihnen *Wahrheit*; sie mir *poetische* – ja! wenn's noch poetische wären – *Grobheiten und Injurien*, ich gebe ihnen *prosaische gute Gründe* und Bemerkungen, *aus schlichtem gemeinen Verstande*. Sie gewinnen offenbar bei diesem Tausche. Weil ich nun ihre Grobheiten verachte und sie nichts auf mich wirken lasse, wollten sie deshalb meine Gründe verachten, und die gesunde Vernunft auch nichts auf sich wirken lassen? Pfui! das wäre ja *sklavisch* nachgeahmt. Sie sind ja Originale!

Aber wenn's nur mit den Gründen und mit der Vernunft nicht zu spät ist! Die Herren welche in den *Horen* so feierlich *Frieden* zu lieben versprochen, wollen im Musenalmanache *Guerre ouverte* haben. Im Kriege gelten nicht Gründe, sondern Gewalt; und welche gewaltige Raufbolde diese Herren sind, ist ja weltbekannt! Ei nun,

Trau nicht auf deinen Tressenhut
Und auf die Klunker dran,
Ein großes Maul es auch nicht tut,
Das lern' vom plumpen Mann,
Und von dem andern lerne wohl,
Wie man mit Ehren fechten soll!

Wenn die Herren aber doch durchaus Krieg haben wollen, so möchten sie wenigstens wohl bedenken, *wozu* und *wie* sie den Krieg führen wollten; denn ein Krieg, geführt

man weiß nicht warum und man weiß nicht wie, pflegt ein schlechtes Ende zu nehmen. Es wäre ihnen wohlmeinend zu raten, sich vor Dunkelheit, vor Gernwitz, vor Unedelmuth, vor Dünkel zu hüten; das sind sehr *schwache Seiten*, auf welchen zu ihrem großen Schaden der Krieg sehr leicht in ihr eigenes Land gespielt werden könnte. Dienlicher würde es den Herren immer sein, im Frieden zu leben, wie so mancher Dichter lebt, der wohl eben so gut ist wie sie. Die besten Mittel dazu würden sein, sich um unbedeutende Dinge nicht zu bekümmern, sich selbst kennen zu lernen und zu prüfen, über eigenen Wert gerecht und bescheiden, und über fremden Wert billig und gerecht zu urtheilen, keine Art von wahrem Verdienst gering zu schätzen, die deutschen Leser nicht zu verachten, sondern vielmehr erst die mannichfaltigen in Deutschland verstreuten Kenntnisse kennen zu lernen und dann nach Würden zu ehren, nicht egoistisch zu denken und zu handeln, sondern Wohlwollen gegen sein Zeitalter zu haben, gegen Widerspruch nicht empfindlich zu werden, vielmehr die Meinungen anderer reiflich zu überlegen und unparteiisch zu würdigen, Rachsucht, besonders die kleinliche zu unterdrücken, bloß gute Gedichte und Prose zu schreiben, und unparteiisch aufzumerken ob sie etwa schlechter würden; wenn aber doch durchaus, zu eigenem Verbräuche, bei der langen Weile in Venedig, oder wenn's Liebchen nicht bei der Hand ist, oder wenn Mißmut und gekränkte Eitelkeit schwindlich macht, etwas Mittelmäßiges geschrieben werden müßte, es nicht drucken zu lassen. Muß denn gleich alles gedruckt werden? Beschriebenes Papier, worauf mittelmäßige Verse stehen, ist ja wohl sonst noch zu gebrauchen.

Den Herren würde es auch wahrscheinlich wohl bekommen, wenn sie ihre eigenen neuern Werke ein wenig aus den Händen legen, und einige Zeit lang bloß die besten Werke großer Schriftsteller alter und neuer Zeiten fleißig lesen wollten:

Du vereinigest jedes Talent das den Autor vollendet,
O entschließe dich, Freund, nichts als ein Leser zu
sein!¹

Durch solche nützliche Lektur würden die Herren von manchen Dingen andere Begriffe bekommen, und vermutlich ihre allzuhohe Meinung von sich selbst ein wenig mäßigen lernen. Wollen sie aber beständig sich für die Einzigsten und Ersten halten, und dann durchaus *Guerre ouverte* haben, mit jeder Meinung über ihre Gedichte und Prose welche sich auf eigenes Gefühl und freie Überzeugung gründet, mit jedem Leser und Schriftsteller der seine Vernunft und Empfindung nicht unter dem blinden Glauben an Schiller und Goethe gefangen nehmen will, so werden sie freilich sehr lange, beinahe mit ganz Deutschland im offenen Kriege begriffen sein.

Haben sie aber noch einigen Sinn für wahren eigenen Wert, noch einigen Sinn für den Wert und den Fortgang der deutschen Literatur, welche sie so ungerechter Weise zu verachten affektieren, so möchten sie auch reiflich überlegen, welche Eindrücke eine offene Fehde, *so geführt* wie sie im Musenalmanache angefangen ist, auf Leute von Geist und Herz haben werde. Wenn Schriftsteller ferner einander aus bloßer faunistischer niedriger Schadenfreude verächtlich behandeln sollten; wenn sie ferner gute Sitten, Anstand, Billigkeit, Gerechtigkeit aus den Augen setzten; wenn eine jährliche Sammlung, deren Titel Gesänge der holden Musen verspricht, – die also unsern Geist zu erheben und unsere Phantasie zu veredeln Hoffnung macht – ferner in eine jährliche Sammlung von Ausbrüchen kindischer Eitelkeit und niedrigen Parteigeistes ausarten sollte, und dabei aus der Sprache der guten Gesellschaft in den Ton des Pöbels hinabsänke: was sollte dann der gebildete Teil der deutschen Nation von der deutschen Literatur denken? Würde ein solcher Ton unter

¹ S. 178.

den deutschen Gelehrten eingeführt, so würden Leute von Erziehung immer mehr den Umgang und die Verbindung mit Gelehrten meiden, welche auf die höhern Stände wirken könnten; denn alles Glänzende des Talents würde ihnen kein Ersatz für das Niedrige der Gesinnung und Aufführung scheinen. Was wären denn Wissenschaften und Künste wert, wenn sie nicht einmal die Ausbrüche ganz niedriger Leidenschaften zähmen lehrten, wodurch seelenlose Dummköpfe sich verächtlich machen? Was wäre das durch Poesie erhöhte Gefühl wert, wenn es nicht auch das Edle vom Unedlen sonderte? Sollten Xenien und faunische Stanzen für Werke deutscher Muse gelten, so würde ein deutscher Dichter zu heißen, bei edeldenkenden Leuten für schimpflich geachtet werden.

Eben deswegen aber, glaube ich auch, würden die Herren, wofern sie ferner offenen Krieg *auf diese Art* führen wollten, ihn entweder allein oder nur mit dem literarischen Pöbel führen; denn alle edle deutsche Gelehrte und Dichter würden sich für zu gut halten, um sich in Kämpfe einzulassen, wo die Gegner und die Art der Waffen gleich verächtlich sein würden. Niemand würde die Pforten des Krieges öffnen wollen, innerhalb würde der hämische Groll, der gern Schaden tun möchte und nicht kann, ohnmächtig die Zähne knirschend in seine eigene Zunge beißen:

Furor impius intus
Saeua sedens super arma, et centum vinctus aënis
Post tergum nodis, fremet horridus ore cruento.

[Verruchtes Rasen im Innern,
Böse brütend über Gewalt, und fest in ehernen
Banden

Auf dem Rücken verschnürt, schraubt Schrecken er
mit grausiger Stimme.]

Was mich betrifft, so lebe ich gern im Frieden so lange es irgend sein kann; wenn's aber sein muß, so wehre ich



9. Immanuel Kant, 1786

mich, und weiß dann warum und wie. Mit *Goethen* und *Schillern*, den großen Dichtern, habe ich keinen Krieg und kann keinen haben, denn ich ehre ihre Meisterwerke, die mir frohen Geistesgenuß gewähren. Sollten sie aber selbst schlechte Gedichte machen, oder, wie ich nachgerade beinahe glauben möchte, sollten ihnen ferner ein paar liederliche Namensvettern im Musenalmanache allerhand Wechselbälge, *G.* und *S.* bezeichnet, unterschrieben, so bin ich auch gar nicht gesonnen, mich desfalls in Rüstung zu setzen. Wer wird über schlechte Gedichte offenen Krieg führen wollen? Das wäre ja ein Nachtmützenkrieg.

Aber freilich ist beständige natürliche *Guerre ouverte* zwischen Vernunft und Unvernunft, Geist und Langerweile, Witz und Unwitz, würdiger Schätzung seiner selbst und törichtem Dünkel. So bin ich von je her im beständigen Kriege gewesen mit Aberglauben, Unsinn, Heuchelei, formaler Unweisheit und allem was die gesunde Vernunft und die deutsche Literatur verderbt; stelle mich auch, so alt ich bin, immer noch ins Vordertreffen, um die Rechte der gesunden Vernunft zu verteidigen.

Quid verum atque decens, curo, et rogo, et omnis in
hoc sum.

[Was wahr und anständig ist, besorge und erbitte ich,
und allenthalben ist es mir angelegen.]

So lange ich in dieser Verfassung bleibe, fürchte ich nicht den Krieg der Unweisen, denn ich habe die Weisen auf meiner Seite.

Es könnte aber überhaupt das unnütze Dintenvergießen vielleicht dennoch leicht verhütet werden.

Die Herren haben – ich weiß nicht wem – einen *guten Rat* gegeben, den ich wage auch ihnen zu geben. Wollten sie ihn annehmen, so wären die schönsten Friedenspräliminarien da:

Freunde, treibt nur alles mit Ernst und Liebe; die
beiden

Stehen dem Deutschen so schön, den, ach! so vieles
entstellt.¹

Ernst und *Liebe* würden alles wiederherstellen, so wie *Futilität* und *Haß* alles verdarben. Freilich, ohne *Selbsterkenntnis* und *Selbstbeherrschung* wird das Mißverhältnis nicht können gehoben werden, woraus offener Krieg entstehen sollte; und sie müssen nicht bloß in Distichen *tönen*, sondern in der Tat *wirken*. Wer edel zu sein verlangt, wird sicherer gehen, wenn er sich nicht einbildet er dürfe bloß *schön* sein, sondern darauf bedacht ist, daß was er tut den edeln Mann zeige.² *Esse, non videri!* [Sein, nicht scheinen!] –

Es setzt allerdings einen sehr hohen Grad der Selbstbeherrschung voraus, guten Rat von jemand anzunehmen, den man im Taumel der Leidenschaft beleidigt hat, weil er die Wahrheit freimütig sagte. Es würde bei dem der so handelte, allerdings Edelmut im Herzen voraussetzen, den nur etwa unbedachtsame leidenschaftliche Laune unterdrückt hätte. Wenigstens ist doch der Wunsch jemand möge den höchsten Mut haben, seine Leidenschaften zu besiegen, den Mut *durch sein Herz zu siegen*,³ keine Beleidigung. Sollte man sich so an jemand irren, so irrte man auf einem schönen Wege; aber die Selbstbeherrschung würde sich selbst belohnen:

– Es singen Dichter, es kämpfen

Kämpfer, der Läufer läuft, blickebeflügelt, zum Ziel.

Aber zur innern Harfe, zum Spruch der richtenden Seele

Und zum Kampfe, zum Lauf nach der Vollkommenheit

Kranz,

Darf es keiner Versammlung und keiner Blicke: Du bist
dir

Hörer und Harf' und Gesang, Läufer und Richter und
Ziel.⁴

¹S. Musenalmanach für 1797. S. 182. ²S. Musenalmanach für 1797. S. 169.

³S. Musenalmanach für 1797. S. 169. ⁴S. Musenalmanach für 1796. S. 69.

[Aus einer Sammelbesprechung zur Frühromantik]

- 1) Zeitschrift für die spekulative Physik, herausgegeben von *Schelling*. Ersten Bandes erstes Heft. Jena und Leipzig, bei Gabler. 1800. 260 S. gr. 8.
- 2) Über die Jenaische Allgemeine Literaturzeitung. Erläuterungen, vom Professor *Schelling* in Jena. Aus dem ersten Hefte der Zeitschrift etc. besonders abgedruckt, gr. 8.
- 3) Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung vom Jahre 1800. Nr. 57 und 62: Verteidigung gegen Herrn Professor Schellings sehr unlautere Erläuterungen über die A. L. Z. vom Herrn Hofrat *Schütz* in Jena.
- 4) Dasselbe Nr. 77: Herrn Justizrat *Hufelands* Erklärung einer Stelle in obiger Verteidigung des Herrn Hofrat *Schütz*.
- 5) Dasselbe Nr. 104: Herrn *Heinrich Steffens* Erklärung wider Herrn J. R. Hufelands ebengedachte Erklärung, und dessen und Herrn Hofrat *Schütz* Antwort darauf.
- 6) Dasselbe von 1799, Nr. 145: Herrn Professor *A. W. Schlegels* Abschied von der A. L. Z. nebst der Herausgeber Erläuterungen über diesen Abschied.
- 7) Poetisches Journal, herausgegeben von *Ludwig Tieck*. Erster Jahrgang, erstes und zweites Stück. Jena, bei Frommann. 1800. 492 S. 8.

8) System des transzendentalen Idealismus, von
F. W. J. Schelling. Tübingen, in der Cottaischen Buch-
handl. 1800. 486 S. gr. 8.

Es ist sonst nicht in dieser *Bibliothek* gewöhnlich, einen Streit, der in einer andern gelehrten Zeitung oder deren Intelligenzblatt geführt worden ist, umständlich anzuzeigen; wir werden aber aus guten Gründen bewogen, über den seltsamen Ausfall, den Herr Prof. Schelling in Jena auf die dortige *Allgemeine Literaturzeitung* sich erlaubte, hier eine ausführliche Nachricht zu geben. Theils ist dieser Streit an sich selbst einzig in seiner Art, und gibt Gelegenheit, den literarischen Charakter einiger Leute kennen zu lernen, welche jetzt viel Redens von sich veranlassen; theils bekommt er eine Art von Wichtigkeit durch die Rücksicht auf eine gewisse schiefe Lage der deutschen gelehrten Republik, besonders in Absicht auf Philosophie und auf philosophische Ansicht der Poesie und Künste, zu welcher Lage allerdings die *A. L. Z.* seit einiger Zeit, eben durch die Männer und Jünglinge, welche jetzt so heftig über sie herfallen, wohl nicht wenig beigetragen hat. Wir wollen aber auch von der Anzeige dieses seltsamen Streits Gelegenheit nehmen, mehrere, sich natürlich darbietende Bemerkungen hinzuzufügen, sowohl über einige nicht unwichtige, die neue deutsche Literatur überhaupt angehende Gegenstände; als besonders über den Unfug, der jetzt durch den Dünkel einer afterphilosophischen Partei ausgeübt wird. [...] Wer einigermaßen den Lauf der Welt, und noch mehr den Lauf der gelehrten Welt in einer Universitätsstadt mit ihrem Treiben und Tun kennet, wird die Redaktoren der *A. L. Z.* mehr beklagen, als beschuldigen, daß sie, bei aller Neigung zur Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe die sie haben mochten, nicht ganz freie Hände hatten ihrer Überzeugung zu folgen; daß sie vermutlich manches nicht tun konnten, was sie wünschten, und manches nicht zu hindern wußten, was sie vielleicht im Her-



10. Johann Gottlieb Fichte, um 1800

zen mißbilligten. Hier trat gerade bei der *A. L. Z.* der unangenehme Fall ein, welchen der Stifter der *A. D. Bibl.* durch Einladung von Mitarbeitern aus allen deutschen Ländern von Anfang an so vorsichtig zu vermeiden gesucht hatte. Es bekamen nämlich nun, durch *die individuelle Lage der Redaktoren* der *A. L. Z.* gegen Mitarbeiter, die mit ihnen in allzunaher Verbindung an einem Orte lebten, und gegen deren Freunde, *persönliche Rücksichten* einen merklichen Einfluß auf das Werk, welcher demselben gewiß nicht vorteilhaft war, und sicherlich bei unparteiischen Lesern das Vertrauen zu demselben verminderte.

Es gesellte sich nämlich – um diese ungebührlichen Rücksichten zu vervielfältigen – von Seiten der sein sollenden alleingültigen Philosophie des *transzendentalen Idealismus* zu Hrn. Prof. *Fichte* ferner noch sein anderes Ich, Hr. Prof. *Schelling*, und durch und mit dieser Philosophie von Seiten der sein sollenden alleingültigen Ästhetik die Herren *Gebrüder Schlegel*; sonderlich der *ältere*, welcher schon im Jahre 1797 auf den Grund des sich selbst schätzenden Ich *eine allgemeingültige Theorie der Poesie nach den notwendigen Richtungen des menschlichen Gemüts* in der *A. L. Z.* sehr feierlich ankündigte; und der *jüngere*, welcher durch den transzendentalen Idealismus in der *Griechheit* aufräumen wollte. Hierzu kamen noch einige Beiläufer, sonderlich ein gewisser Herr *Tieck*, der, ohne irgend etwas Sonderliches geschrieben zu haben, wegen eines ganz elenden Romans, genannt die *Geschichte William Lovells*, von Herrn A. W. Schlegel plötzlich im *Intelligenzblatte* der *A. L. Z.* zum großen Dichter geschaffen ward, eben so wie das intellektuelle Ich die ganze Welt der Erscheinungen schafft, *durch einen einzigen Akt der Freiheit*.

Diese Herren traten in eine enge Verbindung, welche man wohl den *geheiligten Kreis* nennen kann; denn sie hielten sich wechselsweise für die *Auserwählten*, welche vermöge der von Herrn *Fichte* erfundenen *neuesten Phi-*

losophie alles besser wüßten, als andere Leute, oder eigentlich, sie hielten sich für diejenigen, welche *allein alles wüßten*, so wie man es wissen soll. Sie sagten einer dem andern ganz ernstlich, es sei das ganze gelehrte Deutschland auf ihr Beginnen höchst aufmerksam, oder sollte es doch sein, und durch oftmaliges Sagen und Widersagen in ihrem kleinen Kreise glaubten sie endlich ganz ehrbar, über ihre neuesten auf den *transzendentalen Idealismus* gebaueten Schriftchen wäre *das ganze Zeitalter* in der äußersten Spannung, und das glauben die guten Leute wirklich noch, weil dieser Glaube sie so sehr glücklich macht! Daher sprechen sie in ihren Schriften nicht selten sehr feierlich von dem *neuen Zeitalter*, das mächtig heranrückt zur *Wiedergeburt* aller Wissenschaften und Künste! Daneben glaubt jeder von den Herren, er sei ein großer Mann, der *transzendente Idealismus* sei *das einzige Wissen*; wer diesen nicht annehme, sei ein Dummkopf welcher sich nicht zur Höhe der Spekulation erheben könne; sie sämtlich sähen über alle deutsche Gelehrte weit weg, *das Zeitalter* verehere sie, sie hätten schon dessen *unendliche Progressivität* geweckt, die Wissenschaftslehre habe schon *aller Gedanken umgekehrt*, und in kurzem werde allenthalben *das Setzen des reinen Ichs* allein regieren; und dann würden sie, *die sechs oder sieben auserwählten Idealisten*, als die einzigen großen Männer in Deutschland erkannt werden, welches sie eigentlich jetzt schon wären. Das sagten sie sich wechselsweise so oft, daß sie bis jetzt ganz vergessen an der Wahrheit ihrer Einbildungen zu zweifeln. Es ist ein charakteristischer Zug aller der neuern *transzendentalen Idealisten*, von Herrn Fichte an bis auf den geringsten von ihnen, daß sie gar keiner Achtsamkeit auf Gegengründe offen sind. Alles was sie meinen, was sie durch ihr dialektisches Formenspiel in *ihrem Ich* konstruieren, glauben sie so gewiß zu wissen, als sie *von sich selbst* wissen, und sie wissen ja von sich, daß sie die großen Männer sind die das Zeitalter leiten! In

diesem Glauben nun, gaben die Herren das *Philosophische Journal*, das *Athenäum*, die *Ideen über die Naturphilosophie*, die *Bücher über die Griechheit* und die *objektive Poesie*, nebst dem Roman *Lucinde* und dem Schauspiele *Genoveva* heraus, welche alle der geheiligte Zirkel, nebst der von Herrn Fichte angekündigten *pragmatischen Religionsphilosophie* als *unsterbliche Werke* pries, »die den Wendepunkt der Kunst und Wissenschaft bezeichneten, an welchem das Zeitalter jetzt steht«. Die deutsche vernünftige Lesewelt war nun eben nicht dieser Meinung; sondern hielt alle diese Bücher, so wie sie erschienen, für unbedeutende Schriften voller Prätension und leerer hochtrabender Phrasen, welche oft nahe an Unsinn grenzten. Daher machten auch alle diese Schreibereien keinesweges vorzügliche Sensation; sie wurden widerlegt und verspottet, und sehr wenige glaubten, daß der *transzendente Idealismus*, das *Athenäum* und *Tiecks Poesie* etwas für das Zeitalter sonderlich Wichtiges wäre.

Die Herren nahmen dies fast übel, da billig, nach *Fichtens* Versprechen, alle Gedanken, ausgenommen die seini- gen und die ihrigen, *ausgerottet* sein sollten. Sie glaubten aber deshalb nicht minder, daß sie und die Ihrigen *die einzigen großen Philosophen, Physiker und Poeten* wären; und ob es ihnen gleich viel Pein machte, fast nirgends dafür gehalten zu werden: so verbissen sie doch noch ihren Mißmut, so lange man nur noch in *Jena* zu höflich oder zu nachsichtig war, etwas an ihnen ins Gesicht zu tadeln. Kaum geschahe dieses aber, so verloren sie alle Fassung, und glaubten, die *A. L. Z.* sei mit Bosheit wider sie erfüllt, und habe folglich allen Wert verloren den sie sonst etwa könnte gehabt haben. Unglücklicher Weise haben sie die Aktenstücke ihres Unwillens öffentlich bekannt werden lassen, welche weder von ihrer Selbstkenntnis, noch von ihrer Billigkeit, noch von der Größe ihres Geistes ein vorteilhaftes Zeugnis ablegen. Der wahre große Mann erhebt sich über niedere Leidenschaft, er erkennt nicht fremdes

Verdienst, er lobt sich nicht über die Gebühr, er läßt das, was er tut, selbst für sich sprechen, ob es lobenswert ist oder nicht. So handelte keiner von diesen Herren. [...]

Es ist nur noch übrig, von Nr. 7, dem *Poetischen Journal* von *Ludwig Tieck*, etwas zu sagen, als von dem zweiten Teile des Wirkungskreises, den *die geheiligte Verbündung* der zur transzendentalen Philosophie und Kunst vereinigten Idealisten sich ausgezeichnet hat.

Herr *Ludwig Tieck* war vom Anfang seiner literarischen Laufbahn an ein höchst unbedeutendes Wesen. Er schrieb allerlei Romane, wovon keiner Wurzel fassen konnte, sondern jeder in dem Augenblicke verwelkte, da er aufspröhte: *Abdallah*, eine morgenländische Erzählung, *William Lovell* in drei Bänden, *Peter Leberecht* in zwei Bänden, *Volksmärchen* von Peter Leberecht, als da sind: der *Ritter Blaubart*, der *Gestiefelte Kater*, die *Schöne Magelone* und *Graf Peter*, die *Schildbürger*, die *Sieben Weiber des Blaubart* (von ihm unter dem Namen *Gottlieb Färber* geschrieben, und seiner eigenen werten Person, unter seinem nom de guerre [Künstlernamen] *Peter Leberecht* zugeeignet), und was der schönen Sachen mehr waren, die kein Mensch lesen wollte, und wer sie zu lesen anfang, bald wieder verächtlich wegwarf. Herr Tieck übersetzte auch den *Sturm* von Shakespeare, und fügte dieser Übersetzung eine so kahle Abhandlung über Shakespeare bei, daß selbst in der *A. L. Z.* jemand (vermutlich Hr. A. W. Schlegel) zu verstehen gab, sie wäre doch fast gar zu schlecht. Indes scheint diese Übersetzung die Aufmerksamkeit des gedachten Hrn. Schlegel auf gedachten Hrn. Tieck gezogen zu haben, so daß er sich entschloß, aus ihm etwas zu machen. Und

– incertus scamnum faceretne Priapum,
Maluit esse Deum!

[– unsicher, daß er nicht dem Priapus eine Stütze
verschaffte,

Wollte er lieber Gott sein!]



11. August Wilhelm Schlegel, um 1800

Herr A. W. Schlegel versicherte nämlich ganz unvermutet, mit *Unterschrift seines Namens*, in dem Intelligenzblatte der *A. L. Z.*, die *Geschichte William Lovells*, bei welcher bisher jedermann gegähnt hatte, der sie von ohngefähr in die Hand nahm, sei ein vortrefflicher Originalroman. Herr Schlegel handelte hier wie ein echter transzendentaler Idealist, der allemal in seinen *Konstruktionen* von der *Idee* zum *Objekte* schreitet, nicht umgekehrt. Anstatt von dem Objekte, den Schriften Ludwig Tiecks, zu der Idee fortzuschreiten, welche man sich von der Beschaffenheit der Talente des Verf. zu machen hätte, ging er von *seiner Idee* aus: er sei der Mann, welcher nach Belieben kleine Wichte für große Geister erklären könne, und so erklärte er, wie schon gedacht, Herrn *Ludwig Tieck* plötzlich für einen *großen Dichter*. Seitdem ist dieser in den geheiligten Kreis der originalen Menschen eingeführt worden, welche *auf der Höhe des Zeitalters* stehen, und es ist ihm von den Machtlibern des neuen Zeitalters Vollmacht gegeben worden, Gedichte zu machen; welche aber dennoch ziemlich lahm sind, selbst auch die *Tragödie, Leben und Tod des kleinen Rotkäppchens*, und das *Trauerspiel, Leben und Tod der heiligen Genoveva*, welche Stücke er machte, da er schon ein Genosse des *neuen Zeitalters* war. In beiden Trauerspielen kommt allerlei Vieh zum Vorschein, im *Rotkäppchen* ein *Wolf*, ein *Hund*, eine *Nachtigall*, ein *Kuckuck*, in der *Genoveva* eine *Hirschkuh*. Durch beide hat er sich zum *Shakespeare* des heiligen Kreises qualifizieren wollen, sowohl im Komischen als im Tragischen. Denn die Tragödie *Rotkäppchen* soll wirklich *komisch* sein; welches aber nicht recht gelingen will, so wie das Trauerspiel *Genoveva* wirklich *tragisch* sein soll; welches auch schlecht von statten geht, wenn gleich zuweilen darin ein Blick von Sinn zu sein scheint, der aber wie ein Blitz verschwindet. Denn Herr Tieck ist im Komischen und Tragischen immer *Ludwig Tieck*, d. h. ein gar langweiliger Geselle, dessen eigentümliche Geistesphysiogno-

mie beständig dem Leser vor Augen liegen bleibt. Wenn er sich auch noch so sehr quält, um *exzentrisch* zu sein: so ist und bleibt er doch immer der leibhaftige lahme *Peter Leberecht*. Darüber gibt ihm in der Tragödie *Rotkäppchen* ein Jäger eine sehr heilsame Lehre, die er nur recht wohl erwägen sollte, ehe er künftig mehr dichtet:

Die ganze Welt kann doch nicht wie deine Mütze sein!
In dem ersten Stücke des *Poetischen Journals* ist befindlich:

1) Eine *Einleitung*. In derselben stehen allerhand schöne Sachen, z. B. »daß mit den Minnesängern, und *Hans Sachs* die eigentliche Schule der deutschen Poeten untergegangen sei«. Seit *Hans Sachs* findet Hr. *Ludwig Tieck* keinen einzigen deutschen Dichter als *Goethe*, und ist so bescheiden, nicht einmal sich selbst zu nennen! Dabei sind folgende Zeilen bemerkenswert, welche zugleich zeigen, daß Herr Tieck zu dem heiligen Kreise gehört, und daher *auf der Höhe des Zeitalters* zu stehen meint, und daß er beflissen ist, dem *Herrn von Goethe* über seinen künftigen unbeschreiblichen Einfluß, NB. *auf die Wissenschaften*, eben so herzhaft Komplimente zu machen, als Herr Schelling. Er sagt: »Es hat sich ein *lebendiger Geist* in *allen* Zweigen der Literatur geregt, und die *Wirkung*, die *Goethe* noch in Zukunft durch sein *Beispiel auf alle Wissenschaften* haben wird, ist eben so gewiß, als sie sich *nicht berechnen* läßt; denn es darf nur irgendwo *Ernst mit der Erkenntnis* werden: so entzündet ein *großer Geist* Freiheit und Enthusiasmus weit *um sich her*. Jetzt ist aber auch *die Zeit*, in welcher sich notwendig die Widersprüche der verschiedenen Parteien und Meinungen am heftigsten und schneidendsten zeigen müssen; die *neuere Welt* – (d. h. die neuere Philosophie und Poesie) – »wird unter Schmerzen und Beängstigung ihrer Mutter, der *alten Zeit*, an das Licht geboren.«

2) *Die neue Zeit*, ein Gedicht, welches der eben gedachten Geburt der neuesten Philosophie, und besonders der

neuesten Poesie gewidmet ist. Da sieht Herr Tieck im Geiste viel Schönes, wie es ihm und den Seinigen künftig ergehen wird. Er weissagt unter andern:

Wie staunt der Erdkreis ob den längst verkannten,
Sie grüßen sich, nun ist die Welt erst ihr,
Die Menschen alle fühlen sich Giganten.

Kyrieelleis! [Herr erbarme dich!]

3) *Briefe über W. Shakespeare*. Insofern sie Shakespearen angehen, ganz im Tone und Gehalte von Hrn. Tiecks ehemaliger Abhandlung über Shakespeares *Sturm*; nur sind diese Briefe noch unendlich viel weit-schweifiger. Der Herr Verf. schreibt an einen *lieben Freund* allerlei unter einander: von seinen Spazierritten, von einem Marionettenspiel *Die Höllenbraut*, vom *Hanswurst*, von einem Manne im braunen mit Tressen besetzten Rock, der sehr gegen das Schatzgraben eingenommen war, u. dergl. m., – alles in Briefen über *W. Shakespeare*, worin fast nichts von Shakespearen vorkommt. Das mag dem lieben *Freunde*, dem vielleicht, so wie Hrn. Tieck, mittelnäsiges Geschwätz gefällt, sobald es von Freunden kommt, recht lieb gewesen sein; aber solch fades Zeug hätte nicht gedruckt werden sollen: denn allen andern Lesern ist das Gähnen allzunahe gelegt.

4) *Der neue Herkules am Scheidewege, eine Parodie*. In Knittelversen. Der *Autor*, Herr Tieck, sitzt in dieser Parodie *in seiner Stube*, und läßt allerlei Personen vor sich erscheinen, die jeder ihr Gesetzchen Knittelverse hersagen, und von dem *Autor* wieder ihr Klebeläppchen hinnehmen. Und was das Hübscheste ist, sie sprechen alle über den Herrn *Autor*. Sogar erscheint ihm *Lessings Geist*, und spricht – gerade so, wie – *Ludwig Tieck*. Natürlich! denn es kann sich niemand über seinen Gesichtskreis erheben: *Tieck* nicht zu *Lessingen*. Goethe läßt einmal *Bahrden* von seinem Neuen Testamente sagen:

Da kam mir'n Gedank' von ungefähr;
So redt' ich, wenn ich Christus wär!

Übrigens sollen diese Knittelverse satirisch sein. Wenn Hr. Ludwig Tieck in Prosa und in Versen mit seiner Armut ein wenig wirtschaftete, wenn er die sechs oder sieben leidlichen Einfälle in diesen Knittelversen auf drei oder vier Seiten zu sagen gewußt hätte: so möchten sie sich allenfalls lesen lassen. Aber er hat die lahme Dichtung 114 Seiten lang gedehnt. Nun unterlasse das Gähnen wer kann! Am Ende erscheint der *wahre Ruhm*, ernsthaft sprechend, nicht in Knittelversen, sondern, wie es einer vornehmen Person gebührt, *in fünf Fußigen Jamben*, und Herr Tieck stürzt in die Knie. Herr Tieck wird sich als Dichter sehr ändern müssen, wenn ihm je der *wahre Ruhm* erscheinen soll. Der Ruhm, welcher solchen Herren auf ihrer Stube erscheint, pflegt nicht der *wahre* zu sein, und reicht auch nicht aus der Stube heraus.

5) *Über die mythologischen Dichtungen der Indier*, von einem Herrn, der sich *Fr. Majer* unterschreibt, an seine *Alwina*. Das Gewöhnlichste und Gemeinste, was etwa jemand einfallen mag, der das bekannte orientalische Schauspiel *Sakontala* eben in die Hand bekam.

6) *An Ritter*, von *Fr. Schlegel*. Ein Gedicht. Zur Probe die erste Strophe:

O *wundersüßes Wunder*, heilig Wesen
Der ewigen Gesänge,
Die schon in jeder trunknen Brust erwachen!
Wie leicht mag der vom herben Schmerz genesen
In aller Freuden Fülle,
Dem hold die Musen aus dem Auge lachen?
Sich selber anzufachen
Sind wachsam stets die nie verloschnen Flammen,
Und streben froh zusammen:
Auch wenn sie noch verborgen sich entzünden,
Soll schon des Sehers Auge sie verkünden.

Herr *Fr. Schlegel* soll sonst oft seinen Freunden geklagt haben, daß er, der einen so poetischen Bruder hat, keine Gedichte machen könne. Er hat es nun aber doch, wie



12. Friedrich Schlegel, um 1800

man sieht, invito Apolline [eingeladen von Apoll] versuchen wollen. Er muß gewaltig dabei gestöhnt haben, und ihm ist gewiß dabei viel ängstlicher zu Mute gewesen, als der *alten Zeit*, indem die *neuere Welt* geboren wird. Das sieht man auch an der letztern doppelt schwerfälligen Strophe, die nicht einmal hat ganz fertig werden wollen. Sie lautet folgendergestalt:

Erfinder zaudern lange.

Heil dem, den tief die sel'gen Schmerzen trafen,
Die tief im Weltall schlafen!

Wes mutig Herz schon fühlt prophet'sche Qualen,
Sieht bald sein Haupt in hellem Lorbeer strahlen.

Man glaubt ein Vögelchen zu sehen, dem Blei am Halse hängt, das gern fliegen möchte und kaum flattern kann. Gequält hat sich Herr *Fr. Schlegel* bei diesen Reimen, das merkt man! *Im Weltall tief schlafende selige Schmerzen*, welche einen Dichter *tief treffen*!! Wie übersinnlich muß Herr *Fr. Schlegel* gestöhnt haben, bis er ein solches tief-sinnloses Concetto herausbrachte!

7) *Das jüngste Gericht. Eine Vision.* Im Traume gemacht, und für den Schlaf der Leser berechnet. Die Vision betrifft allerhand Leute, denen etwa Herrn Tiecks Gedichte nicht mögen gefallen haben, und die daher ihm auch nicht gefallen. Weil er nun beim Schlafengehen an dieses Mißfallen mag gedacht haben, so hat er sogar davon geträumt.

8) *Erklärung, die allgemeine Literaturzeitung betreffend.* Herr Ludwig Tieck erklärt nämlich, er wolle nunmehr nicht die Übersetzung des Shakespeare von A.W. Schlegel in der *A. L. Z.* rezensieren, »weil es ihm Hr. Schütz, nach seinem Gefühle, *unmöglich* gemacht hat, im Fache der schönen Künste in die *A. L. Z.* Rezensionen einzusenden«. Eine sehr unnötige Erklärung! Es versteht sich ja von selbst, daß *Ludwig Tieck*, nachdem sein Herr und Schöpfer *A. W. Schlegel* von der *A. L. Z.* abgegangen ist, dabei nicht bleiben kann. Der Schatten verschwindet mit dem

Körper! Auch versteht sich wohl, daß nunmehr die Redaktoren der *A. L. Z.* von L. Tieck weder Rezensionen verlangen, noch annehmen werden, wozu sie schon, wie man aus Nr. 3 siehet, vorher eben nicht viel Neigung scheinen gehabt zu haben. Doch sei es damit wie es wolle, wozu soll darüber eine öffentliche Erklärung geschehen? Es konnte allenfalls den Redaktoren, und auch vielleicht einigen Lesern der *A. L. Z.* nicht gleichgültig sein, ob *A. W. Schlegel* an der *A. L. Z.* ferner Anteil nehme oder nicht; ob es gleich eine ziemliche Portion Eitelkeit und kleinlichen Widerwillen anzeigte, daß er so feierlich und mit solchen seltsamen Beschuldigungen durch eine öffentliche Erklärung seinen *Abschied* davon anzeigte. Aber, wem in aller Welt kann das Geringste daran gelegen sein, zu wissen, ob *Ludwig Tieck*, der Vater von lauter togebornen Geisteskindern, an irgend einem literarischen Werke Anteil nimmt oder nicht!

Das zweite Stück. So mager und uninteressant nun auch das erste Stück des *Poetischen Journals* ist: so hat doch Herr Tieck Mittel gefunden, das *zweite Stück* noch uninteressanter zu machen. Sechs Siebenteile des Raumes nimmt ein: 1) *Epicoene, oder das stumme Mädchen, ein Lustspiel des Ben Jonson*. Also schon so früh sollen *Übersetzungen* in dieser schalen Sammlung die Lückenbüßer sein! Wer einigermaßen Ben Jonson und das steife Wesen seiner Lustspiele kennt, kann sich leicht vorstellen, welch eine langweilige Leserei diese Übersetzung ist. Die wenigen übrigen Blätter werden ausgefüllt, durch: 2) *Briefe über W. Shakespeare*. Es ist nur ein Brief von Hrn. Tieck, und zwar wieder an den bewußten lieben Freund. Den Anfang macht ein abermaliges Bedauern, daß *Hanswurst* und *Lipperl* nicht mehr da sind, und er bezeugt Hoffnung, daß sie in einer andern Gestalt wieder erscheinen werden, womit er auf seine eigenen *Parodien* und sein *rotes Käppchen* zu zielen scheint; denn *an sich selbst* denkt der gute Mann immer zuerst. Hernach wird berichtet,

›daß man *Diderot* und *Lessing* als die Erfinder und Einrichter unsers gegenwärtigen, häuslichen, natürlichen, empfindsamen, kleinlichen, und durchaus *untheatralischen Theaters* ansehen muß. Dadurch soll denn nun das *Suchen nach der Natur* entstanden sein, wornach die jetzigen theatralischen Dichter, sagt Herr Tieck, ›sich nicht verdrießen lassen, Küche, Keller, Boden, Wohn- und Visiten-Stube zu durchforschen, auch das menschliche Herz belauern. Aber, setzt er hinzu: ›Dies wird aufhören‹ – denn – ›die *kolossale Natur*‹ (vermutlich doch in der Larve der heiligen Genöveva, oder der schönen Magelone, oder des großen Christophs) – ›steht hinter ihnen, und schaut ihnen mit einer Miene zu, von der man nicht sagen kann, ob sie Bedauern oder Spott ausdrückt!‹ Ja freilich! Man kann überhaupt nie sagen, was die *kolossale Natur* des Herrn Tieck ausdrücken will; daß er aber weder ein *Diderot* noch ein *Lessing* ist, damit hat es seine gute Richtigkeit!

Immer haben wir bisher noch nichts in diesem Briefe über *W. Shakespeare*; aber nun gibt uns Herr T. einen ganz neuen Gedanken. Es ist bekannt, daß zu Shakespeares Zeiten auf den engl. Theatern alle weibliche Charaktere von jungen Männern vorgestellt wurden. Dies ist Herrn Tieck ein Grund zu glauben: ›daß das Schauspiel und die *darstellende Kunst* zu jener Zeit *weit größer* müsse ausgeübt worden sein, als in unsern Tagen. Den Zuschauern blieb unaufhörlich *der Genuß der Nachahmung*; sie konnten nie *gestört* werden, und alle die *falsche Delikatesse*, die *Prüderie*, die immer wieder *unsittlich* wird, fielen von selbst weg. Außerdem aber war der Genuß ein *Kunstgenuß*, statt, daß bei uns die Weiber *als Weiber* in Betrachtung kommen, daß sie *nach ihren Organen, Kräften, Talenten und Manieren* jeden Charakter modeln,‹ – (nämlich jeden *weiblichen* Charakter, welche *falsche Delikatesse* nämlich von den jetzigen Schauspielerinnen sehr unrecht angewendet ist, und allen *Genuß der*

Nachahmung und *Kunstgenuß* stören muß!) – »um nur zu gefallen, woraus auch entstanden ist, daß bei uns Dichter für die oder jene Person Rollen und Stücke erfunden haben,« – (eine höchstschlaue Bemerkung! denn wenn eine Weiberrolle durch einen Jüngling gespielt wird: so kann ja kein Dichter für ihn eine Rolle oder Stück erfinden, damit er sich darin vorzüglich zeigen und gefallen möge!) – »um sie in allen *Attitüden* zu präsentieren, und ihr Gelegenheit zu geben, sich wie ein Instrument unter den Händen eines geschickten Virtuosen auszuspielen.« Wir haben uns die Mühe nicht verdrießen lassen, diese ganze Stelle abzuschreiben, um eine Probe des seltenen Scharfsinns zu geben, womit Herr Tieck künftig den Shakespeare kommentieren wird. Wer außer ihm hätte aus dem kleinen Umstande, daß zu Shakespeares Zeiten die Weiberrollen von Jünglingen vorgestellt wurden, so ganz neue Folgen ziehen können! Und er eröffnet dadurch auch ganz neue wichtige Aussichten auf andere Theater. Wir begreifen nun mit einem Male, warum auf den *Operntheatern in Rom*, und auf den *Bühnen in den Jesuiterschulen* die darstellende Kunst weit größer ist, als auf den sonst so berühmten Theatern zu *Paris* und *London*. Niemand hat sogar dies bisher glauben wollen; aber nunmehr ist kein Zweifel, daß es so sein muß, da auf jenen die Weiberrollen durch Jünglinge vorgestellt werden, und also alle falsche Delikatesse wegfällt. Da Herrn Tiecks auf die kolossale Natur berechnetes Trauerspiel *Genoveva* gewiß auf allen deutschen Theatern nächstens muß gespielt werden: so wird er auch unfehlbar dafür sorgen – um nicht den *Kunstgenuß* zu vermindern –, daß man nicht etwa die Rolle der heiligen *Genoveva* aus *Prüderie* von einem Frauenzimmer darstellen lasse; besonders aber muß er besorgt sein, daß die *Hirschkuh*, welche er an der Hand der heiligen *Genoveva*, in einer höchst beweglichen Szene auf dem Theater erscheinen läßt, gewiß durch einen jungen Spieler vorgestellt werde; denn Herr Tieck ist ein Dichter, der



13. Ludwig Tieck und seine Schwester Sophie, 1796

viel zu sehr *ins Große zu zeichnen* gewohnt ist, als daß er, unsern *untheatralischen Diderotschen* und *Lessingschen Theatern* zu Liebe, die Szene ausdrücklich für die *Hirschkuh* sollte erfunden haben, um sie *in allen Attitüden* zu präsentieren.

Nun kommt der *zweite Brief*, welchen Herr Tieck *an sich* schreiben läßt. Er enthält das Lob des Lustspiels: *Das stumme Mädchen* von *Ben Jonson*, dessen Übersetzung vorn zu lesen ist; und zwar läßt er sich *auffordern* die hauptsächlichsten Stücke *Jonsons* zu übersetzen, und man denke einmal *warum?* – weil sie *ein indirekter Kommentar zum Shakespeare* sein sollen! – Was doch der sorgfältige Tieck nicht alles für Shakespeare tun will! Er will uns einen *direkten* Kommentar über den *Shakespeare* liefern, voller ganz nagelneuer Entdeckungen, wovon wir unsern Lesern eben eine so schöne Probe gegeben haben, und nun will er auch noch durch die Übersetzung des *Ben Jonson* einen *indirekten* Kommentar hinzutun; und alsdann vermutlich auch noch einen *direkten Kommentar* über den *indirekten Kommentar*; denn, wer kann zweifeln, daß Herr Tieck mit seiner Shakespearischen Divinationsgabe auch im *Ben Jonson* entdecken wird, was sonst kein Mensch darin fand. Der Brief, worin er sich zu dieser Übersetzung *auffordern*, und das von ihm schon übersetzte *Stumme Mädchen* so schlau loben läßt, ist unterschrieben: ›Ihr Freund, *Kritik*.‹ Aber Kritik ist wahrlich nicht in solcher Aufforderung, vielleicht wäre der Brief charakteristischer unterschrieben: ›Ihr Freund, Ingenii Largitor [der freigebige Geist].‹ – Denn Ben Jonsons Werke machen in der alten Ausgabe einen tüchtigen Folianten aus, und in der neuen schon sehr raren Ausgabe des Whalley sieben starke Oktavbände. Herr *Kritik* oder Herr *Venter* [Bauch] fordert zwar Herrn Tieck nur auf, sieben *hauptsächliche* Stücke von Jonson zu übersetzen; aber zum *indirekten Kommentar* ist ja jedes von dessen Stücken *hauptsächlich*, und l'appetit vient en mangeant [der

Appetit wächst beim Essen]! Sonderlich, wenn man dergleichen *hauptsächliche* Stücke, mögen sie nun steif und langweilig sein oder nicht, erst ins *Poetische Journal* einrückt, und sie hernach besonders zusammendruckt, sind sie doppelt *direkt brauchbar*.

Nun folgen noch unter der Aufschrift *Erinnerung und Ermunterung*: 3) *Zwanzig Sonette*, jedes an einen *guten Freund* Herrn Tiecks gerichtet. Daß auch an *A. W. Schlegel* und *Fr. Schlegel*, an jeden eins gerichtet ist, und daß ihnen *geweissagt* wird, daß sie bald *große Dinge ausrichten* werden, versteht sich. Man merkt wohl, daß Herr *Tieck* seine guten Freunde auf ganz neue Art loben will (zu Herrn *Fr. Schlegel* sagt er: ›*Du bist das reine zorn'ge Liebesfeuer!*‹); außerdem aber sind diese Sonette Versuche, sich in schwerem Reimgeklengel zu üben, dem sich dann allerlei so viel möglich *weithergeholte* Gedanken und *fremde Worte* anpassen müssen, so gut sie können. Zum Beweise wollen wir das Sonett an den oben S. 170 erwähnten Herrn *Bernhardi* hersetzen, worin Herr *Tieck* sehr weit ausholt, um den armen Mann darüber zu trösten, daß jetzt niemand dessen *Bambocciaden* hat lesen mögen; aber *ihm* auch *weissagt*, daß es künftig besser werden wird:

Schwer hängen an der Welt-Uhr die Gewichte,
Und treiben sie doch langsam nur zum Gange,
So manche Tugend geht bei uns im Schwange,
Doch stehn wir uns nur selber stets im Lichte.

Die Menschheit schreitet fort, und manchem
Wichte
Wird bei den vielen Widersprüchen bange,
Fast jeder fragt, wohin er denn gelange,
Und zweifelt immerdar an dem Berichte.

Du lachst ob allen diesen ernsten Possen,
Läßest den Wagen unbekümmert fahren,
Und glaubst, er werde wo die Fracht abladen.

Noch werden sie auf stein'gem Weg zerstoßen,
Absteigend lieben sie in bessern Jahren
Den freien Sinn, die heitern Bambocciaden.

Es ist gewiß ein guter Trost gegen das Übel, daß es mit dem Beifall der *Bambocciaden* langsam geht; da so sogar die *Welt-Uhr* die Welt nur *langsam* zum Gange treiben kann, und daß *die Menschheit* erst *fortschreiten* muß, ehe die Werke eines Mannes Beifall finden können, der, wie wir eben gedruckt lesen, ein *Schwager* Herrn Tiecks ist. Dabei merkt man, daß Herrn Tieck das Versifizieren noch sehr sauer ankommt, und besonders daß er *den rechten Weg* zum Sonettmachen noch nicht gefunden hat, so daß Reime und Gedanken auf seinem *stein'gen Wege* sehr *zerstoßen* werden. In dem 20sten Sonett scheint er darüber einen Anfall von Selbsterkenntnis bekommen zu haben. Er sagt:

Noch will mir nicht die Melodie genügen,
Es ist als fehlen mir noch Harmonieen.

Ja freilich, so ist es! Aber darüber kümmert sich der gute Herr Tieck so sehr, daß er sich in eben dem Sonett den Tod wünscht. Er sagt:

Ich ahnde was den Mißklang wird besiegen,
Das ist es, wonach alle Wünsche ziehen,
Dem Tode zu das tiefe ew'ge Sehnen.

Das ist zu viel! Warum will er denn gleich sterben? Er darf ja nur weder Verse machen, noch seine Zeit mit einem so schalen *Poetischen Journal* verderben. Wir wünschen, er möge noch leben, und seinen Kräften gemäß, etwas Nützlicheres vornehmen:

Ah Corydon, Corydon, quae te dementia cepit!
Quin tu aliquid saltem potius quorum indiget usus,
Viminibus mollique paras detexere junco!
[Ah Corydon, Corydon, welch ein Wahnsinn hat dich ergriffen!

Warum gehst du nicht lieber daran, etwas Wirtschaftsgerät dir
Wieder aus Weidengezweig und weichen Binsen zu flechten?]

Wr. Sh.

III

SELBST- BEKUNDUNGEN UND NEKROLOGE

[Vorreden zur *Allgemeinen*
und zur *Neuen allgemeinen*
deutschen Bibliothek]

Allgemeine deutsche Bibliothek.
Des ersten Bandes erstes Stück.
Vorbericht

Man leget hier dem deutschen Publico das erste Stück der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* vor, wovon vierteljährig ein Stück von ohngefähr eben der Stärke erscheinen wird. Zwei Stücke werden einen Band ausmachen und jeder Band wird mit dem Bildnisse eines berühmten *deutschen* Schriftstellers gezieret sein.

Dieses Werk soll seiner Absicht nach eine *allgemeine Nachricht, von der ganzen neuen deutschen Literatur* vom Jahre 1764 an, in sich enthalten. Man wird also darin von allen in Deutschland neu herauskommenden Büchern, und andern Vorfällen, die die Literatur angehen, Nachricht zu erteilen suchen. Schriften, von einiger Wichtigkeit, sonderlich deutsche Originalschriften, wird man ausführlich rezensieren, so daß sich der Leser von dem ganzen Werke selbst aus der Rezension einen richtigen Begriff machen kann. Schriften von minderer Wichtigkeit, und Übersetzungen wird man nur kürzlich anzeigen, doch mit Beifügung eines kurzen Urteils, über den Wert derselben. Akademische Dissertationen, einzelne Predigten und andere kleine Traktätgen (sie müßten denn durch ihre Wichtigkeit und Merkwürdigkeit eine Ausnahme verdienen) wird man gar nicht anzeigen.

Der Verleger siehet die Weitläufigkeit dieses Plans sehr wohl ein, und die Schwierigkeiten, die sich einer vollkommenen Ausführung desselben widersetzen, aber er lässet sich dadurch von einem Unternehmen nicht abschrecken, welches, wenn es nur mit einiger Vorzüglichkeit ausgeführt wird, mit vielfältigem Nutzen für alle Liebhaber der neuesten Literatur begleitet sein muß. Diese sind in Deutschland in vielen Städten, zum Teil in kleinen Städten, wo nicht einmal ein Buchladen befindlich ist, zerstreuet, und ihnen ist also sehr damit gedienet, zuverlässige Nachrichten von den neuen Büchern und von ihrem wahren Werte zu erhalten, und vielleicht wird es ihnen auch nicht unangenehm sein, jährlich gleichsam, die ganze neueste Literatur wie in einem Gemälde auf einmal zu übersehen. Um diesen Zweck zu erreichen, wird der Verleger weder Mühe noch Kosten sparen, er hat sich deswegen vorzüglich um geschickte Mitarbeiter zu diesem periodischen Werke bekümmert, er hat sie in allen Gegenden Deutschlands aufgesuchet, und er ist so glücklich gewesen, daß sich nicht allein eine ziemliche Anzahl Gelehrten zu dieser Arbeit willig finden lassen, sondern auch zum Teil Männer von so bekannten Talenten, daß ihre Namen allein das Lob des Werkes ausmachen könnten, wenn man sie öffentlich nennen wollte. Doch ist er nicht zufrieden gewesen zu den Rezensionen aus allen Teilen der Wissenschaften ordentliche Mitarbeiter zusammen zu bringen; sondern er hat, damit ja nichts Wichtiges übergangen werde, sich auch bemühet, in allen großen Städten Deutschlands, Korrespondenten zu finden, welche ihm von Zeit zu Zeit von der Literatur in der Gegend, worin sie leben, Nachricht geben; man wird daher von Zeit zu Zeit Auszüge aus diesen Briefen bekannt machen. Wollen auch andere Gelehrte dieses Werk, um es noch vollkommener zu machen, mit ihren Beiträgen beehren, so werden sie willig angenommen werden, doch behält man sich vor, dasjenige, so zum Zweck nicht dienlich, oder

bloß Privatstreitigkeiten betrifft, zu unterdrücken. Wollen auch die Buchhändler ihm ihre neue Verlagsbücher einsenden, so wird derselben desto geschwinder an gehörigem Orte Erwähnung geschehen können.

Wer die Weitläufigkeit unsers Plans und die vielen Schwierigkeiten, die sich auf mancherlei Art dabei finden, unparteiisch betrachtet, der wird uns hoffentlich einige Nachsicht gönnen, wenn wir nicht auf einmal alles, was wir uns vorgesetzt haben, leisten können. Man wird z. E. in diesem ersten Stücke noch nichts von der *Rechtsgelehrsamkeit* finden, es wird aber in den folgenden Stücken nachgeholt werden. Es könnte auch künftig geschehen, daß uns ein Buch unbekannt bliebe, das doch eine Anzeige verdient hätte. Deutschland ist zu weitläufig, und manche in der Tat nützliche Bücher kommen zuweilen kaum aus der Provinz, worin sie gedruckt sind, in die nächste. In diesem Falle wird man uns durch eine Nachricht ungemein verbinden.

Eins müssen wir noch erinnern: die Rezensenten sind in ganz Deutschland zerstreut; hiedurch wird der Vorteil erhalten, daß man nicht das *Urteil* einer einzigen Stadt, sondern gleichsam *Stimmen* aus den verschiedenen Provinzen des Vaterlandes höret: Hingegen könnte hieraus auch zuweilen eine kleine Ungleichheit in der Schreibart, und in den Meinungen entstehen. Damit also nicht ein Mitarbeiter wegen der Arbeit eines andern zur Verantwortung gezogen werde, so hat man für gut gefunden, die Arbeit eines jeden Mitarbeiters mit *einem* Buchstaben zu bezeichnen, damit der Leser wenigstens wissen könne, ob zwei Rezensionen, die er vergleichen will, von eben demselben Manne sind oder nicht.

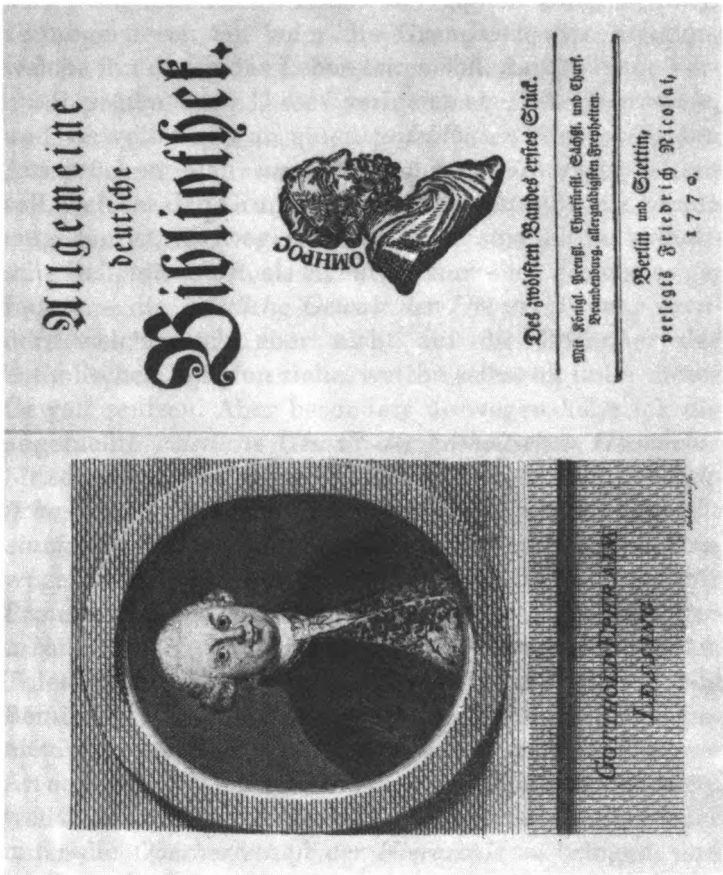
Der Beifall des Publici kann allein ein Werk im Fortgang erhalten, das bloß zum Nutzen desselben gewidmet ist, und wir hoffen ihn durch verdoppelte Bemühungen zu verdienen.

Berlin, den 20. April 1765.

*Aus: Neue allgemeine deutsche Bibliothek.
Des LVI. Bandes erstes Stück. Vorrede*

Ich hatte, vom J. 1765 an, die beste Zeit meines Lebens der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* gewidmet; ich hatte ihr so manche literarische Plane, zu deren Ausführung ich in mir Kräfte fand, aufgeopfert; aber im J. 1792 ward ich genötigt, dieses Werk aufzugeben. Verfolgungen von einer ganz eigenen Art, wovon man bis dahin in den preussischen Staaten noch nichts wußte, die man unter der Regierung *Friedrichs des Großen* für unmöglich gehalten haben würde, ließen mir keinen andern Ausweg übrig. Da ich jetzt offenherzig reden darf: so glaube ich, mich hier über die wahre Veranlassung dazu ausführlich erklären zu müssen, um die Leser zu überzeugen, daß ich diesen Entschluß weder aus Übereilung noch aus Nachlässigkeit faßte; sondern daß er nur von einer traurigen Notwendigkeit herbeigeführet ward. Es ist vielleicht auch sonst nützlich, gewisse Vorfälle, welche in der Geschichte des menschlichen Verstandes nicht vergessen zu werden verdienen, öffentlich näher bekannt zu machen, und an das davon schon Bekannte wieder zu erinnern. Wer sich die Mühe geben, die von mir unten angeführten seit 18 bis 20 Jahren erschienenen Schriften jetzt aufmerksam nachzulesen, und dabei sich verschiedener Tatsachen, die in den Jahren 1787 bis 1797 vorgingen, erinnern, und sie damit vergleichen will, wird hoffentlich noch deutlicher von der Wahrheit meiner Erzählung überzeugt werden.

Da ich nicht vermeiden kann, bei dieser Auseinandersetzung auch beiläufig von der *katholischen Religion* zu sprechen: so mag, wegen gewisser Leute, welche alles hämisch zu verkehren suchen, hier meine Erklärung darüber stehen. Ich verehere jeden rechtschaffenen Katholiken, und lasse auch die katholische Religion, so wie jede andere Religion, in ihrem Werte. Wer in derselben geboren, von derselben überzeugt ist, mag seines Glaubens le-



14. Allgemeine deutsche Bibliothek. Titelblatt

ben. Aber ich würde nicht wert sein, ein Protestant zu sein, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß die protestantische Religion jener auf alle Weise vorzuziehen ist, besonders auch durch die Freiheit der eignen Untersuchung, vermöge deren ein jeder die Grundsätze der Religion, welche ihn durch das Leben leiten soll, durch eigene Vernunft prüfen darf. Dieses verbietet aber *die Hierarchie*, und verweist uns an einen *unfehlbaren Richter*, dessen Aussprüchen man *uneingeschränkten Gehorsam* leisten soll, welches den Grundsätzen des Protestantismus gerade entgegen ist. Deswegen ist mir nicht sowohl die katholische Religion selbst, als eigentlich nur – ich gestehe es geradezu – die *geistliche Gewalt der Hierarchie* sehr zuwider; welches ich aber nicht auf die Bekenner der katholischen Religion ziehe, welche selbst oft unter dieser Gewalt seufzen. Aber besonders deswegen halte ich die angemaßte *geistliche Gewalt der katholischen Hierarchie* für schädlich, weil sie sich *neben* und sogar *über* die *weltliche Gewalt* des Landesherrn setzen will, welche doch *die einzige rechtmäßige Souveränität* in jedem Staate ist. Deswegen danke ich Gott und dem großen Luther, daß wir Protestanten von dieser unrechtmäßigen *geistlichen Hierarchie* sind befreiet worden. Eben deswegen, ob ich gleich Toleranz und Verträglichkeit liebe, hasse ich doch jede Bemühung, katholische Begriffe, Gebetbücher, Zeremonien, und was es sonst sei, den Protestanten auf irgend eine Art angenehm zu machen und sie dazu wieder zu gewöhnen, weil dieses zum Mittel dient, sie auch nach und nach wieder unter die *Oberherrschaft der Hierarchie* zu bringen; und ich hasse diese Bemühungen um so viel mehr, je notwendiger es in den *Grundsätzen der Hierarchie* liegt, uns durch alle Mittel wieder unter ihr Joch zu bringen. Dies war die Ursache, warum ich auf alle Versuche und Anmaßungen dieser Art meine protestantischen Mitbürger aufmerksam machte, und sie mit Freimütigkeit davor warnte, unbekümmert, ob ich etwa mit Undank würde belohnt werden.

So lange *Friedrich der Große* regierte, hatte ich doppelten Mut dazu; jedoch bald nach dem Tode dieses großen Königs, der sich auch dadurch um Europa unsterblich verdient gemacht hat, daß er allgemeine Denkfreiheit verstattete und durch sein Beispiel heiligte, fanden bei seinem Nachfolger unglücklicher Weise Männer Gehör, welche zu mehrern nachteiligen Maßregeln Anlaß gaben, ob sie gleich zum Teil selbst nicht überlegen mochten, wie viel Schaden sie taten. Aber sie waren größtenteils leider! – wissentlich oder unwissentlich – *durch eine geheime Macht geleitet*, – ich wage es frei heraus zu sagen – durch den zwar sinnlosen, aber wahrlich nicht absichtslosen sogenannten Orden der *Gold- und Rosenkreuzer*, und durch den schmutzigen Einfluß der *unbekannten Obern*, welche diesen betrügerischen Orden ungefähr seit 1778 vermittelt schleichender Machinationen durch ganz Deutschland insgeheim unglaublich weit auszubreiten wußten.

[...] Es ist auch selbst dem allgemeinen Publikum nicht ganz unbekannt geblieben, welche wichtige Folgen von 1786 bis 1797 in den preußischen Staaten durch die Anhänglichkeit an die Rosenkreuzerei und durch die Verehrung der *unbekannten Väter* bewirkt worden sind. Wenn gleich diese keinesweges alle ihre schädliche Plane haben durchsetzen können, weil teils zu viel Licht, teils zu viel Redlichkeit sie hinderte: so kann doch derjenige, der einigermaßen die Umstände kennt, kaum zweifeln, daß die *Rosenkreuzerei* auf die in die Augen fallende Veränderung der Verfügungen in Absicht auf die Religion, welche eine Zeitlang in den preußischen Staaten Statt fand, einen wichtigen Einfluß gehabt habe. Dank sei es der Vorsehung, Dank sei es den menschenfreundlichen Privatgesinnungen des verstorbenen Königs, der alle Härte haßte, und Widerwillen hatte, jemand unglücklich zu machen, daß die Absicht der Obskuranten, alle Aufklärung auszurotten, nicht bis zur Absetzung der Aufklärer von ihren

Ämtern, bis zu ihrer Einschließung in Gefängnisse, oder ihrer Verjagung aus dem Lande fortgesetzt ward. Es gab Leute, denen es an Willen hiezu nicht fehlte, und noch weniger an *Drohungen*.

[...]

Öffentlich wagte man anfänglich nicht, mich und die *A. D. B.* anzugreifen, wie denn überhaupt Leute dieser Art nicht offen und beherzt zu Werke gehen; aber die Hinterlist ruhete nie; man suchte Fallen zu stellen und Verleumdungen auszubreiten, sonderlich nachdem das *Religionsedikt* ausgewirkt war. Von dieser Zeit an war ich beständigen Verunglimpfungen ausgesetzt. Die Feinde der Aufklärung suchten nur einen Vorwand, um sich tätig zu rächen; und man nahm zu der absurdesten Erdichtung seine Zuflucht, die sich denken lässet.

Meine Leser erinnern sich vielleicht noch der ehemaligen hämischen und verächtlichen Verleumdungen eines *Aloys Hoffmann*, *Hofstätter* und *Zimmermann*, daß alle sogenannten *Aufklärer* auch *Aufrührer* und *Königsfeinde* wären. Vielleicht aber haben sie die ganz absurde spezielle Verleumdung vergessen, welche der Jesuit *P. Stattler* zuerst ausbrachte: »daß die Hauptsätze der – französischen Konstitution alle aus den Grundsätzen der *Nicolaischen Berlinerbibliothek-Schmiede* entlehnt seien.¹ Sie werden sich vielleicht noch weniger erinnern, daß im J. 1795 eine Schrift herauskam, unter der Maske einer *Freimaurerrede*,² worin diese absurde Verleumdung wiederholt, und mit ähnlichen Lügen vermehrt ward. Es heißt darin z. B. S. 7, mich und die *A. D. B.* betreffend: »Die ganze große *Aufklärerpartie* in Deutschland, der ganze

¹ Stattlers Unsinn der französischen Philosophie im Entwurfe ihrer neuen Konstitution. Augsburg 1791. 8. S. 6. Man s. auch Berl. Monatsschrift XXVter Band von 1795. S. 74. ² Endliches Schicksal des Freimaurerordens in einer Schlußrede gesprochen von Br. **, vormals Redner der Loge zu *** am Tage ihrer Auflösung. 8. Man s. noch den IX. Band meiner Reisebeschreibung in der Vorrede S. IX.

Anhang, den *Nicolai* in derselben an *Mitarbeitern der Allgemeinen deutschen Bibliothek* und an *deren Lesern* hatte, sind für die Rotte der *Gottes- und Fürstenfeinde* gewonnen worden. Diese sogenannte Rede, welche wenigstens an drei Orten gedruckt ist, ward, wie ich zuverlässig weiß, vielen deutschen Fürsten und ihren Ministern anonymisch auf der Post ohne Brief zugesendet, und machte dadurch, daß sie auf diese Art hinterlistiger Weise manchen Personen in die Hände gespielt ward, welche sonst dergleichen Schriften nicht lesen, und mit dem Gange der deutschen Literatur nicht genau bekannt sind, hin und wieder einigen Eindruck. Diese Schrift hatte die Absicht, durch die darin enthaltenen Lügen den weltlichen Arm wider diejenigen zu erwecken, welche sich dem in geheim mit so gutem Erfolge betriebenen Verfinsterungssystem zu widersetzen gewagt hatten, indem man sie als *Auführer* schilderte, »welche Religion und Staat, und Fürsten und Völker umstürzen wollten«, kurz, welche die *Französische Revolution* nicht nur *angefangen* hätten, sondern auch durch alle Mittel beständig noch begünstigten. So höchst ungereimt eine solche Beschuldigung war, so ward sie doch durch alle mögliche Wege einmal über das andere als Wahrheit verbreitet, und fand, bei dem panischen Schrecken, welches damals über die allgemeine Verbreitung der Französischen Revolution herrschte, sogar bei Leuten, welchen man mehr Einsicht und Überlegung hätte zutrauen sollen, um so mehr Eingang, da sie beständig in allerlei Gestalten wiederholt wurde. Welche Ungereimtheiten werden zuweilen nicht geglaubt, wenn sie aufgebrachten Leidenschaften schmeicheln! Im J. 1794 ward in gewissen, nun ganz vergessenen, aber damals sehr wohl bekannten, zu Hannover gedruckten *Fliegenden Blättern*,¹ unter mehrern törichten Träumereien, mit der

¹ Man s. Fliegende Blätter, dem französischen Krieg und dem Revolutionswesen unsrer Zeiten gewidmet. Mai 1794. S. 500.

vielversprechenden Aufschrift: *Deutsche Buchhändler-Aristokratie*, die so ungereimte, als hämische Beschuldigung als unstreitige Wahrheit verbreitet: ›Es ist nun allgemein bekannt, daß der französische Nationalkonvent *dreißig Millionen* bares Geld zum *Besten auswärtiger guter Freunde* in allen Ländern verwendet habe, und noch verwende. *Einige deutsche Buchhändler* und *sonstige literarische Entrepreneurs* [Unternehmer] haben dann auch dabei, wie *man anjetzt an einigen der größten Höfe* zu wissen glaubt, *ihren kleinen Vorteil*. Auch dienen sie dafür ihren *französischen Freunden* auf *mancherlei Art*, teils durch *Beförderung der Nichtachtung der christlichen Religion*, teils durch *Ausbreitung der Jakobinergrundsätze* unter allen möglichen Gestalten, und endlich durch *Unterdrückung aller Journale, Zeitungen und Zeitschriften, die nicht die Carmagnole mittanzen*.‹ Es war sehr wahr, daß man wenigstens an *einem großen Hofe*, nämlich am Hofe zu Berlin, *dies zu wissen glaubte*. Denn eben da waren Leute, welche geflissentlich ausbreiteten, daß *ich* einer der *deutschen Buchhändler* und *literarischen Entrepreneurs* wäre, welcher eine solche *Pension aus Frankreich* bekäme, und daß durch die *A. D. B.* die *Nichtachtung der christlichen Religion* befördert würde. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß ein solcher Aufsatz *von Berlin aus* nach *Hannover* oder nach *Eisenach*, wo der Verfasser sich aufhalten sollte, *ist eingeschickt* worden, um diese gedruckte Lügen nachher hohen Orts vorlesen zu lassen, und gewisse schon vorher wiederholt eingeblasene Ideen dadurch zu bestätigen. Die Leute, welche damals in das verächtliche Journal, in die zu Gießen herauskommenden *Religionsbegebenheiten*, von Berlin aus so manches Beunruhigende über die *Gefahr der christlichen Religion* einrücken ließen, waren auch hierzu sehr wohl fähig. Diese *Hannöverschen fliegenden Blätter* scheinen übrigens die Vorläufer der so berüchtigt gewordenen *Eudämonia* gewesen zu sein; denn beinahe eben der Geist und eben die

Verleumdungen gegen die Beförderer der Aufklärung in allerlei Gestalt vorgetragen, herrschen in beiden.

Wer einigermaßen auf den Gang der *unbekannten Väter* aufmerksam ist, wird ihre *leitende Hand* auch darin nicht verkennen, daß eben die absurde Verleumdung, alle deutsche Freunde der Aufklärung wären *Aufführer*, und namentlich *ich* wolle durch die *Allgemeine deutsche Bibliothek*, als ein Werkzeug der französischen Jakobiner, den Samen des Aufruhrs und der Verachtung der christlichen Religion ausstreuen, welche auf mancherlei Art in deutschen Schriften verbreitete Verleumdung von allen ein wenig nachdenkenden Leuten in Deutschland war verachtet worden, dennoch eben so geflissentlich und eben so ausführlich durch die bekannte Schriften des *Robison* und *Barruel* in England ausgebrütet wurde. Dort konnten diese hämischen Beschuldigungen noch viel sicherer wirken, als in Deutschland, wo denn doch der Charakter der Beschuldigten von einer bessern Seite bekannt war. Sie wirkten aber auch auf Deutschland zurück, sonderlich durch das Buch des *Barruel*, insofern vornehme Personen hauptsächlich gern französische Bücher lesen, und von dem, was in Deutschland in ihrer Nähe vorgeht, sehr oft nur unvollständig unterrichtet sind.

[...]

So peinlich meine Lage war, so hielt ich sie doch aus, so lange ich glaubte, noch einigen Nutzen stiften zu können. Diese Hoffnung verschwand aber ganz, als der *Glaubens-Kommission* über die Zensur aller Schriften eine unerhörte Gewalt gegeben ward. Sie durfte alle in- und ausländische Schriften vor ihr Forum ziehen, und es ward ihr nachher (im J. 1794) Macht gegeben, jede Schrift zu verbieten, welche nach ihrem Urteil *schädliche* Prinzipien wider den Staat und die Religion enthalte; aber gerade das Nützlichste scheint oft solchen Leuten schädlich, welche wie *Hermes* und *Hillmer* denken. Jetzt konnte ich nicht hoffen, ferner unbelästigt die *A. D. B.* herausgeben

zu können. Diese Inquisitoren hatten niemand Rechenschaft zu geben, von dem, was sie in Zensursachen taten. Es kostete sie nur einen Federstrich: so war die *A. D. B.* ganz vernichtet. Welche Gesinnungen man gegen mich persönlich hegte, war mir bekannt genug. Ich verließ also die *A. D. B.*, um sie zu erhalten. Ich übergab den Verlag in die Hände eines sehr rechtschaffenen Mannes, der eine Buchhandlung in den dänischen Staaten hatte, deren Regierung damals wegen der gegebenen Preßfreiheit von allen edeldenkenden Menschen verehrt wurde.

Es war mir freilich sehr schmerzlich, mich von einem Werke zu trennen, welches ich beinahe dreißig Jahre lang, nicht ohne Nutzen für die deutsche Literatur, aufrecht erhalten hatte. Von der andern Seite aber hoffte ich, an Ruhe und Muße zu gewinnen, um mehr mir selbst leben, und meine Nebenstunden desto eher andern Geisteswerken widmen zu können. Aber auch diese Ruhe ward mir nicht gegönnet. Man fuhr fort, mich wegen der *A. D. B.*, an welcher ich doch nicht den geringsten Anteil mehr hatte, verantwortlich machen zu wollen, und mich durch Drohungen abzuschrecken; denn es war den Obkuranten unerträglich, dieses Werk fortgehen zu sehen. Als vollends in des CXIV. Bandes zweitem Stück, und des CXV. Bandes erstem Stück *die sämtlichen Schriften, das Religionsedikt betreffend*, rezensiert wurden, und da besonders durch diese Rezension (CXV.I. S. 134 ff.) das ganz elende Schema Examinationis, das die Verfassung hernach wegen seiner gänzlichen Unbrauchbarkeit (es war sogar die Lehre vom Abendmahl darin vergessen worden) selbst fallen lassen mußten, in seiner Blöße da stand: so hatte ihre Rache keine Grenzen. Zwar war diese ausführliche Rezension so gründlich als freimütig und anständig geschrieben; zwar hatte sich der verehrungswürdige Herr Abt *Henke* zu Helmstedt als Verfasser genannt, um allen Verdacht abzuwenden, daß diese Rezension in Berlin gemacht sei, welches sich diese Leute dennoch nicht ausre-

den ließen; aber auf dieses alles nahmen die in Wut geratenen geistlichen Despoten keine Rücksicht. Sie berichteten an den König,¹ *die A. D. B. sei ein gefährliches Buch wider die Religion*, und bewirkten dadurch ein *allgemeines Verbot derselben in allen preußischen Landen*, welches eine weitere Wirkung hatte, als man sich wohl vorstellen sollte.² Und zwar ward das ganze große Werk *vom ersten Anfang* an verboten, ohnerachtet ich während der 27 Jahre, da es von mir herausgegeben ward, alles beobachtet hatte, was die Gesetze in den preußischen Landen von einem Verleger und Herausgeber fordern, und ungeachtet die *A. D. B.* durch einen Beschluß des ganzen Staatsrats im Jahr 1775 für ein nützliches Werk erklärt, und dieser Beschluß in die unter Autorität gedruckte Sammlung der Landesgesetze eingerückt worden war.³

¹ In der Kabinettsordre vom 17. April 1794 stand ausdrücklich: »Es hat die Examinations-Kommission bei Mir darauf angetragen, daß die *Allgemeine deutsche Bibliothek* als ein *gefährlich* Buch gegen die Religion in Meinen Staaten verboten werden möchte.« Die Herren *Hermes*, *Hillmer* und vielleicht Herr *Woltersdorff* müssen bei der Nachwelt die Schande allein tragen, ihrem Könige eine so grobe Unwahrheit berichtet zu haben; denn daß das vierte Mitglied, Hr. O. K. R. *Hecker*, keinen Anteil daran hatte, glaubte jedermann gleich. Zu den kleinlichen Winkelzügen, welche diesen Herren fast in allen ihren Handlungen eigen waren, gehört, daß sie *nicht das Ansehen* haben wollten, daß das Verbot *von ihnen* käme. Daher wurde in dem in den Zeitungen v. 22. April 1794 bekannt gemachten Verbote der *Antrag der Examinations-Kommission* – ausgelassen, und es steht bloß: »Da Sr. K. M. *angezeigt* worden, daß die *A. D. B.* ein *gefährliches* Buch gegen die christliche Religion sei« usw.

² Der Bibliothekar einer Reichsprälatur, wo die *A. D. B.* als ein berühmtes Journal war beständig gekauft und treulich in die Bibliothek des Stifts gesetzt worden – weil das Stift doch auch für aufgeklärt gelten wollte –, verbot sogleich dem Buchhändler, welcher die *A. D. B.* geliefert hatte, sie ferner zu senden. »Haben Sie nicht gelesen«, rief er aus, »der König von Preußen macht bekannt, daß es ein Werk *wider die Religion* ist! Dergleichen wollen wir nicht haben.« Also der protestantische König von Preußen mußte die katholischen Mönche lehren, was wider die Religion wäre!!! ³Man s. Sammlung der Königl. Preuß. Edikte etc. vom J. 1775. S. 366.

Doch dieses war noch eine geringe Ungerechtigkeit gegen die übrigen Zunötigungen. Man nahm immer an, als ob ich alles in der *A. D. B.*, besonders ihre vorgegebenen gefährlichen Angriffe auf die Religion veranlaßte, und davon Rechenschaft geben müßte, und was das Unsinnigste war, es ward niemals *eine einzige bestimmte Beschuldigung* angegeben, welche hätte untersucht oder widerlegt werden können. Man suchte mich nur mit Reskripten im Namen des Königs durch unbestimmte Drohungen wegen der *A. D. B.* zu ängstigen, und ich mußte mich vor Leuten, von welchen ich wußte, wie schändlich sie mich bei dem Könige verleumdet hatten, verantworten, als vor dem Könige, welcher nichts von dem Mißbrauche wußte, den man mit seinem Namen trieb. Gleichwohl aber war, nach dem, was man sich schon erlaubt hatte, wahrlich nicht zu bestimmen, welche Lügen man ihm wider mich und wider die *A. D. B.* vorbringen möchte, und was die Folgen sein könnten. Daß das Verbot der *A. D. B.* im April 1795 wieder aufgehoben ward, lag wahrlich nicht in dem Plane derer, welche es veranlassen hatten, und da sie es nicht hindern konnten: so wußten sie wenigstens in den Befehl der Aufhebung dieses Verbots die unbestimmte Klausel einzuschieben, daß *ich* für dasjenige, was in der *A. D. B.* stände, *verantwortlich* bleiben, und *in eine namhafte fiskalische Geldstrafe* genommen werden sollte, wenn das mindeste *gegen die christl. Religion oder den Staat und die guten Sitten* darin direkte oder indirekte enthalten wäre. Und wer konnte wohl Richter sein von diesen vermeinten Angriffen *wider Religion und den Staat*, die man in einem Werke voraussetzte, woran die vorzüglichsten deutschen Gelehrten arbeiteten? *Hermes* und *Hillmer*! – Und was nannten wohl diese Menschen, welche nie auf Vernunft, sondern nur auf ihre erschlichene Macht sich stützten, *wider die Religion*? Es war vergebens vorzustellen, was unstreitig wahr war, daß ich die Stücke der *N. A. D. B.* nicht eher zu sehen bekäme, als bis sie abgedruckt wären, und

eben so wenig bestimmen könnte, daß darin etwas sollte abgedruckt werden, als hindern, daß etwas nicht darin abgedruckt werden sollte. Diese Menschen wollten, wenn sie nicht direkt verderben konnten, wenigstens indirekt quälen, um ohnmächtige Rache auszuüben. Wie unangenehm meine Lage in dieser Absicht während der Zeit gewesen ist, kann nur der sich vorstellen, der sich im ähnlichen Falle befand! Zwar verzagte ich nicht, und kannte insofern den Charakter meiner Verfolger, daß ich wußte, sie würden die Sache nicht aufs Äußerste treiben, eben deswegen, weil ihr Charakter so beschaffen war, daß sie selbst das Böse nicht mit Mut, sondern so lange sie konnten, nur durch Schleichwege und niedrige Winkelzüge zu bewirken suchten, und daher auch, so viel Macht sie auch hatten, meinen oftmaligen schriftlichen freimütigen Äußerungen nie kräftig sich widersetzten; sondern nur durch unvorhergesehene Nackenschläge sich zu rächen suchten. Aber es ist peinlich für jemand, welcher gewohnt ist offen zu handeln, sich mit Betrug und Hinterlist umgeben, und die Freiheit die Wahrheit zu untersuchen und sie nach eigener Überzeugung zu bekennen, täglich mehr hinschwinden zu sehen.

Diese edle Freiheit, die Wahrheit laut sagen zu dürfen, welche *Friedrich der Große* in seinen Ländern einführte, ward uns wiedergegeben mit der Regierung *Friedrich Wilhelms III.* Er hob die Inquisitionen der Anhänger der Schwärmerei und des Unsinns auf, und diese sanken in ihr Nichts zurück. Seitdem schöpfen die Verehrer der Wahrheit und der gesunden Vernunft wieder freien Atem, und so darf nun die *A. D. B.* wieder nach Berlin, wo sie entstand, zurückkehren.

Sie darf es. Aber da ich sie nun einmal ganz weggegeben hatte, würde sie doch unter ihrer bisherigen Pflege geblieben sein, wenn nicht Herr *Bohn* durch einen Zusammenfluß von mehrern Umständen bewogen worden wäre, gegen mich den Wunsch zu äußern, daß er eines

Geschäftes entledigt sein möchte, das ihm in seiner Lage auf mancherlei Art drückend ward.

Die Frage war nun, durch wen und wie die *A. D. B.* sollte fortgesetzt werden? Es waren verschiedene Vorschläge vorhanden. Der natürlichste schien zu sein, daß ich zu derselben zurückkehrte, da mich keine Abneigung, sondern vielmehr nur eine traurige Notwendigkeit bewogen hatte, dieselbe zu verlassen. Ich bekenne aber gern, daß mich, so sehr ich dieses Werk liebe, dennoch der Entschluß, mich demselben abermal zu widmen, viel Überwindung gekostet hat. Die Besorgung eines so weitläufigen Instituts, nebst der dazu erforderlichen sehr ausgebreiteten Korrespondenz, verursacht viel Geschäfte und Beschwerlichkeiten, erfordert ein beständiges und sehr mühsames Erhalten mechanischer Ordnung, ohne welche es nicht bestehen kann; und wenn man das Innere gewissenhaft verwalten will: so gehört dazu eine ununterbrochene Aufmerksamkeit auf alle Teile der neuen deutschen Literatur, welche zwar von einer gewissen Seite lehrreich ist, aber auch – da, leider! des Schlechten immer mehr wird, als des Guten, je mehr sich die deutsche Schreibseligkeit ausdehnt – den Geist eher ermüden, als aufrichten kann. Ich bin in einem Alter, wo ich längst gewünscht hätte, mich von mechanischen Geschäften ganz zu entfernen, und allenfalls bloß für einige Geistesarbeiten leben zu können. Dieses Schicksal ist mir freilich nie beschieden gewesen, und ich fühlte daher nach meinem Abschiede von der *A. D. B.* um so behaglicher den wohltätigen Einfluß, welchen der Zuwachs einiger Muße und die Verminderung von Sorgen selbst auf meine Gesundheit hatte. Um so schwerer ward mir der Entschluß, während dem übrigen kleinen Rest meiner Lebenszeit mich abermal einem so mühsamen Geschäfte zu widmen, und hätte ich bloß auf mich gesehen: so würde ich bei dem ersten Entschlusse, mich damit nicht zu befassen, wozu ich so manche Gründe hatte, gewiß verharret sein.

Aber ich glaubte auch – und ich hoffe die allgemeine Stimme der edlen Männer Deutschlands, welche Wahrheit, Freiheit zu denken, und den Gedankenwechsel lieben, wodurch gehindert wird, daß nicht bloß einseitige Systeme ausgesponnen oder gelehrte Grillen, gleich Orakeln, ausgesprochen werden, sondern eine freimütige, vielseitige Untersuchung der Wahrheit Statt findet, alle die edlen Männer, welche die Befestigung der Rechte der gesunden Vernunft und den Fortgang und die Ausbreitung der Wissenschaften lieben, werden mir nicht ganz unrecht geben –, daß dieses Werk dazu vom Anfange an nützlich gewesen sei, und ferner sein könne. Um dieses wichtigen Zweckes willen, welcher vor geraumen Jahren mich bewog, es anzufangen, hielt ich mich nun auch verpflichtet, so viel in meinen Kräften stände, beizutragen, daß es in seinem Werte erhalten würde.

Ich bin weit entfernt von dem Dünkel, daß dies nur allein durch mich geschehen könne; aber ich glaubte, ich müsse dafür sorgen, daß es geschehe. Während der Zeit, daß ich hierüber zu Rate ging, und wegen der verschiedenen Vorschläge nicht wenig in Verlegenheit war, auf welche Art der gute Zweck am besten erreicht werden könnte, ohne mich selbst zu einer mühsamen Arbeit anzuspannen, sah ich keine Aussicht, welche meinen Wünschen ganz entsprochen und die zweckmäßige Fortsetzung der *A. D. B.* gesichert hätte. Zwar erhielt ich später die Nachricht, daß sich zwei würdige Gelehrte zu dem Versprechen hätten bewegen lassen, in einem andern Verlage die Aufsicht über die Fortsetzung dieses Werks zu übernehmen. Wäre ich früher von diesem Erbieten unterrichtet worden, als ich – weil ich keinen andern Ausweg sah – den Entschluß gefaßt, und zum Teil schon ausgeführt hatte, selbst die *A. D. B.* zu übernehmen, und hätte es sich bestätigt, daß diesen Vorschlag auszuführen die ernstliche Meinung sei: so würde ich Männern, welchen ganz Deutschland gewiß sein Zutrauen würde geschenkt

haben, gern die Herausgabe dieses Werks überlassen, und meine Ruhe, die, an sich, mir durch nichts ersetzt werden kann, ferner genossen haben.

Jetzt bleibt mir nichts übrig, als bei der *A. D. B.* wieder so viel zu tun, als ich immer tat, nämlich so viel, als meine Kräfte vermögen. Der Beifall der Herren Mitarbeiter, welche mir sämtlich versprochen haben, ihre Beiträge zu diesem Werke ferner fortzusetzen, und das schmeichelhafte Zutrauen verschiedener würdiger Gelehrten, welche, während der kurzen Zeit, da mein Entschluß bekannt wurde, sich freiwillig erklärten, an der *A. D. B.* Teil zu nehmen, gibt mir um so viel mehr Mut, meinerseits nichts zu verabsäumen, was die *A. D. B.* in ihrem anerkannten Wert erhalten, und denselben, so viel möglich, vermehren kann.

Nach reiflicher Überlegung ist fürs beste befunden worden, vor der Hand keine neue Zählung der Bände anzufangen. Von diesem LVI. Bande und von dem Anfange des Jahres 1801 an erscheint nun zu Anfange jedes Monats wenigstens *ein* Stück von vier Heften, und öfter werden mehrere erscheinen.

Die Anzahl der neuen Bücher nimmt bekanntlich ungeheuer zu, und obgleich die Absicht eines vollständigen Gemäldes der neuen deutschen Literatur sehr füglich erreicht werden kann, wenn auch eine ziemliche Anzahl von ganz unbedeutenden originalen Scharteken ohne Originalität und von Übersetzungen ohne Wert für Wissenschaft und Kunst ganz wegbleiben: so würde es doch allzuwenig sein, der neuen Literatur *eines* Jahres nur sechs Bände widmen zu wollen. Es würden alsdenn die Rezensionen allzusehr verspätet werden, und die *Anhänge* würden zu vielen Bänden anwachsen müssen.

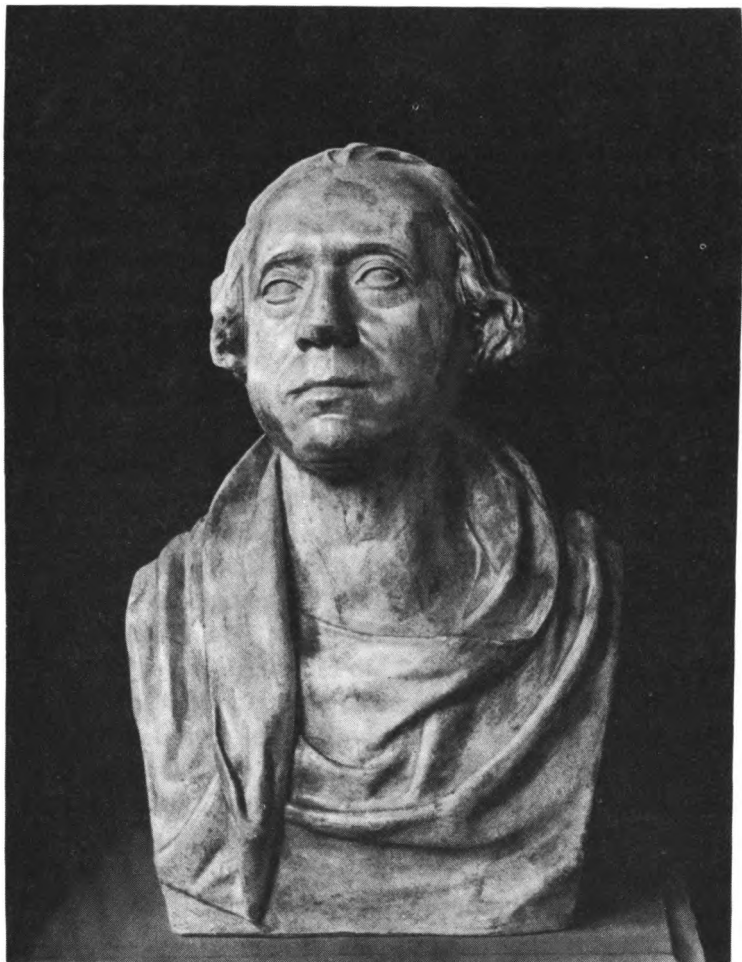
Im Allgemeinen bleibt die *A. D. B.* bei ihrer bisherigen äußerlichen Einrichtung. Sollte künftig darin eine Veränderung zu mehrerer Verbesserung zu machen nötig sein: so wird zu seiner Zeit Nachricht davon gegeben werden.

Man hat mir schon seit der kurzen Zeit verschiedene Vorschläge dazu getan. Ich erkenne den guten Willen, welcher auch oft mit meinen eigenen Wünschen übereinkommt. Aber nur der, welcher das Ganze eines so weitläufigen Unternehmens übersieht, erkennt die Schwierigkeiten, manche Vorschläge auszuführen, welches ändern sehr notwendig, und wohl noch dazu sehr leicht scheint. Hierüber öffentlich und auch in Privatkorrespondenz ins Detail zu gehen, läßt sich nicht wohl tun. Ich kann also hierüber weiter nichts sagen, als daß jede äußere Einrichtung eines solchen Werks immer einige Unbequemlichkeiten hat, sie sei wie sie wolle, und daß man daher jede Veränderung, ehe man sie macht, reiflich überlegen muß, damit man nicht, um einer kleinern Unbequemlichkeit zu entgehen, sich etwa einer größern bloß stelle.

Das *Intelligenzblatt* bleibt auch seinem bisherigen Zwecke gewidmet, und steht jedem sowohl zu literarischen Anzeigen, als zu Antikritiken, wenn sie nichts Beleidigendes oder mit den guten Sitten Streitendes enthalten, geöffnet. Alles, was für das *Intelligenzblatt* bestimmt ist, muß *postfrei* eingesendet, und die *Einrückungsgebühren* mit 1 Ggr. für die Zeile beigefügt werden; sonst wird davon kein Gebrauch gemacht.

Herr *Bohn* hat schon in dem Vorberichte zu dem 2ten Stücke des LV. Bandes angezeigt, daß ich den *Anhang* vom XXIX. Bande an, nebst den gewöhnlichen *doppelten Registern* zu den *Rezensionen* der Bücher von den Jahren 1796 bis 1800 besorgen werde. Ich hoffe, wenn nicht unvorgesehene Hindernisse eintreten, beides noch im Jahre 1802 abgedruckt zu liefern. Berlin, den 28. Wintermonats 1800.

Fr. Nicolai



15. Friedrich Nicolai, 1798

*Aus: Vorrede zu dem CVten, CVIten und CVIIten
und letzten Bande der
Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek*

Als ich zuerst den Entschluß faßte, die *Allgemeine deutsche Bibliothek* herauszugeben, hatte ich die Idee, ein Werk zu stiften, welches den Fortgang der Wissenschaften in Deutschland auf einem neuen Wege befördern sollte. Außer der Hauptabsicht, den Wert der erscheinenden Bücher unparteiisch und von sachkundigen Männern würdigen zu lassen, welcher schon in verschiedenen damaligen Journalen und gelehrten Zeitungen wenigstens sehr oft erreicht war, setzte ich mir dabei noch folgende beide Zwecke vor.

1) Es war damals sehr nötig, die deutschen Bücher überhaupt in allen Provinzen und deutschredenden Ländern bekannter zu machen, um unsern Landsleuten einen vielseitigern anschauenden Begriff von der einheimischen neuen Literatur zu geben. Besonders aber

2) dachte ich darauf, in die Beurteilungen *einen freimüthigern und liberalern Ton einzuführen*, welcher sich damals einzeln nur selten, und im ganzen beinahe gar nicht fand; denn fast alle Beurteilungen in den wenigen gelehrten Zeitungen, und in einigen Journalen über einzelne Wissenschaften, waren meist, wenn auch an sich nicht unrichtig, dennoch selten frei von einer gewissen Ängstlichkeit, die auf Stand und Ort beständig eine furchtsame Rücksicht nahm. Sehr oft auch waren sie, bei allen sonstigen guten Eigenschaften, ungemein einseitig und pedantisch, konnten und wollten sich nicht über den engen Zirkel der Universität, der Kanzel, des Schöppenstuhls oder des Richteramts usw. hinauswagen. Man kann sich jetzt von dem damaligen Zustande kaum einen richtigen Begriff machen; denn wer liest noch wohl die vor 40 bis 50 Jahren geschriebenen gelehrten Zeitungen und Journale? Wer sich aber den Zustand der deutschen Literatur

jener Zeit, und der öffentlichen Beurteilungen von Büchern, deutlich und lebhaft vorstellen kann, wird eingestehen, daß ich nicht wenig wagte, und daß der Ausführung eines solchen Unternehmens sich damals Schwierigkeiten entgegensetzen mußten, die sich jetzt, da, in der Tat zuerst durch *A. D. Bibl.*, die gelehrten Kommunikationen in Deutschland so allgemein geworden sind, kaum denken lassen.

[...] In diesem unserm allgemeinen Vaterlande, wo die Literatur nicht *auf eine Hauptstadt eingeschränkt* ist, und wo daher der so wohlthätige mündliche Gedankenwechsel seinen Einfluß nicht in so großem Umfange äußert, kann die literarische Verbindung nur schriftlich, und durch offenen Druck unterhalten werden. Selbst das erste Streben nach Verbesserung in der prosaischen Schreibart, und in den Werken der Einbildungskraft, ward durch Journale befördert, durch die *Belustigungen des Verstandes und Witzes*, durch die *Bremischen Beiträge* u. a., daher sind Journale in Deutschland¹ für die Literatur viel wichtiger, als z. B. in England oder Frankreich. Der Vorzug und Nutzen solcher Journale ist, unter andern, daß große Gelehrte, welche nicht gerade Lust oder Veranlassung haben, in eigenen Werken ihre Ideen vorzutragen, die Gelegenheit ergreifen, bei Anzeige neuer Schriften, ihre reichhaltigen Ansichten darzulegen, und den Gegenstand so abzuhandeln, daß die Wissenschaft selbst dadurch erweitert wird; zumal wenn man sich bemüht und es versteht, Männer zu Rezensenten auszuwählen, welche mit diesen Fächern und Gegenständen lange vertraut sind. Die *A. D. Bibl.* hat verschiedene solche Mitarbeiter gehabt, die gar nichts oder doch sehr wenig sonst haben drucken

¹ In der alten *A. D. Bibl.* X. Bandes 2. Stücke habe ich, bei Gelegenheit einer im J. 1768 herauskommenden polemischen Schrift: *Der Antikritikus* betitelt, S. 104 bis 116 zu zeigen gesucht, aus welchem Gesichtspunkte man billig die Beurteilungen der Bücher in rezensierenden Journalen betrachten sollte. Dieser Gesichtspunkt wird noch jetzt oft verfehlt.

lassen; aber in ihren Rezensionen einen Schatz von schätzbaren Bemerkungen niederlegten.

Die Schwierigkeiten, die Idee einer *Allgemeinen deutschen Bibliothek* nicht ganz unzweckmäßig auszuführen, waren in der Tat nicht geringe, und es gehörte eine Festigkeit dazu, die einigermaßen an Kühnheit grenzte, um bei dem ersten Anfange nicht zu verzagen. Ich war ein Mann ohne Titel, und nicht einmal ein zunftmäßiger Gelehrter, welches getadelte Schriftsteller mir oft genug vorwarfen, die sich um so mehr deshalb erlaubten, ihren Zorn über die *A. D. Bibl.* unter Herabsetzung meiner Person zu verstecken. Die preußischen Lande, besonders die gute Stadt Berlin, wo man sich nach dem Beispiele Friedrichs des Großen über manche verjährte Vorurteile unbekümmert wegsetzte, war ohnehin damals, wegen dieser Freimütigkeit, fast in ganz Deutschland, und selbst bei den nächsten Nachbarn des Kurfürstentums Brandenburg, ganz und gar nicht in gutem Geruche. Das Sapere aude schien zu der Zeit vielen Leuten eine bedenkliche Verrückung der Moralität und der öffentlichen Ruhe, auch wohl mitunter der herkömmlichen Landesverfassung.¹ Schon bei den *Briefen, die neueste Literatur betref-*

¹ Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß ein gewisser Hr. *Froriep*, welcher, wenn ich nicht irre, vor ein paar Jahren als Prediger zu Wetzlar gestorben ist, und damals Magister und Prediger zu Erfurt war, mich im J. 1769 in einer Leipziger Messe besuchte. Der Mann kannte mich weiter nicht, und ich ihn auch nicht weiter, als daß ich eben über ihn gelächelt hatte; denn in derselben Messe hatte er eine kleine Schrift unter dem Titel: *Nachricht von der sich verzögernden Ausgabe einiger seiner Schriften* drucken lassen, Schriften, worauf niemand wartete. Ich war also ein wenig verwundert, da er, mit blühenden Wangen (denn er war ungefähr 25 Jahre alt), aber im völligen Predigerornate, vor mir trat, und mich in recht väterlichem Tone ernstlich ermahnte: ›Ich möchte doch aufhören, durch die *A. D. Bibl.* die leidige Heterodoxie zu befördern; denn daraus folge der Verfall aller Religion und Moral, wie sich in den Preußischen Landen zeige, wo alles drunter und drüber ginge, und weder Treue noch Glauben mehr zu finden wäre.‹ Ich fragte ihn, ob er in den preußischen

fend sprachen überweise Leute, welche nicht wohl dulden konnten, daß darin ihr Ansehen nicht ferner recht wollte respektiert werden, von der Morgue Berlinoise [Berliner Dünkelhaftigkeit], und ließen die ganze Stadt Berlin entgelten, was nur ein paar Schriftstellern darin zu Schulden kommen konnte; und eben diese Morgue ward von ihnen auch in der *A. D. Bibl.* gefunden, welche zwar in Berlin entworfen, aber bei weitem dem größten Teile nach, nicht in Berlin, sondern in allen deutschen Ländern geschrieben ward. Freilich, daß dies so sei, wollten anfänglich sehr wenige glauben; man tat mir die unverdiente Ehre an, mich, oder allenfalls meine nächsten Freunde, für die einzigen Verfasser zu halten. Wirklich aber – obgleich die Schwierigkeiten der ersten Einrichtung, besonders auch wegen der sehr weitläufigen Korrespondenz, manchen wohl im Stande gewesen wären, abzuschrecken – hatte ich doch das Glück, daß eine bedeutende Anzahl verdienstvoller Gelehrten, und selbst solche, deren Namen allein schon Lob ist, sich von der Gemeinnützigkeit meines Vorhabens überzeugten, und mir tätige Hülfe dabei leisteten. [...]

Ländern gewesen sei, und wo? Er antwortete: »Er wäre nicht da gewesen; aber, wie es dort hergehe, wäre ja weltbekannt.« Ich versicherte ihn, es gehe in den preußischen Staaten so ordentlich wie irgendwo zu. Wenn er sich selbst dahin bemühen wollte, würde er auch nur nach einem kurzen Aufenthalte dies bestätigt finden, und könnte dann so manche Toren widerlegen, welche von Dingen urteilten, wovon sie gar keine Kenntnis hätten. So ließ ich ihn stehen. – Als *Tellers Lehrbuch des christlichen Glaubens* im J. 1764 zuerst herauskam, und großes Aufsehen erregte, schalt ein alter Edelmann in einem gewissen Lande, der dies Buch natürlich nicht gelesen, aber sich viel Widriges davon hatte erzählen lassen, sehr heftig darauf. Ein anderer Mann wollte ihm eine bessere Meinung davon beibringen, oder ihn wenigstens veranlassen, gelinder zu urteilen. Allein der alte Herr fuhr in seinem Plattdeutsch zornig heraus: »Äh wat! de Keerel segt daar, Christus were nich Got. Unn wenn't nu ook were, so möt sülk een Keerel nich drivends wat snacken; daar möten de Land-Stende eerst met spreken.«

Übrigens hatte die *A. D. Bibl.* niemals eine öffentliche Unterstützung, und fand vielmehr vom Anfange an mancherlei Hindernisse. Der Herausgeber bekam zur Fortsetzung derselben von niemand Geld; es war keine neue Philosophie vorhanden, mit welcher sie sich zugleich in die Höhe schwingen konnte; es war keine Partei da, durch welche sie gepriesen ward, sie mußte sich durch eigene Festigkeit halten, ob sie gleich heftige Widersacher von aller Art fand.

Schon unter der Regierung Friedrichs des Großen versuchte man zweimal im J. 1774¹ und 1786² eine Beschränkung, oder gar ein Verbot der *A. D. Bibl.* zu bewirken.

¹ Der verstorbene Geheime-Rat *Hymmen* zu Berlin, als Rechtsgelehrter durch seine *Beiträge zur juristischen Literatur in den preußischen Staaten* rühmlich bekannt, wollte auch ein Dichter sein, und hatte die Schwachheit, über einigen Tadel seiner Gedichte in der *A. D. Bibl.* sehr empfindlich zu werden. Kurz darauf übergab er dem jetzt auch verstorbenen Geheimen-Rate *von Steck*, als dem Zensor der juristischen Schriften in Berlin, eine Anzeige, worin die *A. D. Bibl.* beschuldigt ward, daß sie publizistische Sätze wider das Interesse des preußischen Hofes behauptete; worauf dann der Generalfiskal wegen der Zensur eine fiskalische Klage gründete. Die Sache kam an den Königl. Staatsrat; aber besonders die edlen Minister *von Fürst* und *von Zedlitz* nahmen sich, in dieser erlauchten Versammlung, der Freiheit zu denken und zu urteilen an, und der Erfolg war, daß das gesamte Königl. Ministerium für die *A. D. Bibl.* das rühmlichste Zeugnis ablegte, welches, zur Nachachtung wegen der Zensur, in der *Sammlung von Edikten* vom J. 1775, S. 366 öffentlich gedruckt ward. ² Der verstorbene Kurfürst von Mainz beschwerte sich im Jänner 1786, auf Antrieb einiger Mainzer geistlichen Herren, bei dem Königl. Gesandten in Mainz gar sehr, über eine im LXIV. Bande der alten *A. D. Bibl.*, S. 546 ff. befindliche Rezension der *Mainzer Monatsschrift von geistlichen Sachen*, als wäre dadurch, daß die Intoleranz und Ungeheimtheit dieser Monatsschrift freimütig gezeigt war, der Respekt gegen den Kurfürsten verletzt worden. Auf geschehene Mitteilung aus dem K. auswärtigen Departemente ward gezeigt, wie ungegründet dies sei, und daß sich vielmehr Mainzische katholische Geistlichen unanständige Ausfälle gegen den König von Preußen (man s. *A. D. Bibl.* LXI. Band, S. 295 ff.) und gegen die Protestanten überhaupt erlaubten. Der edle *Hertzberg* instruierte den Gesandten hiernach, und die Sache fiel.

Gleich vom ersten Anfange der *A. D. Bibl.* an gerieten die geistlichen Herren in *Wien* über dieses Werk in Alarm, und es war schon der Antrag geschehen, es zu verbieten, als dies durch einen geringen zufälligen Umstand noch verhindert ward. Nämlich es war vor dem dritten Bande das Bildnis des berühmten K. K. ersten Leibarztes *Gerard van Swieten* gesetzt. Dies ward von diesem berühmten Gelehrten, und von allen seinen Verehrern in *Wien* so wohl aufgenommen, daß die geistlichen Verketzerer, welche, wenn es erforderlich ist, auch sehr leise treten können, nun vor der Hand sich nicht traueten, das Verdammungsurteil der *Bibliothek* weiter zu betreiben. Indes brachten sie es doch durch beständige fortgesetzte Anregungen endlich dahin, daß im J. 1777 die *A. D. Bibl. in allen K. K. Erbländen verboten* ward. Man drohte sogar mit einem Verbote durch ganz Deutschland, und mit Kassation des damal erhaltenen Kaiserlichen Privilegiums. Dies ward aber noch durch die Vorstellungen, welche der Königl. preußische Gesandte Freiherr *von Riedesel* auf Befehl des Königl. auswärtigen Departements tat, hintertrieben. Ich erklärte mich über dieses Verbot, und das Verbot der Werke der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller, sehr freimütig in der *Vorrede zum Anhang des XXV. bis XXXVI. Bandes der A. D. Bibl.*, und ließ diese Erklärung auch *besonders drucken*.¹ [...]

Zwar ist die Herausgabe der *A. D. Bibl.* seitdem ich sie wieder übernahm, auf mancherlei Weise viel beschwerlicher geworden, besonders auch durch die ungeheure Zunahme der Bücher; denn die deutsche Literatur, so wie der deutsche Buchhandel, ersticken nach und nach, gleich sorglosen Schlemmern, in ihrem eigenen ungesunden

¹ Unter dem Titel: Bescheidene und freimütige *Erklärung an das deutsche Publikum*, betreffend das *Verbot der Allgemeinen deutschen Bibliothek*, und vieler sonst allgemein erlaubten Bücher in den Kaiserl. Königl. Erbländen. 1780. 8. Man s. auch meine Reisebeschreibung, IVten Band, S. 907–911.

Fette. Im J. 1765 kamen *jährlich* nur *vier Stücke* oder *zwei Bände* heraus, jetzt, gegen das Ende sind einigemal *jährlich achtzehn Bände* gedruckt worden. Demungeachtet, und obgleich jetzt die *A. D. Bibl.* viel enger gedruckt ward als im Anfange, war es doch unmöglich, *alle herauskommende Bücher* vollständig anzeigen zu lassen. Doch ist meine beständige Sorge gewesen, daß kein wirklich vorzügliches neues Buch unangezeigt bliebe, und daß in jeder Wissenschaft oder Kunst von guten und schlechten Büchern jeder Art so viele angezeigt würden, als mir nötig schien, treue Umrisse des Gemäldes der neuen deutschen Literatur zu zeichnen. Dieses aber zu beurteilen, ist natürlich immer schwerer geworden, je größer die Anzahl der Bücher ward, und je mehr daher auch die Anzahl der Mitarbeiter vergrößert werden mußte. Als die ersten drei Bände der alten *A. D. Bibl.* herausgekommen waren, belief sich die Anzahl der Mitarbeiter *noch nicht ganz auf vierzig*, jetzt, beim Ende der *N. A. D. Bibl.* ist ihre Anzahl *beinahe einhundertundfunfzig*. Wie sehr dieses die zur Korrespondenz erforderliche Zeit, und die Bemühungen zur allgemeinen Übersicht vermehrte, kann jeder leicht erachten, welcher nur einigermaßen einen Begriff von der Beschaffenheit einer solchen Unternehmung hat. Indes, da ich die Herausgabe der *A. D. Bibl.* von Anfang an bis zuletzt mit eifriger Liebe zur Sache getrieben habe: so würde ich sie auch gern bis an mein Ende fortgeführt haben, wenn nicht, nach einer zwar kurzen, aber sehr schweren Krankheit im J. 1804, der gänzliche Verlust *eines* Auges, und die Schwäche des andern, welches ich, um üble Folge zu vermeiden, bei Kerzenlicht fast gar nicht brauchen darf, es mir unmöglich machten, die so sehr weiltläufige Korrespondenz, und das nötige Lesen und Nachschlagen so vieler Bücher, sonderlich in den kurzen Wintertagen, ferner fortzusetzen. Ich muß also die *A. D. Bibl.* nun mit dem J. 1804 (einige wenige Bücher von 1805 sind auch noch angezeigt) ganz schließen, und

nehme, von den Lesern der *A. D. Bibl.* zum zweiten Male, und nun auf immer, Abschied. Ich habe diesem Werke mit frohem Mute den größten und besten Teil meines Lebens gewidmet. Ich habe demselben verschiedene Plane mancher Art, wozu ich Kraft in mir fühlte, und die mir vielleicht wohl rühmlich gewesen wären, willig aufgeopfert. Doch glaube ich nicht umsonst gelebt zu haben, da der beste Teil meiner Zeitgenossen erkennt, daß dieses Werk auf den Fortgang der Wissenschaften in Deutschland, zur Verminderung der Ketzerniacherei und des Köhlerglaubens, der seichten Schreiberei, der Pedanterei und der gelehrten Anmaßungen, hingegen zur Vermehrung einer vernünftigen Freiheit zu denken, und der Kultur des menschlichen Verstandes einen wohlthätigen Einfluß gehabt hat. Aber das hauptsächlichste Verdienst davon gebührt den vortrefflichen Männern, welche durch ihre Beiträge zur *A. D. Bibl.* so kräftig auf die deutsche Literatur wirkten. Mir bleibt (außer einigen, im Verhältnisse wenigen, eignen Beiträgen) dabei weiter kein Verdienst, als den Wert eines jeden dieser schätzbaren Gelehrten erkannt, und sie zu einem gemeinschaftlichen Zwecke versammelt zu haben. Ihnen gebührt mein herzlichster Dank, daß sie das Vertrauen zu mir hatten, sich zu diesem Werke mit mir zu vereinigen, und ich statte ihnen denselben öffentlich ab. Ich müßte ganz unempfindlich sein, wenn mich die häufigen Bitten mehrerer von denselben, die *A. D. Bibl.* noch fortzusetzen, mit der Anerbietung, mich alsdann aufs eifrigste zu unterstützen, nicht innig gerührt hätten. Bloß mein gänzlichliches Unvermögen, meines Gesichts wegen, diesem Geschäfte würdig vorzustehen, ist Ursache, daß ich ein für mich so rühmliches Verlangen nicht erfüllen kann. Der Grund zur Fortsetzung, welchen, außer den Mitarbeitern an der *A. D. Bibl.*, auch mehrere Leser schriftlich anführten, daß ich mich durch dieses Werk ferner mit meiner gewohnten Freimütigkeit den vielen jetzigen Verderbern der gesunden Vernunft

lebhaft widersetzen möchte, wäre wohl meinen Wünschen gemäß. Unter andern schrieb mir vor kurzem mein vieljähriger Freund, der Freiherr Joseph von Retzer in Wien: ›Wir leben in einer Zeit, wo man mit Haller sagen möchte:

Durch die erstaunte Welt geht Xaviers Wunderlauf,
Stürzt Japans Götzen um, die seinen stellt er auf!
in einer Zeit, wo auch die Verfechter der deutschen Unphilosophie und Unpoesie so gern die Oberhand gewinnen möchten, und zum Teile wirklich gewinnen. Schade! daß zu eben dieser Zeit die *A. D. Bibl.* aufhört.‹ Dies ist zwar gewissermaßen wohl wahr; indes ist auch wahr, daß dergleichen Zerstörer im Grunde wenig verderben können. Sie mögen den edlen Weinstock der menschlichen Vernunft beugen, einige Blätter abreißen, den Bast abschälen, und für den heurigen Herbst einige Beeren verderben; aber er treibt doch aus innerer Kraft neue Reben, welche zu ihrer Zeit süße Trauben bringen werden. Ich habe ähnlichen Unfug schon mehrmal erlebt, und immer im stillen gedacht:

Rode caper vitem, tamen hinc cum stabis ad aras,

In tua quod possint spargere cornua, erit!

[Benage nur, Bock, den Weinstock, er wird dennoch, wenn Du am Opferstein stehst, leben, daß man deine Hörner besprengen kann.]

Ich hoffe, es wird in Deutschland nie an Beförderern echter Gelehrsamkeit fehlen, welche zugleich auf Ausbildung des Verstandes und Erhebung des Herzens gerichtet ist, und so lange diese nicht fehlen, hat es keine Not, daß dunkler Unsinn oder hochtrabender Wortprunk allgemein regieren könnten. Das Haschen nach platten Seltsamkeiten, worunter mißlungene Originalität versteckt werden soll, die dürftige Seichtigkeit, womit alte schielende Begriffe durch neuerfundene schielende Phrasen wieder aufgestützt werden sollen, die herzlose Rechthaberei welche für ihre spitzfindige Hirngespinnste keinen ver-

nünftigen Grund findend, sich hinter die Larve sinnloser Mystik zu verbergen versucht, mögen eine kurze Zeit lang einige schwache Gemüter verwirren; sie werden bald in ihrer wahren Gestalt gezeigt, und dadurch unschädlich gemacht werden. Denn – das Zutrauen habe ich zu allen deutschredenden Nationen – es wird unter ihnen nie an Männern fehlen, welche für gesunde Vernunft, für deutliche Begriffe, für lebhaftes und feuriges, aber durch hellen Verstand gezüchtigte Einbildungskraft, und für geprüfte Erfahrung ihre Stimme erheben werden. Solchen edlen Männern mich beigesellen zu können, wird, so lange ich lebe, mein eifrigster Wunsch sein. Vermag ich auch wenig: so bin ich zufrieden, wenn durch dieses Wenige noch Nutzen kann gestiftet werden. Berlin, den 24sten März 1806.

Fr. Nicolai

Schreiben an den Hrn. Hofr. Lichtenberg in Göttingen

Ich finde in dem *Göttingischen Magazine*, in des IIten Jahrgangs 5tem Stücke, S. 159 u.f. die *Briefe, die neueste Literatur betreffend* auf eine Art erwähnt, die Berichtigung zu verdienen scheint.

Der Verf. des Aufsatzes *Über die deutsche Literatur* sagt: (S. 159) ›*Lessing, Mendelssohn, Abbt* vereinigten sich zu den *Literaturbriefen*‹, und (S. 162) ›wegen des *Buchhändlerprojekts*, das wie allenthalben in Deutschland, so auch hierbei, so viel Einfluß hatte, wurden die *Briefe* von schlechtern Arbeitern *fortgesetzt*, nachdem sich die ersten Verfasser davon *losgesagt*. Abbt starb. Mendelssohn ward auf andere Art den *Literaturbriefen* entzogen‹ usw.

Ich darf sagen, daß hier alles falsch vorgestellt, daß in jeder Zeile ein Fehler ist. Denn *Abbt* hat sich zu den *Briefen* mit *Lessing* und *Moses* nicht vereinigt, da er mit *Lessingen* in keiner Verbindung war; die *Literaturbriefe* waren nie ein *Buchhändlerprojekt*, und nie hatte ein Buchhändlerprojekt darauf Einfluß; die ersten Verfasser haben sich nie davon *losgesagt*; sie wurden nie von schlechten Arbeitern *fortgesetzt*; *Abbt* starb lange nachdem die *Literaturbriefe* geendiget waren; im letzten

Bande stehen noch Briefe von ihm; und *Moses* ward ihnen nie *entzogen*.

Sie sind zu billig, und zu sehr mein Freund, als daß ich nicht auch eine doppelte Ungerechtigkeit rügen dürfte, welche dieser Verfasser gegen mich begeht. Die kleinere möchte sein, daß er meinen Anteils an den *Literaturbriefen* so gar nicht gedenkt, als ob er nicht da wäre. Er mag dadurch immer stillschweigend zu verstehen geben, dieser Anteil sei so unbeträchtlich, daß er nicht verdiene, erwähnt zu werden; er mag immer stillschweigend zu verstehen geben, meine Ungeschicklichkeit sei Ursach, daß ich meinen Freunden nicht habe gleich arbeiten können. Ich bin mir allzu wohl bewußt, wie viel Verleugnung es mir die ganze Zeit meines Lebens über gekostet hat, das nicht tun zu können, was ich gern getan hätte, und von dem ich wenigstens glaubte, ich könnte es. Man hat gut der Hebamme sagen: sei *fruchtbar*! wenn sie alle Nächte ausgehen muß, die Geburten anderer zu befördern, und zum Empfangen entweder aus Arbeitsamkeit nicht Zeit, oder aus Müdigkeit nicht Lust haben kann.

Auch ein Ungenannter im *Deutschen Museum* (1782, 7tes St.) mißbrauchte mein Vertrauen, indem er, um sich ein gewisses Air zu geben, die Zeichen und Namen der Verfasser und andere Nachrichten von den *Literaturbriefen*, die er mir vor einigen Jahren, unter dem Versprechen, sie nicht bekannt zu machen, abgelockt hatte, dennoch bekannt machte. Er berichtet (S. 81) zu gleicher Zeit dienstfertiger Weise, daß meine Briefe nicht an Lessings Briefe reichen, welches auch, so viel ich weiß, noch niemand zu behaupten eingefallen ist. Vielleicht kann es dienen, etwas von diesen schiefen Anspielungen auf mich zu erklären, wenn ich Ihnen sage, da ich keinem Menschen die Erklärung der Zeichen, und die übrigen Nachrichten von den *Literaturbriefen*, die man im *Museum* findet, mitgeteilt habe, als dem Ungenannten, der im *Merkur* (Weinmond 1781) einen Aufsatz *über Lessing* geliefert hat (wel-

chen Aufsatz der Ungenannte im *Museum* zu zitieren nicht unterließ), daß der Ungenannte, der im *Merkur über Lessing* schrieb, eben der Ungenannte ist, der mich wegen meines *Versuchs über die Tempelherren* im *Merkur* auf eine so unwürdige Art angriff, und daß eben dieser wahrscheinlich auch derjenige Ungenannte ist, der im *Museum über die Literaturbriefe* schrieb, um zu erweisen, »Nicolai sei nicht der erste und eigentliche Urheber der gedachten *Briefe*«. Wenigstens kann er die Zeichen und Nachrichten von niemand haben, als von dem *Ungenannten* im *Merkur*. Was verächtlich ist, bleibt verächtlich, es scheine so klein wie es wolle.

Doch ich komme auf den Verfasser im *Göttingischen Magazin* zurück. Wie gesagt, es ist nur eine kleine Unge-
rechtigkeit, daß er meinen Anteil an den *Briefen*, denen er selbst so vielen Einfluß in die deutsche Literatur beilegt, verschweigt. Wenn etwas Gutes geschehen ist, so ist mir eben so viel nicht daran gelegen, ob die Welt genau wisse, wie viel Anteil ich daran habe. Aber daß er die *Briefe* ein *Buchhändlerprojekt* nennt, daß er sagt, dieses *Buchhändlerprojekt* habe viel *Einfluß* darauf gehabt, daß er noch hinzusetzt: Proben vom *Einflusse des Buchhändlers* und seiner *kaufmännischen Projekte* lese man zum *Ekel* in *Abbts Korrespondenz*, ist eine Beleidigung, die ich wahrlich nicht verdiene. Es wird dadurch alles, was ich bei den *Literaturbriefen* getan habe, in einem falschen Lichte angezeigt. Ich werde eines Eigennutzes beschuldigt, dessen ich mich niemals, am wenigsten bei den *Literaturbriefen* schuldig gemacht habe. Hierzu kann ich nicht schweigen. Habe ich jemals *Buchmacherei* zu befördern gesucht? Oder waren die *Briefe* eine Buchmacherei? *Welchen Einfluß* hat das Projekt des Buchhändlers auf die *Briefe* gehabt? *Welche* von meinen kaufmännischen Projekten findet man in *Abbts Korrespondenz*? Und Projekte, die bis zum *Ekel* darin sollen zu lesen sein? Ich glaube jedes Wort, das ich in diesen *Briefen* kann gesagt haben, muß

zeigen, daß ich höhere Absichten hatte. Ich wollte die *Literaturbriefe* nicht untergehen lassen, ein Werk, in dem noch so viel Nützliches zu sagen war, und an dem ich selbst, so weit es meine Lage erlaubte, mitarbeitete. Es ist gemächlicher, kaufmännische Projekte auszuführen, als diejenigen, die ich in meinem Leben ausgeführt habe. Ganz sonderbar ist es, daß der Ungenannte im *Museum* will, ich sei nicht der Urheber der *Briefe*, das Projekt sei also nicht von mir; und daß der Ungenannte im *Göttingischen Magazin* will, das Projekt sei von mir; es sei aber ein Buchhändlerprojekt. Da bei meinem Leben und vor meinen Augen eine Sache, die mich so nahe angeht, von zwei Personen so fälschlich vorgestellt wird, so will ich die Veranlassung und die Geschichte der *Literaturbriefe* ganz kurz erzählen; ohne weiter mit den beiden Herren zu streiten, über das, was sie von diesen *Briefen* wissen oder nicht wissen können.

Schon mehrere Jahre vorher war die deutsche Literatur in zwei entgegen gesetzte Parteien geteilt, in die *Schweizerische* und in die *Gottschedische*. Man mußte zu einer von beiden gehören; einen Mittelweg gab es nicht. Ich war damals ein junger Mensch, der außer den gewöhnlichsten Schulstudien keine gelehrte Erziehung gehabt hatte, und nach Ausbildung begierig, aber keinem Menschen bekannt war, der dazu hätte beitragen können. Außer einem kurzen Umgange mit *Ewald* und einem sparsamen Briefwechsel mit *Kleist* war nichts da, wodurch ich mich hätte durch fremde Beihülfe bilden können; ich mußte alles aus Büchern und aus mir selbst ziehen. Ich las also mit unermüdetem Eifer, und reflektierte über das Gelesene nach meiner Art, ohne daß ich mit irgend jemand mich unterreden konnte, welches doch zur Entwicklung der Gedanken so vorteilhaft ist. Da ich von der Welt nichts wußte, und die menschlichen Leidenschaften nicht kannte, so schien mir der damalige Zustand der Gelehrsamkeit ganz unbegreiflich. Die Streitfragen, welche damals allenthal-

ben so wichtig traktiert wurden, kamen mir unwichtig vor, und die Schriften der Alten und der neuern Ausländer, die ich gelesen hatte, fand ich ganz anders, als die deutschen Schriften, die man damals unsterblich nannte. Weil ich niemand hatte, dem ich meine Gedanken mündlich mitteilen konnte, so mußte ich sie der Feder anvertrauen. So schrieb ich *Briefe über den Zustand der schönen Wissenschaften*, welche 1754 herauskamen. Diese *Briefe* machten damals Aufsehen; denn ein junger Mensch redete aus seinem Winkel heraus, ohne irgend eine literarische Verbindung, ohne irgend eine von den Rücksichten, die damals jedermann brauchte; sagte ohne Umschweif, was ihm an jeder von beiden Parteien mißfiel. Mit dieser meiner Offenherzigkeit ging es mir, wie es mir mit meiner Offenherzigkeit immer gegangen ist. Sie zog mir den Haß beider Parteien zu. Aber das war eine Kleinigkeit; denn durch sie ward ich zu gleicher Zeit mit *Lessing*, und durch ihn mit *Moses* bekannt, welches ich für das größte Glück meines Lebens halte.

Lessing dachte über die damalige Literatur eben so wie ich. Da wir fast täglich beisammen waren, so kamen wir immer wieder auf eben die Gedanken zurück, welche sich durch beständige Erörterung immer mehr entwickelten, besonders durch unsern lieben *Moses*, der bei uns war, was bei den alten Schauspielen der Chor. Er war gewöhnlich unserer lebhaften Disputen kaltblütiger Zuhörer, und zog unvermutet, und wenn wir noch weit vom Ziele zu sein glaubten, in wenig Worten ein treffendes Resultat, das uns alle befriedigte. Dies währte über ein Jahr. Fast bei jedem neuen Buche, über das wir sprachen, erneuerte sich der Verdruß über die schiefe Wendung, die alles nahm. Hierauf entstand endlich das Verlangen, diesem Übel abzuhelpen. Die damaligen Journale waren fast alle frostig, seicht, parteiisch, voll Komplimente. Die Gedanken, daß man ein besseres schreiben sollte, worin besonders die Wahrheit ganz deutsch herausgesagt würde, war

sehr natürlich, um so mehr, weil die *Bibliothek der schönen Wissenschaften*, wegen meiner veränderten Lage, die mir alle Muße raubte, damals aufhören sollte. Oft hieß es unter uns im Scherze: Man dürfte ja nur schreiben, was wir so oft sagen. Indessen war noch von keinem von uns ernstlich daran gedacht, dieses Vorhaben auszuführen.

Im November 1758 war ich einmal mit *Lessing* zusammen, als auf eine damals neu herausgekommene Schrift eines noch lebenden Autors die Rede kam. Wir hatten mancherlei daran auszusetzen. Ich weiß nicht mehr, wer von uns beiden zuerst wieder das zu schreibende Journal, von dem wir mehrmals gesprochen hatten, aufs Tapet brachte. Diesmal redeten wir doch ernstlicher davon; denn wir betrachteten die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit, welche wenigen Verfassern bald zu beschwerlich wird, wovon ich schon bei der *Bibliothek der schönen Wissenschaften* die Erfahrung hatte. Wir kamen überein, daß wir ein solches Werk nicht ausführen konnten, und doch wünschten wir, es möchte ausgeführt werden. Endlich fiel mir ein: Wir haben so oft gesagt, man sollte schreiben, was wir sagen. Wir wollen also in Briefen niederschreiben, was wir in unsern täglichen Unterredungen sagen, wollen uns keinen bestimmten Zweck vorstellen, wollen anfangen, wenn es uns gefällt, aufhören, wenn es uns gefällt, reden, wovon es uns gefällt; gerade so wie wir es machen, wenn wir zusammen plaudern.

Dieser Vorschlag gefiel *Lessingen*, und er ward auf der Stelle näher bestimmt. Der damalige Krieg spannete alles mit Enthusiasmus an. Um also doch einigermaßen etwas Vollständiges zu haben, und sich nicht in ein zu großes Feld einzulassen, ward beschlossen, die Literatur seit dem Anfange des Krieges zu übersehen, und diese Übersicht bis zum Frieden fortzusetzen, den man damals nicht weit entfernt glaubte. Dies war kein allzuweitläufiges Unternehmen; wir glaubten es ausführen und das Ende absehen zu können. Freilich wurden wir dadurch nachher

weiter geführt. Der Gedanke an einen verwundeten Offizier zu schreiben, gehört ganz Lessingen zu; denn, sagte er, wie leicht kann *Kleist* verwundet werden, so sollen die *Briefe* an ihn gerichtet sein. Lessing kam damals von Leipzig zurück, wo er mit Kleisten eine innige Freundschaft gestiftet hatte.

Daß ich an den *Briefen* nur wenigen Anteil nehmen konnte,¹ war natürlich. Ich hatte eben damals, im Okt. 1758, nachdem ich zwei Jahre in gänzlicher Unabhängigkeit gelebt, nach dem unvermuteten Tode meines ältesten Bruders dessen Buchhandlung übernehmen müssen. Ich war genötigt, sie auf einen ganz andern Fuß einzurichten. Ich mußte jährlich drei Handlungsreisen machen, hatte eine Menge Sorgen und Arbeit auf mir usw. Woher hätte ich Muße zu vielen Arbeiten dieser Art nehmen sollen?

Lessing hatte die meiste Muße; daher war er auch bei den ersten Bänden am meisten beschäftigt.² Als er daher nach Breslau ging, so war ich, weit entfernt, an ein kaufmännisches Projekt zu denken, wie mir sehr unbilliger Weise schuld gegeben wird, fest entschlossen, das Werk zu endigen, weil ich die Möglichkeit der Fortsetzung nicht einsahe. Daß dieses Werk ferner fortgesetzt worden, ist bloß allein meinem lieben Moses³ zu danken. Er ermunterte mich, es nicht fallen zu lassen. Er versprach mir mehr Beihülfe, und hielt sein Versprechen. Ich selbst trug auch mehr bei, so viel meine Zeit erlaubte. Indessen

¹ Meine Zeichen sind Re., S., T.; außerdem ist von mir der 6te Brief im Iten Teile ununterzeichnet, desgleichen der 192te Brief, obgleich mit K. bezeichnet. Ferner im 276sten Brief von S. 173 bis S. 179. Und im XIX. Teile, S. 5 die Nachricht. ² Lessings Zeichen sind A., E., Fll., G., L., O., U. Auch ist der 43 und 44te Brief im IIten Teile von ihm. ³ Moses Zeichen sind D., K., M., P., Z. Im XIIten Teile, im 192. Briefe, S. 210f. ist von ihm *Fulberti Kulmii Antwort*. Im XIVten Teile ist der 233 bis 236te Brief von ihm, obgleich mit Fll. bezeichnet. Im XVIten Teile, S. 67, 68 der kleine 258ste Brief; im XIXten Teile, S. 41 das *Orakel*.

merkten wir beide bald, daß für uns allein die Arbeit allzuschwer war.

Ich hatte Abbt durch seinen Aufsatz *Vom Tode fürs Vaterland* kennen lernen. Auch hier war es *Moses*, welcher zuerst auf den Gedanken kam, diesen jungen Mann von Talenten zu den *Briefen* einzuladen, weil wir Beihülfe nötig hatten. *Abbt* hat eigentlich in den *Literaturbriefen* seine Schreibart gebildet.¹ Ich weiß es am besten; denn mein Los war gemeiniglich seine Handschrift durchzusehen, und die Auswüchse zu beschneiden, wovon auch in der gedruckten Korrespondenz Spuren sind. Die Gelehrigkeit, mit der *Abbt* die offenherzigen Erinnerungen seiner Freunde annahm, ist vielleicht ohne Beispiel, und ist seiner seltenen Wahrheitsliebe bestes Zeugnis.

Wir drei wurden immer mehr und mehr durch andere Geschäfte zerstreuet, und die *Briefe* gingen langsam fort. Der Krieg war nun geendigt; wir wollten die uns bei der ersten Entstehung vorgesetzte Laufbahn vollenden, und noch einiger während des Krieges erschieuener beträchtlicher Werke gedenken. Aber es fehlte uns allen an Zeit. Hier war es wieder *Moses*, welcher einen Mann vorschlug, dessen große Verdienste jetzt allgemein anerkannt sind.² Im *Göttingischen Magazine* wird von diesen Beiträgen, welche daselbst sehr uneigentlich eine *Fortsetzung* genen-
net werden, sehr ungerecht geurteilt; denn, obgleich nicht völlig im Tone der vorigen Briefe, sind sie doch nichts weniger als schlecht. Sie können keine *Fortsetzung* heißen; denn von uns allen stehen in den letzten Bänden noch Beiträge, und auch von Lessing, der so lange nichts geliefert hatte, steht im letzten Bande ein Brief. Ich machte endlich den Epilogus, so wie Lessing den Prologus. Noch

¹ Abbt's erster Brief ist der 148te im IXten Teile. Seine Zeichen sind B., C. Ferner sind von ihm im XVIIten Bande, S. 23 die Nachschrift zum 277ten Briefe, und im XIXten Bande, S. 8 die *Zweifel*. ² Den jetzigen Herrn Abt Resewitz. Sein erster Brief ist der 267te im XVIIten Teile. Zeichen Q. und Tz.

stehen in dem letzten Bande ein paar Briefe von fremder Hand, und in den mittlern Bänden einer von Sulzern.¹

Dies ist die wahre Geschichte dieses Werks, welche ich Ihnen erzähle, damit nicht eine falsche an die Stelle gesetzt werde. Übrigens mußte ich, ich gestehe es Ihnen, über den Plan lächeln, den Ihr Verfasser (S. 180) von einem guten kritischen Journale gibt. Ich sehe daraus, daß er wohlmeinend, aber jung ist. Vor ungefähr dreißig Jahren dachte ich auch so. Seitdem habe ich drei kritische Journale veranlassen und herausgegeben, welche Epoche machten, jedes in seiner Art. Nämlich: die *Bibliothek der schönen Wissenschaften*; die *Briefe, die neueste Literatur betreffend* und die *Allgemeine deutsche Bibliothek*. Ich weiß also aus langer Erfahrung in weitem Umfange als jemand, alles was *nötig* und was *möglich* ist, um ein solches Werk zu veranstalten und auszuführen. Ich frage Sie auf Ihr Gewissen, ob die *Göttingischen gelehrten Anzeigen*, welche schon seit so langen Jahren verdienten Beifall haben, so lange würden gedauert haben, ja ob sie überhaupt würden zu Stande gekommen sein, wenn sich die vielen Mitarbeiter derselben über jede einzelne Rezension hätten besprechen sollen. Was die Einheit betrifft, die der Meinung des Verfassers nach, in einem solchen Werke herrschen soll, so kann sie leicht in *Einseitigkeit* ausarten, welches so schlimm sein dürfte, als irgend etwas anders. Diese Einseitigkeit zu verhüten, war ich bei der ersten Idee der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* bemüht, Mitarbeiter aus allen deutschen Provinzen zusammen zu bringen, denen es auch nicht einmal nötig ist, sich unter einander zu kennen. Wenn man so glücklich ist, gelehrte, verständige und unparteiische Männer zu einem solchen

¹ Vom Hr. Prof. Grillo in Berlin. Im XXten Bande ist der 302te Brief sein erstes Zeichen **. ² Im XIIten Teile der 193te Brief, von Winckelmanns *Anmerkungen über die Baukunst der Alten*, mit *** unterzeichnet. Außerdem ist noch der 78te Brief im Vten Teile von Sulzer, und mit seinem Namen unterzeichnet.

Werke zusammen zu finden, so wird sich bei der so nötigen Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit dennoch eine vielleicht nicht erwartete Einheit finden. Was den guten Ton der *feinen Welt* betrifft, welchen dieser Verfasser von einem kritischen Journale fordert, so weiß ich nicht, ob die simple Schreibart des schlichten gesunden Verstandes deutschen kritischen Schriften nicht angemessener sein dürfte, als dieser sogenannte *gute Ton*. Der gute Ton in Frankreich ist eine Konvenienz, die sich in Paris wie eine Mode ändert, und den niemand außer Paris haben kann und soll. Diesen guten Ton meint der Verfasser vielleicht nicht einmal, sondern vielleicht nur den guten Ton der Wendungen, welche in der französischen Sprache liegen, und mit welcher die französischen Kritiker die dünne Suppe ihres Räsonnements würzen. Auch dieser Vorzug mag der *Année littéraire* unbeneidet verbleiben. Es sollte mir aber leid tun, wenn man, diese Wendungen abgerechnet, die *Année littéraire* mit unsern besten gelehrten Zeitungen und kritischen Journalen in *eine* Klasse setzen müßte.

Berlin, d. 29. Weinmonats 1782

Friedrich Nicolai

Verbot der *Literaturbriefe* in Berlin 1762

Ich habe schon ehemal bemerkt, daß im J. 1762 die *Briefe, die neueste Literatur betreffend*, als ein Buch wider die Religion und den Staat, in Berlin auf eine kurze Zeit verboten wurden.¹ Hier will ich die wahre Geschichte dieses seltsamen Vorfalls erzählen, welches um so nötiger sein dürfte, da ihn, wie manches andere, der jüngere Hr. *Lessing*, im *Leben* seines Bruders, bloß aus leerem Hörensagen, oder aus schwankender Erinnerung, ganz unrichtig erzählt hat.² – Der Vorfall wird zugleich zeigen, wie weit vor 46 Jahren die Kenntniss der deutschen Literatur unter mehrern Ständen in Berlin verbreitet war oder nicht, und aus welchem Gesichtspunkt damall noch manche Gegenstände betrachtet wurden. Auch kann man daraus etwas deutlicher einsehn, welche itzt ganz vergessene Hindernisse der Literatur, hier, und gewiß in vielen andern deutschen Städten, zu überwinden waren; und man wird um

¹ Man s. *Abbts freundschaftliche Korrespondenz*, oder 3ten Teil seiner Werke, S. 54 die Anmerkung. (Daß übrigens dieser 14te Brief Abbts nur durch einen Druckfehler die Überschrift vom 21. April 1761, statt 1762, hat, erhellt schon aus seiner Stelle zwischen den Briefen des letztgenannten Jahrs.) ² Lessings Leben, Tl. 1, S. 208.

so geneigter sein, denen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welche zuerst den Mut hatten die seitdem allgemeiner gewordene Freiheit des Denkens zu befördern und zu verteidigen, wodurch bessere Einsichten herbeigeführt wurden. Die Geschichte dieses Verbots ist eine Art von kleinem Drama, mit Knoten und Auflösung, worin sehr verschiedene Charaktere auftreten. Vielleicht ist es also nicht uninteressant, sie hier dargestellt zu sehen.

Als wir die *Literaturbriefe* herausgaben, waren wir in der Blüte unsrer Jahre. Der damalige Krieg hatte, sonderlich in der Hauptstadt, gar nicht die niederdrückenden Folgen des itzigen Kriegs. Die Freimütigkeit im Urteilen fing an unter Friedrich dem Großen allgemeiner zu werden. Die freidenkenden Gelehrten machten zwar nur ein kleines Häuflein aus; aber es fiel niemand auch nur die Möglichkeit ein, wegen Urteile über literarische Gegenstände zur Verantwortung gezogen zu werden: jeder der Verfasser dieser *Briefe* sagte also ganz unbesorgt, was er dachte.

Meine Familie hatte sich d. 18. März 1762, an meinem Geburtstage, eben zu einem kleinen häuslichen Feste versammelt, als ich von dem Generalfiskal Geh. Rat *Uhden*¹ ein versiegeltes Billet bekam, des Inhalts:

»Se. Königl. Majestät habe ihm unterm 13. dieses allergnädigst befohlen, den fernern Druck und Debit der sogenannten neuesten *Literaturbriefe* bei Vermeidung 100 Tlr. fiskalischer Strafe zu inhibieren.«

Mit äußerstem Erstaunen las ich dieses Verbot. Kaum wollte ich meinen Augen trauen, daß eine literarische Schrift, welche schon über drei Jahre ganz ruhig fortgedauert, und zu mehr als 12 Bändchen angewachsen war, mit einem Male für itzt und für künftig, bei namhafter Strafe sollte verboten werden; noch dazu ohne angege-

¹ Großvater des itztlebenden Altertumskenners, Hrn. Geheimenrats Uhden in Berlin.

bene Ursache, und ungehört; – eine Schrift, die ich ordnungsmäßig drei Jahre lang hatte zensieren lassen.

Es war damat, so wie immer, in Berlin eine Zensur über die zu druckenden Schriften verordnet. Freilich dachten wohl die wenigsten Buchdrucker und Buchhändler daran, was sie verlegten bei derselben einzureichen, da seit geraumer Zeit keine Nachfrage darüber geschehen sein mochte, und da der König auf dergleichen Einschränkungen nicht achtete. Indes, da es immer meine Art gewesen ist die bestehenden Gesetze genau zu beobachten, so hatte ich auch vom Anfang der *Literaturbriefe* an einen der verordneten Zensoren, Dr. *Heinius*, Rektor des Joachims-thalschen Gymnasiums, ersucht, die Zensur dieser periodischen Schrift zu übernehmen. Er wunderte sich zwar, daß jemand etwas zensieren lassen wolle, welches ihm lange nicht vorgekommen war, willfahrte aber meinem Begehren. Er hatte auf allen Bogen der *Briefe* sein Imprimatur gesetzt, und niemals etwas zu erinnern gefunden.

Um über die mir unbegreifliche Sache Licht zu bekommen, ging ich unverzüglich, mit den Zensuren der letzten Bände und Bogen in der Tasche, zum Generalfiskal. Der Geheimerat Uhden war ein sehr rechtschaffner, und dabei ein gelehrter Mann, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in der philosophischen Klasse.¹ Freilich hatte er wohl von dem was seit der Thomasiusschen Philosophie, welche er besonders liebte, oder seit Wolffs Zeiten weiter geschehen war, wenig Notiz genommen: zumal da er, außer seinem Generalfiskalate, noch als Obertribunalsrat viele Amtsgeschäfte hatte. Er war mir sonst sehr wohl gewogen, aber in Amtssachen war er nicht nur unparteiisch, sondern auch etwas streng. Er empfing mich mit ziemlich verdrießlicher Miene; und auf meine Frage, warum ein so unerhörtes Verbot ergangen sei, antwortete er sehr trocken: Das würde ich in dem fiskalischen Prozesse, der

¹ Man s. Eloge de M. Uhden par *Formey*. Berlin 1783, gr. 8.

schon wider mich veranlaßt sei, genugsam erfahren. Auf meine Bemerkungen über die ganz unschuldige Beschaffenheit des Buchs wollte er gar nicht achten, und da ich ihm freimütig mein Erstaunen bezeugte, daß ein solches Buch habe können verboten werden, sagte er: Man wisse sehr wohl, was für höchst strafbare und unverzeihliche Sachen darin enthalten wären. Als ich ihm jedoch die Zensurbogen vorzeigte, ward er selbst nicht wenig betroffen, und äußerte sich nun gegen mich viel gelinder: Ich hätte bei diesen Umständen keine Strafe zu befürchten; aber den Verfasser werde man schon zu finden wissen. Auf meine Vorstellung: Er möge mich für den Verfasser ansehen, da ich wirklich Anteil an diesen *Briefen* hätte; antwortete er: Man kenne den Verfasser schon besser, und er wolle mir nicht raten mich als denselben anzugeben, sonst würde ich Teil an der Strafe haben. Ich erklärte, diese willig über mich ergehen zu lassen, wenn irgend ein unparteiisches Gericht urteilen könnte daß dies Buch strafbar sei.

Sodann bat ich ihn, mir nur die Ursache des Verbots zu sagen; imgleichen, woher dasselbe käme, um höchsten Orts auch meine Vorstellungen dagegen zu machen. Es konnte nämlich, nach damaliger Lage, von drei Orten her ein Königl. Befehl ergangen sein: 1) vom Könige unmittelbar, der mit der Armee im Felde stand; 2) vom Departement der Auswärtigen Geschäfte und dem übrigen Ministerium, welches sich zu Magdeburg befand; 3) von den in Berlin zurückgebliebenen Justizministern, welche damals den Staatsrat ausmachten. Allein, über diese Fragen wollte Hr. U. sich gar nicht erklären: Er müsse, sagte er, bloß den ihm gegebenen Auftrag befolgen. – Nun blieb mir nur übrig, ihm vorzustellen: Wenn auch, welches ich nicht zugäbe, in irgend einem Briefe etwas Verwerfliches enthalten wäre, so könne man doch unmöglich ein zensiertes Werk von 12 Bänden ganz verbieten, noch auch untersagen die Fortsetzung eines literarischen Werks mit

Zensur zu drucken; ich sei überzeugt, es werde ganz unschuldig befunden werden; und ich könne, wegen der Nähe der Messe, ohne meinen größten Schaden den fernern Abdruck nicht bis zum Ausgange eines fiskalischen Prozesses aussetzen. Hierauf ließ er mir endlich nach: auf meine Gefahr die Fortsetzung der *Briefe* mit Zensur drucken zu lassen; jedoch weder davon, noch von den vorher gedruckten Bänden und Teilen, etwas auszugeben, bis sich zeige was etwa von einzelnen Stücken verboten bleiben müsse.

Ich ging itzt zu meinem Freunde *Moses Mendelssohn*, um ihm Nachricht von dem Verbote und von meiner Unterredung mit dem Generalfiskal zu geben. Über das erste waren wir beide gleich indigniert, es mochte nun herkommen, woher es wollte. Wenn man ein gutes Gewissen hat, so erregt offenbare Ungerechtigkeit desto mehr Unwillen. – Von ihm erfuhr ich: Er sei zitiert worden, den folgenden Vormittag zum Generalfiskal zu kommen. Man muß wissen, daß der Generalfiskal eine besondere Aufsicht auf die Judenschaft hat, in Absicht ihres allgemeinen Schutzprivilegiums, und über die Erfüllung der Bedingungen desselben. Es war also ungewiß, ob die ergangene Vorladung sich etwa hierauf beziehe, ungeachtet davon keine Veranlassung abzusehen war, oder ob sie das Verbot der *Literaturbriefe* betreffe.

Moses Mendelssohn, der sanfteste ruhigste Mann, hatte in seinem Charakter entschiedene Festigkeit und Würde, wenn es darauf ankam Standhaftigkeit zu zeigen. Zwischen ihm und dem Generalfiskal erhob sich folgendes Gespräch. Dieser, der ihn noch gar nicht kannte, sah ihn als er eintrat mit finsterner Amtsmiene an, und fuhr heraus:

Hör Er! wie kann Er sich unterstehen wider Christen zu schreiben?

M. Wenn ich mit Christen Kegel spiele, so werfe ich alle Neune, wenn ich kann.

U. Untersteht Er sich zu spotten? Weiß Er wohl mit wem Er redet?

M. O ja! Ich stehe vor dem Herrn Geheimenrat und Generalfiskal Uhden, vor einem gerechten Manne.

U. Ich frage Ihn noch einmal: Wer hat Ihm erlaubt, wider einen Christen, und noch dazu wider einen Hofprediger,¹ zu schreiben?

M. Ich muß nochmal wiederholen, und wahrlich ohne allen Spott: Wenn ich mit einem Christen Kegel schiebe, wäre es auch ein Hofprediger, so werfe ich alle Neune, wenn ich kann. Das Kegelspiel ist eine Erholung für den Leib, wie die Schriftstellerei eine Erholung für meinen Geist ist; jeder welcher schreibt, macht es so gut wie er immer kann. Übrigens wüßte ich nicht, daß ich je wider einen Hofprediger noch einen andern Prediger geschrieben hätte.

U. O! ich merke, Er will leugnen; man wird Ihm schon die Künste abfragen. Er hat wider die christliche Religion geschrieben.

M. Wer Ihnen dieses gesagt hat, hat Ihnen eine große Unwahrheit gesagt.

U. Leugne Er nur nicht! Man weiß es schon besser. Dies ist wider das Judenprivilegium. Er hat den Schutz verwirkt.

M. Ach! ich habe hier keinen Schutz zu verwirken. Ich habe kein Privilegium; ich bin Buchhalter bei dem Schutzjuden Bernhard.

U. Desto schlimmer! Die geringste Strafe für Seinen Frevel wird sein, daß man Ihn aus dem Lande weiset.

M. Wenn man mich gehen heißt, so werde ich gehen. Ich habe mich nie den Gesetzen widersetzen wollen: und der Gewalt kann ich mich noch weniger widersetzen.

Auf ähnliche Art dauerte das Gespräch noch einige Zeit

¹ Diesen Vorwurf verstand damat weder Mendelssohn noch ich. Unten wird er deutlicher werden.

fort, ohne daß der Generalfiskal, auch auf Moses' Verlangen, sich über die eigentliche Ursache oder über die Anklage deutlich erklären wollte.

Indes, während über meinen Freund dies dunkle Verhör gehalten ward, erfuhr ich zufällig: daß am Montag im *Staatsrate* der Beschluß über das Verbot der *Literaturbriefe* war gefaßt worden; indem der Geheimerat von Podewils, welcher als ältester Sekretar der geheimen Staatskanzlei das Protokoll daselbst führte, mit Bedauern von dieser Übereilung zu vertrauten Freunden gesprochen hatte. Hr. von P. war mit der Literatur ziemlich bekannt, hatte auch das angeschuldigte Buch gelesen, und sah daher wohl ein, daß der zu schnell auf eine bloß einseitige Angabe gefaßte Beschluß würde zurückgenommen werden müssen. Ich ging mit einem Freunde ungesäumt zu ihm, und erfuhr nun den ganzen Zusammenhang. Um diesen deutlich zu machen, muß ich ein wenig weiter zurück gehen.

Der Vielschreiber *von Justi* hatte unter andern im J. 1759 ein Buch herausgegeben, des Titels: *Die Wirkungen und Folgen sowohl der wahren als falschen Staatskunst, in der Geschichte des Psammitichus, Königs von Ägypten*. Es gehörte zu den elenden Halbromanen, wodurch die Geschichte entstellt wird, einer Gattung Schriften, die bei den Verfassern eben so geringe historische Kenntniss als Erfindungskraft und blühende Phantasie erfordert. Noch itzt pflegen solenne Büchermacher, die gern für mehr als sie sind mögten geachtet werden, dergleichen Zwittergeschichten mit feinen langweiligen moralischen oder politischen Nutzenanwendungen auszustopfen, zum bequemern Gedeihen ihres dickbändigen Schreibgewerbes; wobei sie sich noch gern die Miene geben mögen, als wären sie recht tiefblickende, geheimweise Lehrer des Menschengeschlechts. Gerade so ein unseliges Mittelding war Justis trauriger *Psammitichus*, und – wenn man den damaligen Zustand der deutschen prosaischen Schreibart erwägt –

eben nicht viel schlechter als manches Buch welches itzt auf gleiche Weise Aufsehn zu erregen strebt. *Abbt* hatte dies Produkt in den *Literaturbriefen* nach Verdienst gewürdigt,¹ und besonders auch gezeigt, wie widersinnig es ist die wahre Geschichte mit willkürlich erdachten Fabeln zu vermischen. *Justi* ward äußerst erbittert; aber anstatt sich zu verteidigen, wozu er freilich allzu ohnmächtig war, suchte er sich auf die hämischste Art zu rächen. Er reichte bei dem Staatsrat eine Anklage ein, des Inhalts: »Es erscheine in Berlin eine schändliche Schrift, betitelt *Briefe, die n. Lit. betr.*, worin ein *Jude* in einem Aufsatz wider den Hrn. Hofprediger *Cramer* zu Kopenhagen die Gottheit Christi bestritten,² auch die Ehrfurcht gegen des Königs Allerhöchste Person durch ein freches Urteil über die *Poésies diverses* [Vermischte Dichtungen]³ aus den Augen gesetzt habe. Er finde sich in seinem Gewissen verbunden, diese Attentate des Juden der Allerhöchsten Behörde anzuzeigen.«

*Justi*⁴ war einige Zeit vorher nach Berlin gekommen, durch die Protektion des Königl. Leibarztes Dr. *Eller*, welcher ihn für einen großen Chemiker und Bergwerksverständigen hielt. Der unverschämte Prahler rühmte sich selbst noch mehr. Er galt also damall hier für einen sehr vorzüglichen Mann, der das ganz verfallne Bergwerkswesen wieder in Flor bringen, und dadurch dem Lande die größten Dienste leisten würde, weshalb er bei vornehmen Geschäftsleuten in großem Ansehn stand. Zu einem solchen Manne versah sich niemand, daß er den Staatsrat

¹ Bd. 12, S. 155. ² *Lessing* hatte nämlich im 3ten Bande der *Briefe*, S. 48 *Cramers* Wochenschrift den *Nordischen Aufseher* angezeigt, und dabei S. 55 von des Verfassers Vorstellung der Person Christi geredet. Aber weit entfernt, den kirchlichen Lehrbegriff zu bestreiten, hatte er (nach seiner sonderbaren Idee von der Orthodoxie) vielmehr gesagt: *Cramers* Vorstellung sei sozinianisch. *Justis* Verleumdung war also doppelt unwahr. ³ *Moses Mendelssohn* hatte im 6ten Bande, S. 257 die *Poésies diverses* angezeigt, mit edler Freimütigkeit, aber aufs anständigste.

⁴ Ich kenne zwar die Geschichte dieses gelehrten Abenteurers nicht ganz

grob belügen würde; man betrachtete vielmehr seine Anklage als ein Zeichen seiner Zuneigung zum Könige und zum preußischen Staate.

Der damalige Großkanzler Hr. *von Jariges* war ein würdiger und auch gelehrter Mann, freilich aber, besonders in Absicht auf deutsche Literatur, mit der Zeit nicht ganz fortgegangen. Es gereichte ihm zu großem Mißfallen, daß durch manche freie Äußerung des Königs über Religion allzudreiste Urteile darüber anfangen gemein zu werden. Als daher Justis Anklage im Staatsrate zum Vortrag kam, erklärte er dies für eine gute Gelegenheit, durch eine in die Augen fallende Strafe dem einreißenden Mißbrauche Einhalt zu tun. Auch eigne sich gerade die Zeit dazu, da der König abwesend sei, welcher dergleichen Sachen zu leicht zu nehmen pflege. Daß *ein Jude* sich unterstanden hätte, wider die christliche Religion, und sogar

genau; aber wenigstens ist wohl nicht richtig, was bei *Adelung* in seinen Zusätzen zum Jöcher (Tl. 2, S. 2359) steht, und daraus bei *Meusel* im *Lexikon der verstorbenen deutschen Schriftsteller* (Tl. 6, S. 354): ›Weil Justi um 1758 in einer Schrift sehr unehrerbietig vom König von Preußen und vom Herzog von Wirtemberg geurteilt habe, hätte ihn der letztere verhaften lassen, und nach Breslau geliefert, wo er gefangen gehalten worden, aber bald losgekommen sei.‹ Der Herzog von W. war damals im Kriege mit dem Könige, und würde ihm nicht einen Gefangenen ausgeliefert haben. Auch hätte J. gewiß nicht in Berlin in so großem Ansehen gestanden, und dem Könige zu einem wichtigen Geschäft empfohlen werden können, wenn er wegen grober Vergehungen gegen denselben kurz vorher in Breslau in Gefangenschaft gewesen wäre. Ebenso wird daselbst vermutlich unrichtig erzählt: ›Justi sei in der letzten Gefangenschaft zu Küstrin gestorben.‹ Er ward, wegen Unterschleife bei dem ihm anvertrauten Eisenwerke zu Zanzhausen, gerichtlich zur Festung Küstrin verurteilt. Von da kam er nach Berlin zurück, in sehr ärmlichen Umständen, ungefähr um das J. 1770. Er war entweder während seiner Gefangenschaft, oder kurz nachher, blind geworden. Da er von Bücherschreiben lebte, so diktierte er seine Schriften einem geschickten Frauenzimmer, die er in Küstrin hatte kennen lernen, und die sich zu ihm gesellte. Ob er in Berlin gestorben, oder vor seinem Ende weiter gezogen ist, weiß ich nicht.

wider die Schrift eines Hofpredigers zu schreiben, schien vollends ein unerhörter Frevel. Ein anderer Minister bemerkte, dies laufe schnurstracks wider das allgemeine Judenprivilegium vom J. 1750. Und so ward, da man in die Richtigkeit der Anklage, wegen der allgemeinen vorteilhaften Meinung von Justi, kein Mißtrauen setzte, übereilter Weise der strengste fiskalische Prozeß verordnet, und gleich mit Konfiskation der Lästerschrift der Anfang gemacht.

Sobald ich auf diese Art den wahren Ursprung des Verbots erfahren hatte, war ich wegen des Ausganges unbesorgt. Nur schmerzte mich die Art, wie Moses Mendelssohn von dem Generalfiskal war behandelt worden. Dessen Sohn hingegen, der Kammergerichtsrat Uhden, ein trefflicher Mann, voll Talente, besonders ein wahres musikalisches Genie, war mit der Literatur überhaupt und mit Mendelssohns Schriften wohl bekannt. Diesem würdigen Mann, mit dem ich in vertrauter Freundschaft lebte, erzählte ich alles Vorgefallene. Er gab mir den Rat, ungesäumt eine dringende Vorstellung an den Staatsrat zu machen, und setzte nachher in meinen Entwurf selbst einige starke Stellen hinein. Zu seinem Vater aber ging er noch am nämlichen Tage, um ihn mit den Verdiensten des Mannes bekannt zu machen, der ihm so standhaft geantwortet hatte.

Die Nachricht von dem Verbote hatte sich indes durch die Stadt verbreitet, und erregte allgemeinen Unwillen bei allen die das Buch kannten. Am folgenden Tage begegnete mir *Sulzer* auf der Straße. Er hatte bisher, ob wir uns gleich zuweilen sahen, eine gewisse kleine Abneigung gegen mich;¹ welches ich hier bloß erwähne, um den Edel-

¹ Sulzer war bekanntlich ein übermäßiger Bewunderer der Gedichte seines Freundes *Bodmer*, die freilich niemand so sehr als ihm gefallen wollten, worüber er oft mißvergnügt war. Er hatte 1754 *Gedanken über den vorzüglichen Wert der epischen Gedichte des Hrn. Bodmer* im Verlag meiner väterlichen Buchhandlung drucken lassen. Ich, ein junger Mensch, der damal in eben dieser Buchhandlung als Handlungsdiener stand, gab



16. Ewald Christian von Kleist, 1760

mut womit er handelte, noch mehr ins Licht zu setzen. Er redete mich sogleich an, und fragte mit Erstaunen, ob es denn wahr sei, daß die *Literaturbriefe* hätten verboten werden können. Ich erzählte ihm alles was ich vom Geheimenrat von Podewils erfahren hatte, und was bei dem Generalfiskale vorgegangen war. Er äußerte sich voll Unwillens über die Schändlichkeit Justis, und die Übereilung der Minister. »Sie wissen«, sagte er dann, indem er mir die Hand drückte, »daß ich mit vielen Urteilen der *Literaturbriefe* nicht übereinstimme; aber das tut hier nichts. Das unerhörte Verfahren gegen die *Briefe* eignet sich zur gemeinschaftlichen Sache aller Gelehrten.« Er setzte mit seiner gewöhnlichen schweizerischen Derbheit hinzu: »Ich sehe morgen den Großkanzler,¹ ich werde ihm tüchtig den Kopf waschen; und in der nächsten Versammlung der Akademie auch dem Generalfiskal das Nötige sagen, wegen seines Betragens gegen den vortrefflichen Moses Mendelssohn, der ihm ganz recht geantwortet hat, so daß ich mich darüber freue.« Sulzer hielt redlich Wort. Er fügte noch, in Absicht auf die Verleumdung daß des Königs Person angegriffen worden, beim Großkanzler die wahre Nachricht hinzu: daß der König die Rezension seiner *Poésies diverses* in den *Literaturbriefen* gelesen habe,² und damit sehr wohl zufrieden gewesen sei. – Der Zensor

1755 *Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland* heraus, worin ich diese *Gedanken* sehr freimütig beurteilte. Dies konnte mir Sulzer anfänglich nicht vergeben, hauptsächlich auch deswegen, weil ich Bodmers Gedichte noch mehr als seine *Gedanken* getadelt hatte. Aber dieser kleine literarische Zwist hat auf das persönliche Betragen des edlen Mannes gegen mich nie weiter Einfluß gehabt.

¹ Der Großkanzler von Jariges, der sehr eingezogen lebte, pflegte sonntags oder mittewochs einige Gelehrte zum Abendessen einzuladen, um sich mit ihnen in literarischen Gesprächen zu unterhalten. ² Nämlich ein italienischer Kaufmann in Berlin, *Venino*, der mit mehrern hiesigen Gelehrten umging, und auch bei Hofe Zutritt hatte, übersetzte diese Rezension ins Französische, und ließ sie, bei einer Reise ins Winterquartier des Königs, demselben übergeben.

Heinius fuhr zum Minister von *Danckelmann*, um sich bitter zu beklagen, daß man seine Zensur nicht respektieren wollen, und ein unschuldiges nützliches Buch auf die bloße einseitige Angabe eines schlechten Menschen verboten habe, ohne den Beklagten zu hören. Der Minister, der überdies gegen Dr. *Heinius* eine ganz vorzügliche Verehrung hegte, erschrak nicht wenig, daß er so schimpflich war hintergangen worden.

Dies alles geschah zwischen Donnerstag und Sonnabend. Sonntags ward meine dreiste Vorstellung dem Großkanzler übergeben. Sie kam in der Montagsversammlung des Staatsrats zum Vortrag, und schon Dienstags d. 23. März erhielt ich den Befehl an den Generalfiskal mitgeteilt: das Verbot aufzuheben, und den fiskalischen Prozeß einzustellen.

Es ist allerdings merkwürdig, daß, nachdem die *Literaturbriefe* schon bis in den 13ten Band fortgesetzt waren, und in der deutschen gelehrten Welt nicht wenig Lärm gemacht hatten, dennoch die damal in Berlin gegenwärtigen Staatsminister, nebst dem Generalfiskal, weder von der Existenz noch von der Beschaffenheit des Buchs etwas wußten. Hingegen wird es auch vernünftlich Vergnügen erregen, zu sehen, daß damal gelehrte Männer gegen einen Eingriff in die Denkfreiheit gemeinschaftliche Sache machten; und, daß durch eine Appellation a Consilio Status male informato ad Consilium melius informandum [von einem schlecht informierten Staatsrat zu einem besser zu informierenden Rat] in sehr kurzer Zeit alles wieder hergestellt ward.

Nebenher hatte dieser Vorfall die Wirkung, daß Moses Mendelssohns Verdienste allgemeiner erkannt und geschätzt wurden. Seine philosophische Gelehrsamkeit erregte hin und wieder nicht wenig Verwunderung; denn damal gab es noch viele welche der Meinung waren, ein Jude könne zu nichts sonderlich Talent haben, als allenfalls schlechtes Geld zu münzen. Besonders aber wurden

durch diese Geschichte, welche viel Reden veranlaßte, mehrere Leute in Berlin auf die neuere deutsche Literatur aufmerksam gemacht, und schämten sich ganz unwissend darin zu bleiben.

Berlin

Fr. Nicolai

[Auszüge aus Nekrologen]

Ehrengedächtnis Herrn Ewald Christian von Kleist

[...] Der König und das Vaterland verlieren an ihm einen tapfern und erfahrenen Offizier, Deutschland einen vortrefflichen Dichter, und seine Freunde einen Freund, dessen Verlust sie nie genug beweinen können.

Er war groß von Person, und wohl gewachsen. Er hatte das Ansehen eines Soldaten, aber es war ihm natürlich, und er suchte nicht es sich zu geben. Er hatte eine natürliche Neigung zum Soldatenstande, und verstand alles was dazu gehöret. Der König schätzte ihn hoch, so wie auch der Prinz *Heinrich*. Er war einer von denen Offiziers, welche Se. Majest. aussuchten, Gesellschafter des itzigen Prinzen von Preußen zu sein, und mit Sr. Königl. Hoheit zu speisen.

Er sprach deutsch, lateinisch, französisch, polnisch und dänisch. Er war in keiner Wissenschaft ein Fremdling. Die Alten und die besten unter den Neuern hatte er mit außerordentlicher Begierde gelesen.

Seine Liebe zur Dichtkunst und zu allen schönen Wissenschaften werden ihn unsterblich machen. Seine Gedichte haben einen originellen Schwung, er redete allemal aus eigener Empfindung, also findet man darin nichts Kaltes, nichts Geschminktes, er wollte allemal lieber rauh

als unschmackhaft sein. Er pflegte täglich spazieren zu gehen, und ließ sich auch das unangenehmste Wetter davon nicht abhalten, davon rühren die vielen wahren und lebhaften Schilderungen der Natur her, die man in seinen Gedichten antrifft.

Er war gegen sich selbst unempfindlich und beinahe stoisch; er verachtete die Gefahren, das Leben war ihm gleichgültig, sobald es nur auf die Ausübung auch der kleinsten Pflicht ankam. Seine gesetzte Gemütsbeschaffenheit ließ nicht zu, daß körperlicher Schmerz über ihn eine große Wirkung haben konnte. Ob er gleich auf der Walstatt in der äußersten Verwundung und Entkräftung lag, und alle Augenblick den Tod erwarten mußte, so wußte doch sein Geist so wenig davon, daß er über die seltsame Gesichtsbildung und die begierige Miene eines Kosaken der ihn auszog, zu lachen anfang, und auch nachher, als er in Frankfurt lag, hat er diese außerordentliche Gestalt nicht vergessen können, sondern noch zuweilen darüber lachen müssen. So wenig ihm aber die Stärke seines Geistes zuließ, sein eigenes Unglück zu empfinden, so großen Anteil nahm er doch an den widrigen Zufällen anderer. Jeder Unglückliche hatte ein Recht auf sein Mitleiden, und nie schätzte sich dieser edle Geist glücklicher, als wenn er helfen konnte. Dieses zeigte er insbesondere in der Aufsicht über das Lazarett zu Leipzig, früh bis späte war er beschäftigt einige tausend Unglückliche zu versorgen, er setzte sich den allerunangenehmsten Untersuchungen, den Widersprüchen anderer, selbst der Gefahr einer eigenen Krankheit aus, um ihnen so viel möglich zu helfen, er drang in den kleinsten Detail ihrer Bedürfnisse ein, und versahe sie damit, ehe er noch darum angesprochen wurde.

Eigennutz, Neid und Stolz sind allzuniedrige Eigenschaften, als daß sie jemals in eine so schöne Seele hätten kommen können. Er war der erste, der unbekannte Verdienste hervorzog, und seine eigene Vorzüge ließ er sich

nie merken. Bereitwillig jedermann jederzeit Dienste zu leisten, war er viel zu groß, daran zu denken, ob er sich etwa bereichern könnte.

Er war gesellig, aber nur für eine kleine Gesellschaft ausgesuchter Freunde. Diese liebte er mit der größten Zärtlichkeit, mit einem Eifer, dessen Andenken ihnen ewig Tränen auspressen wird.

Der beste Mann wäre eines bessern Schicksals würdig gewesen, wenn es anders ein gutes Schicksal ist, lange zu leben. Aber diese Welt, die er selbst verachtete, und in die ihn bloß seine Freunde einigermaßen zurückhielten, war nicht im Stande ihn zu fesseln. Höhere Tugend erforderte eine höhere Sphäre. Wir bleiben zurück und beweinen, nicht ihn, sondern uns, die wir ihn nicht mehr besitzen. Sind Tapferkeit und unerschrockner Mut, sind Gelehrsamkeit und Geschmack, sind Menschenliebe, Freundschaft und das edelste Herz Titel zum unsterblichen Nachruhm, so wird ihn Kleist haben, er der alle diese Eigenschaften im vollkommensten Grade besaß.

Die Grabschrift, die er auf einen seiner verstorbenen Freunde gemacht hat, muß die seine werden; sie schickt sich auf niemand besser, als auf ihn:

Witz, Einsicht, Wissenschaft, Geschmack,
Bescheidenheit,
Und Menschenlieb' und Tapferkeit,
Und alle Tugenden, vereint mit allen Gaben,
Besäß der, den man hier begraben.
Er starb fürs Vaterland, er starb mit Heldenmut,
Ihr Winde wehet sanft, die heil'ge Asche ruht.

Ehrengedächtnis Herrn Thomas Abbt

[...]

Er hatte eine seltene Wißbegierde, und den fähigsten Verstand um derselben Genüge zu leisten. Er studierte mit so vielem Eifer als Leichtigkeit. Er hatte ein scharfes Ge-



17. Thomas Abbt

dächtnis und eine sehr feurige Einbildungskraft. Zugleich war in der Mischung seiner Gemütskräfte nicht wenig Hang zum Enthusiasmus. Merkwürdig scheint es, daß diese beide letztern Eigenschaften bei ihm nie einen Hang zur Dichtkunst gewirkt haben; er bewunderte die Dichter mehr als er sie liebte. Seine ganze Neigung riß ihn zur Prosa.

Er dachte stark und tief. Bei einigem Nachsinnen, führte ihn seine Einbildungskraft bald zu weiteren Ausichten, die er zuweilen schnell verließ, zuweilen bei scheinbarer Ausschweifung nie aus dem Gesichte verlor. Seine Schreibart ist eigentümlich, wie seine Denkungsart, wer ihm nicht folgen kann, dem scheint er Sprünge zu machen.

Er hatte gründliche Einsichten in die Mathematik, und in die Weltweisheit. Hiedurch ward seine natürliche gesunde Beurteilungskraft gestärket, und die Erforschung der Wahrheit erleichtert. Diese philosophische Beurteilung brachte er auch mit zur Geschichte, wie glücklich würde er daher diese nicht bearbeitet haben, wenn seine vortreffliche Gaben in einem längern Leben wären ausgebildet worden.

Die griechische, die lateinische, die engländische, die italiänische, die französische Sprache verstand er vollkommen. Wie gut er seine Muttersprache in seiner Gewalt gehabt, und mit wie vielem Eifer er darin noch immer vollkommener zu werden getrachtet, zeigen seine Schriften. Da er ein geborner Schwabe war, so hatte er durch Fleiß die seltene Fertigkeit erlanget,¹ alle Merkmale des schwäbischen Dialekts zu vertilgen, so wohl in den Worten, als auch, welches noch seltener ist, in der Aussprache, die einen so reinen hochdeutschen Ton hatte, dergleichen man selbst bei manchem Sachsen und Brandenburger vermisset. Er besaß das weichste Herz, jedem

¹ S. Briefe, die neueste Literatur betreffend, 14ter Teil, S. 244.

edlen Eindrücke offen, den Wohlwollen, Mitleid, Dankbarkeit, Freundschaft, Zärtlichkeit machen können; er war der wohlthätigste Menschenfreund, der edelste Patriot, der ehrerbietigste Sohn, der wahreste Freund. Alle gesellschaftliche Tugenden besaß er in einem hohen Grade; jedem Charakter gefällig, ohne seinen eigenen zu verleugnen. Er konnte über alle Gegenstände mit Anmut sich unterhalten, und jeder Art von Gesellschaft ein guter Gesellschafter werden. Belebt ohne afterhöflich zu sein, gesetzt ohne Feierlichkeit, anständig ohne Hochmut, ernsthaft ohne Pedanterie, unterrichtend ohne Trockenheit, lehrreich ohne Lehrerton, aufgeräumt ohne Gernwitz, lustig ohne Possenreißen, scherzhaft ohne Beleidigung, war er für jedermann gesellig, Freund aber nur für wenige, die er sich auserlesen hatte, und sie mit wahrer Zärtlichkeit liebte.

Sein Briefwechsel war, wie sein Gespräch, der Abdruck seines offenen liebenswürdigen Charakters. Seine geheimsten Gedanken theilte er seinen Freunden mit. Er lehrte durch seine Vertraulichkeit, und ließ sich gern wieder belehren. Die schärfste Kritik seiner Schriften war ihm die willkommenste, er hatte kaum die Richtigkeit derselben eingesehen, so besserte er mit gutem Erfolge. Als seine Freunde wider sein Werk *Vom Verdienste*, das er ihnen handschriftlich zugesendet hatte, verschiedene Erinnerungen machten, arbeitete er das ganze erste Hauptstück um, und machte sonst wichtige Verbesserungen, ja er beschwor sie, noch in der Handschrift, was er übersehen haben möchte, zu ändern. Den Ruhm liebte er nicht weiter, als er ihn glaubte zu verdienen, und scherzte selbst gern über seine Fehler, mit der heitern vertraulichen Miene, die seinen ganzen Briefwechsel so angenehm machte.

Er war ein wahrer, ein eifriger Verehrer der Religion, ohne Aberglauben, ohne Verfolgungsgeist. Er zweifelte um sich zu belehren, aber belehrt, war er der standhafteste Bekenner der Wahrheit. In seinen Briefen finden sich

rührende Beweise, wie angelegentlich er schon in so jungen Jahren die ernsthaftesten Wahrheiten untersucht hat. Die *Zweifel über die Bestimmung des Menschen*¹ sind ein Stück eines sehr interessanten Briefwechsels über diese und ähnliche wichtige Materien.

Seine Amtsgeschäfte verwaltete er mit Treue und mit größten Eifer. So wenig er das Universitätsleben liebte, so sehr suchte er doch seine Pflicht als Lehrer zu erfüllen. Sein kurzer Aufenthalt in Bückeburg war eine beständige Geschäftigkeit, in den verschiedenen Ämtern die er bekleidete. Als Patron der Schulen des Landes, machte er in der kurzen Zeit seines Aufenthalts daselbst Anstalten, die von dauerndem Nutzen sein werden.

Alles was man von seinem Charakter sagen kann, ist erschöpft in der vortrefflichen Grabschrift, die ihm der *Graf von der Lippe*, der seinen ganzen Wert kannte, eigenhändig aufgesetzt, und in Marmor gehauen, in die Schloßkapelle zu Bückeburg hat setzen lassen.

Ein solches Denkmal ist dem Verstorbenen rühmlich, und eben so rühmlich dem Fürsten, der wahre Verdienste so richtig zu schätzen wußte; der einen Gelehrten, nicht wie viele andere Großen bloß zum Prunk, sondern aus wahrer Kenntnis seines Werts zum Umgange wählte. Diese Grabschrift ist mit edler Einfalt geschrieben, und – welches bei einem Denkmale von dieser Art sehr selten ist – es ist darin nichts übertrieben, es ist alles wörtlich wahr:

HIER LIEGT DER LEICHNAM
VON THOMAS ABBT AUS ULM,
GRÄFLICHEN SCHAUMB.-LIPPISCHEN HOF-, RE-
GIERUNG-,
KONSISTORIAL-RAT UND PATRONUS SCHOLAR.
GESTORBEN DEN III. NOVEMB. MDCCLXVI
IM ACHTUNDZWANZIGSTEN JAHRE SEINES
ALTERS.

¹ Briefe, die neueste Literatur betreffend, 19ter Teil.

WENN VERNÜNFTIGE FURCHT VOR GOTT,
WEISHEIT, TÄTIGE TUGEND, AUFRICHTIGE
UND ANMUTIGE FREUNDSCHAFT, TIEFE
GELEHRSAMKEIT UND GLÄNZENDE GABEN
VERDIENSTE SIND, SO BESASS DERJENIGE,
DESSEN GEBEINE HIER RUHEN, WAS ER DER
WELT ANGEPIESEN HAT.

WILH. I., V. G. G. REG. GRAF ZU SCHAUMB. ETC.,
DER AN DEM *VERSTORBENEN* EINEN
RATGEBER VON DEN VORTREFFLICHSTEN
EIGENSCHAFTEN UND, WAS NOCH EDLER,
EINEN *ZÄRTLICHEN FREUND* VERLOREN,
HAT MEHR ZUM *DENKMAL SEINES*
EIGNEN SCHMERZES ALS ZUR EHRE EINES
MANNES, DESSEN NAME SCHON EIN
LOBSPRUCH IST, DIE ENTSEELTE LEICHE
ALLHIER BEERDIGEN LASSEN.

[Gedenkartikel für Moses Mendelssohn]

Die gelehrte Welt hat einen unersetzlichen Verlust erlitten, durch den Tod des berühmten Philosophen *Moses Mendelssohn*, welcher den 4ten Jänner 1786 im 57sten Jahr seines Alters früh um 7 Uhr sanft entschlief. [...]

Soll ich etwas von dem großen Werte sagen, den dieser große Gelehrte als Mensch hatte! Ich habe ihn seit dreißig Jahren in so vielen Vorfällen des menschlichen Lebens tätig gesehen. Ich habe die außerordentlichsten Beispiele seines Edelmut, seiner unerschütterlichen Redlichkeit, seiner Wohltätigkeit, seiner Uneigennützigkeit, seiner Menschenliebe, seiner Bereitwilligkeit Feinden zu vergeben, seiner Sanftmut, seiner Freundschaft gesehen. Ach! das Herz bricht mir. Ich könnte jetzt, wenn es nötig wäre, von seinen gelehrten Verdiensten eher noch mehr sagen; aber über diese Gegenstände, welche auf die Empfindung



18. Moses Mendelssohn, um 1775

so unmittelbar wirken, kann ich jetzt nichts mehr schreiben. Mein Herz ist noch allzusehr zerrissen und mein Schmerz noch allzuneu!

Den Ausdruck freundschaftlicher Gesinnungen fürs Publikum zu bringen, ist höchst mißlich; ich weiß es wohl. Aber meine innere Empfindung sagt mir, daß, wer den edlen *Moses Mendelssohn* nur einigermaßen gekannt hat, auch sein Freund sein und mit mir die Empfindung seines Werts und seines Verlusts teilen müßte. Daher habe ich ein paar traurige Stunden angewendet, um von meinem erklärten Freunde, von einem der größten Gelehrten und von einem der edelsten und vollkommensten Menschen, den Lesern dieser *Bibliothek* wenige Worte zu sagen, die weder seinem großen Wert, noch meiner innern Empfindung desselben, ganz angemessen sind.

Berlin, d. 7ten Jänner 1786.

Friedrich Nicolai

Ehrengedächtnis Ramlers

Vorgelesen in der Königl. Akademie der Wissenschaften
den 8. August 1799 vom Herrn Kirchenrat Meierotto,
in Abwesenheit des Verfassers

[...]

Seine vorzüglichsten *Oden*, wodurch er sich auf dem deutschen Parnasse einen Platz neben *Klopstock* erwarb, sang er während dem Siebenjährigen Kriege. Er ward zu ihrem hohen Schwunge begeistert, durch die Siege Friedrichs des Einzigen, und durch die außerordentliche Geistesgröße, welche dieser Held in so vielen Gefahren zeigte:

Da wider ihn mehr Feinde sich gesellten,
Als Dir die Nachwelt glauben darf,
Und er sich mit entschloßner Seele zweien Welten
Allein entgegenwarf –

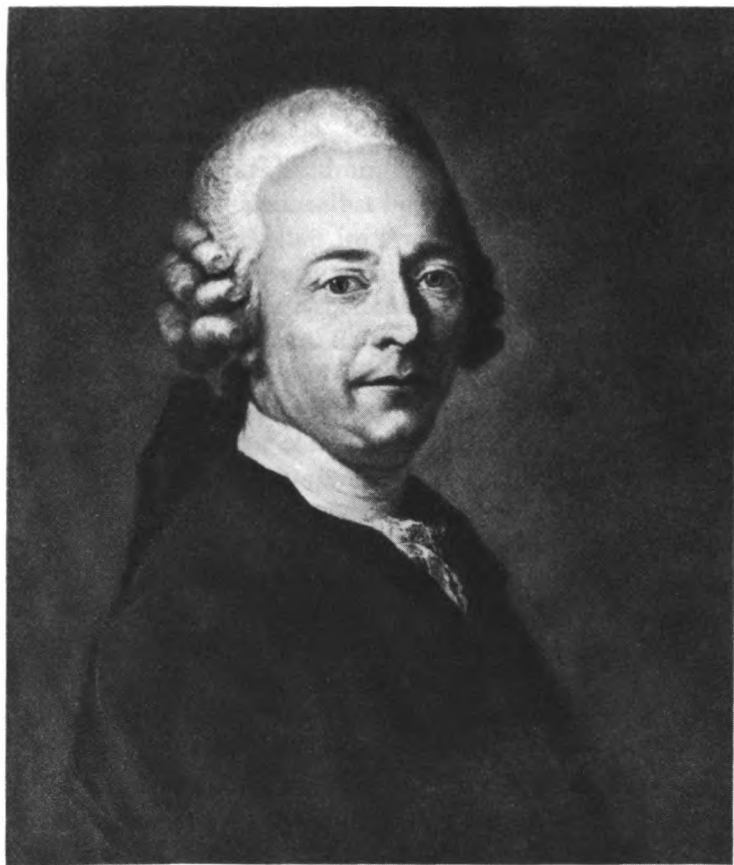
Der Besungene und Besingende teilt die Bewunderung Deutschlands.

[...]

Ramler wagte sich noch an ein Unternehmen, dessen große Schwierigkeiten er einsah und überwand. Er übersetzte die Oden des *Horaz* genau in eben die Silbenmaße des Originals, und zeigte dadurch auf eine bewunderwürdige Weise die Biegsamkeit, den Wohlklang und die Energie der deutschen Sprache, und wie tief er selbst in den Geist seines Lieblingsdichters eingedrungen war. Er übersetzte *Martials* sämtliche Sinngedichte, und ließ sie mit dem lateinischen Originale und vielen erklärenden Anmerkungen drucken.

In seine Übersetzungen einiger Hauptgedichte des *Catull* hat er die ganze Leichtigkeit und Naivetät des Originals überzutragen gewußt.

Seine Verdienste um die Bildung der anfänglich sehr vernachlässigten Kritik in Deutschland vermehrte er dadurch, daß er schon im Jahre 1757 *Batteux'* berühmtes Werk übersetzte, aber so frei, daß es beinahe ein Original für Deutschland ward, indem er vieles abänderte, und fast alle Beispiele aus deutschen Dichtern und Rednern nahm. Wenn man auch dem Grundsatz, worauf *Batteux* sein Werk gründet, nicht Beifall geben, oder ihm höchstens nur eine relative Wahrheit zugestehen muß; wenn man auch zugibt, daß dessen *Cours de belles-lettres* [Einleitung in die schönen Wissenschaften] jetzt bei uns nur geringen Nutzen hat, weil seit vierzig Jahren die Poetik eine ganz andere Gestalt gewonnen hat; so müßte man doch entweder vergessen haben, wie wenig vor funfzig Jahren feinere Kenntnisse in Deutschland verbreitet waren, oder sehr ungerecht sein, wenn man den großen Nutzen verkennen wollte, welchen der Ramlersche *Batteux* damals hatte, sonderlich zur bessern Ausbildung junger Leute. Er diente eine Zeitlang nicht nur fast allgemein zum Lehrbuche, sondern ward auch damals wegen der so gut gewählten



19. Karl Wilhelm Ramler, 1771

Beispiele aus deutschen Dichtern und Prosaisten viel gelesen, weil unsere besten Schriftsteller noch keinesweges allgemein bekannt waren.

Um diese Beispiele aufzusuchen, las Ramler alle deutsche Dichter mit beurteilendem Nachdenken durch, und kam dadurch auf ein Unternehmen, das einzig in seiner Art ist. Er wollte, daß die anzuführenden Beispiele in einem Lehrbuche, welches zur richtigen Bildung des Geschmacks besonders bestimmt war, ganz vollkommen sein sollten. Wenn er also, selbst bei den besten Dichtern, zuweilen Nachlässigkeiten im Ausdrucke oder in den Gedanken fand, verbesserte er sie mit derselben Sorgfalt, die er bei seinen eigenen Arbeiten anwendete, und rückte sie so in seinen Batteux ein. Er gab im Jahre 1759 mit *Lessing Logaus Sinngedichte* auf diese Art heraus, mit trefflichen, die Sprache erläuternden Anmerkungen; in der Folge gab er allein *Lichtwers Fabeln* heraus (im Jahr 1761), und hernach besondere *Sammlungen der besten Lieder, Fabeln und Sinngedichte*, worin er nicht wenige Stellen geändert hatte. Die Auswahl in diesen Sammlungen macht sicherlich seinem Geschmacke Ehre; auch wird nicht zu leugnen sein, daß sehr viele mit feinem Sinne umgearbeitet sind, so daß man nur von wenigen sagen könnte, sie haben nicht merklich gewonnen.

Ramler kam auf diese Umänderungen gewiß nur aus Liebe zu größerer Vollkommenheit der Poesie und zu Erhöhung ihres Genusses; aber die Urteile über dieses Unternehmen, wovon man in keiner Sprache ein Beispiel hat, fielen freilich sehr verschieden aus; besonders *Lichtwer* beklagte sich heftig über die Veränderungen seiner Fabeln. Einige meinten, er wolle sich dadurch über alle andere Dichter erheben, wovon der bescheidene Mann doch weit entfernt war. Andere tadelten mit mehrerem Rechte, daß er alle andere Dichter auf seine Art veränderte, wodurch jedem seine Eigentümlichkeit geraubt, und viele geänderte Stellen, wenn auch korrekter, zu-

gleich schwächer würden. Zu Ramlers Entschuldigung und Verteidigung ist zu sagen, daß *Lessing*, *Kleist*, *Götz*, *Weiß*, *v. Nicolay* und andere ihn zur Verbesserung ihrer Gedichte freundschaftlich aufforderten, daß *Götz*, *Weiß* und *v. Nicolay* den größten Teil dieser Verbesserungen mit Dank in die Ausgabe ihrer Gedichte aufnahmen, welches auch *Uz* tat, welcher ihn eigentlich nicht um Verbesserungen ersucht hatte. Ramlers Absicht war auch gewiß nicht, und konnte es nicht sein, die Original-Ausgaben der Dichter zu verdrängen. Wenn man seine Veränderungen nur als eine feine Kritik ansieht, so wird man sie richtiger und billiger beurteilen. Die Vergleichung mit den Originalen wird immer lehrreich sein, selbst da, wo durch die erlangte Korrektheit der feine Dichtergeist verflog. Besonders verdienen diese Veränderungen von Jünglingen studiert zu werden, welche sich zu Dichtern bilden wollen. Sie können hier an Beispielen sehen, daß der Dichter zwar nicht berechtigt ist, Korrektheit zu vernachlässigen, aber auch keinesweges sie für alles gelten zu lassen.

[...]

ANHANG

Nachwort

Ein Leben im Dienst der Aufklärung

1 Im Bund mit Lessing und Mendelssohn

Christoph Friedrich Nicolai gehört zu jenen Prominenten der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, die im Bewußtsein der Nachwelt überwiegend so fortleben, wie sie von ihren Gegnern dargestellt worden sind. Seine wirkungsmächtigsten Widersacher waren Goethe und Schiller, die Brüder Schlegel und Tieck sowie Kant und Fichte. Sie erklärten Nicolai zum Inbegriff platter vernunftbestimmter, ja geistloser Literaturbetrachtung und Schriftstellerei. Das dabei entstandene verzerrte Nicolai-Bild war und ist wirksam auf Grund der Autorität und der kanonischen Geltung jener Gegenspieler. Unzweifelhaft begegnen in Nicolais Denken mit zunehmenden Jahren immer mehr Mißverständnisse und Vereinseitigungen, auch Borniertheit und Eiferertum. Aber sein Lebenswerk weist über solche Grenzen hinaus.

Neben Lessing, Klopstock und Wieland zählt Nicolai zu den Hauptvertretern der deutschen Aufklärungsbewegung. Er war einer der einflußreichsten Männer des literarischen Lebens seiner Zeit, das er vielgestaltig mitprägte – als Kritiker und Herausgeber, Publizist und Romanautor sowie Historiker und Topograph. Hauptbe-

rußlich war er Buchhändler und Verleger. Er verblieb lebenslang in einer Tradition der älteren Aufklärer, die dem Schreiben ihre – von den ›Geschäften‹ oft abgerungenen – ›Nebestunden‹ widmeten. Sein bürgerlicher Berufsstand sicherte materiell die weitgefächerte schriftstellerische Betätigung, die er nach Übernahme der väterlichen Verlagsbuchhandlung in Berlin (1758) entfaltete.

Verlegerisch und schriftstellerisch suchte er das zu praktizieren, was er für die primäre Verpflichtung eines jeden – gebildeten oder aufgeklärten – Menschen ansah: Wirksamkeit zur Beförderung des Gemeinwohls. Jegliches Wirken für die Gesellschaft sollte nach Nicolais unerschütterlicher Auffassung auf der Grundlage praktischer Lebenserfahrungen (wie er sie hatte) und nach Maßgabe des ›gesunden Menschenverstandes‹ oder der ›gesunden Vernunft‹ erfolgen. ›Die gesunde Vernunft‹, schrieb er einmal, ›ist wie ein Kompaß, dessen Nadel oft dekliniert und inkliniert, aber dennoch allein anzeigt, welche Segel man aufsetzen und wohin man das Steuerruder drehen muß, um auf dem stürmischen Meere des Weltlebens sicher nach dem bestimmten Orte zu fahren.‹ Indem Nicolai die menschlichen Tätigkeiten unter seinem Blickwinkel ganz pragmatisch bewertete und den maßstab- und normliefernden gesunden Menschenverstand allem (scheinbar) nutzlosen Denken und Dichten zunehmend dogmatisch entgegenstellte, wurde er zum Prototyp eines spezifischen Aufklärertums. Weit über die preußische Metropole hinauswirkend, repräsentierte er die sogenannte Berliner Aufklärung und Spätaufklärung.

Nicolai wollte die von ihm entwickelten oder aufgenommenen aufklärerischen Ansichten in möglichst allen Ständen verbreiten. Dies betrachtete er als seine Lebensaufgabe. Und er verfolgte sie – innerhalb der Grenzen seiner Welt- und Lebenssicht – nach dem übereinstimmenden Zeugnis selbst einiger Zeitgenossen, die seine

Anschauungen keinesfalls vorbehaltlos teilten, mit laute-
ren Absichten und aufrichtigem Engagement.

Nicolai erwarb sich autodidaktisch ein umfangreiches Wissen. Geboren 1733 in Berlin, besuchte er das dortige Joachimsthalsche Gymnasium, dann die berühmten Franckeschen Stiftungen in Halle. Anschließend absolvierte er auf Wunsch des Vaters eine Buchhandelslehre und trat 1752 dessen Geschäft bei. Während der Lehrzeit und der darauffolgenden Jahre vervollkommnete Nicolai systematisch seine Schulkenntnisse. Insbesondere versuchte er, sich über die zeitgenössische deutsche Literatur ein klares eigenes Urteil zu bilden. So entstanden die ›Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland‹ (1755), die Programmschrift des jungen Nicolai. Sie fand, da sie ein kühner Vorstoß zu neuen Positionen war, große Resonanz und gewann ihm die Freundschaft Lessings und Mendelssohns. Fortan wirkten die drei Freunde, deren jeder dem anderen anfangs kongenialer Partner war, zusammen. Und trotz späterer, zunehmender Differenzen, hauptsächlich zwischen Nicolai und Lessing, blieben alle drei einander stets verbunden. Sie verfolgten gemeinsam jenes Ziel, das in der Literaturgeschichte vorwiegend mit Lessings Namen verknüpft worden ist: die Herausbildung einer ideell bürgerlichen Nationalliteratur.

Zunächst gab Nicolai im Verein mit Mendelssohn von 1757 bis 1759 die ›Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste‹ heraus, ein Rezensionsorgan, dessen Hauptautoren sie beide gleichzeitig waren. Sie machten es rasch zu einer der niveauvollsten Kunstzeitschriften jener Zeit, indem sie zur ›Beförderung der schönen Wissenschaften und des guten Geschmacks unter den Deutschen‹ außer der Literatur auch Bildende Kunst, Musik und Theater freimütiger Kritik unterzogen, gemäß den in den ›Briefen über den itzigen Zustand ...‹ vorgetragenen Grundsätzen (vgl. besonders den in der vorliegenden Aus-

gabe abgedruckten 17. Brief). Lessing beteiligte sich an der ›Bibliothek‹ nur wenig, entwickelte dann aber die folgenreiche Idee zu den ›Briefen, die neueste Literatur betreffend‹ mit (vgl. das ›Schreiben an Lichtenberg‹). Diese von 1759 bis 1765 erschienenen ›Literaturbriefe‹ waren Nicolais erste große Verlagsunternehmung. Sein Beitrag zu ihnen bekam eigenständiges Gewicht, insofern er nicht nur an ihrer Konzipierung mitwirkte, sondern ihr neuartiges Profil mitbestimmte: unnachsichtige Kritik im lockeren gesprächsartigen, persönlichen Eigentümlichkeiten entsprechenden Briefstil und ohne Rücksicht auf irgendeine der überkommenen literarischen Parteiungen und Gruppierungen. Und er sicherte das Fortbestehen der ›Literaturbriefe‹, als Lessing 1760 auf Grund seiner Übersiedlung nach Breslau ausschied. Wenngleich Nicolai als Briefschreiber infolge des Neuaufbaus seiner ererbten Verlagsbuchhandlung zuerst nur eine Nebenrolle spielte, so fand er doch von Anfang an erwünschte Gelegenheiten, weiterhin seine Grundsätze der Kritik zu verwirklichen. Unterstützt von Mendelssohn (und bald auch von Abbt), wollte er nach Lessings Ausscheiden ein Werk fortsetzen, das bereits Früchte trug in Gestalt aufsehenerregender Kontroversen zwischen den Verfassern und einigen der Kritisierten. Das hauptsächlich von Lessing praktizierte unerbittliche kritische Vorgehen, das die Kritik in der ›Bibliothek‹ an Schärfe und Prägnanz noch übertraf, verteidigte Nicolai nicht nur (Brief 76, 92, 243), vielmehr führte er es auf seine Weise weiter. Und wie Lessing insistierte er auf einer strikten Trennung zwischen Literatur und Religion (vgl. Brief 299), obschon er sonst moralisierenden Tendenzen und Fragen nach unmittelbarer Nutzenanwendung entschieden mehr Raum gab als sein Freund.

Das bereits in den ›Briefen über den itzigen Zustand ...‹ angedeutete, eminent progressive Ziel, nach englischem und französischem Vorbild ein einheitliches nationales

Rezensions- und Kritikorgan zu schaffen, verwirklichte Nicolai 1765 mit der ›Allgemeinen deutschen Bibliothek‹ (ADB). Von einer Unterbrechung abgesehen, gab er sie fast vierzig Jahre lang in seinem Verlag heraus, zuletzt unter dem Namen ›Neue allgemeine deutsche Bibliothek‹. Seiner weitgespannten Absicht zufolge wollte er ›von allen in Deutschland neu herauskommenden Büchern und anderen Vorfällen, die die Literatur angehen, Nachrichten erteilen‹. An der ADB arbeiteten die Hauptautoren der ›Literaturbriefe‹ außer Lessing mit sowie zahlreiche andere zeitgenössische Schriftsteller von Rang und namhafte Wissenschaftler. Es gelang Nicolai, sein Vorhaben erstaunlich weit und lange umzusetzen. Die rund zweihundertachtzigbändige Zeitschrift ist ein getreuer Spiegel der Literaturprozesse im Aufklärungszeitalter und somit auch der allmählichen Verflachung aufklärerischer Bestrebungen, zu der sie am Ende selbst beitrug. Sie wirkte maßgeblich auf jene Prozesse ein – während der Aufstiegs- wie während der Niedergangsphase der deutschen Aufklärungsbewegung.

Angesichts des kontinuierlichen streitbaren Engagements Nicolais stellt sich besonders eindringlich die Frage, wie er sein schriftstellerisches und verlegerisches Amt auffaßte, welches Literaturkonzept er verfolgte.

2 Aufklärerische Kritik und Satire

Übereinstimmend mit einer generellen zeitgenössischen Auffassung, vertrat Nicolai einen alle Bereiche der ›Gelehrsamkeit‹ einschließenden Literaturbegriff, der seiner eigenen schriftstellerischen Vielseitigkeit entsprach und sich vor allem in den Sparten der ADB spiegelte. Der Poesie, die nach aufklärerischem Verständnis Teil der ›schönen Wissenschaften‹ war, wies er eine Randstellung zu. Er bemaß den Wert jeglicher Literatur (wie auch Bildung) am direkten lebenspraktischen Nutzeffekt für Individuum und Gesellschaft. Dieses Nützlichkeitsdenken, das Nicolai zum

Schreiben leitete, prägte nachhaltig seine Poesieauffassung. Sie beruhte auf einem normativ-formalen Verständnis von Dichtung. Ihr Qualitätsmerkmal war in seiner Sicht die vom individuellen Gestaltungsvermögen abhängige und der Wirkungsabsicht angemessene Umsetzung der ›Regeln‹, wozu auch die adäquate Formgebung und die Moralität des Kunstwerks gehörten. Es sollte Geschmack und Tugend des Rezipienten fördern, das heißt ihn auf angenehme oder vergnügliche Weise belehren und bessern. Ein derartiges Dichtungsverständnis, mit dem er auf der Unterordnung ästhetischer Aspekte unter moralische insistierte, schloß die Vorstellung von einer zweckfreien (autonomen) Kunst grundsätzlich aus. Künstlerisches Schaffen wurde wie alles menschliche Tun der Vernunft unterworfen. Sie hatte die Affekte und die Imagination zu kontrollieren und zu regulieren. Zuvörderst war sie auf die Verwirklichung einer aufklärerisch-bürgerlichen Sozialethik gerichtet, die das Gemeinnützliche stark betonte.

Diese Ethik popularisierte er selbst mehrfach im romanhaften Gewande. Auf ihre Ausstrahlungskraft vertrauend, betrachtete er ein durchaus erkanntes Begleitmoment ›moralischer‹ Werke als unabänderlich. Lapidar heißt es in der ›Nachschrift‹ zu dem Roman ›Geschichte eines dicken Mannes‹ (1794): ›Die gute Absicht der Schriftsteller, durch Moral zu nützen, ist immer mit der zufälligen Unbequemlichkeit verknüpft, daß sie in der Ausführung gar leicht Langeweile erweckt.‹ Ungeachtet dieser Gefahr wurde Nicolai nicht müde, erzählerisch und publizistisch eine die Mäßigung persönlicher Leidenschaften erfordernde Subordination des einzelnen unter das gemeinschaftliche Interesse zu propagieren.

Solch Interesse aber setzte er ohne weiteres gleich mit dem aufklärerisch gesinnten Mittelstandskreise, zu denen er selbst ebenso gehörte wie die meisten übrigen Vertreter der Berliner Aufklärung. Sie konnten ihre Vorstellungen

unter Friedrich II. relativ ungehindert verbreiten und bis zu einem gewissen Grade auch anwenden. Daraus resultierte ihre Bereitschaft, sich in das bestehende Gesellschaftsgefüge einzuordnen. Nicolai und die ihm Gleichgesinnten hatten zwar Vorbehalte gegen die Ständehierarchie, stellten diese indes nie grundsätzlich in Frage. Der Krise des preußischen Feudalabsolutismus in den achtziger und neunziger Jahren begegneten sie mit ungebrochenem Fortschrittsoptimismus und Glauben an den Sieg der Vernunft. Nicolai hielt lebenslang an der Idee des aufgeklärten Absolutismus fest und trat für gemäßigte Reformen ein. Er war und blieb fixiert auf Friedrich II., den er als Muster eines aufgeklärten Monarchen verehrte und öffentlich pries. Der französischen Revolution begegnete er von Anfang an mit Skepsis und alsbald mit Ablehnung.

Nicolai bewahrte sich das Bild einer intakten Welt. Darauf beruhte seine unerschütterliche Selbstsicherheit, die freilich zunehmend Anzeichen von Selbstbetrug begleiteten. Schutz gegen Irritationen bot ihm die Leibniz-Wolffsche Überzeugung, die bestehende Welt sei die beste aller möglichen Welten. Trotz tiefgreifender gesellschaftlicher Wandlungen gegen Ende des 18. Jahrhunderts hielt Nicolai also an einem tradierten aufklärerischen Weltbild fest – und an einer daraus abgeleiteten Literaturkonzeption.

Kontinuierlicher als jede andere Art literarischer Tätigkeit übte Nicolai das Amt eines Kritikers aus. Dazu fühlte er sich regelrecht berufen, hatte er doch von Jugend an erkannt: »Kritik ist überall, zumal in Deutschland, nötig. Sie ist die einzige gelehrte Kommunikation, die einzige Art, wie der Verf. die Meinung der Leser erfahren kann.« (Undatierte Notiz aus dem Nachlaß.) Kritik galt Nicolai aber vor allem als Antrieb und Garant des Fortschritts, auf künstlerischem Gebiet ebenso wie auf wissenschaftlichem und sozialpolitischem. Sie sollte Mißstände bloßstellen und so zu deren Überwindung beitragen.

In seinem kritischen Engagement hatte Nicolai einiges gemein mit Lessing. Kritik und streitbare Auseinandersetzung, die bei Nicolai stets zusammengingen, sollten generell als Mittel zur Erkenntnisförderung und im Sinne Lessings zur Wahrheitsfindung dienen. Ähnlich wie Lessing hielt er, unabhängig vom Ergebnis des Streits, das Prinzip der – polemischen – Diskussion an sich und die Bereitschaft zu ihr für unverzichtbar. Ein grundsätzlicher Gegensatz zwischen beiden Freunden ergab sich allerdings daraus, daß Lessing lebenslang nach Wahrheit suchte und um immer größere Annäherung an sie bemüht war, Nicolai hingegen sie fest zu besitzen vermeinte, hielt er doch seine nach Maßgabe des gesunden Menschenverstandes gewonnenen Einsichten für Wahrheit schlechthin. Indem Nicolai derart Kritik nicht auf sein eigenes Erkenntnis- und Urteilsvermögen ausdehnte, verengte er allmählich Begriff und Praxis seiner Kritik. Vollends blieb er dann hinter der durch Kant bestimmten weiteren Entwicklung der kritischen Methode zurück.

Vom Beginn der siebziger Jahre an bezog Nicolai in seine Kritik zunehmend ironische, parodistische und vor allem satirische Elemente ein. Er wollte damit seine kritisch-belehrenden Absichten verdeutlichen sowie seine Wirksamkeit erhöhen. Das Satirische ermöglichte ihm, einen für kritikwürdig gehaltenen Sachverhalt als ›Torheit‹ vorzuführen, indem er ihn – gemäß jenen Absichten durchaus gutmeinend – bis zur Lächerlichkeit überzeichnete und so unfehlbar der richtenden Vernunft zu überantworten meinte. Der satirische Effekt entsprach genau seiner Auffassung vom Nutzen des Lächerlichen: Es ›möchte wohl ein sicherer *Probierstein* solcher *Torheiten* sein, welche gegen Wahrheiten anstoßen, die der gesunde Menschenverstand unwidersprechlich erkennt, sobald sie vor ihn gebracht werden; und so kann das Lächerliche, mit gesundem Verstande und Wohlwollen angewendet, einen Nutzen schaffen, der durch die subtilsten Vernunft-

schlüsse, selbst aus reinen Vernunftwahrheiten gezogen, nicht zu erlangen ist.«

Die beste Umsetzung dieser Intentionen gelang ihm in dem Werk ›Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker‹ (1773–1776), seinem wichtigsten und erfolgreichsten Roman. Anhand des Schicksals seines Titelhelden, eines selbstlosen toleranten Dorfpredigers, liefert er eine glänzende Satire auf zeitgenössische gesellschaftliche und literarische Verhältnisse. Er legt Mißstände bloß, die er begründeterweise für Hindernisse bei der erstrebten Humanisierung des menschlichen Zusammenlebens ansah. Insbesondere wendet er sich gegen zahlreiche kirchliche Mißstände, gegen die kleinstaatliche Zersplitterung Deutschlands und gegen die Lebensart adliger Kreise. Eindringlich zeigt er die Auswirkungen der staatspolitischen Misere auf Leben, Denken und Handeln der Schriftsteller und Gelehrten.

Daß Kritik, um wirken zu können, des Mediums einer Öffentlichkeit bedarf, erkannte Nicolai früh. Öffentliche Kritik bedeutete ihm den Vollzug von Aufklärung. Eine solche – literarische – Öffentlichkeit wurde während des 18. Jahrhunderts überhaupt erst geschaffen. Ihre Foren, die Nicolai maßgeblich mitgestaltete, waren Zeitschriften, Vereinigungen (Aufklärungsgesellschaften) und Debattierklubs. Nicolai gehörte sowohl dem Berliner Montagklub als auch der Mittwochsgesellschaft an, der bedeutendsten reformerischen (Geheim-)Gesellschaft im Berlin der achtziger und neunziger Jahre. Außerdem veranstaltete er selbst regelmäßig Festlichkeiten, literarische und musikalische Abende und ähnliches. Er war eine Autorität, über die Landesgrenzen Preußens hinaus einflußreich. Und wie die Zeitschriften generell eine meinungsbildende Macht des aufstrebenden Bürgertums darstellten, so war die ›Allgemeine deutsche Bibliothek‹ – zumindest bis etwa 1790 – geradezu eine Großmacht.

Ansehen und Einfluß geschickt ausnutzend, wandte Ni-

colai sich an sein Publikum: anfangs mehr an die ›gelehrten‹ Kreise des Mittelstandes, dann – der entstehende literarische Markt gewann neue Leser hinzu – an die bürgerlichen Schichten insgesamt. Entsprechend breit gefächert war sein Verlagsprogramm. Es umfaßte außer Belletristik Titel zur Geschichte (speziell Brandenburg-Preußens), Theologie, Pädagogik, Medizin, Mathematik und Naturwissenschaft, Technologie und Ökonomie, Geographie u. a. Nicolai hatte eine beträchtliche Anzahl der in der ADB rezensierten Bände am Lager und brachte alljährlich viele Neuerscheinungen und Nachauflagen heraus, mehr Originalwerke als Übersetzungen. Seit den achtziger Jahren verlegte er auch zunehmend triviale Belletristik, schrieb aber selbst weiterhin satirische Romane, bei denen er bestrebt war, nicht unter das Niveau des ›Sebalbus Nothanker‹ abzusinken.

Unablässig bemühte Nicolai sich mit allen Mitteln, vom Vernunftappell bis zur moralisierenden Ansprache, auf sein Publikum im aufklärerischen Sinne bildend und humanisierend einzuwirken und es dabei von der Richtigkeit seiner eigenen Ansichten zu überzeugen. Von den Schriftstellern und später besonders von den Klassikern und Frühromantikern verlangte er, was er – wiederum im Unterschied zu Lessing – auch selbst praktizierte: die Anpassung an die – nicht nur sozial ein Durchschnittsmaß bezeichnende – breitere Leserschaft. Stets verstand er es ausgezeichnet, Geschäftsinteresse und gemeinnützige Wirksamkeit zu verbinden, wobei er nach dem Leitsatz verfuhr: ›Wenn ich als Kaufmann rede, so muß ich freilich wissen, was eigentlich mein Vorteil ist, aber ich liebe meinen Vorteil nicht so sehr, daß ich ihn mit dem Schaden der ganzen Welt erkaufen wollte. Ich liebe die Aufklärung des Menschengeschlechts.‹

Nicolais mehrfach erklärtes Anliegen, ›den Fortgang der guten deutschen Literatur‹ zu gewährleisten und ›Schaden‹ von ihr fernzuhalten, geriet in Widerstreit

mit der Verfestigung seines Standpunktes, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts noch zunahm. Sie resultierte daraus, daß er auf gesellschaftspolitische und literarische Wandlungen einzig reagierte, indem er nachdrücklich auf seinem früh erworbenen aufklärerischen Weltbild samt der daraus abgeleiteten Literaturauffassung beharrte. Und sie zeigte sich darin, daß er bei seinen Kontroversen immer demagogischer und bornierter auftrat, daß er überhaupt immer weniger gewillt war, andere als seine eigenen Ansichten und Grundsätze gelten zu lassen. Von diesen aus wurde er erst schärfster Gegner des Sturms und Drangs, dann der von Kant ausgehenden Philosophie sowie der Klassik und Frühromantik.

3 *Wider die ›Kraftgenies‹*

Die Absichten der Stürmer und Dränger gingen aus von der durch Herder erhellten Wechselbeziehung zwischen Individuum und Gesellschaft im Geschichtsprozeß. Das Individuum ist nach dieser Auffassung Träger der Geschichte, die es sich sinnlich aneignet und in seiner gegenwärtigen Umwelt erlebt. Der Dichter soll die Historie, worunter zuvörderst das Leben und Werk großer Individuen begriffen wird, anderen Menschen nacherlebbar machen. Größe ist gleichbedeutend sowohl mit Unabhängigkeits- oder Freiheitsverlangen als auch mit gesellschaftlicher Aktivität. Das hatte Illusionen über praktische Wirkungsmöglichkeiten zur Folge, doch zugleich die zukunftssträchtige Intention, Veränderungen herbeizuführen und aus (klein-)bürgerlicher Enge auszubrechen in die ›weite Welt‹. Zum Leit- und Vorbild des Bestrebens, literarisch Weltweite vorzuführen, wurde Shakespeare erhoben. Der Berufung auf ihn korrespondierte die Ablehnung der traditionellen aufklärerischen Regelpoetik, an deren Stelle eine Poetik des schaffenden Genies trat. Hierdurch wurde das literarische Kunstwerk entschieden aufgewertet, nämlich als ursprünglich-elementare und eigengesetz-

liche Schöpfung betrachtet. Am konsequentesten versuchten Herder und Goethe, die Literatur von Zweckbezogenheit oder direkter Nutzenanwendung zu befreien.

Nicolai akzeptierte weder das neue Lebensgefühl noch das neue Dichtungsverständnis der Stürmer und Dränger. Der Individualismus dieser jungen (scheinbar) weltfremden Leute war für ihn Ausdruck von Dünkel, Egoismus und Schwärmerei. Er hörte sie von Kraft reden und sah Schwäche oder ungehemmtes Sichausleben ohne Frage nach den gesellschaftlichen Pflichten der Menschen. Er hörte von Originalität und Freiheit, nahm aber nur epigonale Abhängigkeit (Nachahmung Shakespeares vor allem) und angestrengt bemühte Protesthaltung gegen unumstößliche literarische Gesetzmäßigkeiten wahr. Seine mannigfachen Vorbehalte erwuchsen teils aus derartigen Fehleinschätzungen, teils aber auch aus der richtigen Erkenntnis wirklicher Überspitzungen und Veräußerlichungen, die verschiedene Stürmer und Dränger alsbald der Selbstkritik unterzogen: wie zum Beispiel zügellosen Gefühlsüberschwangs, sprachlicher Vulgarisierungen und stilistischer Manierismen.

Die ›Schreibweise‹ eines Gerstenberg, Hamann oder Herder war Nicolai von Anfang an, das heißt schon in den sechziger Jahren, ein Ärgernis. Sie widersprach seinem auf Deutlichkeit und Verständlichkeit ausgerichteten Stilideal. Zunächst suchte er die offene Konfrontation zu vermeiden, hoffte er doch, Kompromisse schließen und die jungen Leute gar von ihren ›Verirrungen‹ abbringen zu können. Als dies mißlang, da ›unsere Meinungen, je mehr sie sich entwickeln, desto weiter auseinander gehen‹ (an Herder, 13. Juni 1774), kam es zum Bruch mit Herder, der seine Mitarbeit an der ADB einstellte. Nicolai reagierte fortan öffentlich auf die – oftmals erklärtermaßen antiaufklärerischen – Bekundungen des Sturms und Drangs, indem er sie kritisch-ironisch und parodistisch-satirisch abzuwehren, weniger argumentativ zu widerlegen bestrebt

war. So entstanden unter anderem seine ›Werther‹-Parodie (1775) und der ›Feyne kleyne Almanach‹ (1777–1778), in dem primär Bürgers Popularitätsvorstellung angezweifelt wurde.

Gottfried August Bürger gab Herders bahnbrechende Überlegungen zum Volkslied vereinseitigend wieder, da er einzig ›Volkspoesie‹ für wahre Dichtung gelten ließ und ihr epische Werke der Weltliteratur zuordnete, für die das Merkmal der Popularität zweifellos nicht zutraf. Darauf wies Nicolai völlig zu Recht hin, und nicht minder berechtigt bezweifelte er bei manchen Stürmern und Drängern (ohne Namen zu nennen) nähere Vertrautheit mit den Lebensumständen der untersten Schichten. Die in vielen Sturm-und-Drang-Werken manifeste Volksverbundenheit und Volkstümlichkeit ignorierte er allerdings, ebenso wie er die von Herder hervorgehobene Befruchtung der bürgerlichen Gegenwartsliteratur durch Volkslieder leugnete. Gleichwohl blieb er nicht bei bloßer Verneinung stehen, sondern verwirklichte mit seinem ›Almanach‹, dessen erste Vorrede eine vielfach treffsichere Parodie und Satire zugleich ist (vgl. unten S. 519), noch vor Herder selbst, was dieser gefordert hatte: Volkslieder zu sammeln und zu publizieren. Hierin besteht die bleibende Bedeutung des zweibändigen Werkes, die noch dadurch erhöht wird, daß Nicolai bei der Auswahl die von ihm erkannten Qualitätsunterschiede in der Überlieferung deutschen Volksliedgutes berücksichtigte und demonstrierte. Achim von Arnim, Mitherausgeber der rund dreißig Jahre später erschienenen, weitaus berühmteren Sammlung ›Des Knaben Wunderhorn‹ und entschiedener literarischer Kontrahent Nicolais, gestand ihm zu, die schönsten Volkslieder bereits veröffentlicht zu haben. Herder hingegen nannte den ›Almanach‹ 1777 eine ›Schüssel voll Schlamm‹, distanzierte sich aber gleichzeitig von Bürger. Von ihm wie von Nicolai sah er sich mißverstanden und, mehr noch, um das volle Ausmaß seiner erhofften Wirkung gebracht.

Symptomatisch für Nicolais Auseinandersetzung mit dem Sturm und Drang ist die Parodie ›Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes‹. Sie richtet sich nicht primär gegen Goethes ›Werther‹ als Kunstwerk, sondern gegen seine Wirkung, das sogenannte ›Werther-Fieber‹. Die rauschhaft-blinde Identifikation mit Werthers Schicksal bildet den Ansatzpunkt für die Kritik, die in einem vorangestellten Gespräch zum Ausdruck kommt. Es wird geführt zwischen einem enthusiastierten einundzwanzigjährigen ›Jüngling‹ und einem doppelt so alten, mit Nicolai genau gleichaltrigen, rational denkenden ›Mann‹, der denn auch die Position des Autors vertritt. Wie die meisten Zeitgenossen erliegt dieser dem Irrtum, Werther trete für unbegrenzten Individualismus und Selbstbezug ein. Für Nicolai ist Werther ein Egoist und Versager, zumal er sich gemeinnütziger Betätigung entzieht.

Die Absicht der Parodie hat Nicolai auf folgende zwei Punkte gebracht: ›Ich wollte zeigen, 1. daß ein Geschäftsmann wie *Albert* auch edel denken könne, und menschenfreundlicher mit seiner Abstraktion, als ein solcher junger Brausekopf wie Werther. – 2. Wollte ich Werthern gern auch in der Ehe zeigen, und daß man da mit dem bloßen Brausen und Empfindeln nicht durchkömmt.‹

Dementsprechend beginnt die Parodie mit dem Ende des Romans. Wenn sie samt der weiteren Erzählung banal erscheint, so ist zu bedenken, daß es Nicolai gerade darauf ankam, Werthers Ansichten zu banalisieren und das unvermeidliche Scheitern seiner Ideale im täglichen Leben vorzuführen. Nicolai insistierte auf strikter Trennung von poetischer Fiktionalität und bestehender Realität – auch später noch, in dem Roman ›Vertraute Briefe von Adelheid B** an ihre Freundin Julie S**‹ (1799), in dem es heißt: ›*Werther* ist nichts als ein Romanencharakter, und in der wirklichen Welt soll man nicht Romane spielen wollen. Der Charakter Werthers ist trefflich geeignet,

um Wirkung in der Lektur zu tun, trefflich geeignet, daß der Leser äußerst erschüttert werde durch die Situationen, worein dieser Charakter voll Kraft, Edelmut, toben-der Leidenschaft, Müßiggang und Starrsinn sich selbst ganz natürlich setzt. Aber wer im wirklichen Leben Werthers Denkungsart und Handlungsweise nachahmen will, ist ein Narr.«

Nicolai sah das Schicksal Werthers untragisch. Er reduzierte das individuell-psychologische Problem auf ein für prinzipiell lösbar gehaltenes soziales und moralisches. Denn er ordnete die persönlichen Ansprüche des Individuums rigoros dessen Pflichten gegenüber der Gesellschaft, gegenüber den Mitmenschen unter. Sinnerfüllung im Leben findet nach seiner Meinung, wer die gesellschaftliche Verpflichtung annimmt und ihr gemäß nach Maßgabe der gesunden Vernunft gemeinnützig handelt. Nicolais Albert demonstriert Werther (und dem Leser) soziale Pflichterfüllung und tätige Humanität. Der Erzähler gibt zustimmende moralisierende Kommentare zu Werthers Erkenntnisprozeß. Aus dieser Lebensauffassung erklärt sich auch die strikte Ablehnung des Selbstmords.

Da ähnliche Bedenken über ›Werther‹ auch von Lessing, Wieland und vielen anderen Zeitgenossen geäußert worden sind, beweisen Nicolais Einwände keineswegs das ihm von seinen Widersachern unterstellte unzulängliche Einfühlungs- und Verständnisvermögen für Poesie, für Kunst überhaupt. Vielmehr erweist sich gerade beim ›Werther‹ die nach wie vor verbreitete Ansicht vom amüsischen, fühllosen Nicolai als unhaltbar. Seine Parodie und sonstige Äußerungen zeigen, daß er Schönheiten und erörterungswürdige Momente des Goetheschen Romans recht genau erfaßte – ohne jemals den Autor mit dem Helden zu identifizieren wie die meisten zeitgenössischen Kritiker. Im übrigen beanspruchte Nicolai nie, ein dem ›Werther‹ gleichzusetzendes Kunstwerk geschaffen zu haben. Doch ist die Parodie, gemessen an ihrem Anliegen,

als geglückt und vielfach treffend zu bezeichnen: Sie brachte prägnant auf den Punkt, was von aufklärerischer Warte her – bei aller künstlerischen Wertschätzung – gegen den Roman einzuwenden war. Dementsprechend wirkte sie sehr stark und gewann eine bleibende exponierte Stellung über der Flut der Gegen- und Seitenstücke zum ›Werther‹.

Goethe stand 1775 seinem Roman noch viel zu nahe, teilte noch viel zu sehr einzelne Gesinnungen Werthers, um Nicolais Buch auf sich beruhen lassen zu können. Er verfaßte zu seiner Genugtuung einige nicht zum Druck gegebene Invektiven, darunter folgende Verse im Fäkalienstil:

Nicolai auf Werthers Grabe, 1775
›Freuden des jungen Werthers‹

Ein junger Mensch, ich weiß nicht wie,
Starb einst an der Hypochondrie
Und ward denn auch begraben.
Da kam ein schöner Geist herbei,
Der hatte seinen Stuhlgang frei,
Wie's denn so Leute haben.
Der setzt' notdürftig sich aufs Grab
Und legte da sein Häuflein ab,
Beschaute freundlich seinen Dreck,
Ging wohl eratmet wieder weg
Und sprach zu sich bedächtiglich:
»Der gute Mensch, wie hat er sich verdorben!
Hätt er geschissen so wie ich,
Er wäre nicht gestorben!«

Fortan war Goethe ein erklärter Gegner Nicolais, den die Stürmer und Dränger ziemlich einmütig als Hauptvertreter einer überlebten aufklärerischen Richtung verachteten und mehrfach öffentlich verspotteten. So ließ ihn beispielsweise Heinrich Leopold Wagner in der Satire ›Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten‹ (1775) als

Orang-Utan auftreten. Höhepunkt und Abschluß der Attacken gegen Nicolai bildeten die ›Verhöre‹, eine Aufsatzfolge, die Johann Heinrich Voß, wie Bürger Angehöriger des Göttinger Hainbundes, von 1779 bis 1781 in der Zeitschrift ›Deutsches Museum‹ publizierte.

Ebensowenig wie der Sturm und Drang die Aufklärungsbewegung insgesamt zur Selbstproblematisierung oder -relativierung veranlassen konnte, erschütterte er die Position Nicolais. Dieser nahm die wider ihn gerichteten Angriffe ruhig hin, war er doch – einem Brief von 1776 zufolge – fest überzeugt: ›Das wilde Wesen wird in vier oder fünf Jahren verraucht sein [...]. Ich habe schon mehr dergleichen Revolutionen erlebt. Man muß die Knaben nur gehen lassen und nicht sehr auf sie achten, denn ihre ganze Absicht ist, Lärm zu machen.‹ Nicolai hatte hier nach den Sturm und Drang als eine erneuerungswillige Literaturrechtung erkannt, deren Bedeutung er indes aus der Abwehr heraus zu verkleinern suchte. Und als durch die relativ begrenzte Dauer und Sofortwirkung der neuen Richtung seine Prognose erfüllt zu sein schien, mußte er sich bestätigt fühlen. Den Siegeszug der (norddeutsch-protestantischen beziehungsweise der preußisch-berlinischen) Aufklärung hielt er für gesichert. Nun lag ihm deren Verbreitung in anderen Landesteilen und deutschsprachigen Staaten am Herzen.

4 Die Folgen einer Reise

Aus eigener Anschauung wollte Nicolai sich von der Situation im – allgemein für noch wenig aufgeklärt geltenden – südwestdeutschen Raum und südlichen deutschsprachigen Bereich überzeugen. So unternahm er zusammen mit seinem ältesten Sohn eine siebenmonatige Reise. Sie begann am 1. Mai 1781 in Berlin und führte über Wittenberg, Leipzig, Jena nach Nürnberg und Regensburg, dann weiter nach Österreich (längerer Wienaufenthalt) mit einem Abstecher ins Ungarische (Preßburg), von dort

über München, Augsburg, Ulm, Stuttgart, Tübingen in die Schweiz und durchs Elsaß (Straßburg) und über Frankfurt/M., Hannover, Braunschweig, Magdeburg zurück.

Das Reisen hatte sich während des 18. Jahrhunderts gewandelt: Aus der einstigen Kavalierstour war die Bildungsreise geworden. Nicolai betrachtete sie, gleich vielen seiner Zeitgenossen, als Mittel zur Aufklärung. Und das heißt als Möglichkeit, Welt- sowie Menschenkenntnis zu gewinnen, Vorurteile zu beseitigen, die Verständigung zwischen verschiedenen Kulturkreisen zu befördern usw. Daher widmete er sich dem persönlichen Gedankenaustausch mit gleich großer Intensität wie dem Faktensammeln und der Besichtigung von Kulturdenkmälern und Gewerbeeinrichtungen. Er besuchte Mitarbeiter der ADB und Korrespondenzpartner, erneuerte alte Beziehungen und schloß neue Bekanntschaften, wobei er seine Ansichten zu verbreiten suchte und mannigfache Informationen erhielt.

Art und Zweck der Reise prägten deren unmittelbares Resultat, die zwölfbändige ›Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781‹, erschienen von 1783 bis 1796. Diese Reisebeschreibung sollte kein künstlerisches Produkt werden, sondern – unter Nicolais Blickwinkel – sachlich informieren und kritisieren. Vermittlung von Wahrheit ist Nicolais erklärte Hauptabsicht. Er wendet Grundsätze und Methoden der ›Staatenkunde‹ an, die als vornehmster Zweig der zeitgenössischen Geschichtswissenschaft galt, beschäftigte sie sich doch mit all den Belangen, von denen man Wohlstand und Stärke eines Staates abhängig sah. Ökonomie, Demographie und Topographie sind wesentliche Aspekte des Reiseberichtes, der laut Untertitel ›Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten‹ bietet. Damit ist nur ungefähr die Vielfalt des Monumentalwerkes angedeutet. Denn das überreiche Quellen- und Belegmaterial wird nicht bloß einfach mitgeteilt, sondern statistisch aus-

gewertet und kritisch kommentiert. Außerdem nutzte Nicolai vom ersten Band an die operativen Möglichkeiten einer Reisebeschreibung, indem er aktuelle polemische Auseinandersetzungen mit einbezog. Dergestalt trug er dazu bei, eine neuartige Form der Gattung Reisebeschreibung zu schaffen, obgleich sein Werk unvollendet blieb – weniger wohl aus Zeitmangel oder Überlastung des Autors denn aus Gründen der politischen Entwicklung in den endneunziger Jahren. Nicolai brach vor dem Schweizaufenthalt ab, worüber er dem namhaften schweizerischen Historiker Johannes von Müller 1796 schrieb: »Bei den jetzigen unglücklichen Zeiten möchte ich gern vermeiden, von Politik und Regierungsformen auch nur ein Wort zu sagen; [...] jetzt ist es wirklich schwer, manches zu sagen, was man sonst ohne alle Bedenken als bloßen Gegenstand der gelehrten Untersuchung und Erfahrung sagen durfte und konnte.« Dies zielt gleichermaßen auf die Verhältnisse in Preußen unter Friedrich Wilhelm II. wie auf die politischen Gegensätze in der Schweiz.

In der Tat hatte Nicolai, als gemäßigt reformerisch gesinnter Aufklärer und als unorthodoxer Protestant, in allen zwölf Bänden gesellschaftliche Mißstände kritisch bloßgelegt, klerikale Verhältnisse vorwiegend. Religiösen und theologischen Problemen war von jeher sein besonderes Augenmerk gewidmet, weil er aufklärerischen Fortschritt ohne kirchliche Aufklärung für unmöglich hielt. Die protestantische Orthodoxie und später auch der Katholizismus wurden in der ADB permanenter Kritik unterzogen. Schon 1771 bekannte Nicolai brieflich Lessing gegenüber, einzig der »theologischen Artikel« wegen das aufreibende Unternehmen der ADB fortzuführen. »Sie haben eine so merkwürdige Revolution in deutschen Köpfen verursacht, daß man sie nicht muß sinken lassen. Sie haben vielen Leuten Zweifel erregt und dadurch die Untersuchung rege gemacht.«

Was Nicolai dann im katholischen Süden wahrnahm, übertraf offenbar seine schlimmsten Erwartungen. Er erlebte das dortige Gesellschaftsgefüge als eine Welt, deren Bewohner durch den Katholizismus fehlgeleitet, das heißt dem nationalen aufklärerischen Gemeinssinn zuwider und völlig vernunftwidrig (»schwärmerisch«), dachten und handelten. Nun gab es tatsächlich eine Phasenverschiebung der Aufklärung (samt den mit ihr verknüpften soziokulturellen Wandlungen) zwischen Nord- und Süddeutschland sowie Österreich; der sogenannte Josephinismus, die aufklärerische Reformbewegung in den Erbländern der habsburgischen Monarchie, stand 1781 noch ganz am Anfang. Und tatsächlich breitete sich – allerdings nicht zuletzt als Reaktion auf einseitig rationalistische Tendenzen in der Aufklärungsbewegung – zu Beginn der achtziger Jahre vom Süden her eine neue Welle religiösen Schwärmertums aus, wogegen zum Beispiel Wieland publizistisch auftrat und auch Knigge (1783) schrieb: »Nun hat jetzt die Betrügerei der Pfaffen fast alle Menschen gegen die christliche Religion aufgebracht, aber zu eben der Zeit reißt wieder [...] die ärgste Schwärmerei ein.« Allein von Wieland und zahlreichen weiteren Aufklärern unterschied Nicolai sich nachhaltig durch seine Gesamtbewertung des Katholizismus und durch die Schlußfolgerungen, die er aus den Reiseerlebnissen zog.

Nicolai bemühte sich nicht, das Wesen der katholischen Religion zu ergründen und zu tolerieren. Er urteilte gleichsam von außen, wandte sich nach Maßgabe seiner Sinnesart gegen Einrichtungen und Gebräuche. Die Hierarchie im Katholizismus lehnte er von vornherein ab, weil sie seinem sozialen Denken und auch dem Ideal des aufgeklärten Absolutismus entgegenstand. Zudem berichtete er in den Reisebüchern fast ausschließlich über Negatives im Katholizismus, wobei er vor mancherlei Unterstellungen nicht zurückschreckte. So machte er die Jesuiten, die als Kongregation bereits 1773 aufgelöst worden waren, zu

den Hauptverantwortlichen für alles von ihm Kritisierte und behauptete, sie strebten nach wie vor die Weltherrschaft an. Eine solche Ansicht vertrat er freilich weder allein, noch hatte er sie aufgebracht. Adam Weishaupt gründete beispielsweise 1776 den Illuminatenorden, um den – teils wirklichen, teils vermeintlichen – Einflüssen der Jesuiten zu begegnen.

Ähnlich wie Weishaupt und seine Anhänger glaubte Nicolai allenthalben Anzeichen für eine antiaufklärerische Verschwörung der Jesuiten zu bemerken. Hierauf reagierte er, indem er mit Unterstützung Gleichgesinnter eine mehrjährige publizistische Kampagne unternahm. An deren Spitze stand er derartig eifernd, daß selbst protestantische aufklärerische Zeitgenossen seine ›Jesuitenriecherei‹ mißbilligten. Da jedoch seine Überzeugung, für die einzig wahre Aufklärung zu kämpfen, durch das Reiseerlebnis zur unerschütterlichen Selbstgewißheit geworden war, ließ er sich von seinem Weg durch nichts mehr abbringen. Überdies wurde ihm durch das Vordringen klerikal-antiaufklärerischer Kräfte während der achtziger Jahre in manchem durchaus recht gegeben. 1784, mit dem Verbot der Illuminaten in Bayern, begann eine Verfolgungs- und Unterdrückungswelle, die sich nach dem Tode Friedrichs II. (1786) auch in Preußen auswirkte. Unter solchen Voraussetzungen mußten Nicolai und die Berliner Aufklärer sich als Verteidiger des Protestantismus fühlen und diesen als Garant für weitere Aufklärung ansehen. Soweit sie es bei verschärften Zensurmaßnahmen und folglich eingeschränkten Publikationsmöglichkeiten vermochten, traten sie der drohenden Vernichtung aller seit der Reformation gewonnenen religiösen Freiheiten und aller seit Friedrich II. gegebenen Möglichkeiten aufklärerischen Wirkens öffentlich entgegen.

Auch sonst hatte Nicolais durch die Reiseeindrücke bestärkter Kampf gegen ›Aberglauben‹ und ›Schwärmerei‹

neben den vorgeführten problematischen Aspekten etwas der Aufklärung unzweifelhaft Förderliches. So nahm er regen Anteil an Versuchen, die Wahrheit über ›Wundertäter‹ und religiöse Schwindler zu verbreiten. Exemplarisch hierfür ist Elisa von der Reckes ›Nachricht von des berühmten Cagliostro Aufenthalte in Mitau, im Jahre 1779, und von dessen dortigen magischen Operationen‹ (1787), die Nicolai nicht nur verlegte, sondern mit angeregt hatte und einleitete.

Ein folgenreicher Ertrag der Reise war, daß sie Nicolai bewog, seine Geschichtsstudien zu erweitern und theoretisch besser zu fundieren. Er begriff die Erforschung der Geschichte umfassender als zuvor als eine wesentliche Voraussetzung dafür, aktuelle Probleme zu bewältigen. Gegenwartsbewußtsein leitete ihn – wie überhaupt fast alle aufklärerische Geschichtsbetrachtung. ›Die Geschichte trägt der Aufklärung die Fackel vor‹, lautete seine Überzeugung, die ähnlich auch bei anderen Aufklärern begegnet.

Begonnen hatte der Historiker Nicolai mit stadt- und regionalgeschichtlichen Studien. 1769 veröffentlichte er eine ›Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam und aller daselbst befindlichen Merkwürdigkeiten‹. Die Arbeit an diesem Werk setzte er über Jahre hinweg fort und wertete systematisch Archivalien aus, so daß er 1779 und 1786 stark erweiterte Neuauflagen vorlegen konnte, die bis heute ergiebige Quellenwerke geblieben sind. Das gilt auch für seine Publikationen über Friedrich II., einschließlich der ›Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen und von einigen Personen, die um ihn waren‹ (6 Hefte, 1788–1792). Die Anekdotensammlung, die auf kritisch ausgewerteten Originalquellen und verlässlichen mündlichen Mitteilungen beruht, bietet weder vordergründig Sensationelles oder Kurioses noch überschwengliche Lobpreisungen der Kriegstaten des Königs. Vielmehr hebt Nicolai, partiell allerdings apologe-

tisch werdend, immer wieder dessen Maßnahmen und Verdienste im wirtschaftlichen, sozialpolitischen und kulturellen Bereich hervor. Zu einem Zeitpunkt, als in Preußen unter Friedrich Wilhelm II. die sogenannte Gegenauflklärung vorrückte, stellte Nicolai Friedrich II. gleichsam zum Muster für den Nachfolger hin.

Indes würdigte Nicolai nicht allein Friedrich II., sondern auch eine Reihe namhafter preußischer, speziell Berliner Aufklärer. Außer den im vorliegenden Band abgedruckten Nekrologen verfaßte er Gedächtnisschriften auf Johann Jakob Engel (1806), Wilhelm Abraham Teller (1807) und Johann August Eberhard (1810) sowie eine größere Biographie des Osnabrücker Historikers Justus Möser (1797). Es sind durchweg Dokumente der Freundschaft, bei allem Bemühen um Objektivität aus ganz persönlicher Sicht geschrieben und mit zunehmender Tendenz zur Selbstdarstellung der Berliner (Spät-)Aufklärung. Wissenschaftlichen Anspruch erhob Nicolai mit ihnen nicht – im Gegensatz zu seinen vereinzelt schon der Reisebeschreibung beigelegten sprachgeschichtlichen Untersuchungen und etymologischen Aufsätzen für Zeitschriften, im Gegensatz ferner zu seinen kulturgeschichtlichen Studien, die in einer längeren Abhandlung ›Über den Gebrauch der falschen Haare und Perücken in alten und neuern Zeiten‹ (1801) kulminierten.

Wie Nicolai nach seiner Reise den Schritt von der regional- zur nationalgeschichtlichen Forschung vollzog, belegen neben den sprach- und kulturgeschichtlichen Arbeiten besonders eindrucksvoll seine Werke zur Kirchengeschichte und zur Entstehung der Freimaurerei, der zweibändige ›Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrenorden gemacht worden, und über dessen Geheimnis; nebst einem Anhang über das Entstehen der Freimaurergesellschaft‹ (1782) und das Buch ›Einige Bemerkungen über den Ursprung und die Geschichte der Rosenkreuzer und Freimaurer, veranlaßt durch die so-

nannte historisch-kritische Untersuchung des Herrn Hofrats Buhle über diesen Gegenstand« (1806).

Mit Nicolai begann überhaupt erst die betont wissenschaftliche Erforschung jener Themen. Um so bedeutsamer ist es, daß seine Kernthesen noch heute Gültigkeit besitzen: der Zusammenhang zwischen älterer Rosenkreuzer-Gesellschaft (statt Templerorden, wie beispielsweise auch Lessing in ›Ernst und Falk‹ annimmt) und Freimaurerei, die Unterscheidung verschiedener Gruppen von Rosenkreuzern und anderes. Exemplarisch verbindet Nicolai überdies historische Untersuchung und Gegenwartsbezug, die Kritik an bestimmten Entwicklungen der zeitgenössischen Freimaurerei, die die Funktion der Logen beeinträchtigten, esoterische Kommunikationszentren für Gleichgesinnte unterschiedlichen Standes, Glaubens und Metiers zu sein. Die Freimaurerei war in eine Krise geraten, die ihren Höhepunkt um 1790/95 erreichte und nicht zuletzt offenbar auf folgende, hier nur andeutbare Ursache zurückging. Zwischen aktuellem aufklärerischem Anliegen der (meisten) Logen und ihrem tradierten Geheimbundsystem ergaben sich zunehmend Gegensätze. Aufklärerisches Wirkungsbestreben drängte notwendigerweise an die Öffentlichkeit, wohingegen die überkommenen Rituale und Zeremonien streng gehütet wurden und sich zudem tendenziell verselbständigten, oftmals zum Selbstzweck erstarrten. Der Antinomie von öffentlichkeitsgebundener Aufklärung und geheimer Organisation wurde namentlich im Illuminatenorden zu begegnen versucht, indem man das Geheimnis im Unterschied zur Freimaurerei zu funktionalisieren bestrebt war: als Mittel aufklärerischer Persönlichkeitsbildung der Ordensmitglieder und als Schutz der intendierten gesellschaftspolitischen Ziele (Einflußnahme in Verwaltung und Staatsapparat). Dabei traten allerdings so weitreichende Differenzen auf, daß die Einheit des Ordens gefährdet war, schon bevor er von der Obrigkeit entdeckt und zerschlagen wurde.

All diese Entwicklungen liefen Nicolais Grundsätzen zuwider, weshalb er nur vorübergehend den Freimaurern angehörte und den Illuminaten nahestand. Er hatte gegen geheime Vereinigungen dieselben Einwände, wie Knigge sie in seiner berühmten Schrift ›Über den Umgang mit Menschen‹ (1788) prägnant formulierte: ›Sie [Geheimgesellschaften] sind alle, freilich nicht in gleichem Grade, aber doch alle ohne Unterschied, zugleich unnütz und gefährlich. Unnütz sind sie zuerst, weil man in unserm Zeitalter keine Art von wichtigem Unterrichte in Geheimnisse einzuhüllen braucht. [...] Schädlich, weil alles, was im verborgenen geschieht, mit Recht in Verdacht gezogen werden kann‹. Und Knigge fügte, ganz im Sinne Nicolais, hinzu: ›Wer Lust hat, etwas Großes und Nützliches zu tun, der findet dazu im bürgerlichen und häuslichen Leben sehr viel Gelegenheit, die fast kein einziger ganz so anwendet, wie er könnte.‹

Anspielend auf die ›Anekdoten von König Friedrich II.‹ unterstellte Fichte in dem Pamphlet ›Friedrich Nicolais Leben und sonderbare Meinungen‹ (1801) seinem hartnäckigsten Widersacher bloße Kuriositäten- und Effekthascherei und diskreditierte ihn als einen ›Anekdotengeist‹ ohne die ›dunkelsten Begriffe von Geschichte‹. Dies geschah in polemisch-satirischer Reaktion auf Angriffe Nicolais, aber auch auf Grund der um 1800 sich ausbreitenden Annahme, die sogenannte Populäraufklärung sei vor allem von unhistorischem Denken geprägt – eine Annahme, die verschiedentlich bis heute nachwirkt. Sie trifft aber in solcher Absolutheit nicht zu und schon gar nicht für Nicolai. Denn er entwickelte ein eigenständiges, in manchem bahnbrechendes Konzept historischen Forschens; er stellte – obschon nirgends systematisiert – grundsätzliche methodische Überlegungen an. Einige Verfahrensweisen der modernen Geschichtsforschung hat Nicolai bereits praktiziert: Er gründete seine Arbeiten auf historische Quellen, die er kritisch auswertete und im

historischen Kontext interpretierte, wobei er Erweisliches und Vermutetes, das heißt Beweisführung und Hypothesenbildung, voneinander trennte. Und er hob die Untersuchung ab von der durch seine aufklärerischen Interessen bestimmten Bewertung des jeweiligen Gegenstandes. Er war um objektive Darstellung bemüht, konnte das Prinzip der Objektivität indes nur partiell anwenden, weil er einem sich selbst gegenüber unkritischen Empirismus verhaftet blieb. Ausgehend von aktuellen Erkenntnisinteressen und Absichten, faßte Nicolai die chronologische Stufenfolge ins Auge; er verband gedanklich die Gegenwart mit der Vergangenheit und der Zukunft. Sein geschichtliches Denken führte, wie man unlängst von fachhistorischer Warte hier resümiert hat, zur modernen Geschichtsforschung, während Herder die Geschichtsphilosophie begründete, die vom klassischen deutschen Idealismus aufgenommen und fortgeführt wurde.

5 Letzte Kontroversen

Die nach 1790 rapide zunehmende Anwendung philosophischer Grundsätze und Terminologien Kants auf die verschiedensten Wissenschaften erschien Nicolai als exemplarischer Ausdruck nutzloser Spekulation und lebensfremder Weltsicht. Weil er verhängnisvolle Auswirkungen dieses Philosophierens auf das gemeinnützige Handeln vor allem der Jugend befürchtete, unternahm er einen kritisch-satirischen Feldzug gegen die Kantianer und die Anhänger Fichtes sowie Schellings, wobei er unzweifelhaft für ein größeres Publikum vornehmlich aus dem mittleren Bürgertum sprach – nur eben nicht für die literarische Öffentlichkeit schlechthin, als deren Sachwalter oder Anwalt er sich mit ziemlicher Anmaßung und Borniertheit ausgab.

Nicolai leitete seinen Feldzug 1794 mit dem Roman ›Geschichte eines dicken Mannes‹ ein. Es ist die tragikomische Geschichte Anselm Redlichs, der sich während des

Medizinstudiums für die ›spekulative Philosophie‹ begeistert und hinfort nach deren ›Ideen‹ zu wirken versucht, dabei aber scheitert. Auf Grund seiner Erfahrungen gewinnt er schließlich die Einsicht, nur durch lebenspraktische Maßregeln zum Wohle der Gemeinschaft beitragen zu können. Nicolai will jene spekulativen Ideen ad absurdum führen, ohne daß er vorerst Kant selbst angreift. Sachlich angemessen erfaßt hat er die Transzendentalphilosophie von Kant bis Fichte (und Schelling) weder zu diesem noch zu irgendeinem späteren Zeitpunkt.

Zur direkten Polemik gegen die an Kants und Fichtes Philosophie anknüpfenden Schriftsteller ging Nicolai im 11. Band seiner Reisebeschreibung über, der 1796 erschien. Am Ende der Ausführungen zu seinem Tübinger Aufenthalt ergriff er die Gelegenheit, namens ›des großen gemischten Publikums‹ einer ›Sammlung von philosophischen Querköpfen‹, denen er auch Fichte und Schelling zurechnete, eine kräftige Abfuhr zu erteilen. Gleichzeitig äußerte er sich scharf ablehnend über die in Tübingen verlegte, von Schiller herausgegebene Monatsschrift ›Die Horen‹. Sie dünkte ihn symptomatisch für die verfehlte, einen unverständlichen Stil mit sich bringende Anwendung Kantischer Philosopheme und Begriffe in der Ästhetik, Poetologie und Poesie. Schillers Programm der ästhetischen Erziehung, das Nicolai ganz pragmatisch-pädagogisch nahm, wurde verworfen, weil es die Jugend zur Abkehr vom Wirklichen anhalte statt zur vernunftgemäßen Wirklichkeitsbewältigung.

Mit seinen Attacken wollte Nicolai der vermeinten Gefahr eines neuerlichen ›Genie‹-Unwesens und der Herausbildung einer lebensfremden Literatur begegnen. Er spürte genau die Kluft zwischen hochintellektuellen Schriftstellern und breiteren Leserschichten, vermochte aber weder dazu eine substantielle Erklärung zu geben noch überhaupt eine angemessene Alternative zur neuesten literarischen Entwicklung zu weisen. Er selbst frei-

lich glaubte wohl, den Literaturprozeß stimulieren zu können, wie einst in seiner Frühzeit zusammen mit Lessing und Mendelssohn, bekennt er doch in der Vorrede: ›Es ist mir immer noch, als ob ich ‚Literaturbriefe‘ schriebe.‹ Nicolai war – im Gegensatz zu Schiller, Goethe und den Frühromantikern samt Fichte – offensichtlich überzeugt, daß die Auseinanderentwicklung der deutschen Literatur in eine ›hohe‹ und eine ›niedere‹ (unterhaltende, triviale) aufgehalten oder gar rückgängig gemacht werden könne. Und zwar dann, wenn Schriftsteller wie er den andersdenkenden Autoren ihre ›Verirrung‹ nur recht einleuchtend machten und sie zur Umkehr bewegten. Sein Ziel war ein homogenes aufklärerisches Literaturensemble nach dem Beispiel der (retrospektiv verklärten) Aufklärungsbewegung der Jahre zwischen der Beendigung des Gottsched-Schweizer-Streits und dem Hervortreten der Stürmer und Dränger.

Keiner der Angegriffenen verfaßte eine gesonderte Stellungnahme zu Nicolais Vorwürfen. Schiller reagierte in den gemeinsam mit Goethe geschriebenen ›Xenien‹, in denen Nicolai zu den am meisten geschmähten Autoren gehört. Schiller und Goethe wollten mit den ›Xenien‹ der Ausbreitung trivial-philiströser Literatur entgegenwirken und zugleich in einer Art Generalabrechnung mit allen Widersachern ihr neues Kunstprogramm bekräftigen. Gleichwohl war dies nicht ein reinigendes Strafgericht der deutschen Literatur, als das die ›Xenien‹ lange Zeit galten. Denn rein persönliche Verunglimpfungen treten allzuoft an die Stelle treffsicherer Ironie, wie sie der intendierten polemischen Satire nach Art des römischen Epigrammatikers Martial kongenial gewesen wäre. Namentlich in den zahlreichen gegen Nicolai gerichteten Distichen gelangt kaum mehr als bloße Verachtung zum Ausdruck. Es ist darauf abgezielt, ihm jegliches Verdienst um die deutsche Literatur und jegliche Bedeutung als Schriftsteller abzusprechen.

Aus derartigen Pasquillen zog Nicolai für seine Replik ›Anhang zu Friedrich Schillers Musen-Almanach für das Jahr 1797‹ einen moralischen Vorteil, der ihm ermöglichte, unerschüttert in der Gewißheit, ›auf rechtem Wege‹ zu sein, die Polemik gegen Schiller weiterzuführen und sie auch auf Goethe auszudehnen. Er demonstriert, recht weitschweifig und redundant, wie die beiden Dichter ins Unsachliche abgleiten, wie ihre Distichen an inhaltlicher und poetischer Substanz und folglich an Wirkungskraft verlieren. Beide sind nach seiner Ansicht völlig von Eigendünkel beherrscht und lassen wohlgefällig einen Kult um sich treiben. Die Folge davon sei ein deutlicher Niveauverlust ihrer jüngsten Werke. Nicolai unterstellte Goethe und Schiller, sie nun seinerseits persönlich diffamierend, ein usurpatorisches Streben, das dem aufklärerischen Ideal der demokratischen ›Gelehrtenrepublik‹ zuwiderlaufe. Unerschütterlich war er überzeugt, die besseren Argumente zu haben, diejenigen nämlich, die einfach jedem gesunden Menschenverstand einleuchten müßten.

Die beiden Attackierten indes ließen sich in keine nähere Auseinandersetzung ein, weil sie Nicolai für unbelehrbar und ›des Kampfes nicht wert‹ hielten, wie Schiller nach Erscheinen des Fichteschen Pamphlets bekräftigte. Goethe kam nur einmal noch, in der etwa um 1801 entstandenen ›Faust‹-Szene ›Walpurgisnacht‹, satirisch auf Nicolai zurück. Den aktuellen Anlaß lieferte ein Vortrag für die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, deren Mitglied Nicolai 1799 geworden war: ›Beispiel einer Erscheinung mehrerer Phantasmen; nebst einigen erläuternden Anmerkungen‹ (1799). In diesem, von allen seinen Werken sicher am meisten – unwillentlich – zur Persiflage provozierenden Aufsatz beschreibt er, wie ihm 1791 nach einer Krankheit und infolge nervlicher Überlastung wochenlang Gestalten erschienen, von denen er dadurch befreit wurde, daß sein Arzt ihm ›Blutigel an den After‹ setzte. Er wendet diese ›Erfahrung‹ dazu an, Spuk

wie auch die zeitgenössischen philosophischen ›Spekulationen‹ als Produkte verwirrter Einbildungskraft zu erweitern. Nicolai tritt bei Goethe auf als ›Proktophantasmist‹ (Steißgeisterseher) und bornierter Aufklärungsphilister, der sich um alles bekümmert und banal über alles rasoniert. Dergestalt unternimmt Goethe eine Art knappe Schlußabrechnung. Er gibt eine bündige Charakterisierung des Nicolaischen Wesens und Aufklärertums besonders der späten Jahre und wertet dabei seine Bedeutung für die Aufklärungsbewegung insgesamt ab, wie schon in den ›Xenien‹.

Vor Goethe hatten bereits die Frühromantiker August Wilhelm Schlegel und Tieck die Blutegelgeschichte benutzt, um Nicolai lächerlich zu machen. Die Frühromantiker setzten nach Erscheinen der ›Xenien‹, ziemlich direkt im Anschluß an Goethe und Schiller, den Kampf gegen Nicolai und gegen die von ihm unermüdlich propagierte Literaturauffassung fort. Die Kontroverse zwischen ihm und dem Schlegel-Tieck-Kreis hatte wie die mit Schiller und Goethe den 11. Band der Reisebeschreibung zum Ausgangspunkt. Dort nannte Nicolai als Beispiel für ›verfehlten Gebrauch‹ der ›abstrakten Kantischen Terminologien‹ auch Friedrich Schlegels Abhandlung ›Vom ästhetischen Werte der griechischen Komödie‹ (1794). Und sich väterlich-wohlwollend gebend, riet er dem jungen Autor, ›der die Griechen so gut kennt, beständig simpel‹ zu schreiben, ›wie die Griechen‹.

Es war Nicolais offenkundige Absicht, vielversprechende junge Leute von der idealistischen Philosophie abzubringen, eines Besseren zu belehren und auf seine Position zu ziehen. So protegierte er Mitte der neunziger Jahre Tieck, so umwarb er bis 1798 die Brüder Schlegel, die er zunächst sehr zurückhaltend kritisierte und wiederholt zu seiner Salonrunde einlud. Rascher als Tieck distanzierte sich jedoch Friedrich Schlegel offen von Nicolais Auffassungen, die er bereits im Spätsommer 1797, als er

nach Berlin übergesiedelt war, »längst unter die Grundsätze und Kennzeichen der Plattschule aufgenommen« hatte, wie er seinem Bruder schrieb. Das unter den Frühromantikern nicht minder als unter den sonstigen Antagonisten Nicolais verbreitete Vor-Urteil, dieser sei geistlos und ungebildet, relativierte nur – vorübergehend – Schelling für sich, der nach seinem ersten eigenen Einblick in die Berliner Aufklärerkreise Friedrich Immanuel Niethammer am 4. Juni 1797 schrieb: »Ich versichre Sie, daß ich in Berlin, nachdem ich die Armut an Talent verbunden mit der Suffisance der dortigen Gelehrten näher kennengelernt habe, *Nicolai* zu achten anfang, der doch unter allen allein wahrhaft gearbeitet – wenn auch nicht gedacht hat – unter diesen Menschen ist er ein Heros.«

Fast zeitgleich mit den »Xenien«-Dichtern bestritt Friedrich Schlegel in seinem Aufsatz »Über Lessing« (1797) »der seichten Aufklärung, die so wenig Licht als Kraft hat«, jeglichen Anspruch auf Lessing. Dies war insbesondere eine demonstrative Distanzierung von der Berliner spätaufklärerischen »Faktion«, als deren Inkarnation Nicolai galt. Tieck vollzog denselben Schritt mit seinem Drama »Prinz Zerbino« (entstanden seit 1796, erschienen 1799). Darin setzte er stückweise das – polemisch vereinseitigte und satirisch überzeichnete – Bild einer ihren eigenen, ursprünglichen Ansprüchen entgegenwirkenden Aufklärung zusammen. Außerdem parodierte er in der Figur des Nestor und dem Zauberer Polykomikus Nicolaische Ansichten.

Vor Erscheinen des Stücks waren die Gegensätze zwischen Nicolai und Tieck intern ausgetragen worden. Und während jener dann das Stück ignorierte, nahm er gleich Anfang 1798 Stellung zu dem Aufsatz »Über Lessing«, der ihn veranlaßte, das frühere öffentliche Wohlwollen Schlegel gegenüber aufzugeben. Bei einem neuerlichen Vorstoß gegen die ideahistische Philosophie, in der »Vorrede des Verlegers« zu den anonymen »Neun Gesprächen zwischen

Christian Wolff und einem Kantianer« (von Johann Christoph Schwab), unterzog er die jüngsten Publikationen der Brüder Schlegel einer scharf ablehnenden Kritik. Den Lessing-Aufsatz bewertete er als schlagenden Beweis, daß Friedrich Schlegel durch sein Festhalten an jener Philosophie ›ausgedörnt‹ wurde. Nicolai reagierte augenfällig als persönlich Betroffener; er war nicht gesonnen, sich seinen – wiederholt bekundeten, wenngleich anmaßenden – Anspruch auf die rechte Lessing-Nachfolgerschaft streitig machen zu lassen.

Die Polemik gegen die Brüder Schlegel setzte Nicolai noch 1798 umgehend fort in dem Roman ›Leben und Meinungen Sempronius Gundiberts, eines deutschen Philosophen‹. Es handelt sich um eine Satire zuvörderst auf die Kant-Epigonen, wobei auch auf Fichte angespielt wird: Der ehemalige Leineweber Gundibert erfindet die Wissenschaftslehre, mit der er das Leben bewältigen zu können glaubt, und muß – ähnlich wie schon der ›dicke Mann‹ Anselm Redlich – durch die harte Schule der Realitätserfahrung, die ihn zur gesunden Vernunft zurückfinden läßt. Er kehrt zum Handwerk zurück, und Fichte wird dasselbe zu tun empfohlen. In den satirischen Hauptangriff auf das Nicolai elitär und arrogant erscheinende Gebaren der Kantianer bezog er die Verspottung der Brüder Schlegel wegen ihres Bemühens um eine ›objektive‹ Ästhetik und Kritik ein. An sie alle richtete er am Ende die Bemerkung, ›daß es mit der formalen Philosophie ebenso beschaffen ist wie mit der Poesie: Man muß dazu geboren sein, und ein mittelmäßiger formaler Philosoph ist gar kein Philosoph; so wie ein mittelmäßiger Poet gar kein Poet ist‹. Derart unverhohlen hatte Nicolai speziell den Frühromantikern bislang noch nicht Mittelmaß bescheinigt. Was er damit beabsichtigte, nämlich den öffentlichen Austrag der Divergenzen zu provozieren, mißlang. Die Brüder Schlegel hüllten sich nach wie vor in verachtungsvolles Schweigen.

Nicolais Aversion gegen sie und die in Berlin entstehende Gruppe Gleichgesinnter wuchs in dem Maße, wie er eine Wiederkehr der ›Genie‹-Bewegung aus den Sturm- und Drang-Zeiten erleben zu müssen vermeinte und wie dieser Frühromantikerkreis Goethe zur zentralen Bezugsfigur wählte. Als die Frühromantiker in ihrer Zeitschrift ›Athenaeum‹ Goethe gar zum höchsten Repräsentanten der Poesie eines neuen Zeitalters und Fichte zu dessen philosophischem Geist erklärten, verfaßte Nicolai einen weiteren satirisch-kritischen Roman: ›Vertraute Briefe von Adelheid B** an ihre Freundin Julie S**‹. Dieses Werk läßt erkennen, wie sein Autor auf die Frühromantiker einzuwirken hoffte, wie er sich ihre Anpassung an die Normalität und ihre Integration in das bestehende Gesellschaftssystem dachte. Es erweist sich ferner, daß Nicolai das kurzweg exzentrisch genannte Auftreten dieser jungen Leute genau als das erfaßte, was es tatsächlich war: Protest gegen Konvention und Normalität. Seine Gegenkritik setzt an bei den äußeren Zeichen der Protesthaltung: bei der Haar- und Kleidertracht, und gipfelt ein weiteres Mal in dem Vorwurf mangelnden Realitätsbezugs. Nachdrücklich wird auf die soziale Verpflichtung eines jeden gebildeten Individuums gegenüber seinen Mitmenschen und der Gesellschaft insgesamt hingewiesen. Gemeinnützige Tätigkeit und die bürgerliche Ehe erscheinen als sicherste Wege zur gesellschaftlichen Integration. Der freizügigen Ehe- und Liebesauffassung der Frühromantiker stellt Nicolai das vernunftbestimmte Verhalten seiner Heldin entgegen, die auch sonst durchweg seine Position vertritt, und zwar teils witzig-satirisch, teils unduldsam und ausgesprochen schulmeisterhaft.

Zur Satire geht Nicolai hauptsächlich über, wenn er die von ihm abgelehnten philosophischen und ästhetischen Ansichten darlegt. Er konfrontiert das Unvermögen Gustavs und seiner Freunde, sowohl in der Philosophie als

auch in Poesie und Kritik etwas Bedeutendes hervorzu-
bringen, mit ihren hohen Gedankenflügen und großen
Worten. Höhepunkt dieses satirischen Verfahrens, Theorie
und Wirklichkeit oder Anspruch und Fähigkeit einander
zu kontrastieren, ist das Auftreten des philosophischen
Schwätzers Pandolfo. Allerdings wird eher die Figur
denn das durch sie vorgetragene Ideengut aus den
»Athenaeums«-Fragmenten zum Gespött.

Darüber hinaus versucht Nicolai, den Goethe- und
Shakespeare-Bezug der Frühromantiker ad absurdum zu
führen, indem er ihn einerseits für ein Mißverständnis
und andererseits für hochmütige Selbstdarstellung erklärt
(und damit beidemale entschieden zu kurz greift). Seine
Goethe-Kritik exemplifiziert er an »Wilhelm Meister«. Die
primär moralisierende Beurteilung geht von Einzelheiten
aus, ohne sie auf den Gesamtzusammenhang des Romans
zu beziehen, der Nicolai ohnehin »seltsam angelegt« dünkt.
Seine Distanz allem Geheimbundwesen gegenüber bedingt
die Ablehnung der »possierlichen« Turmgesellschaft,
»mit der uns Goethe nur zum besten hat«. Wilhelms Erzie-
hung, sein Werdegang überhaupt, verläuft anders, als Ni-
colai sich die Hinwendung zur Wirklichkeit des Alltagsle-
bens vorstellt: so, wie es bei Gustav unter Adelheids
Einfluß geschieht.

Mit den »Vertrauten Briefen« und mit den moraldidakti-
schen Momenten auch all seiner anderen Vorhaltungen
und kritischen Auslassungen geriet Nicolai, so sehr er in
mancher Einzelheit mit Recht kritisierte, unvermerkt
ziemlich nahe an dieselbe Position, in der er einst Gott-
sched und die Schweizer sich selbst gegenüber gesehen
hatte. Ohne weiteres hätten die Frühromantiker Nicolai
seine eigenen ironischen Worte aus dem 156. Literatur-
brief entgegenhalten können: »Wir besitzen die Unver-
schämtheit, daß wir unsern eigenen Empfindungen mehr
trauen als den Grillen dieser alten Herren. Wir suchen die
Merkmale des Genies, wo wir sie finden, und gähnen bei

einer moralischen Predigt, die wir allenfalls selbst hätten besser machen können. Sind wir nicht Ketzer! Auch bei Nicolais Roman gähnten vielleicht manche junge, andersdenkende Leser; »unaussprechlich gelacht« über ihn hat jedenfalls Schleiermacher, der davon Henriette Herz am 12. April 1799 schreibt.

Das Lachen der Frühromantiker hallte wider als ein öffentliches Verlachen ihres Gegners im »Literarischen Reichsanzeiger« des »Athenaeums« (1799, 2. Stück), wo August Wilhelm Schlegel mittels Ironie, Satire und Persiflage eine Attacke auch gegen andere namhafte Aufklärer führte. Statt einer gesonderten, sachlichen Erwiderung empfing Nicolai unter all diesen Aufklärern jetzt den meisten und stärksten Spott. Sein »Streben«, mit der deutschen Literatur »fortzuschreiten«, ebenso seine früheren Verdienste um sie werden als Produkte seiner nur Phantasmen zeugenden Einbildungskraft hingestellt (im Zusammenhang mit der Blutegelgeschichte). Am Schluß steht eine »Buchhändler-Anzeige«, in der die letzten Reden »des zum literarischen Tode verurteilten *Nicolaus Saalbader*« angepriesen werden. Diesen Ton nahm Tieck auf, indem er in der Satire »Das jüngste Gericht« (1800) Nicolai »in die Nichtigkeit« eingehen ließ und ihn in dem Stück »Der neue Hercules am Scheidewege« (1800) unter der Maske eines »alten Mannes« als Inkarnation bornierten und überlebten Aufklärertums vorführte.

Zu einer Reihe polemischer und sonstiger Schriften der Frühromantiker veröffentlichte Nicolai Anfang 1801 eine umfangreiche, im vorliegenden Buch auszugsweise abgedruckte Sammelanzeige. Sie enthält nochmals alle seine Vorbehalte, wird aber zugleich geprägt von einer Akzentverschiebung aufs Persönliche, die nicht zuletzt die Antwort auf die – unerwähnt bleibenden – Schmähungen seiner Person war. Die Rezension von Tiecks »Poetischem Journal«, ostentativ ans Ende der Anzeige gestellt, nutzte Nicolai zu einer Abrechnung mit seinem ehemaligen Ver-

lagsautor. Tieck war gleichsam der Prügelknabe, dem Nicolai alle Schmähungen zurückzahlte, die er von den Frühromantikern hatte hören müssen.

Fortan hatte die Auseinandersetzung den Charakter eines Schlagabtausches. Zu dem trug Fichte wesentlich bei mit seinem Nicolai-Pamphlet, das August Wilhelm Schlegel bei Cotta edierte, weil es die Berliner Zensur als Injurie in Preußen nicht zum Druck freigab. Für Fichte ist Nicolai der Prototyp eines platten Verstandes, das heißt eines Menschen, dem das Verlangen und das Vermögen zur (philosophisch-wissenschaftlich gegründeten) Selbsterkenntnis fehlt. Zwingend wird Nicolais Auftreten zurückgeführt auf seine Grundüberzeugung, nur das von ihm Gedachte sei wahr und nützlich, weshalb auch »das Prinzip seiner Denkweise die Unabänderlichkeit unmittelbar in sich selbst enthält«. Hieraus werden sodann überzeugend die Prinzipien seines Vorgehens abgeleitet: Sein Erkenntnisprinzip sei, eine Meinung zu haben, sein Widerlegungsprinzip, diese Meinung vorzubringen; Gegner mache er lächerlich durch Wiederholung oder bloße oder spöttische Rückgabe des Vorwurfs; überzeuge er dadurch nicht, vermeine er, noch nicht deutlich genug geschrieben zu haben und folglich dasselbe nochmals, deutlicher und ausführlicher, vortragen zu müssen. Die mögliche Wirkung solch treffender Analyse beeinträchtigte Fichte erheblich, indem er sich von seinem Zorn über die in der Sammelanzeige ausgesprochene Beschuldigung amorali-schen Verhaltens derart hinreißen ließ, daß er seinem Antipoden nicht nur Verstand und Kenntnisse, sondern schlichtweg das Menschsein abspricht. Wie die Tiere ihrer Natur, so folge der seinen Nicolai, »der nun einmal zum literarischen Stinktiere und der Natter des achtzehnten Jahrhunderts bestimmt war, verbreitete Stank um sich und spritzte Gift, nicht aus Bosheit, sondern lediglich durch seine Bestimmung getrieben«. Wegen dieser Entgleisung fand Fichte nicht einmal bei seinen Freunden un-

geteilten Zuspruch. Zwei seiner Anhänger verteidigten ihn zwar, und Nicolai unternahm einen Widerlegungsversuch, aber die seit 1796 geführte Kontroverse war nun, 1802, auf beiden Seiten endgültig unsachlich und unergiebig geworden.

Nicolai, von Alter und Krankheit gezeichnet, beteiligte sich künftig kaum noch an den fortdauernden literarischen Richtungskämpfen. Er konzentrierte die ihm verbliebenen Kräfte auf die Erhaltung der ›Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek‹. Noch drei Jahre führte er – obschon seit dem Herbst 1803 auf dem rechten Auge erblindet – dieses Unternehmen, sein Lebenswerk, aufopferungsvoll weiter. Im übrigen verharnte er unverdrossen bei seinen Ansichten und stichelte zu jeder sich bietenden Gelegenheit gegen seine alten Feinde, allen voran Fichte, dessen Aufnahme in die Berliner Akademie er 1805 verhinderte.

Die von Nicolai am Ende des 18. Jahrhunderts eröffnete Kontroverse war sowohl Bestandteil als auch zu Weiterungen führende Folge des seit den achtziger Jahren für die deutsche Literatur entwicklungsbestimmenden Dissoziations- und Polarisierungsprozesses: der Herausbildung einer trivialen Massenliteratur und einer sogenannten ›hohen‹ Literatur. Nicolais Vorgehen gegen die Klassiker und Frühromantiker läßt sich als letzter großangelegter Versuch bezeichnen, dieser Entwicklung von einer tradierten aufklärerischen Position her mit einem regelrechten Feldzug entgegenzuwirken. Es zeigt unverkennbar die Dogmatisierung aufklärerischer Grundsätze im Zeichen des gesunden Menschenverstandes und die Verflachung eines bestimmten, für die Berliner Spätaufklärung charakteristischen Denkens. In der gegensätzlichen, polemisch-satirisch zugespitzten Reaktion auf einen noch unabgeschlossenen literarischen Prozeß kam es unvermeidlich zur wechselseitigen kurzschlüssigen Diskreditierung und bloßen Diffamierung.

Die Klassiker und Frühromantiker begegneten der Verbürgerlichung der Lebensverhältnisse und der Krise des feudalabsolutistischen Systems sowie der in ihm verwurzelten Aufklärungsrichtung mit verschiedenartig angelegten Literaturprogrammen. Diese zielten indes übereinstimmend vor allem darauf ab, den gewandelten und krisenhaften Zuständen geistig-ästhetisch entgegenzuwirken und die Autonomie der Kunst theoretisch zu begründen; über die ästhetische Erziehung des Individuums sollte die gesellschaftliche Weiterentwicklung stimuliert werden. Im Gegensatz zu ihnen verdrängte Nicolai die Krisenerfahrung teils, teils begegnete er ihr mit der Fiktion eines homogenen Literaturensembles und mit seinem unbeirrten Fortschrittsglauben. Sein Bemühen, eine Alternative zu der neuen Literaturbewegung um 1800 aufzuzeigen, war von vornherein zum Scheitern verurteilt, weil er letztlich nichts als seine nur geringfügig modifizierten früheren Auffassungen vorbrachte. Obschon er durchaus problematische Aspekte der Autonomiepoetologie (wie zum Beispiel die Beschränkung auf einige wenige kleine Leserkreise und die Abwendung von der Alltagsrealität) erfaßte, vermochte er ihr insgesamt doch nichts auch nur annähernd Gleichwertiges entgegenzustellen.

Es war Selbsttäuschung und Selbstüberhebung zugleich, wenn Nicolai vermeinte, den Fortschritt der deutschen Literatur gewährleisten oder gar bestimmen zu können, hielt er doch an seinem althergebrachten aufklärerischen Weltbild und an seiner darauf basierenden Literaturkonzeption fest. Diese aber leistete unter den gewandelten Verhältnissen der Ausbreitung des Trivialen Vorschub, und zwar um so mehr, je heftiger Nicolai alle nach seiner Ansicht elitäre Poesie und Ästhetik bekämpfte. Jegliches bloßes Marktgängertum aber lehnte er ebenso energisch ab. Es war demgemäß eine gehobene alltagsbezogene Trivalliteratur, die er als Verleger und Autor förderte. Auf seine Weise wirkte er recht verdienst-

voll belehrend und bildend auf ein vielschichtiges bürgerliches Publikum.

Die Heftigkeit, mit der Nicolai fast bis zu seinem Tode (1811) befehdet wurde, legt Rückschlüsse auf seine literarische Stellung und Bedeutung nahe. Als erster und für lange Zeit einziger Literaturgeschichtsschreiber von Rang hat Hermann Hettner sie gezogen. Er schreibt 1864, in seiner zum Standardwerk gewordenen ›Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert‹: ›Man sollte [...] endlich einmal aufhören, für Nicolai nur Worte der Verachtung und des Hohns zu haben. Eine Zeit, welche den großen Verdiensten des Aufklärungszeitalters wieder gerecht wird, wird auch nicht umhin können, den großen Verdiensten Nicolais wieder gerecht zu werden.‹

Diese Zeit ist längst herangekommen, wie das differenzierte und fundierte Aufklärungsbild beweist, das in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten erarbeitet wurde. Und wie Hettner es prophezeite, hat sich dabei die Einschätzung Nicolais gewandelt – allerdings erst in Ansätzen.

Nicolai, das läßt sich inzwischen immerhin schwerlich noch leugnen, wirkte in allen Hauptbereichen seines Schaffens anregend und verdienstvoll. Als Kritiker entwickelte er frühzeitig Prinzipien, die denen Lessings engstens korrespondierten, mit dem (und anderen) gemeinsam er die Literaturkritik geradezu revolutionierte (›Literaturbriefe‹). Als Herausgeber neuartiger kritisch-rezensorischer Organe, vor allem der ›Allgemeinen deutschen Bibliothek‹, schuf er Foren der bürgerlich-literarischen Öffentlichkeit, die das Fehlen einer Hauptstadt wie Paris oder London, eines geistigen nationalen Zentrums also, kompensieren sollten (vgl. den ›Beschuß‹ des 243. Literaturbriefes und die Vorrede zum letzten Band der ›Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek‹). Dies gelang ihm viele Jahre hindurch anerkanntermaßen erfolgreich. Erstmals deutlich erkennbar wurde im Spiegel der ADB der desolate Zustand der deutschen Geisteswelt, auf den Nicolai

auch mit dem Roman ›Sebaldus Nothanker‹, einer der brilliantesten und wirkungsreichsten zeitgenössischen Gesellschaftssatiren, reagierte. Quellenwerke von bleibendem Wert schuf der Publizist und Geschichtsforscher Nicolai, der ein recht modern anmutendes Konzept historischen Forschens ausbildete, das die Entwicklung der aufklärerischen Geschichtsforschung im ausgehenden 18. Jahrhundert mitbestimmte. Praktische aufklärerische Wirksamkeit entfaltete Nicolai am konzentriertesten als Verleger und Kritiker. Sein Leben stellte er in den Dienst der Aufklärung. Mit Fug und Recht kann man ihn einen der vielseitigsten Organisatoren und unermüdlichsten Popularisatoren der deutschen Aufklärungsbewegung, von ihrer glanzvollen mittleren bis zu ihrer krisenhaften späten Phase, nennen. Die Leistungen und Werke der Aufklärung insgesamt hat eine weitverzweigte interdisziplinäre Forschergemeinschaft schon recht umfassend und öffentlichkeitswirksam untersucht. Diejenigen Nicolais bleiben außerhalb der Spezialforschung noch zu entdecken. Von neuen Leserkreisen.

Weimar, im Dezember 1985

Wolfgang Albrecht

Erläuterungen

Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes

Goethes 1774 erschienener Erstlingsroman ›Die Leiden des jungen Werthers‹ hatte einen sensationellen Erfolg. Er erregte aber nicht nur Aufsehen, sondern auch ein ›Werther-Fieber‹, das in nicht wenigen Fällen bis zum Selbstmord schwärmerischer Leser und Leserinnen führte. Diese von Goethe keinesfalls beabsichtigte Wirkung (der er mit Leitsprüchen zur zweiten Auflage von 1775 entgegentrat) veranlaßte Nicolai, Anfang 1775 innerhalb von nur drei Tagen eine parodistische und satirische Gegenerzählung abzufassen. Sie richtet sich nirgends gegen Goethe selbst; vielmehr werden Werthers Lebenshaltung und die ihr zugrunde liegenden Ansichten der Stürmer und Dränger problematisiert. Nicolai nutzte die Parodie zu einer Kritik der Sturm-und-Drang-Bewegung überhaupt. Parodie und Satire sind seine Mittel zum Zweck der Kritik, aus der er eine – ›vernünftige‹ – Alternative zu Werthers Verhalten, im fernereren zur Weltsicht der ›Genies‹, entwickelte. Nicolais schmales Werk, das bis zur Parodie sprachlich-stilistischer Eigentümlichkeiten Goethes und seiner Freunde reicht, war eine der erfolgreichsten Anti-Wertheriaden und zugleich die einzige, auf die Goethe – mit unveröffentlicht gelassenen Invektiven – reagierte (vgl. Nachwort, S. 492 und: Goethes Werke. Berliner Ausgabe, Bd. 9, S. 259–263).

Erstdruck und Druckvorlage: Berlin, bei Friedrich Nicolai 1775.

9 *pflücke*: flügge.

prätorianische Garden: Leibsoldaten der römischen Kaiser.

Mäuslein: Arm-, Beinmuskeln.

Polierung: Verfeinerung, Veredelung (des Menschen).

- 11 *wie Lukas*: in der Art der Dienerfigur in Molières Komödie ›Der Arzt wider Willen‹.
Julep: Erquickungs-, Kühltrunk aus Eis, Brantwein, Zucker und Krauseminze.
Chinatrank: Aufguß aus der Rinde des südamerikanischen China- baums; magen- und nervenstärkendes Mittel.
- 20 *Lotte ... Engel ... Begierden*: Vgl. Werthers Briefe vom 16. Juni und 16. Juli.
- 21 *Ossians Gedichte*: von Macpherson stammende Dichtungen, die er als Werke Ossians ausgab.
- 23 *ein junges Kerlchen*: vielleicht eine Anspielung auf Goethes Jugend- freund Jakob Michael Reinhold Lenz.
vom ersten Wurf, von Volksliedern: Vgl. ›Eyn feyner kleyner Al- manach‹ und 1. Anm. zu S. 32.
historischen Schauspielen, zwanzig Jährchen lang: Anspielung auf Stücke wie Goethes ›Götz von Berlichingen‹, die entgegen der tra- dierten Dramaturgie und nach dem Vorbild Shakespeares ganze Le- bensläufe behandeln.
Pandämonium: den Dämonen geweihter Tempel; Reich des Sa- tans.
Werther selbst ... nicht besser: Vgl. Werthers Brief vom 17. Mai.
- 26 *Irwell*: englischer Fluß, über den der Bridgewater-Kanal hinweg- führte.
Gärten zu Stowe: zum Besitz der herzoglichen Familie von Bucking- ham gehörende Parkanlage.
- 27 *Dschidda*: Jiddah; Hafenstadt in Saudi-Arabien, am Roten Meer.
Versailles: die prunkvolle faktische Residenz der französischen Kö- nige seit 1682; südwestlich von Paris gelegen.
- 29 *Jesmingängen*: Gemeint ist Jasmin, nach der englischen Aus- sprache.

Eyn feyner kleyner Almanach

1776 veröffentlichte Gottfried August Bürger unter dem Pseudonym Da- niel Wunderlich in der Zeitschrift ›Deutsches Museum‹ seinen Aufsatz ›Herzensausguß über Volks-Poesie‹, der wesentlich auf Herders Überle- gungen zum Volkslied beruht, sie jedoch überspitzt und vereinseitigt. Dieser Beitrag gab Nicolai den letzten Anstoß zu einem kritisch-satiri- schen Feldzug gegen das ›Geschwätz von Volksliedern‹ (an Lessing, 29. Juni 1776). Er suchte deren, wie er meinte, geringen Wert und seine Zweifel an ihrer Vorbildhaftigkeit für die gegenwärtige Literatur mit

einer Sammlung alter ›Schlemper‹- oder ›Pöbel‹-Lieder zu demonstrieren, von denen ein erstes Bändchen zur Herbstmesse 1776 mit der Jahresangabe 1777 und ein zweites zur Ostermesse 1778 erschien. In den orthographisch verballhornten Liedern stichelt Nicolai unablässig gegen die Stürmer und Dränger, die er nach der ›Werther‹-Parodie ein weiteres Mal angreift: und zwar in zwei Vorreden. Die bedeutendere, zum ersten Teil gehörende, ist hier abgedruckt. Sie hat aus satirischen Absichten dieselbe Orthographie wie die Lieder und gewinnt ihren literarischen Eigenwert nicht zuletzt durch die überaus treffende Wahl altertümlicher Wörter und Wendungen. Im übrigen ist Nicolais Verfahren das gleiche wie bei den ›Freuden Werthers‹: Er parodiert sein Bezugswerk (jetzt Bürgers Aufsatz), verbindet Parodie und Satire mit direkter grundsätzlicher Kritik und knüpft daran seine (Gegen-)Vorstellungen. Neu hinzu kommt das positive Moment, daß es Nicolai – mit Hilfe anderer – gelang, ›auch solche Volkslieder aus der Dunkelheit zu ziehen, die wahre Naivität haben‹ (15. Oktober 1776 an Justus Möser). So wurde der ›Almanach‹ zur wichtigsten neueren Quelle für die berühmte Sammlung ›Des Knaben Wunderhorn‹ (1806–1808) von Arnim und Brentano, so war seine Nachwirkung größer als die Resonanz, die er bei den unmittelbaren Zeitgenossen fand. Die Angegriffenen ignorierten ihn weitestgehend; Bürger verzichtete auf eine öffentliche Replik.

Erstdruck und Druckvorlage: Berlin und Stettin, verlegt Friedrich Nicolai 1777.

- 31 *Reyen*: Reigen; zum Tanz gesungenes Lied.
erbern: ehrbaren.
den ... Alten: den antiken Schriftstellern.
furbas: hier: fürwahr.
- 32 *Wurff ... Sprung*: Zentralbegriffe aus Herders Volksliedtheorie, die auch Bürger aufgenommen hat.
schlumps: unverhofft, unvermutet.
almodischen: neumodischen (nach frz. *à la mode*).
Wolfio: Gemeint ist Christian Wolff.
- 33 *ward aus der Poeterey die Versmacherkunst*: Bürger setzt ›Poesie‹ mit ›Volkspoesie‹ gleich und nennt alle andere lyrische Dichtung ›Versmacherkunst‹.
- 35 *Lichdorn*: Leichdorn, Hühnerauge.
Schupfrymen: Schnürriemen.
sam: wie.
- 37 *auff Wanderschaft*: Bürger schreibt: ›Diese alten Volkslieder bieten dem reisenden Dichter ein sehr wichtiges Studium der [...] Kunst dar.‹
Lenore ... Lenardo: Anspielung auf Bürgers Ballade ›Lenore‹ und

seine (im ›Deutschen Museum‹ unmittelbar nach dem ›Herzensaus-
guß‹ erstveröffentlichte) Romanze ›Lenardo und Blandine‹.

franschen: französischen.

Malvasier: milde, süße Weinart.

Libchen ... Gespenstern ... Mondenscheyn: bezieht sich wohl auf die
Schlußstrophen der genannten Bürgerschen Ballade.

- 38 *gelartes Wesen*: Bürgers Ausgangspunkt ist eine scharfe Polemik ge-
gen die in der deutschen Literatur nach seiner Ansicht vorherr-
schende ›Quisquilien-Gelahrtheit‹, d. h. wertlose Gelehrsamkeit, die
der zu erstrebenden Popularität entgegenstehe.

der rasende Roland: Epos von Ariosto.

die Feen-Königynne: das Versepos ›Die Feenkönigin‹ von Spenser.

Fyngal vnnnd Temora: zwei Epen Macphersons, die er selbst Ossian
zuschrieb.

- 39 *Pettermennchen*: kleine Silbermünze mit dem Bild des Apostels Petrus.
Geheimnysse der Zauberkunst der Volckslider: Bürger spricht davon,
daß der Phantasie und Empfindung auslösende ›Zauberstab des
Epos‹ in den alten Volksliedern zu finden sei.

- 40 *Hecheltregern*: herumziehende Verkäufer von Flachs- oder Hanfhe-
cheln.

Trutscheln: Hausiererinnen.

Belustigungen ... Witzes: Nach Bürger gehört ›das Reich des Ver-
standes und Witzes‹ zur ›Versmacherkunst‹, hingegen zur ›Poesie
das Gebiet der Phantasie und Empfindung‹.

Wahlen: Menschen romanischer, insbesondere italienischer Ab-
stammung.

Iris: die von Johann Georg Jacobi herausgegebene Zeitschrift ›Iris‹,
in der (Band 5, 1776, S. 131 ff.) beklagt wird, daß den deutschen Mäd-
chen italienische Arien statt deutscher Volkslieder beigebracht wür-
den.

- 41 *fruchtbringende Gesellschaft*: auch ›Palmenorden‹ genannte Vereini-
gung zur Pflege und Reinhaltung der deutschen Sprache; bestand
bis 1680.

Ludwig, als der ... Nerende: Alle Mitglieder des ›Palmenordens‹
hatten spezielle Gesellschaftsnamen.

tzum ersten Oberhaupt: Fürst Ludwig wurde vielmehr erst 1628 Prä-
sident der Gesellschaft, vor ihm war es Teutleben.

- 42 *P. Gaßner ... Ellwanngen*: Der umstrittene Pater (Priester) hatte 1774
vom Regensburger Bischof einen Ruf nach Ellwangen erhalten,
wurde aber wenig später mit betroffen von einem kaiserlichen Er-
laß gegen Wunderkuren.

- 43 *Allmanach eyn jerliches Bundel*: ironische Anspielung auf die ›Mu-
sen-Almanache‹, insbesondere wahrscheinlich auf den sogenannten

»Göttinger Musen-Almanach«, in dem Stürmer und Dränger wie auch ihnen nahestehende Lyriker publizierten.

Wanderßmann: vielleicht Anspielung auf die Spruchsammlung »Cherubinischer Wandersmann« (1675) von Angelus Silesius (eigtl. Johannes Scheffler; 1624–1677).

Cubachs Hertzenseufterley: nicht ermittelt.

Neydhart: Neider, Mißgünstiger. Gemeint ist wohl Daniel Wunderlich.

*Vertraute Briefe von Adelheid B** an ihre Freundin Julie S***

Im Aufklärungszentrum Berlin fanden sich am Ende des 18. Jahrhunderts frühromantische Schriftsteller zusammen, zu denen Friedrich Schlegel (1797 von Jena übergesiedelt), Friedrich Schleiermacher, Ludwig Tieck u. a. gehörten. Sie trafen sich vorrangig bei Henriette Herz und Rahel Varnhagen, in den sogenannten frühromantischen Salons. Dort verkehrten Verehrer Goethes und Gegner der Nicolaischen Aufklärungsbestrebungen. Diese zwiegeteilte Welt der Berliner literarischen Kreise bildet den Hintergrund des Anfang 1799 entstandenen und zur Ostermesse desselben Jahres anonym veröffentlichten Briefromans, der zuvörderst eine Abrechnung mit den Frühromantikern ist. Nach einem ironisch-satirischen Auftakt wird die erzieherische Absicht des Werkes demonstrativ vorgetragen: aus – vermeintlichen – weltfremden Phantasten gesellschaftsnützliche Vernunftmenschen zu machen. Gleichzeitig entwickelt sich eine Liebesgeschichte, die der siebenundsechzigjährige Nicolai bei aller offenen Anspielung auf F. Schlegels Verhältnis mit der 1798 geschiedenen Tochter Mendelssohns, Dorothea Veit (wie sie ist Adelheid B., geborene M., rund zehn Jahre älter als der Liebhaber), psychologisch einfühlsam gestaltet hat. Freilich ist die Titelfigur häufig bloßes Sprachrohr des Autors, so auch bei der vehementen Goethe-Kritik. Während die Frühromantiker den Roman verachteten und Goethe ihn kaum beachtete, nahmen ihn die Rezensenten der wichtigsten Literaturzeitschriften wohlwollend auf und stimmten seiner satirisch-kritischen Grundrichtung zu.

Erstdruck und Druckvorlage: Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolai 1799.

59 *Fischbeinröcke*: durch elastische Stäbe gestützte weite Röcke.

Konsiderationen: große Reifröcke.

61 *bas*: besser.

neulich nach Brabant und Holland: 1794 und 1795.

- 62 *aus ... hohen Stiftern*: Hochstift: Angehörigen des alten Erbadels vorbehaltene selbständige kirchliche Korporation mit eigenen Besitzungen.
Schwedenkopf: offenbar von der Haartracht Karls XII. abgeleitete Bezeichnung für eine kurze Männerfrisur, wie sie in Deutschland schon um 1780 Mode war.
- 66 *perfektibel*: vervollkommnungsfähig; zeitgenössischer philosophischer Begriff.
- 68 *Hiefhorn*: Jagdhorn.
- 69 *Koketterie ... zweite Bedeutung*: Zierlichkeit; etwas Ansprechendes.
- 72 *Thomas Diafoirus*: bornierter junger Arzt in Molières Komödie ›Der eingebildete Kranke‹.
- 73 *Cokelico Kaftan*: mohnroter Kaftan; teilweise eingedeutschte bzw. phonetische Schreibung für coquelicot: frz., Mohn.
Griechheit: Zentralbegriff des jungen F. Schlegel.
- 75 *des Perorierens*: perorieren: eine (Schul-)Rede halten, mit Nachdruck reden.
- 77 *sagt Figaro*: in der Komödie ›Figaros Hochzeit‹ von Beaumarchais.
- 78 *Minaudieren*: Geziertsein, Schöntun.
- 79 *auf vier Nadeln gezogen*: nicht ermittelte Wendung.
- 81 *Er sagte*: Zur Quelle der Aussprüche Pandolfos vgl. Nicolais Fußnote S. 85.
- 83 *symphilosophieren*: Zentralbegriff der Frühromantiker, der das von ihnen praktizierte Verfahren bezeichnet, daß ›mehrere sich gegenseitig ergänzende Naturen gemeinschaftliche Werke‹ bilden und ›die Allwissenheit gemeinschaftlich suchen‹, wie es in den ›Athenaeums‹-Fragmenten heißt.
Augenbramèn: Augenbrauen.
- 84 *›Goethens Werke sind ...‹*: interpoliertes Zitat. Das ›Athenaeums‹-Fragment lautet: ›Gebildet ist ein Werk, wenn es überall scharf begrenzt, innerhalb der Grenzen aber grenzenlos und unerschöpflich ist, wenn es sich selbst ganz treu, überall gleich, und doch über sich selbst erhaben ist. Das Höchste und Letzte ist, wie‹ usw.
pathetischen Machtspruch: Das Zitat ist unvollständig. Auf ›transzendentalen Poesie‹ folgt: ›immer noch das höchste seiner Art‹, und zwischen ›Kreis‹ und ›der Klassiker‹ steht: ›unter allen engern und weitem Sphären der kritischen Auswahl‹.
Dantes prophetisches Gedicht: ›Göttliche Komödie‹.
- 85 *im zweiten Stücke*: des 1. Bandes, 1798.
- 86 *Priesterin zu Delphi*: die Verkünderin des berühmtesten Orakels im antiken Griechenland.
- 87 *Ungeheuer des Prinzen*: Vgl. Goethes ›Italienische Reise‹; Palermo, Montag, den 9. April 1787.

Monomotapa: Mitte des 18. Jahrhunderts zerfallenes großes Reich in Südostafrika.

wie *Helvétius* erzählt: »Vom Geist«, II/9.

88 *Pandolfo sagte*: Nicolai zitiert nur den ersten Satz des berühmten »Athenaeums«-Fragments.

89 *Hermann von Unna*: Trivialroman von Benedikte Naubert.

90 *neuen Dorothea*: Gemeint ist das Epos »Hermann und Dorothea«.
gestiefelten Kater: Tiecks Märchenkomödie »Der gestiefelte Kater«.

92 *plantiert*: im Stich gelassen.

95 *formalisiert*: mißfällig oder kritisch geäußert.

degourdiert hat: manierlicher, umgänglicher wurde.

97 *Seladon*: schmachtender Liebhaber; nach dem Helden des Schäferromans »Astrée« von Urfé.

99 *Engländerzug mit sechsen*: Kutschengespann mit sechs englischen Pferden.

peroriert: trägt (gefühlvoll) vor.

101 *sagt Appiani*: in Lessings Trauerspiel »Emilia Galotti« (II/10), aber mit umgekehrter Wortfolge: »Hämisch ist der Affe.«

103 *kurbettieren*: Sprünge machen.

107 *Ephraimiten anstatt Bankotaler*: minderwertige, während des Siebenjährigen Krieges in Preußen geprägte Silbermünzen anstatt der Goldtaler, mit denen die Kaufleute rechneten.

108 *Lovells Leben*: Tiecks Briefroman »Geschichte des Herrn William Lovell«.

112 *Polyklets Regel*: die von dem antiken Künstler aufgestellten Proportionsgesetze.

116 *Lavater sagt*: in seinen »Physiognomischen Fragmenten«.

Physiognomistinnen: Deuterinnen der Gesichtsbildung. Nach Lavaters Theorie spiegelt sich das Wesen des Menschen in seiner Physiognomie.

119 *Trachtet nach dem Reiche Gottes ...*: Neues Testament, Matthäus 6,33: »Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.«

120 *Rousseau wahrscheinlich auch*: Für einen Selbstmord Rousseaus gibt es keine Beweise.

Staël sagt: in den »Briefen über Rousseau«.

124 *Salomo ... sagt*: Prediger Salomo 12,12: »Hüte dich, mein Sohn, vor andern mehr; denn viel Büchermachens ist kein Ende und viel studieren macht den Leib müde.«

125 *da schlägelt er*: ironische Anspielung auf die Brüder Schlegel.

131 *Guido*: Der Kontext der übrigen Malernamen läßt vermuten, daß Guido Reni (1575–1642) und nicht Guido da Siena (13. Jh.) gemeint ist.

- 139 *Goethe ... gesagt:* in den ›Venezianischen Epigrammen‹.
- 140 *Klopstock ... in ... Residenz:* in Kopenhagen, 1751–1770 (mit Unterbrechungen).
Alzire ... Hausvater: Stücke, von Voltaire und Diderot.
- 142 *Histoire de Gil Blas:* Roman von Lesage.
- 145 *Psyche ... Amor:* Liebespaar in der antiken Mythologie, das nach einer gefährvollen, durch Psyches Neugier bedingten Trennungszeit von Zeus endgültig vereint wird.
Werther ... wollte: Vgl. Goethes ›Werther‹, Teil 1, Brief vom 16. Juni.
- 146 *herkulanischen ... Figuren:* Plastiken oder Malereien aus der im Jahre 79 bei einem Ausbruch des Vesuvs verschütteten und seit Mitte des 18. Jahrhunderts ausgegrabenen römischen Stadt Herculaneum.
- 153 *aus Werthers Leiden:* Teil 2, Brief vom 24. Dezember, über Werthers ›Verdruß‹ beim Gesandten: ›Und daran seid ihr all schuld, die ihr mich in das Joch geschwatzet und mir so viel von Aktivität vorgesungen habt.‹
Lessing sagt: im Brief an Eschenburg vom 26. Oktober 1774; die Hervorhebungen stammen von Nicolai.
- 155 *Michael Angelo:* Michelangelo.
- 156 *das Gemeinste:* hier: das Allgemeinste.
- 165 *sollizitiert:* nachgesucht, inständig gebeten.
- 168 *das Wort selbstisch bilden:* keine Neubildung bei Nicolai, vielmehr schon im ›Wilhelm Meister‹ und noch davor im ›Tasso‹ vorkommend.
So geht's, wenn man's Herzchen Anspielung auf ›Werther‹, Teil 1, Brief vom 13. Mai: ›Auch halt ich mein Herzchen wie ein krankes Kind, all sein Wille wird ihm gestattet.‹
- 175 *Plateau:* zeitgenössische Bezeichnung für Tablett mit Kaffee- oder Teegeschirr.

Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland

1754, einundzwanzigjährig, schrieb Nicolai diese achtzehn Briefe, die seine zweite selbständige Buchpublikation waren und ihn nach dem Erscheinen, ein Jahr später, mit einem Schlag bekannt machten. Denn er nahm in ihnen souverän denselben zukunftsweisenden Standpunkt ein wie Lessing: den einer scharfen Kritik an den beiden streitenden Parteien ›der Schweizer‹ (um Bodmer und Breitinger) und der Gottschedianer. Gleich Lessing trug Nicolai dazu bei, das längst fruchtlos, ja hem-

mend gewordene Parteienghader zu überwinden und der deutschen Literatur neue Wege zu weisen. Wie Lessing trachtete er z. B. den übermächtigen Einfluß der (höfischen) französischen Literatur zurückzudrängen und trat vehement für Shakespeare ein; dergestalt ist der hier abgedruckte 11. Brief geradezu eine Vorwegnahme des berühmten Lessingschen 17. Literaturbriefes. Ferner entwickelte Nicolai weiterführende literaturkritische Grundsätze, die er dann – obschon modifiziert und erweitert – lebenslang beibehielt. Sie sind zusammengefaßt in dem hier gleichfalls zu findenden 17. Brief. Die modische Form des fiktiven freundschaftlichen Briefwechsels erlaubte Nicolai, unter verschiedenen Gesichtspunkten seine Position im Tone eines lebendigen und vertrauten Gesprächs darzulegen und sich auf die ihn besonders interessierenden Themen zu konzentrieren. Eine bis Ende der sechziger Jahre geplante überarbeitete Neuauflage kam nicht zustande.

Erstdruck (sehr nachlässig und fehlerhaft): Berlin, bei Johann Christoph Kleyb 1755.

Druckvorlage (textkritischer Neudruck): Friedrich Nicolais Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland (1755). Hrsg. von Georg Ellinger. Berlin 1894, S. 82–94 und 132–141. Die Überschriften zu den Briefen stehen der Vorlage gemäß im Inhaltsverzeichnis.

183 *Westminster ... Drurylane*: Londoner Theater, von denen ersteres im vornehmen Regierungsviertel lag und letzteres gerade erst 1754 von aufgebrachten Zuschauern demoliert worden war.

Whig oder Tory: Anhänger der liberalen Volkspartei oder der aristokratischen Hofpartei, die in England vom Ende des 17. bis Mitte des 19. Jahrhunderts bestanden.

184 *unregelmäßige Stücke*: vor allem nach englischen Vorbildern (Shakespeare-Tradition) aufgebaute und nicht oder nur partiell den aristotelisch-klassizistischen »Regeln« (Einheit der Handlung, des Ortes und der Zeit) entsprechende Dramen.

Darius: von Pitschel.

Ungleichen Heirat: von der Gottschedin.

Atalanta: von Gottsched.

185 *Gottschedische Übersetzung der Alzire*: Dieses Stück Voltaires übersetzte Gottscheds Frau.

187 *Boileau sagt*: »Dichtkunst«, III, 339 ff.

Regeln Aristotels: Vgl. 1. Anm. zu S. 184.

189 *Schlegel*: J. E. Schlegel.

Verfasser der Progrès: Biel(e)feld.

191 *Cato*: von Gottsched.

Canut: von J. E. Schlegel.

- 192 *Glück wünschen*: in der Rezension von Schönaichs ›Versuchen‹, die Gottscheds Zeitschrift ›Das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit‹ (1753, S. 33 ff.) brachte.
Hohenpriester: Hoherpriester; jüdischer Oberpriester (im Altertum).
Haupt- und Staatsaktionen: von Gottsched polemisch verwandte Bezeichnung für die um 1700 vorherrschenden politisch-historischen Trauerspiele, in denen komische Einlagen mit blutigen Schreckensszenen abwechseln und alles auf pompöse Prachtentfaltung abzielt.
- 193 *Rehearsel*: zeitgenössische Modedichter verspottendes Lustspiel des Herzogs von Buckingham.
N. D. A. G.: Vermutlich ist Gottscheds Zeitschrift ›Das Neueste ...‹ gemeint.
*G** ... G***aner*: Gottsched, Gottschedianer.
- 194 *Pickelheringspossen*: derbe Späße des Narren im Theater des 17. und 18. Jahrhunderts; die Gestalt des Pickelhering wurde ursprünglich 1618 von dem Komiker Robert Reynold bei den englischen Wanderbühnen eingeführt.
Lessing verspricht: Am Ende des vierten Beitrages im ersten Stück der ›Theatralischen Bibliothek‹ wird ›ein kleines Werk über die körperliche Beredsamkeit‹ angekündigt, ›von welchem ich jetzt weiter nichts sagen will, als daß ich mir alle Mühe gegeben habe, die Erlernung derselben ebenso sicher als leicht zu machen‹. Das Werk blieb unausgeführt, lediglich Vorarbeiten sind überliefert.
Zwei Beurteilungen: in ›Neue Erweiterungen ...‹, 1754, Bd. 2, S. 212 ff. und 406 ff.
- 195 *Los in der Lotterie*: von Gellert.
- 198 *drei Einheiten*: Vgl. 1. Anm. zu S. 184.
des Nebenbuhlers des Horaz: Boileaus, der sich sowohl dichterisch als auch poetologisch vielfach an Horaz anlehnte.
- 201 *Brüdern in Apollo*: Kunstgenossen, Berufskollegen; abgeleitet von Apollon, dem griechischen Gott der Weisheit, der Musik und des Gesanges sowie dem Führer der Musen.

Briefe, die neueste Literatur betreffend

Die ›Literaturbriefe‹ waren ein Gemeinschaftsunternehmen, an dem Nicolai einen größeren und gewichtigeren Anteil hatte, als ihm gemeinhin von der auf die Mitwirkung Lessings, Mendelssohns und Abbt's fixierten Literaturgeschichtsschreibung zugebilligt wird. Nicolai war nicht nur

Verleger der fiktiven, an einen Offizier (Urbild: E. C. von Kleist) gerichteten Briefe, sondern wirkte von Anfang an als treibende und organisierende Kraft des unter wechselnden Chiffren anonym publizierten Gesamtwerkes. Über dessen Entstehung gab er nach Lessings Tod wichtige Aufschlüsse; vgl. S. 433–442 dieses Bandes. Es erschien zwischen 1759 und 1765 in 25 Teilen (plus Registerteil), in denen sich – bis auf den zweiten – durchweg Beiträge Nicolais befinden, und zwar zu den Bereichen Belletristik und Kunsttheorie. Über seinen Anteil schrieb er Herder am 24. Dezember 1768: ›*Meine Zeichen sind: R_e, S., T.* Außerdem ist von mir: im 1ten Tl. der 6te Brief. Im VII. Tle der 12te Brief. Der 19ate Brief, ob er gleich mit K. [einer Chiffre Mendelssohns] bezeichnet, von p. 191–193. Im 276. Briefe das Ende von 173–179. Im 287. Briefe (XIX, p. 5) die Nachricht p. 5–7.‹ Von Teil I–XII brachte Nicolai zwischen 1761 und 1763 eine zweite und von Teil I–VI zwischen 1767 und um 1780 eine dritte Auflage heraus. Über ein kurzzeitiges Verbot der ›Literaturbriefe‹ in Berlin vgl. Nicolais Bericht, o. S. 443–457.

Erstdruck und Druckvorlage der ausgewählten Briefe: Berlin, bei Friedrich Nicolai 1759 (Brief 76, Teil IV, S. 397–408, hier bis S. 405); 1761 (Br. 156, T. IX, S. 161–176, hier S. 161–163 und 176); 1762 (Br. 243, T. XV, S. 31–52); 1764 (Br. 266 und 276, T. XVII, S. 3–16 und 167–179, hier S. 3–8 und 173–179; Br. 299, T. XX, S. 73–100, hier S. 73–80 und 88–100); 1765 (Br. 333, T. XXIII, S. 89–96, hier S. 89f. und 95f.). Da der Druck der ›Literaturbriefe‹ durchgehend sehr nachlässig und fehlerhaft ist, mußten einige Konjekturen vorgenommen werden, die in den nachfolgenden Anmerkungen ausgewiesen sind. Die Überschriften bzw. Inhaltsangaben zu den einzelnen Briefen stehen der Vorlage gemäß im Inhaltsverzeichnis.

- 205 *Sechundsiebenzigster Brief*: Die Überschrift (s. Inhaltsverzeichnis) ist ein Zitat aus der ›Dichtkunst‹ des Horaz, Vers 78: ›Die Gelehrten streiten, und noch ist der Fall in der Schwebe.‹

*Herr B****: Bergmann.

davon ein Teil: Konjektur für ›davon einen Teil.‹

- 206 *B*** ... W****: Gemeint sind Bergmann, Dusch, Gottsched und Wieland, die gleich in den ersten ›Literaturbriefen‹ von Lessing schärfstens kritisiert worden waren.

Ein witziger Kopf hat ... gewünscht: Dusch, in: Briefe an Freunde und Freundinnen über verschiedene kritische, freundschaftliche und andere vermischte Materien; Altona 1759, Brief 38.

- 210 *einer ... gibt ... zu verstehen*: z. B. Dusch im 40. der ›Briefe an Freunde und Freundinnen.‹

Ein anderer hat geheime Nachrichten: Bergmann verweist auf den ›Verfasser [...], welcher durch seine *Briefe über den neusten Zustand*

der schönen Wissenschaften in Deutschland der Welt bereits Proben seiner Einsichten und seiner Unhöflichkeit gegeben« (Vermischte Schriften und Übersetzungen; Wittenberg und Zerbst 1759, unpaginierte Vorrede, S. 3 eigener Zählung).

Ein anderer: nicht ermittelt.

D.: Chiffre Mendelssohns.

Fortsetzung der Bibliothek: Als erster spottete Dusch am 3. Mai 1759 darüber, daß sich »der Verfasser dieser Briefe in den Verfasser der *Bibliothek* umkleidet« (Beitrag zum Reichs-Post-Reuter; Altona 1759, 34. Stück). Es lag nahe, einen Zusammenhang zwischen den »Literaturbriefen« und der »Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste« herzustellen, nachdem Lessing bereits im 16. Brief (vom 8. Februar 1759) davon gesprochen hatte, »die *Bibliothek* [...] gleichsam zur Basis« seiner Briefe machen zu wollen. Nicolai leugnet jedoch jeglichen Zusammenhang, um die Anonymität zu bewahren, die den Briefschreibern unbehinderte Kritik ermöglichte.

- 211 *B* ... W.*:* Zu den oben genannten Autoren sind hier noch die von Nicolai und Lessing kritisierten Übersetzer Hassler und Palthen hinzugekommen.

vier ersten Bände ... folgenden Bände: Ab 5. Band gab Weiße die »*Bibliothek*« mit neuen Mitarbeitern heraus.

- 212 *Nachricht ... Fll.:* Gemeint ist der 32. Brief, von Lessing.
frommen schweizerischen Kunstrichter: Bodmer.

- 213 *Josephs ... Parcivals:* Anspielung auf langatmige religiöse Epen Bodmers.

Abrahams: Dichtungen wie Wielands »Abraham«-Epos, die von Bodmer angeregt wurden.

- 214 *von einem Manne ... beschuldigt:* von Reimarus.

Brief ... von unserm D.: 242. Brief, von Mendelssohn: Verteidigung wider die lieblose Gesinnungen, die Hr. *Reimarus* dem Rezensenten seiner *Betrachtungen über die Triebe der Tiere* [1760] schuld gegeben hat.

Der Beschluß folgt: vielmehr die Fortsetzung.

um die Beschuldigungen: Konjekture für »um die Beschuldigung«.

- 215 *Afterhöflichkeit:* kriecherische, falsche Höflichkeit.

- 219 *eines gewissen Zeitungsschreibers:* vermutlich Bodmer, der sich in den Züricher »Freimütigen Nachrichten von neuen Büchern und andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen« (1744–1763) nicht nur über die »Literaturbriefe« in der benannten Weise äußerte.

eines Buches anzeige: Konjekture für »eines Buches anzeigen«.

seine Augen: Konjekture für »seinen Augen«.

- 220 *Kollegium:* Universitätsvorlesung.

ein berühmter Gelehrter: Im Anschluß an den 17. Literaturbrief (von Lessing) ist vielleicht Gottsched gemeint.

- 221 *Hochachtung ... unausstehlich:* Anspielung auf die scharfen Kritiken Lessings an Cramer (Brief 48–51 und 102–112) und Nicolais selbst an Zachariä (Brief 173–177 und 184f.).

weiltläufigen Verteidigung: Brief 102–112, Lessings Replik auf eine Apologie Basedows für Cramer und Klopstock als Autoren der Wochenschrift ›Der nordische Aufseher‹.

- 223 *eine Stelle ... hätte wegbleiben sollen:* folgende Sätze im 7. Brief, von Lessing: ›Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle gespielt haben als Herr *Wieland*. Ich mag es nicht wiedererzählen, was Leute, die ihn in K** B** [Kloster Bergen, bei Magdeburg] persönlich gekannt haben, von ihm zu erzählen wissen.‹

- 224 *Kriegslieder des Preußischen Grenadiers:* von Gleim verfaßte Lieder-sammlung, die Lessing 1758 herausgab.

Verfasser der Amazonenlieder: Weiße.

- 225 *in 12 ... in 8:* in Duodez und in Oktav (Buchformate).

Vorredner der Kriegslieder: Lessing.

- 227 *Zweihundertundsechundsiebenzigster Brief:* Der hier ausgelassene Teil des Briefes stammt von Mendelssohn, der von Brief 272 an eine umfassende kritische Auseinandersetzung mit der Lyrik der Anna Luise Karsch(in) führt. Nicolai gibt eine Art Resümee der Kritik.

Niedrigkeit und Dürftigkeit: Die Karschin entstammte einer bäuerlichen Familie und lebte fast ständig in großer Not, die sie durch zahlreiche Gelegenheits- und Widmungsgedichte zu lindern suchte.

- 229 *Urteil über die Einfälle:* Im 275. Brief schreibt Mendelssohn: ›Alle ihre [der Karschin] Oden, wenige ausgenommen, sind nur *poetische Phantasien*, ohne Plan, ohne Ordnung und ohne odenmäßigen Zusammenhang.‹ Und im ›Beschluß‹ des Briefes heißt es: ›Überhaupt muß sie vermutlich niemals ihre Materie vorher überdenken, um die Ideen, die ihr das Subjekt darbietet, zu mustern.‹

erste Sammlung: Eine zweite erschien nicht.

- 230 *Chrien:* Aufgaben zur schriftlichen Ausarbeitung (Ausdrucksübung).

Deutschen Gesellschaft: Vereinigung zur Pflege und Reinhaltung der deutschen Sprache. Derartige Gesellschaften, an deren provinziell beschränkter Wirksamkeit Nicolai im 12. seiner ›Briefe über den itzigen Zustand ...‹ scharfe Kritik übt, bestanden um 1750 in Bremen, Frankfurt/O., Göttingen, Helmstedt, Jena, Königsberg und Leipzig.

- 232 *einzigste Schrift ... zu welcher Religion:* Newtons ›Observations‹.

- 233 *Nachahmung bekannter Gedichte:* wohl der Bodmerschen bibli-

- schen Epen; vgl. den 156. Brief gegen Ende. Mosers Vorlage ist das Buch Daniel aus dem Alten Testament.
- 234 *Geschichte des Daniels und Darius*: das 6. Kapitel des Buches Daniel. *darf es in dein Inneres*: Konjektur für ›darf sie ...‹. *kein unreines Geschöpf*: kein Andersgläubiger und Unstandesgemäßer. *ungerochen*: ungerächt, ungestraft. *kann Pharao um Freiheit ... schreien*: Vgl. 2. Mose, 8, 12 ff. ›Läuse‹ ist Luthers Übersetzung für ›Mücken‹. *Quacken*: mundartl., Geschwätz.
- 235 *Tomar*: vielleicht Tomarus; Beiname des Jupiter. Gemeint ist sicher ein heidnischer Gott im Gegensatz zum biblischen.
- 238 *Milton ... Young ... Klopstock*: hier genannt als Verfasser großer biblischer Dichtungen. *So sei es eine halbe Sünde ...*: Moser schreibt (Gesammelte moralische und politische Schriften, Bd. 2, Frankfurt/M. 1764, S. 425 f.): ›Man wird keinem Prediger zumuten können, daß er den *Molière, Racine, Shakespeare, Corneille, Crébillon*, daß er *Uz, Gleim, Lessing, Gerstenberg* etc. in seiner Bibliothek aufzuweisen habe [...]‹
- 239 *geendeten Krieger*: des 1763 beendeten Siebenjährigen Krieges.
- 240 *in fünf ... Jahren*: Nicolai meint den Zeitraum von 1758 bis 1763, in dem die Hauptmenge der in den ›Literaturbriefen‹ besprochenen Bücher erschien.

Hamburgische Dramaturgie

Im Januar 1767 nahm Lessing die Stelle eines Beraters und Dramaturgen am Hamburger Nationaltheater an, das am 22. April eröffnet wurde und bereits zum Jahresende vorläufig schließen mußte. Aus diesem Versuch eines Nationaltheaters ging die ›Hamburgische Dramaturgie‹ (erschieden von 1767 bis 1769; nicht 1768, wie Nicolai angibt) hervor. Weniger mit ihr beschäftigt sich Nicolai in der vorliegenden Rezension als vielmehr mit einem unrechtmäßigen Nachdruck. Er gibt ihm Gelegenheit, sich – belehrend – über die im 18. Jahrhundert noch nicht einheitlich geregelten Rechte der Autoren und Verleger sowie über die Schwierigkeiten des Buchgewerbes überhaupt zu äußern und den Nachdruck schärfstens abzulehnen. Einen zweiten, Hamburger Raubdruck erwähnt weder Nicolai noch Lessing.

Erstdruck und Druckvorlage: Allgemeine deutsche Bibliothek. Des zehnten Bandes zweites Stück. Berlin und Stettin, verlegt Friedrich Nicolai 1769. S. 1–8.

- 241 *die ersten Blätter*: Die ›Hamburgische Dramaturgie‹ erschien (mit Unterbrechungen und bis Stück 82) in zwei bis drei Stücken wöchentlich.
keines Auszugs fähig: wie es sonst bei Rezensionen üblich war.
Carlischen Unverschämtheit: vermutlich abgeleitet von dem Schwedenkönig Karl XII., der als tapfer, aber auch als dreist und ehrgeizig galt.
- 242 *Dodsley und Compagnie*: Der Name der angesehenen Londoner Verlagsfirma wurde von dem Leipziger Raubdrucker Schwickert mißbraucht.
Dodsleysche Nachricht öffentlich bekannt zu machen: im 101.–104. Stück der ›Hamburgischen Dramaturgie‹. Das nachfolgende Zitat daraus ist nicht völlig korrekt.
- 244 *seinen eigentümlichen Werken*: ihm gehörenden, von ihm geschaffenen Werken.
- 245 *greifen ... Lessing ... an*: in einem ›Intermezzo‹, Bd. 2 des Nachdrucks, S. 408–412.
- 246 *einen Kalumnianten*: einen Verleumder, ein Lästermaul.
Privilegium ... Bodens: Anfang 1767 war Lessing Teilhaber des Hamburger Druckerei- und Verlagsgeschäfts von Bode geworden, das aber bald bankrott machte.
- 247 *nach dem Kriege*: nach dem Siebenjährigen Kriege.
vindizieren: zueignen, zusprechen.
Verfassers der Hallischen gelehrten Zeitungen: Gemeint ist die anonyme Rezension des Nachdrucks in den ›Neuen Hallischen gelehrten Zeitungen‹ (1769, St. 48), einem Organ des Lessing-Gegners Klotz.

Der deutsche Merkur

In den ›Literaturbriefen‹ war Wieland, vor allem von Lessing und Mendelssohn, mehrfach unnachsichtig kritisiert worden. Lessing hatte sich im 7. Brief sogar dazu hinreißen lassen, Wielands früheren Lebenswandel zu diskreditieren, was Nicolai dann am Ende des (oben abgedruckten) 243. Briefes bedauerte. Als der ›Merkur‹ 1773 zu erscheinen begann, war Wielands Verbitterung bereits stark gemildert. Eine weitere, beiderseitige Annäherung zeichnete sich ab infolge der gemeinsamen Mißbilligung des Sturm und Drang, auf den Nicolai in der vorliegenden Rezension spöttische Seitenblicke richtet. Indes hat die Besprechung durchweg einen ironischen Unterton, denn Nicolai, der erfahrene Herausgeber der ›Allgemeinen deutschen Bibliothek‹, steht dem ›Deutschen Merkur‹ zu-

nächst nicht minder skeptisch-distanziert gegenüber als dessen französischem Vorbild. Weitere Jahrgänge wurden in der ADB nicht rezensiert, zumal es 1778 zu einem erneuten Zerwürfnis zwischen Nicolai und Wieland kam.

Erstdruck und Druckvorlage: Allgemeine deutsche Bibliothek. Des einundzwanzigsten Bandes erstes Stück. Berlin und Stettin, verlegt Friedrich Nicolai 1774. S. 300–305 (hier bis S. 303).

248 *[Le] Puy ... Auch: Städte in Südfrankreich.*

Tréguier: in Nordwestfrankreich.

249 *Versailles:* Vgl. 2. Anm. zu S. 27.

Dauphine: Titel Marie Antoinettes 1770–1774.

für den französischen Horizont: Wieland brachte später derartige Rätsel, wie sie auch in anderen zeitgenössischen deutschen Journalen zu finden sind.

250 *weitläufige Zergliederung:* von Christian Heinrich Schmid, in Band 2, S. 221–225.

Jacobi ... allzusant: J. G. Jacobi ist das Urbild für den ›Herrn von Säugling‹ im ›Sebaldu Nothanker‹.

Bürger zu Güstrow: genauer Bezug nicht ermittelt; bekannt ist nur, daß ›die Berliner‹ im Mecklenburgischen und Neubrandenburgischen viele Gegner, wie den nachfolgend genannten A. F. Reinhard, hatten.

Einwohner Wandsbecks oder Sachsenhausens: M. Claudius.

Bardengetön: Anspielung auf die von Nicolai abgelehnte, von Claudius hingegen begrüßte Bardenpoesie (altgermanische Stoffe aufgreifende Dichtung) Klopstocks und des Göttinger Hainbundes.

251 *kühnen Wurfs:* Vgl. 1. Anm. zu S. 32.

Schlamberlieder: Vgl. die Einführung zu ›Eyn feyner kleyner Almanach‹, oben S. 519.

Helikonsberge: in der griechischen Mythologie Sitz der Musen.

der Freund Halberstadts: Heinse, dem Nicolai reserviert gegenüberstand, während Gleim und Wieland ihn förderten.

sieben Poeten: wahrscheinlich der sogenannte Halberstädter Dichterkreis um Gleim, wozu aber mehr als sieben Poeten gehörten (u. a. J. G. Jacobi, Sangerhausen, Klamer Schmidt).

mit Schmidten petrarchisch phantasiert: mit Klamer Schmidt Gedichte im Stil Petrarcas (wie sie auch Gleim verfaßte) ausgetauscht.

der getreue Schlesier: Gemeint ist wahrscheinlich keine bestimmte Person, sondern überhaupt die Einwohnerschaft Schlesiens, woher die nachfolgend genannten Liederdichter stammten.

252 *griechischen Manuskripte:* offenbar Fiktion. Die am Schluß gegebene ›Probe‹ aus jenem ›Manuskript‹ ist eine ironische metaphori-

sche Paraphrase der Feststellung hinsichtlich des Platzausfüllens im ›Deutschen Merkur‹, das – wie Nicolai zu verstehen gibt – von Quartal zu Quartal zugenommen habe.

*Aus: Beschreibung einer Reise
durch Deutschland und die Schweiz,
im Jahre 1781. Vierter Band*

Zu den eindrucksvollsten Erlebnissen während der Reise zählte Nicolai einen längeren Aufenthalt in Wien. Ihm widmete er den größten Raum in seiner zwölfbändigen Reisebeschreibung, nämlich die Bände 2 bis 5. Wien interessierte den Aufklärer Nicolai weniger als Hauptstadt des Habsburgischen Reiches denn als Zentrum des sogenannten Josephinismus. Diese nach dem Regierungsantritt (1780) Kaiser Josephs II. eingeleitete Reformbewegung war an Prinzipien des aufgeklärten Absolutismus orientiert, denen Nicolai beipflichtete. Er beschreibt, getreu dem Anliegen seiner Reisebücher, alle Bereiche des Wiener gesellschaftlichen und kulturellen Lebens. Der vorliegenden Ausgabe entsprechend, wurden die – 1783 niedergeschriebenen – Kapitel über das Theater und die Literatur ausgewählt. Das Theater-Kapitel endet mit den beiden, hier aus räumlichen und thematischen Gründen weggelassenen Abschnitten ›VI. Das Feuerwerk‹ und ›VII. Die Tierhetze, oder wie man in Wien sagt, die Hatz‹. Nicolais Äußerungen über den Entwicklungsstand der österreichischen Literatur riefen, besonders auf seiten der namentlich Kritisierten, eine Vielzahl von Gegenschriften und Stellungnahmen hervor, von der vehementen Zurückweisung bis zum Spottgedicht.

Erstdruck und Druckvorlage: Berlin und Stettin 1784. S. 560–641 und 876–930 (hier S. 560–591, 603–622 und 876 ff., 890–930).

253 *Panem & Circenses*: lat., Brot und Spiele; sprichwörtlich und abwertend für die Hauptbedürfnisse breiter Volksschichten.

Jesuiten: oder ›Gesellschaft Jesu‹. 1534 gestifteter, sich alsbald in Europa und Amerika ausbreitender geistlicher Orden, dessen erklärte Ziele die Befestigung der unumschränkten päpstlichen Macht und die Verbreitung des Katholizismus waren. Von 1773 bis 1814 bestand ein totales päpstliches Verbot des Ordens.

mittlern Zeitalter: Mittelalter.

255 *Beilage XI*: Der Titel des Stückes lautet: ›Abrahami gegen Gott und Isaaci gegen seinem Vatter gehorsamb.‹

256 *Abraham und Isaak mit Perseus und Andromeda vereinbart*: das heißt zwei biblische Gestalten, Vater und Sohn (vgl. Altes Testa-

- ment, 1. Mose 21f.), und ein Paar aus der griechischen Mythologie.
Haupt- und Staats-Aktionen: Vgl. 3. Anm. zu S. 192.
- 257 *Stranitzky ... studierte*: Fast alle Angaben über Stranitzkys Herkunft und Anfänge hielten späteren Nachforschungen nicht stand.
- 258 *Veltheimische Truppe*: die von J. Velten geleitete Schauspielergesellschaft.
Pickelhering: Vgl. 1. Anm. zu S. 194.
Zanni: komische Charakterrollen in der italienischen Volkskomödie, zu denen der nachfolgend genannte Arlekin gehört. Vgl. auch Nicolais Fußnote zu S. 281 oben.
goffo: hier: der eigentümliche Stimmklang und Ausdruck bergamaskischer Bauern. Vgl. ebenfalls die genannte Fußnote Nicolais.
- 259 *der italiänische Ursprung*: Die ›Ollapatrida‹ ist neuesten Untersuchungen zufolge großenteils eine Verdeutschung des ›Italienischen Theaters‹ von Evaristo Gherardi (1663–1700).
- 260 *Miß Sara Sampson mit Hanswurst*: Anspielung auf die Adaption des Lessingschen bürgerlichen Trauerspiels von J. Huber.
- 261 *Deutschen Schaubühne zu Wien*: Vgl. Nicolais Fußnote S. 270.
Gräfin Tarnow: von J. H. F. Müller.
Karl V. in Afrika: von Sternschütz.
- 262 *Julius von Tarent ... Die Zwillinge*: Stücke von Leisewitz, Goethe, Unzer und Klinger.
- 264 *Hofrepartien*: im höfischen Bereich spielende Stücke mit geistvollen raschen Wechselreden.
- 266 *Odoardo ... Bauers mit der Erbschaft*: Titel- oder Hauptfiguren aus Stücken von Lessing (›Emilia Galotti‹), Cronegk, Arnaud, Goldoni, Brueys und Marivaux.
- 267 *Aufreine*: Gemeint ist Aufresne.
- 269 *Fl.*: Florin, französische Bezeichnung des Guldens.
- 270 *nach allen Prädikamenten gelobt*: mit allen möglichen guten Eigenschaften herausgestellt.
- 271 *Phädra*: Tragödie von Racine.
Macbeth, von Stephanie: Shakespeares Tragödie wurde von Stephanie d. J. bearbeitet.
Findelkinde: Lustspiel des Grafen von Brühl.
Dichterlinge: Lustspiel von Eberl und/oder Hain.
perorieren: mit Nachdruck reden.
- 272 *Berlin ... Brockmann*: 1777/78 gab Brockmann ein längeres, großes Aufsehen erregendes Gastspiel bei der Döbbelinschen Truppe in Berlin.
- 273 *Schröder ... Wien*: 1781–1785 am Burgtheater.
Partridge im Tom Jones über Garrick: Der pseudogelehrte Begleiter des Titelhelden in Fieldings Roman antwortet (XVI/5) auf die Mei-

- nung, Hamlet werde vom besten Schauspieler (Garrick) gespielt:
 ›Ach, so gut wie der könnte ich ja selber spielen. [...] der König, das
 ist mein Mann, er spricht jedes Wort deutlich und noch ein halbmal
 so laut als der andere. Da sieht doch jeder, daß das ein Schauspieler
 ist.‹ (Übersetzt von Horst Höckendorf.)
- 274 *die Räuber ... Klaus Stürzenbecher*: Stücke von Schiller, Klinger
 und Arien.
- 275 *arnaudische*: abgeleitet von Arnaud, der moralisierende Stücke
 schrieb, in denen sich Rührseligkeit und Schauerliches vermischen.
Wiener Gegner: ein Anonymus, der in der ›Wiener Realzeitung‹
 (1783, S. 585) gegen Nicolai polemisierte.
- 276 *Roscus oder Panurgus*: Das heißt ein talentvoller Darsteller von
 Charakterrollen wie der Römer Roscius (s. Register) oder ein durch-
 triebener Allesspieler (panurg: grch., Allestuer).
- 278 *Müllerschen Pflanzschule*: Der Wiener Schauspieler begründete,
 angeregt von Lessing, 1779 eine Theaterschule, deren Mitglieder auf
 dem Theater am Kärntner Tor spielten und 1780 in das Ensemble des
 Nationaltheaters aufgenommen wurden.
- 279 *Der Haushahn*: von Rautenstrauch.
des Hausvaters: des Stücks von Diderot.
- 282 *Mautner*: Zöllner.
Rentenierer: Rentiers.
- 283 *Eloktion*: Ausdruck, Wohlredenheit.
- 284 *Repartien*: rasche, schlagende Erwiderungen.
Jack Falstaff: vielmehr Sir John Falstaff; komische Figur in Shake-
 speares Stücken ›Heinrich IV.‹ und ›Die lustigen Weiber von Wind-
 sor.‹
- 285 *Schlegel*: J. E. Schlegel.
- 286 *Verfasser der Briefe eines reisenden Franzosen*: Das anonym erschie-
 nene Werk stammt von Riesbeck.
- 288 *der Kaiser*: Joseph II.
- 291 *Aloysiusandachten*: Andachten zu Ehren des 1726 heiliggesproche-
 nen Jesuiten Aloysius von Gonzaga (1568–1591). Hier offenbar stell-
 vertretend für die nach Nicolais Ansicht nutzlose Heiligenverehrung
 angeführt.
- 292 *Stelle in den Briefen*: im 203. Literaturbrief vom 17. Dezember 1761;
 XII. Teil, S. 324.
- 294 *Deist*: Anhänger des Deismus, eines reinen Vernunftglaubens, dem-
 zufolge Gott die Welt geschaffen hat, aber nicht ihre weitere Ent-
 wicklung bestimmt.
- 295 *mit Deutschen Gesellschaften angefüllt*: Vgl. 2. Anm. zu S. 230.
Im XVten Bande: vielmehr im XVI.
- 299 *Offizianten*: (untere) Beamte.

- 300 *disserieren*: hier: wissenschaftlichen Meinungsstreit führen.
Vorrede über die österreichische Zensur: Vgl. oben S. 428 samt Nicolais Fußnote.
sollizitiert: nachgesucht, gebeten.
- 301 *des Debits*: des Absatzes, Vertriebes.
- 302 *konniert*: nachsichtig geschieht.
- 304 *Scherwenzel*: hier: Allerweltsbegriff.
- 305 *oben S. 910*: Vgl. Nicolais Fußnote S. 303 dieser Ausgabe.
der Operosen: der Bemühten.
- 306 *Die drei Wünsche*: nicht ermittelt.
- 307 *Stubenmädchen ... Papste*: Anspielung auf zwei Schriften von Rautenstrauch, s. Register.
Papste in Wien: Pius VI., der dem Josephinismus ablehnend gegenüberstand, kam 1782 nach Wien.
- 308 *ein Wiener Schriftsteller*: Blumauer.
- 309 *Messias*: Epos von Klopstock.
wie Winckelmann: Angespielt wird sicher auf sein Hauptwerk ›Geschichte der Kunst des Altertums‹ (1764).
- 312 *in der Residenzstadt eines mächtigen Monarchen*: im Berlin Friedrichs II.
- 314 1730 ... *Patriotische Gesellschaft*: Diese Hamburger aufklärerische Vereinigung konstituierte sich neuesten Forschungen zufolge bereits 1723.
Wichmann: Gemeint ist C. F. Weichmann.
- 318 *Penelope*: von Heyden.

*Aus: Beschreibung einer Reise
 durch Deutschland und die Schweiz,
 im Jahre 1781. Fünfter Band*

Von Anfang an hatte Nicolai die operativen Möglichkeiten der Gattung Reisebeschreibung genutzt und sich seines Reisewerkes unter anderem als Forum für aktuelle literarische und polemische Auseinandersetzungen bedient. So nahm er, als er 1795 den 11. Band seiner Reisebeschreibung verfaßte, die Gelegenheit wahr, eine umfassende Offensive zu beginnen: gegen jegliche auf ›dunklen‹ Kantischen ›Terminologien‹ beruhende spekulative Philosophie und von ihnen beeinflusste ›Schreibweise‹, wofür ihm die Beiträge in Schillers ›Horen‹ symptomatisch schienen. Nicolai befürchtete einen sowohl stilistischen als auch ideellen Verfall der deutschen Literatur. Und dem mit allen Mitteln entgegenzuwirken, fühlte er sich berufen. Mit seiner Polemik machte er sich endgültig

zu einem der tonangebenden Sprecher gegen die neue Philosophie und Literatur, löste er jene Kontroverse aus, die im letzten Kapitel des Nachworts dargestellt ist.

Erstdruck und Druckvorlage: Berlin und Stettin 1796. S. 177–312 (hier S. 177–191, 234–241, 277–283 und 309–312).

- 321 *in der Jenaschen Literatur-Zeitung von den Horen*: In Nr. 28 und 29 (31. Januar 1795) erschien eine umfangreiche Rezension des ersten ›Horen‹-Heftes.
- 325 *zureichenden Grund*: das von Leibniz aufgestellte vierte Gesetz vom logischen Denken, der Satz vom zureichenden Grunde, nach dem nichts ohne einen solchen Grund geschieht; angewandt beim Finden empirischer oder akzidentieller Wahrheiten.
- 326 *Menstruum*: Auflösungsmittel.
Kapelle: hier: Schmelztiegel, Prüfgefäß.
- 330 *Stifte zu Tübingen*: das theologische Stift, in dem u. a. Hegel, Hölderlin und Schelling studierten. Nicolai widmet ihm im 11. Band der Reisebeschreibung ein größeres Kapitel.
- 332 *Monas*: Monaden; unkörperliche, seelische Krafteinheiten, in denen die letzten Gründe aller Erscheinungen liegen zufolge der metaphysischen Naturansicht, Monadologie, beispielsweise von Leibniz.
- 337 *Verfasser des Auszugs*: Die Rezension stammt von Manso.
Homer gibt: in der ›Ilias‹.
- 339 *Phaeton*: Der Sohn des griechischen Sonnengottes wurde von Zeus getötet, als er die Gewalt über den Sonnenwagen verlor, den für einen Tag lenken zu dürfen er seinen Vater gebeten hatte. Das Zitat ist Ovids ›Metamorphosen‹ (II, 54f.) entnommen.
- 340 *Brauseköpfe ... Genies*: Anspielung auf die Stürmer und Dränger.
- 343 *Cramer der Kleine*: C. F. Cramer.
dephlogistisierte: unbrennbar gemachte.
- 344 *Inkongruitäten*: Unangemessenheiten, Unschicklichkeiten.

Aus: Anhang zu Friedrich Schillers Musen-Almanach für das Jahr 1797

Auf die Angriffe im 11. Band der Reisebeschreibung reagierten Schiller und Goethe innerhalb ihrer ›Xenien‹ in dem bereits Ende 1796 erschienenen ›Musen-Almanach für das Jahr 1797‹. Daraufhin verfaßte Nicolai um die Jahreswende 1796/97 einen 218seitigen (allerdings kleinformatigen) ›Anhang‹ zu jenem Almanach, worin er nochmals und ausführlicher als

zuvor seine Position darlegte. Über seinen – recht anmaßlichen – Anspruch schrieb er L. Chr. Althof am 9. Dezember 1796: ›Ich verteidige im Grunde die ganze deutsche Literatur, welche solcher Karrenschieberton [wie in den ›Xenien‹] beschimpft, und damit es fruchte, muß den Herren keine Wahrheit verschwiegen werden, die ihnen nützlich ist.‹ Derart wollte er den ›Herren *ein heilsames Entsetzen*‹ beibringen, das ›zu ihrer poetischen Besserung etwas beitragen‹ sollte, wie es im Schlußteil des ›Anhangs‹ heißt.

Erstdruck und Druckvorlage: Berlin und Stettin o. J. [1797]. S. 3–8, 65–92 und 193–211.

345 G. S.: Goethe, Schiller.

347 *Namen wird verstümmelt*: zu Nickel.

348 *Küchenpräsente*: ironische Anspielung auf den Bedeutungsunterschied zwischen antiken Xenien und denen Goethes und Schillers. Die Griechen nannten die nach den Mahlzeiten freundlich dargebotenen Gastgeschenke ›Xenien‹, der römische Epigrammatiker Martial bezeichnete seine Sammlung von Begleitversen für solche Geschenke ›Xenia‹.

350 *Tabulae votivae*: Motivtafeln. Bei den Römern Tafeln mit Dankesinschriften an eine Gottheit, in deren Tempel sie aufgehängt wurden. In Schillers Musenalmanach eine den Xenien voranstehende Distichensammlung.

352 *Hufeland*: Es könnte (im Kontext zu Loder) sowohl der Weimarer Hofarzt Johann Friedrich Hufeland (1730–1787) als auch sein Sohn Christoph Wilhelm (1762–1836), gleichfalls Mediziner, gemeint sein.

353 *Goethens Sprünge nach der Optik*: Anspielung auf die ›Beiträge zur Optik‹ (1791/92), die wenig Resonanz und Zustimmung fanden. *Futilität*: Nichtswürdigkeit, Armseligkeit.

356 *ist nicht ekel*: hat keine Scheu.

358 *Klienten*: hier: Hörige.

360 *venezianische Verslein*: Anspielung auf die ›Epigramme. Venedig 1790‹, die anonym in Schillers ›Musen-Almanach für das Jahr 1796‹ erschienen.

zeige ich ihm: im 11. Band der Reisebeschreibung; siehe den oben vorangehenden Textauszug.

361 *La Fontaine erzählt*: in der Fabel ›Die in eine Frau verwandelte Katze‹ (Fabeln II,18).

Gil Blas: Titelfigur eines Romans von Lesage.

362 *Rehearsel*: Vgl. 1. Anm. zu S. 193.

365 *Guerre ouverte*: frz., offener Krieg. Titel eines Xenions.

366 *langen Weile in Venedig*: Vgl. 1. Anm. zu S. 360.

*[Aus einer Sammelbesprechung
zur Frühromantik]*

1799/1800 verloren die Frühromantiker die Jenaer ›Allgemeine Literatur-Zeitung‹ (ALZ) als Publikationsorgan, und gleichzeitig geriet ihre eigene Zeitschrift, das ›Athenaeum‹, in eine Krise. Daraufhin gründeten Angehörige des um die Brüder Schlegel gescharten Frühromantikerkreises neue Zeitschriften, so Schelling und Tieck. Diesen Unternehmungen und den Vorgängen um die ALZ widmete Nicolai eine voluminöse, vermutlich Ende 1800 entstandene Sammelrezension. Mit ihr hoffte er offenbar, den Frühromantikern den entscheidenden letzten Schlag zu versetzen, wozu er sich seines gerade in den eigenen Verlag zurückgenommenen Rezensionorgans ›Neue allgemeine deutsche Bibliothek‹ bediente. Zur Verdeutlichung der Zusammenhänge hier nur soviel: Um die ALZ war ein Streit entstanden, der durch eine Nicolai beipflichtende Besprechung des Romans ›Vertraute Briefe ...‹ in dieser Zeitung von L. F. Huber ausgelöst worden war. Da dieser zudem seinerseits die – ihm bislang nahestehenden – Frühromantiker angriff, erklärte hierauf A. W. Schlegel (mit Nr. 6 der bei Nicolai eingangs zusammengestellten Titelliste) seinen Rücktritt als Rezensent der ALZ. Ihm sprang Schelling bei (Nr. 2), der durch verspätete tendenziöse Besprechungen seiner ›Ideen‹ (1797) aufgebracht war. Schelling wiederum wurde unterstützt von Heinrich Steffens (Nr. 5), und mit ihnen allen solidarisierte sich Tieck in einer Erklärung an die ALZ (vgl. den Schlußteil der Sammelbesprechung).

Erstdruck und Druckvorlage: Neue allgemeine deutsche Bibliothek. Des LVI. Bandes erstes Stück. Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolai 1801. S. 142–206 (hier S. 142 f., 150 ff. und 196–206).

- 374 *A. L. Z. ... beigetragen hat:* Die ›Allgemeine Literatur-Zeitung‹ widmete von Anfang an der kritischen (Kantischen) Philosophie und dem transzendentalen Idealismus große Aufmerksamkeit.
- 377 *1797 ... in der A. L. Z. sehr feierlich ankündigte:* In A. W. Schlegels Rezension von Goethes Epos ›Hermann und Dorothea‹ wird lediglich bedauert, daß es keine ›gültige Theorie der Poesie‹ gebe, ›worin die Vorschriften dieser Kunst aus den unabänderlichen Gesetzen des menschlichen Gemüts hergeleitet, nach den notwendigen Richtungen desselben die ursprünglichen Dichtarten bestimmt und ihre ewigen Grenzen festgestellt wären‹, und hinzugefügt: ›Bis eine solche Wissenschaft zustande gebracht sein wird, muß man zufrieden sein, sich über Sätze, die man unmittelbar zu einer Kunstbeurteilung braucht, mit dem Leser notdürftig verständigt zu haben.‹ (ALZ, 1797, Nr. 393, S. 641)

- 379 *Ideen über die Naturphilosophie*: Schellings ›Ideen zur Philosophie der Natur‹.
Bücher über die Griechheit und die objektive Poesie: Gemeint sind F. Schlegels (unvollendete) ›Geschichte der Poesie der Griechen und Römer‹ und die Sammlung der Brüder Schlegel ›Charakteristiken und Kritiken‹. Griechheit: Zentralbegriff des jungen F. Schlegel.
Lucinde: Roman von F. Schlegel.
Genoveva: von Tieck.
- 382 *selbst ... vermutlich Hr. A. W. Schlegel ... schlecht*: Die Rezension (ALZ, 1797, Nr. 78) stammt in der Tat von Schlegel; er bemerkt darin, Tieck scheine nicht überall in Shakespeares Geist eingedrungen zu sein, die Adaption des ›Sturm‹ sei durch die lyrischen Zusätze weniger bereichert als vielmehr durch die Unwandlung des poetischen Dialogs in einen von Prosa beeinträchtigt worden, und der voranstehenden, nachlässig geschriebenen Abhandlung ermangele es ›an Ordnung, überhaupt an gründlicher Bestimmtheit‹.
- 385 *Goethe läßt ... Bahrden ... sagen*: im ›Prolog zu den neusten Offenbarungen Gottes‹ (1774). Bahrds ›Neuste Offenbarungen ...‹ sind eine eigenwillige Übersetzung des Neuen Testaments.
- 386 *Sakontala*: von Kālidāsa; nach einer englischen Übersetzung 1791 von Georg Forster verdeutscht publiziert.
- 390 *Nr. 3*: der am Anfang der Rezension stehenden Titelliste.
- 391 *des großen Christophs*: Nebenfigur im ›Kaiser Oktavianus‹, T. 2.
- 397 *Wr. Sh.*: Signum Nicolais in der NADB um 1800.

[Vorreden zur Allgemeinen und zur Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek]

Die 1765 begonnene ›Allgemeine deutsche Bibliothek‹ (ADB) wurde recht eigentlich das Lebenswerk Nicolais, das ihn als zentrale Organisations- und Bezugsfigur der deutschen Aufklärungsbewegung ausweist. Sie erschien unter seiner Leitung bis 1791 in 106 Hauptbänden und vielbändigen ›Anhängen‹. Dann mußte er sie wegen Zensurschwierigkeiten von 1792 bis 1800 abgeben. Er fand einen gutwilligen und gleichdenkenden, indes nicht gleichwertigen Nachfolger in Carl Ernst Bohn, der die Zeitschrift – zunächst noch als ADB, dann als NADB – laut Titelblatt in Kiel, tatsächlich jedoch in Hamburg publizierte. Von 1801 bis 1806 gab dann Nicolai im eigenen Verlag nochmals 50 Bände und diverse ›Anhänge‹ der NADB heraus. Über Entstehung, Anliegen und Probleme sowie über die Geschichte seiner Zeitschrift, einer der größten und einflußreichsten aufklärerischen Zeitschriftenunternehmungen überhaupt, be-

richtet Nicolai in den hier ausgewählten Vorreden. Deren zunehmend selbstgefälliger Ton ist vor dem Hintergrund sinkender Abonnentenzahlen (anfangs rund 2000, um 1800 nur noch ca. 750 Käufer) und besonders der neuen literarischen Entwicklungen zu sehen. Die Gesamtauflage der Zeitschrift ging von anfänglich 2500 Exemplaren zurück auf 2200 (1783) und schließlich auf 1250 (1794).

Erstdrucke und Druckvorlagen der ausgewählten Vorreden:

Allgemeine deutsche Bibliothek. Des ersten Bandes erstes Stück. Berlin und Stettin, verlegt Friedrich Nicolai 1765. S. I–IV.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek. Des LVI. Bandes erstes Stück. Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolai 1801. S. 5–40 (hier S. 5–8, 16 f., 21–25 und 31–40).

Neue allgemeine deutsche Bibliothek. CV. Band. Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolai 1806. S. I–XXIX (hier S. If., VI–IX, XI ff. und XXV bis XXIX).

403 mit ... *Buchstaben*: Die Chiffren wechselten allerdings nach bestimmten Zeitabschnitten und wurden von Nicolai öfter auch willkürlich gesetzt.

404 *jetzt offenherzig ... über die wahre Veranlassung*: In der Vorrede zum 2. Stück des 106. Bandes der ADB, datiert vom 12. März 1792, hatte Nicolai die Übergabe der Zeitschrift an Bohn mit persönlichen Motiven (Tod eines Sohnes, Alter) begründet und andeutend hinzugefügt: ›Was mich, nach mannigfaltiger Überlegung, gänzlich dazu determinierte, war: Weil ich glaube, jetzt in einer Lage zu sein, daß ich der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* nicht mehr so nützlich sein kann als sonst.‹ (S. 10 eigener Zählung.)

1787 bis 1797: oder genauer 1786–1797, wie weiter unten angegeben: Regierungszeit Friedrich Wilhelms II., des Nachfolgers von Friedrich II., während der die Krise des preußischen aufgeklärten Absolutismus offen hervortrat und antiaufklärerische religiöse Tendenzen dominierend wurden.

408 *Gold- und Rosenkreuzer*: freimaurerische geheime Vereinigung, deren ideelle Ursprünge bis ins 17. Jahrhundert zurückreichen. Sie verbreitete sich im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts über ganz Deutschland und Teile der habsburgischen Erblande. Wie andere Geheimgesellschaften jener Zeit wurde sie von (meist einflußreichen) Persönlichkeiten geleitet, die ihre Identität nach außen hin und vor den Mitgliedern niederen Grades zu verbergen strebten: von sogenannten *unbekannten Obern* oder *unbekannten Vätern*, wie Nicolai sie nachfolgend erwähnt. Zu ihnen gehörte der preußische Staatsmann Johann Christoph Woellner (1732–1800), der zunächst den Berliner Aufklärerkreisen nahestand und an der ADB mitarbeitete.

tete. Ab 1775 leitete er eine Berliner Freimaurer-Mutterloge und beherrschte alsbald die innerhalb der Berliner Logen agierenden Gold- und Rosenkreuzer. Nachdem es ihm gelungen war, Friedrich Wilhelm II. völlig unter seinen Einfluß zu bringen und damit die zunehmend orthodoxen, antiaufklärerischen Bestrebungen des Rosenkreuzerordens dem Staat von oben aufzuzwingen, trat die Vereinigung in den Hintergrund. Sie wurde von ihrem Wiener Vizegeneralat 1792 aufgelöst. Nur einzelne Gruppen blieben noch einige Zeit bestehen. In Preußen wurden sie 1800 verboten. Nachweislich beteiligten sich exponierte Gold- und Rosenkreuzer 1784 am Verbot und an der Verfolgung der Illuminaten in Bayern. Eine engere Verbindung zu den Jesuiten, wie sie häufig angenommen wurde, ist hingegen nicht erwiesen.

Verfügungen ... Religion: Anspielung insbesondere auf das 1788 ergangene (Ende 1797 außer Kraft getretene, aber nicht förmlich aufgehobene) Woellnersche Religionsedikt, das allen vom Wortlaut der Bekenntnisschriften (der Bibel und der symbolischen Bücher) abweichenden Geistlichen mit Amtsenthebung drohte. Es richtete sich gegen jegliche theologische und sonstige Aufklärung und gegen die ›Freigeisterei‹. Die Zensur übertrug es staatlichen Kollegien; nur die schöngeistige und wissenschaftliche Literatur durften wie zuvor die Universitäten zensurieren.

des verstorbenen Königs: Friedrich Wilhelms II.

- 409 *Religionsedikt:* Vgl. 2. Anmerkung. zu S. 408.

Endliches Schicksal ...: von Grohmann.

- 411 *Carmagnole:* republikanischer volksliedhafter Rundgesang und Tanz zur Zeit der Französischen Revolution, der 1792 nach Einnahme der italienischen Stadt Carmagnola entstanden sein soll.

- 412 *das Buch des Barruel:* seine antirevolutionäre und -aufklärerische Hauptschrift, die ›Mémoires‹, s. Register.

Glaubens-Kommission: Vgl. 1. Anm. zu S. 414.

- 413 *Buchhandlung in den dänischen Staaten:* Bohn besaß die Universitätsbuchhandlung in Kiel, das zu Dänemark gehörte.

das ganz elende Schema Examinationis: Das im Gefolge des Religionsedikts wahrscheinlich von Hermes und Hillmer 1791 ausgearbeitete ›Schema examinis‹ war eine Vorschrift zur Prüfung aller Kandidaten für das Predigeramt. Die erste Ausgabe dieses Prüfungsschemas war sprachlich derart fehlerhaft, daß umgehend eine zweite Auflage herausgebracht wurde, deren Latein indes kaum gewonnen hatte.

Rezension ... Abt Henke: Die Sammelrezension zu insgesamt 94 Titeln erschien auch als Buch: Beurteilung aller Schriften, welche

durch das Religionsedikt und durch andere damit zusammenhängende Verfügungen veranlaßt sind; Hamburg 1793.

- 414 *Examinations-Kommission*: genauer: Immediat-Examinations-Kommission. Dieses direkt dem König bzw. dem Minister Woellner unterstehende Priesterkollegium, mit Hermes und Hillmer an der Spitze, wurde im Mai 1791 zur Durchsetzung des Religionsedikts gegründet. Das Kollegium richtete 1792 Provinzialkommissionen ein und koordinierte bis zu seiner Auflösung im Januar 1798 die landesweite antiaufklärerische Kampagne.
- 415 *Reskripten*: obrigkeitliche, behördliche Schreiben; Verordnungen und Verfügungen.
- 418 *zwei würdige Gelehrte ... Fortsetzung ... übernehmen*: Gemeint sind die Helmstedter Professoren Henke und Paul Jakob Bruns (1743–1814), die indes beide Nicolai gegenüber brieflich am 3. Dezember 1800 jegliche Bereitschaft zur Übernahme der Redaktion und der Herausgeberschaft abgelehnt hatten.
- 420 *postfrei*: ohne Kosten für den Empfänger, der ansonsten das Postgeld zu zahlen hatte.
- 425 *Sapere aude*: lat., Wage es, verständig zu sein. Zu dieser von Horaz (Episteln I,2,40) stammenden Äußerung bemerkte Kant in seiner ›Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?‹ (1784): ›Sapere aude! Habe Mut, dich deines *eigenen* Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.‹
- 427 *Der verstorbene Kurfürst von Mainz*: Friedrich Karl Joseph.
- 431 *Xaviers Wunderlauf ... Japans Götzen*: Auf seiner 1541 unternommenen, sehr erfolgreichen Missionsreise kam der später heiliggesprochene F. Xaver bis nach Japan.

Schreiben an den Hrn. Hofr. Lichtenberg in Göttingen

Die Autoren der ›Literaturbriefe‹ hatten im Interesse einer möglichst unvoreingenommenen und sachlich-freimütigen Kritik ihre Anonymität streng zu wahren gesucht – auch engeren Freunden gegenüber. Folglich wurden manche Spekulationen über den Mitarbeiterkreis, über die Verfasser einzelner Briefe und auch über die Entstehung des epochemachenden Unternehmens angestellt. Nur soviel war Literaturkennern klar: Abbt, Mendelssohn und Nicolai wirkten mit, Lessing spielte eine exponierte Rolle. Nach dessen Tod (1781) erschienen neue mehr oder weniger ungenaue Darstellungen. Zwei von ihnen, im Mai und im Juli 1782 publiziert, veranlaßten Nicolai zu dem vorliegenden ›Schreiben‹, das im

Oktober desselben Jahres entstand. Es enthält die ersten authentischen Nachrichten, die öffentlich von einem Mitautor über die ›Literaturbriefe‹ gegeben wurden.

Erstdruck: Schreiben an den Hrn. Professor Lichtenberg in Göttingen. In: Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Literatur. Dritten Jahrgangs drittes Stück. [Bd. 5.] Göttingen 1783. S. 387–401.

Druckvorlage (um Anmerkungen vermehrt und an Einzelstellen verändert): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften. Sechszwanzigster Teil. Berlin 1794. In der Nicolaischen Buchhandlung. S. XV–XXVI.

433 *Verf. des Aufsatzes*: Rehberg. Seine Duplik erschien unter seinem Namen und unter dem Titel ›Aus einem Schreiben an Prof. Lichtenberg‹ in: Göttingisches Magazin [...]. Dritten Jahrgangs viertes Stück. [Bd. 6.], 1783, S. 576–578.

434 *Ungenannter im Deutschen Museum*: Er gab seinen Namen auch in seiner Duplik (Deutsches Museum, Bd. 2, St. 7, Leipzig 1783, S. 45–49) nicht preis.

dem Ungenannten ... im Merkur: Nicolai verdächtigt hier ungerechtfertigt Herder, dem er brieflich am 24. Dezember 1768 die Chiffren der Mitarbeiter an den ›Literaturbriefen‹ mitgeteilt hatte.

Weinmond: altdt. Bezeichnung für Oktober.

435 *wegen meines Versuchs ... angriff*: Teutscher Merkur 1782, Bd. 1 (März) und 2 (April und Juni). Auch in: Herders sämtliche Werke, hrsg. von Bernhard Suphan, Bd. 15, Berlin 1888, S. 57–121.

Abbts Korrespondenz: Gemeint ist Band 3 der von Nicolai verlegten ›Vermischten Werke‹ Abbts.

436 *die Schweizerische*: angeführt von Bodmer und Breitinger.

438 *Der damalige Krieg*: der Siebenjährige Krieg, 1756–1763.

439 *meines ältesten Bruders*: G. W. Nicolais.

Lessings Zeichen ... U.: ›U.‹ gehört nicht dazu.

nach Breslau: 1760, im November.

Verbot der Literaturbriefe in Berlin 1762

Nicolai publizierte in der von ihm verlegten ›Neuen Berlinischen Monatsschrift‹ in losen Abständen eine Aufsatzserie des Titels ›Fortsetzung der Berlinischen Nachlese‹. Diese Serie enthält populär geschriebene Darstellungen von Ereignissen aus allen Bereichen des Berliner Lebens und kulturgeschichtliche sowie etymologische Untersuchungen. Nicolai berichtet oftmals aus eigenem Erleben und als unmittelbar Beteiligter. Das gilt namentlich für den vorliegenden Beitrag. Ungeachtet seiner in

den Gesprächspartien leicht anekdotisch anmutenden Anlage ergänzt er das ›Schreiben‹ an Lichtenberg um ein interessantes authentisches Detail aus der Geschichte der ›Literaturbriefe‹. Warum Nicolai darüber so spät berichtete, ist nicht bekannt. Auch läßt sich nur vermuten, daß die Niederschrift erst kurz vor der Drucklegung erfolgte.

Erstdruck und Druckvorlage: Neue Berlinische Monatschrift. Bd. 18. Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolai 1807. S. 340–359. Die Überschrift ist dem Inhaltsverzeichnis, S. VIII, entnommen.

443 *der jüngere Hr. Lessing*: Karl Gotthelf Lessing.

444 *Der damalige Krieg*: Vgl. Anm. zu S. 438.

Debit ... inhibieren: Vertrieb ... verbieten.

448 *Hofprediger*: J. A. Cramer.

Bd. 12, S. 155: vielmehr S. 255. Die Rezension steht in den Briefen 196–198.

Lessing hatte ... geredet: im 48. Brief.

sozinianisch: Der Sozinianismus leugnet die Göttlichkeit Christi.

Poésies diverses: von Friedrich II.

451 *Herzog von Wirttemberg*: Karl Eugen. Er gehörte im Siebenjährigen Krieg zu den Gegnern Friedrichs II.

[Auszüge aus Nekrologen]

Beim ersten Mal noch anonym und dann mit Nennung seines Namens schrieb Nicolai im Verlaufe von rund fünfzig Jahren acht Nachrufe auf Schriftsteller der verschiedensten Art: auf E. C. von Kleist, Abbt, Mendelssohn, Möser, Ramler, J. J. Engel, W. A. Teller und J. A. Eberhard, zu meist Berliner Gelehrte, mit denen er freundschaftlich verbunden war. Er sah in ihnen führende Kräfte der Aufklärungsbewegung, und mit dieser Grundeinschätzung behielt er recht: alle sind sie in die Literaturgeschichte eingegangen. Die ›Ehrengedächtnisse‹ sollten nicht bloße Ehrungen sein, sondern zugleich der Verbreitung aufklärerischer Grundsätze dienen, nach denen die Verstorbenen dachten und wirkten. Durchweg gibt Nicolai zunächst einen Überblick über Leben und Werk. Daran schließt er Passagen, in denen er Charakter und Bedeutung des Toten zusammenfassend bewertet. Diese Abschnitte der ausgewählten Nekrologe sind im vorliegenden Band abgedruckt.

Erstdruck des Kleist-Nekrologs: Ehrengedächtnis Herrn Ewald Christian von Kleist. Berlin, bei Friedrich Nicolai 1760.

Druckvorlage des Kleist-Nekrologs: Ehrengedächtnis Herrn Ewald Christian von Kleist. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, bei Friedrich Nicolai 1760. S. 19–22.

Erstdrucke und Druckvorlagen der weiteren ausgewählten Nekrologe:

Ehrengedächtnis Herrn Thomas Abbt. An Herrn D. Johann George Zimmermann von Friedrich Nicolai. Berlin und Stettin 1767. S. 31–34.

[Gedenkartikel für Mendelssohn]: Allgemeine deutsche Bibliothek. Des fünfundsechzigsten Bandes erstes Stück. Berlin und Stettin, verlegt Friedrich Nicolai 1786. S. 624–631 (hier S. 624 und 631).

Ehrengedächtnis Ramlers: Sammlung der deutschen Abhandlungen, welche in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesen worden in den Jahren 1798–1800. Berlin, gedruckt bei Georg Decker, 1803. S. 1–8 (hier S. 4–6).

458 *des itzigen Prinzen von Preußen*: des Prinzen Heinrich.

459 *Kosaken der ihn auszog*: Nicolai berichtet zuvor, daß Kleist nach einer schweren Verwundung in der Schlacht von Kunersdorf (12. August 1759) von Kosaken ausgeplündert, von russischen Husaren mit dem Nötigsten versorgt und dann abermals von Kosaken beraubt wurde.

Frankfurt: Frankfurt/O., wo Kleist im Hause des Philosophieprofessors Gottlob Samuel Nicolai, eines Bruders von Nicolai, am 24. August 1759 starb.

463 *14ter Teil, S. 244*: An der angegebenen Stelle, im 230. Literaturbrief, schreibt Abbt u. a.: ›Warum die Schwaben mit ihrer Aussprache sich eben bisher nicht breit gemacht haben, läßt sich von allen denen begreifen, die das Glück gehabt haben, sie echt zu hören.‹

465 *19ter Teil: 287*. Literaturbrief, worin Abbt ›Zweifel‹ an Spaldings ›Betrachtung über die Bestimmung des Menschen‹ äußert.

Graf von der Lippe: Wilhelm I.

Kommentiertes Register

Personen und ihre Werke

Abbt, Thomas (1738–1766), Mathematikprofessor, Popularphilosoph, Schriftsteller 433f., 450, 460–466

Briefe, die neueste Literatur betreffend, siehe *Anonyma und Periodica*
Vermischte Werke. Bd. 3 (1771) 435, 443

Vom Tode fürs Vaterland (1761) 440

Vom Verdienste (1765) 464

Ackermann, Konrad Ernst (1712–1771), Schauspieler; gründete 1753 eine Schauspielertruppe und 1765 ein neues Schauspielhaus in Hamburg, wo 1767–1769 das durch Lessings ›Hamburgische Dramaturgie‹ berühmte Nationaltheater bestand 264, 272

Adelung, Johann Christoph (1732–1806), Schriftsteller, Sprachforscher und Lexikograph 451

Fortsetzungen und Ergänzungen zu Christian Gottlieb Jöchers allgemeinem Gelehrten-Lexico (2 Bde., 1784–1787) 451

Albani, Francesco (1578–1660), italienischer Maler 131, 237f.

Albenz, Franz (18. Jh.), österreichischer Schauspieler 285

Alzinger, Johann Baptist von (1755–1797), österreichischer Schriftsteller, Briefpartner Nicolais 139

Archimedes (287–212 v. u. Z.), griechischer Mathematiker und Physiker 349f.

Arien, Bernhard Christoph d' (1754–1793), Hamburger Jurist und Dramatiker

Claus Störzenbecher. Ein vaterländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen (1783) 274

Ariosto, Ludovico (1474–1533), italienischer Dichter

Orlando furioso (Der rasende Roland, 1516) 38

- Aristoteles* (384–322 v. u. Z.), griechischer Philosoph 187
- Arnaud*, François-Thomas-Marie Baculard d' (1718–1805), französischer Schriftsteller 275
- Fayel ou Gabrielle de Vergy (F. oder G. von V.; 1770) 266
- Aufresne*, Jean Rival, genannt (1728–1806), französischer Schauspieler 267
- Bahrdt*, Karl Friedrich (1741–1792), Theologe und Pädagoge 385
- Die neusten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen (1773/74) 385
- Baldinger*, Ernst Gottfried (1738–1804), Göttinger Medizinprofessor und Publizist 310
- Neues Magazin für Ärzte siehe *Anonyma und Periodica*
- Barruel*, Abbé Augustin (1741–1820), französischer Jesuit und Publizist, Gegner der Französischen Revolution 412
- Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme (Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Jakobinismus; 1797) 412
- Bartsch*, Schauspielerhepaar, bei Kuhne 278
- Basedow*, Johann Bernhard (1724–1790), Philosoph, Theologe und Reformpädagoge 91, 298
- Batteux*, Charles (1713–1780), französischer Ästhetiker 23, 470, 473
- Cours de belles-lettres ou principes de la littérature (Einleitung in die schönen Wissenschaften oder Grundsätze der Literatur; 2 Bde., 1747–1750) siehe auch *Ramler*, Carl Wilhelm 470, 473
- Baumann*, Schauspieler bei Kuhne 278
- Beaumarchais*, Pierre-Augustin Caron de (1732–1799), französischer Schriftsteller
- Le mariage de Figaro ou La folle journée (Figaros Hochzeit oder Der tolle Tag; 1785) 77
- Behrmann*, Georg (1704–1756), Göttinger Kaufmann und Dramatiker 191
- Bergmann*, Christian Gottlieb (1734–1822), Jurist, Ratsherr und Schriftsteller in Zittau 206, 210, 211
- Bergopzoomer*, Johann Baptist (1742–1804), Schauspieler am Wiener und Prager Theater, Dramatiker 267, 273
- Bernhard*, Isaac (auch: Berman Zültz; gest. 1768), Berliner jüdischer Seidenwarenfabrikant, dessen Buch- und Schriftführer Mendelssohn war 448
- Bernhardi*, August Ferdinand (1770–1820), Lehrer und Schriftsteller in Berlin, Schwager Tiecks 396f.
- Bambocciaden (3 Bde., 1797–1800) 396f.
- Bernoulli*, Johann (1744–1807), aus Basel stammender Mathematiker und Reiseschriftsteller
- Sammlung kurzer Reisebeschreibungen (15 Bde., 1782–1793) 294, 303

- Biel(e)feld, Jakob Friedrich Freiherr von (1717–1770), deutscher Schriftsteller*
- Progrès des Allemands dans les sciences, les belles-lettres et les arts, particulièrement dans la poésie et l'éloquence (Erfolge der Deutschen in den Wissenschaften, der Literatur und den Künsten, besonders in der Poesie und Beredsamkeit; 1752) 189
- Birkenstock, Johann Melchior Edler von (1738–1809), österreichischer Staatsmann, Gelehrter und Kunstsammler in Wien* 290
- Blumauer, Aloys (1755–1798), österreichischer Publizist und Schriftsteller, Gegner Nicolais* 260, 310f., 313
- Beobachtungen über Österreichs Aufklärung und Literatur (1782) 306, 310f.
- Die Wiener Büchlschreiber nach dem Leben geschildert von einem Wiener (1783) 308f.
- Blumenbach, Johann Friedrich (1752–1840), Anatom und Naturforscher, seit 1776 Professor der Medizin in Göttingen* 81
- Bob, Franz Joseph (1733–1802), österreichischer Publizist und Schriftsteller* 291
- Bode, Johann Joachim Christoph (1730–1793), Schriftsteller und Übersetzer, Freund Lessings, mit dem er in Hamburg zeitweilig einen Druckerei- und Verlagsbetrieb führte* 246
- Bodmer, Johann Jakob (1698–1783), Schweizer Schriftsteller und Kunsttheoretiker, Gegner Gottscheds und wie dieser von Nicolai und Lessing scharf kritisiert* 212, 293, 314, 452, 455
- Der Parcival, ein Gedicht in Wolframs von Eschilbach Denkart (1753) 213
- Jacob und Joseph, ein Gedicht in drei [1754: vier] Gesängen (1751/54) 213
- Joseph und Zulika in zween Gesängen (1753) 213
- Boerhaave, Hermann (1668–1738), niederländischer Naturforscher und Arzt* 232
- Bogatzky, Carl Heinrich von (1690–1774), Erbauungsschriftsteller* 236f.
- Böhme, Jakob (1575–1624), mystischer Philosoph, von vielen Aufklärern als dunkel und unverständlich abgelehnt* 86
- Bohn, Carl Ernst (1749–1827), Verlagsbuchhändler und Verleger, bei ihm erschien 1792–1800 die »Allgemeine« und die »Neue allgemeine deutsche Bibliothek«* 413, 416f., 420
- Boileau-Despréaux, Nicolas (1636–1711), französischer Schriftsteller und Ästhetiker* 187, 198
- Art poétique (Die Dichtkunst; 1674) 187
- Boyer, Claude (1618–1698), Abbé, französischer Schriftsteller* 193
- Breitinger, Johann Jakob (1701–1776), Schweizer Literaturtheoretiker, Freund und Mitarbeiter Bodmers* 314

Bridgewater, Francis Egerton, Herzog von (1716–1803), ließ 1758–1772 einen nach ihm benannten Kanal erbauen 26

Brockes, Barthold H(e)inrich (1680–1747), Hamburger Lyriker und Übersetzer 314

Brockmann, Johann Franz Hieronymus (1745–1812), österreichischer Schauspieler von außergewöhnlicher Darstellungsgabe 271, 272 f., 276

Brueys, Augustin-David de (1640–1723), französischer theologischer Schriftsteller und Dramatiker

L'Avocat Patelin (Der Advokat P.; 1706) 266

Brühl, Aloys Friedrich Graf von (1739–1793), Schriftsteller, Maler und Mathematiker

Das Findelkind. Lustspiel in fünf Aufzügen (1781) 271

Brydone, Patrik (1740–1818), englischer Naturforscher und Reiseschriftsteller 87

Reise durch Sizilien und Malta in Briefen an William Beckford zu Somerly in Suffolk (2 Bde., dt. 1774) 87

Buckingham, George Villiers, Duke of (1627–1688), englischer Staatsmann und Schriftsteller

The Rehearsel (Die Theaterprobe; 1671) 193, 362

Buffon, Georges-Louis Leclerc Comte de (1707–1788), französischer Naturforscher 155

Bürger, Gottfried August (1747–1794), Dichter des Sturm und Drang, ab 1789 Professor für Ästhetik in Göttingen

Herzensausguß über Volks-Poesie. Aus Daniel Wunderlichs Buch (1776) 35, 38 ff.

Lenardo und Blandine (1776) 37

Lenore (1774) 37

Büsching, Anton Friedrich (1724–1793), Geograph

Wöchentliche Nachrichten siehe *Anonyma und Periodica*

Canitz, Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von (1654–1699), Berliner Hofmann und Dichter 293

Canova, Antonio (1757–1822), italienischer Bildhauer 155

Catullus, Gajus Valerius (um 84 – um 54 v. u. Z.), römischer Lyriker und Epigrammatiker 470

Chambers, Sir William (1723–1796), aus Schweden stammender englischer Baumeister und Gartenarchitekt, der insbesondere die chinesische Bau- und Gartenkunst studierte 27

Chamfort, Sébastien-Roch Nicolas de (1741–1794), französischer Schriftsteller

Œuvres (Werke; 4 Bde., 1795) 129

Chapelain, Jean (1595–1674), französischer Schriftsteller 198

Charles XII. siehe *Karl XII.*

Claudius, Matthias (1740–1815), Lyriker und Publizist 250f.
Clement, Peter (1707–1767), aus Genf stammender Prediger und Schriftsteller

Lettres sur les ouvrages de littérature (Briefe über die Werke der Literatur; 1748–1754) 210

Corneille, Pierre (1606–1684), französischer Dramatiker, neben Racine Hauptvertreter des höfischen Klassizismus 264

Correggio, Antonio da (eigtl. Allegri; um 1494–1534), italienischer Maler 131, 145, 154

Cotta, Johann Friedrich (1764–1832), Verlagsbuchhändler und Verleger in Stuttgart 348

Cramer, Carl Friedrich (1752–1807), Schriftsteller und Buchhändler, Sohn des Folgenden, Gegner Nicolais 343

Cramer, Johann Andreas (1723–1788), Schriftsteller und Kritiker, von 1754–1771 Hofprediger in Kopenhagen 221, 223, 292, 293, 448, 450

Der nordische Aufseher siehe *Anonyma und Periodica*

Cronegk, Johann Friedrich Reichsfreiherr von (1731–1757), Ansbacher Hofrat, Dramatiker

Codrus, ein Trauerspiel (1758) 266

Curalt, Robert (gest. um 1811), österreichischer Mönch, dann Priester und Kustos der Lemberger Universitätsbibliothek

Jus ecclesiasticum (Kirchenrecht; 1782) 307

Danckelmann, Christian Rudolf (1708–1774), preußischer Staatsminister 456

Dante Alighieri (1265–1321), italienischer Dichter 84, 85, 141, 154

Divina Commedia (Göttliche Komödie, um 1320) 84

Delisle, Louis-François (gest. 1756), französischer Lustspieldichter 281, 282

Timon le Misanthrope (T., der Menschenfeind; 1727) 281

Demokritus von Abdera (etwa 460–370 v. u. Z.), griechischer Philosoph 308

Denis, Johann Nepomuc Cosmas Michael (1729–1800), zunächst Jesuitenpriester, seit 1761 Professor für Rhetorik in Wien, Schriftsteller und Bibliothekar, Briefpartner Nicolais 298

Destouches (eigtl. Philippe Néricault; 1680–1754), französischer Lustspieldichter 185, 264

Diderot, Denis (1713–1784), französischer Schriftsteller und Philosoph, Hauptmitarbeiter an der Enzyklopädie 140, 391, 395

Le père de famille (Der Hausvater; 1758) 140, 279

Dietrich, Christian Wilhelm Ernst (1712–1774), ab 1741 Hofmaler in Dresden 238

Dodsley und Compagnie siehe *Schwickert*, Engelhard(t) Benjamin
Düring, Ballettmeister bei Kuhne 278

Dusch, Johann Jakob (1725–1787), Dichter, Kritiker und Übersetzer, Pädagoge in Altona ab 1756, einer der Hauptgegner der ›Literaturbriefe‹ 206, 209, 211

Eberl, Ferdinand Josef Franz (1762–1805), Direktionsmitglied am Wiener Josefstädter Theater, Dramatiker

Der Dichterling oder Solche Insekten gibts die Menge. Original-Lustspiel in einem Aufzug (1783) 271

Ekhof, Konrad (1720–1778), sog. ›Vater der deutschen Schauspielkunst‹, Mitglied des Hamburger Nationaltheaters 264 ff., 272

Eller, Johann Theodor (1689–1760), Berliner Arzt, ab 1735 königlich preussischer Leibarzt 450

Eschenburg, Johann Joachim (1743–1820), Professor am Collegium Carolinum in Braunschweig, Schriftsteller und Übersetzer, Freund Lessings 153

Euler, Johann Albert (1734–1800), Astronom, Mathematiker und Physiker 349

Ewald, Johann Joachim (geb. 1727), Schriftsteller, ging 1767 nach Rom 436

Eybel, Joseph (oder Johann) Valentin (1741–1805), österreichischer Kirchenrechtler 304

Abhandlung von der Ohrenbeichte (1783) 304

Fabricius, Johann Albert (1668–1736), seit 1699 Professor der Moral und Eloquenz am Hamburger Johanneum 314

Fichte, Johann Gottlieb (1762–1814) 88, 90, 139, 330, 377 ff.

System der Sittenlehre (1798) 139

Fielding, Henry (1707–1754), englischer realistischer Schriftsteller und Journalist

The Tragedy of Tragedies or the History of Tom Thumb the Great (Die Tragödie der Tragödien oder Die Geschichte Tom Däumlings des Großen; 1731) 193

Tom Jones, the History of a Foundling (T. J., die Geschichte eines Findlings; 1749) 273

Formey, Johann Heinrich Samuel (1711–1797), ab 1748 Sekretär und später Historiograph der Berliner Akademie der Wissenschaften

Éloge de M. Uhden (Lobrede auf Herrn U.; 1783) 445

Fresenius, Johann Philipp (1705–1761), lutherischer Geistlicher 239

Friedrich II., der Große (1712–1786), ab 1740 König von Preußen 89, 90, 312, 404, 408, 416, 425, 427, 444, 446, 451, 455, 458, 469 f.

Poésies diverses (Vermischte Dichtungen; 1760) 450, 455

- Friedrich Karl Joseph*, Baron von Erthal (1719–1802), 1774–1794 Kurfürst und Erzbischof von Mainz 427
- Friedrich Wilhelm II.* (1744–1797), ab 1786 König von Preußen, Neffe und Nachfolger Friedrichs II. 408, 414, 415
- Friedrich Wilhelm III.* (1770–1840), ab 1797 König von Preußen, Sohn Friedrich Wilhelms II. 416
- Fritz*, Andreas (1711–1790), Wiener Jesuitenpater, Verfasser lateinischer Tragödien 254
- Froriep*, Justus Friedrich (1745–1800), Theologe, Professor in Erfurt, zuletzt Prediger in Wetzlar 425f.
- Nachricht von der sich verzögernden Ausgabe einiger meiner Schriften (1769) 425
- Fürst*, Karl Joseph Maximilian, Freiherr von F. und Kupferberg (1717–1790), preußischer Staatsminister 427
- Garrick*, David (1717–1779), berühmtester englischer Schauspieler seiner Zeit, Theaterleiter und Dramatiker 273
- Gäßner*, Johann Joseph (1727–1779), katholischer Pfarrer, ›Wundertäter‹ und ›Teufelsbanner‹ 42
- Gebler*, Tobias Philipp Freiherr von (1726–1786), österreichischer Staatsmann und Dramatiker, Briefpartner Nicolais 263, 290f., 298
- Gellert*, Christian Fürchtegott (1715–1769), Professor der Philosophie in Leipzig, vielseitiger und populärer Dichter 190, 291, 293, 327
- Das Los in der Lotterie, ein Lustspiel (1746) 195
- Gentz*, Friedrich (1764–1832), Staatsmann und Publizist 329
- Über den Einfluß der Entdeckung von Amerika (1795) 329
- Geoffrin*, Marie-Thérèse (1699–1777), französische Gesellschaftsdame, in deren Salon sich die namhaften Künstler, Philosophen und Schöngeister von Paris trafen 56
- Gerstenberg*, Heinrich Wilhelm von (1737–1823), Schriftsteller, Übersetzer und Kritiker 212f., 238
- Tändeleien (1759 u. 1760) 212f.
- Gesner*, Salomon (1730–1788), Schweizer Dichter, Landschaftsmaler und Radierer 292, 293
- Gleim*, Johann Wilhelm Ludwig (1719–1803), Domsekretär und Kanonikus in Halberstadt, Lyriker 293
- Preußische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier. Mit Melodien (hrsg. von Lessing, 1758) 224ff.
- Gluck*, Christoph Willibald, Ritter von (1714–1787), Komponist, seit 1752 in Wien 277
- Orpheus und Eurydike (1762) 277
- Goethe*, Johann Wolfgang von (1749–1832), 84, 85, 87–90, 107, 139, 153f., 345–372, 384

- Clavigo. Ein Trauerspiel (1774)** 262
Der Großkophta. Ein Lustspiel (1792) 88, 107
Die Leiden des jungen Werthers (1774) 7–30, 107, 120, 145 f., 153 f.
Epigramme. Venedig 1790 (1795) 107, 139, 360
Hermann und Dorothea (1798) 90, 97
Iphigenie auf Tauris (1779/1787) 107
Prolog zu den neusten Offenbarungen Gottes (1774) 385
Reineke Fuchs (1794) 88, 358
Stella. Ein Schauspiel für Liebende (1776) 262
Wilhelm Meisters Lehrjahre (1795/96) 78, 79, 88 ff., 107, 125, 360
Xenien (1796) siehe auch *Schiller, Friedrich von* 345–372
Goldoni, Carlo (1707–1793), italienischer Dramatiker 261
Der verstellte Kranke (Lustspiel) 266
Gottfried von Bouillon (1061–1100), Herzog von Niederlothringen 286
Gottsched, Johann Christoph (1700–1766) 185, 188, 192 f., 206, 211, 212, 259, 260, 289, 293, 314, 436
Atalanta oder Die bezwungene Sprödigkeit, ein Schäferspiel (1740) 184
Sterbender Cato, ein Trauerspiel (1732) 191
Gottsched(in), Luise Adelgunde Victorie (1713–1762), Lustspieldichterin und Übersetzerin, Frau des Vorigen
Alzire, Trauerspiel nach Voltaire (1741) 185
Die ungleiche Heirat, ein Lustspiel (1743) 184
Götz, Johann Nikolaus (1721–1781), Pfarrer in Baden, Übersetzer und Lyriker 474
Gozzi, Carlo Graf (1720–1806), italienischer Dramatiker, ein Lieblingsdichter der Frühromantiker 140, 141
Griesbach, Johann Jakob (1745–1812), seit 1775 Professor der Theologie in Jena 350
Grillo, Friedrich (1737–1802), Berliner Professor und Übersetzer, 1764/65 Mitarbeiter der ›Literaturbriefe‹ 441
Grolmann, Ludwig Adolf Christian von (1741–1809), nach 1780 Regiergungsdirektor in Gießen, Gegner der Aufklärung und der Französischen Revolution
Endliches Schicksal des Freimaurerordens in einer Schlußrede gesprochen von Br.*, vormals Redner der Loge zu *** am Tage ihrer Auflösung (1795)** 409 f.
Guido siehe *Reni, Guido*
- Hafner, Philipp (1735–1764), österreichischer Dramatiker** 271
Hagedorn, Friedrich von (1708–1754), Lyriker und Fabeldichter 292, 293
Moralische Gedichte (1750 u. 1753) 223

Hain (Hayn), Juliane (geb. 1758), österreichische Schauspielerin und Dramatikerin

Der Dichterling oder Solche Insekten gibts die Menge. Original-Lustspiel in einem Aufzug (1783) 271

Haller, Albrecht von (1708–1777), Schweizer Naturforscher, Arzt und Dichter 431

Haschka, Lorenz Leopold (1749–1827), österreichischer Schriftsteller, seit 1765 Jesuit, Gegner Nicolais 140, 343, 345

Hassler, Marcus (1729–1792), in den »Literaturbriefen« von Nicolai kritisierte Übersetzer 211

Hecker, Andreas Jakob (1746–1819), Oberkonsistorialrat, Pastor und Direktor der Berliner Realschule, Mitglied der Immediat-Examinations-Kommission unter Friedrich Wilhelm II. 414

Heinius, Johann Philipp (1688–1775), Gymnasialrektor und Zensor in Berlin 445, 456

Heinrich, Friedrich Ludwig (1726–1802), Prinz von Preußen, Bruder Friedrichs II. 458

Heinse, Johann Jakob Wilhelm (1746–1805), Romancier, Kunstschriftsteller und Übersetzer 251

Helvétius, Claude-Adrien (1715–1771), französischer Philosoph und Schriftsteller 87

De l'esprit (Vom Geist; 1758) 87

Henke, Heinrich Philipp Konrad (1752–1809), Professor der Theologie und Abt in Helmstedt, Mitarbeiter der »Allgemeinen deutschen Bibliothek« 413

Herder, Johann Gottfried (1744–1803) 434

Gottfried Ephraim Lessing. Geboren 1729, gestorben 1781 (1781) 434f.

Hermes, Hermann Daniel (1731–1807), ab 1791 Oberkonsistorial- und Schulrat in Berlin, Mitglied der Immediat-Examinations-Kommission unter Friedrich Wilhelm II. 412, 414, 415

Hertzberg, Ewald Friedrich Graf von (1725–1795), preußischer Staatsmann 427

Herz, Marcus (1747–1803), Arzt, seit 1788 Professor der Philosophie in Berlin 81

Heß, Mathias Ignaz von (1746–1776), Professor der Literatur und allgemeinen Weltgeschichte in Wien 290

Heufeld, Franz von (1731–1795), österreichischer Verwaltungsbeamter, Lustspielsdichter 263, 282

Der Bauer aus dem Gebirge in Wien (1767) 282

Heyden, Ludwig Jacob

Penelope. Ein Trauerspiel in Versen (1760) 318

Heydenreich, Karl Heinrich (1764–1801), Philosophieprofessor in Leipzig, Ästhetiker 330

Hieronymus, Sophronius Eusebius, der Heilige (um 347–420), lateinischer Kirchenvater und Mönch 145, 154

Hillmer, Gottlob Friedrich (1756–1835), Gymnasiallehrer, unter Friedrich II. Oberkonsistorialrat und Mitglied der Immediat-Examinations-Kommission 412, 414, 415

Hoffmann, Leopold Aloys (1748–1806), Professor der deutschen Sprache in Pest und Wien, Gegner der Aufklärung und der Französischen Revolution 409

Hofstätter, Anton (1741–1814), österreichischer Pädagoge und Bibliothekar, ehemaliger Jesuit, Aufklärungsgegner 409

Homer (9. Jh. v. u. Z.) 337

Ilias 38f., 337

Odyssee 38

Horaz (Quintus Horatius Flaccus; 65–8 v. u. Z.), römischer Dichter 198, 470

Huber, Joseph Carl (1726–1760), Wiener Schauspieler und Dramatiker

Neues Bürgerliches Trauerspiel. Von fünf Handlungen, aus dem Englischen gezogen, betitelt: Missara und Sirsampson. Mit Hannswurst des Mellefonds getreuen Bedienten (1763) 260

Hufeland, Gottlieb (1760–1817), 1788–1803 Professor der Jurisprudenz in Jena 373

Huß, Schauspieler bei Kuhne 279

Hymmen, Johann Wilhelm Bernhard von (1725–1787), Berliner Jurist und Schriftsteller 427

Beiträge zur juristischen Literatur in den preußischen Staaten siehe *Anonyma und Periodica*

Jacobi, Johann Georg (1740–1814), Dichter aus dem sog. Halberstädter Kreis um Gleim, Übersetzer 250

Charmides und Theone oder Die sittliche Grazie (1774) 250

Jacquet, Marianne (Nannette), verh. Adamberger (1752–1804), Wiener Schauspielerin 276

Jariges, Philipp Joseph Pandin von (1706–1770), preußischer Großkanzler, Wirklicher Staats- und Kriegsminister 451, 455f.

Joachim Ernst (1536–1586), Fürst von Anhalt 40

Jonson, Ben(jamin) (1572–1637), englischer Dramatiker 390, 395f.

Epicoene or The Silent Woman (1609) siehe auch *Tieck*, Johann Ludwig 390, 395f.

Joseph II. (1741–1790), Kaiser und Mitregent der österreichischen Monarchie ab 1765, Alleinherrscher seit 1780 288, 303

Justi, Johann Heinrich Gottlob von (1717–1771), kameralistischer und satirischer Schriftsteller 449ff.

Die Wirkungen und Folgen sowohl der wahren als der falschen Staatskunst in der Geschichte des Psammitichus, Königs von Ägypten (1759) 449f.

Kālidāsa (wahrscheinlich 5. Jh.), indischer Dichter, Klassiker der Sanskritdichtung

Abhijnānashakuntala (Das Wiedererkennen der Sakuntala) 386

Kallesch, Schauspieler bei Kuhne 279

Kant, Immanuel (1724–1804) 322, 323, 328, 329, 331, 337, 340

Grundlegung der Metaphysik der Sitten (1785) 75

Karl V. (1500–1558), seit 1516 König von Spanien, 1519–1556 römisch-deutscher Kaiser, zog 1541 erfolglos gegen Algier 261

Karl XII. (1682–1718), ab 1697 König von Schweden 61

Karl Eugen (1728–1793), ab 1744 regierender Herzog von Württemberg 451

Karsch(in), Anna Luise (Louisa) (1722–1791), Berliner Lyrikerin 227ff.

Poetische Einfälle. Erste Sammlung (1764) 229

Kauffmann, Angelika (1741–1807), Malerin in Rom 155

Kirchhoff, Gustav Friedrich (1725–1764), Schauspieler 257

Kleist, Ewald Christian von (1715–1759), Offizier in dänischen, seit 1740 in preußischen Diensten, Dichter, Freund Lessings und Nicolais 292, 293, 436, 439, 458ff., 474

Klinger, Friedrich Maximilian (1752–1831), ab 1780 in russischen Staatsdiensten, Schriftsteller

Die Zwillinge (1776) 262

Simone Grisaldo (1776) 274

Klopstock, Friedrich Gottlieb (1724–1803) 83, 140, 238, 292, 293, 469

Der Messias (1748–1773) 309

Klotz, Christian Adolf (1738–1771), Altphilologe, Publizist, Professor der Beredsamkeit in Halle, befohdete Lessing, Nicolai, Herder u. a. 343, 345, 353, 363

Briefe deutscher Gelehrten an den Herrn Geheimen Rat Klotz (1773) 307

Koch, Gottfried Heinrich (1703–1775), Schauspieler, Übersetzer, seit 1750 Prinzipal einer Schauspielergesellschaft, die hauptsächlich in Leipzig und Berlin auftrat 195, 264, 268

Kosegarten, Ludwig Gotthard (1758–1818), Theologe und Schriftsteller 79

Rithogar und Wanda (1798) 79

Kotzebue, August (1761–1819), vielseitiger Schriftsteller, erfolgreichster Dramatiker seiner Zeit 89, 357

Krantz, Gottlob (1660–1733), ab 1681 Lehrer, von 1701 bis 1733 Rektor am Breslauer Elisabeth-Gymnasium 257f.

Krüger, Johann Christian (1723–1750), Schauspieler, Lustspieldichter und Übersetzer 190

Der blinde Ehemann. Ein Lustspiel in drei Handlungen (1751) 190

Die Kandidaten oder Die Mittel, zu einem Amte zu gelangen. Ein

Lustspiel in fünf Handlungen (1748) 190

Kuhne, Frau des Folgenden 279

Kuhne, Ernst (2. Hälfte 18. Jh.), Prinzipal einer wandernden Schauspielertruppe 278f.

Kumpf, Schauspieler bei Kuhne 279

Küster, Georg Gottfried (1695–1776), Schulrektor und Historiker 32

La Chaussée, Pierre-Claude Nivelles de (1692–1754), franz. Dramatiker, einer der Begründer des sogenannten rührenden Lustspiels 190

La Fontaine, Jean de (1621–1695), französischer Dichter 361

Lambert, Johann Heinrich (1728–1777), Mathematiker, Oberbaurat in Berlin 91, 298

Lange, Joseph (1751–1831), Schauspieler am Wiener Burgtheater 267

Laroche, Johann (1745–1806), Wiener Schauspieler 279

Laudes, Joseph (1742–1780), Wiener Schriftsteller 262, 271

Lavater, Johann Kaspar (1741–1801), Schweizer theologischer Schriftsteller, zunächst Briefpartner und dann Gegner Nicolais 116

Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe (1775–1778) 116

Leberecht, Peter siehe **Tieck, Johann Ludwig**

Leclerc, Michel (1622–1691), französischer Schriftsteller 193

Leisewitz, Johann Anton (1752–1806), Staatsbeamter, Publizist, Dramatiker

Julius von Tarent (1776) 262

Lekain (eigtl. Henri-Louis Cain; 1729–1778), französischer Tragöde, berühmter Voltaire-Interpret 267

Le Nôtre, Andras (1613–1700), französischer Gartenbaumeister, der u. a. die Gärten von Versailles anlegte 27

Lesage, Alain-René (1668–1747), französischer Romancier und Dramatiker

Histoire de Gil Blas de Santillane (Geschichte des G. B. von S.; 1715/1735) 142, 361

Lessing, Gotthold Ephraim (1729–1781) 153, 189f., 194, 212, 225, 238, 241–247, 256, 264, 266, 267, 270, 320f., 350, 385, 391, 395, 433, 434f., 437ff., 440, 473, 474

Briefe, die neueste Literatur betreffend siehe *Anonyma und Periodica*
Briefwechsel mit Karl Wilhelm Ramler, Johann Joachim Eschenburg und Friedrich Nicolai (= Lessings sämtliche Schriften. T. 27; 1794)

153, 320, 321

- Emilia Galotti (1772) 101, 265 f., 279
 Friedrichs von Logau Sinngedichte. Zwölf Bücher. Mit Anmerkungen
 über die Sprache des Dichters herausgegeben von C. W. Ramler und
 G. E. Lessing (1759) 473
 Hamburgische Dramaturgie (1767–1769) 241–247, 270
 Miß Sara Sampson (1755) 260
 Theatralische Bibliothek siehe *Anonyma und Periodica*
 Lessing, Karl Gotthelf (1740–1812), ab 1779 Münzdirektor in Breslau,
 Schriftsteller, jüngster Bruder Lessings 443
 Gotthold Ephraim Lessings Leben, nebst seinem noch übrigen literari-
 schen Nachlasse (3 Tle., 1793–1795) 443
 Lichtenberg, Georg Christoph (1742–1799), Physiker und Schriftsteller,
 Professor in Göttingen 433
 Lichtwer, Magnus Gottfried (1719–1783), Fabeldichter 293, 473
 Liebich, Ehrenfried (1713–1780), schlesischer Pfarrer und geistlicher Lie-
 derdichter 251
 Linné (Linnäus), Karl von (1707–1778), schwedischer Naturforscher, Sy-
 stematiker des Tier- und Pflanzenreiches 350
 Loder, Justus Christian (1753–1832), Arzt, 1778–1803 Professor der Anato-
 mie und Chirurgie in Jena 81, 350
 Logau, Friedrich Freiherr von (1604–1655), Epigrammatiker 473
 Lohenstein, Daniel Caspar von (1635–1683), schlesischer Dichter, von
 vielen Aufklärern als schwülstig abgelehnt 86
 Luca, Ignaz de (1746–1799), österreichischer Schriftsteller
 Das gelehrte Österreich (1776 ff.) 289, 292, 294
 Ludovici, Johann Georg (um 1700), Dramatiker 256
 Ludwig XIV. (1638–1715), ab 1643 König von Frankreich, der »Sonnenkö-
 nig« 71, 198
 Ludwig (1579–1650), ab 1603 Fürst von Anhalt-Köthen 41
 Lukianos (um 120 bis um 180), griechischer Satiriker 308
 Luther, Martin (1483–1546) 348, 407

 Macpherson, James (1736–1796), schottischer Schriftsteller, siehe auch
Ossian
 Fingal, an Ancient Epic Poem (1762) 38 f.
 Fragments of Ancient Poetry (1760) 21
 Temora, an Ancient Epic Poem (1763) 38
 Majer, Friedrich (1772–1818), Orientalist, Historiker, Privatdozent in Jena
 386
 Über die mythologischen Dichtungen der Indier (1800) 386
 Manso, Johann Kaspar Friedrich (1760–1826), Gymnasialdirektor in
 Breslau, Philologe und Historiker, Schriftsteller und Übersetzer 337 f.
 Marie Antoinette (1755–1793), österreichische Prinzessin, heiratete 1770

den französischen Thronfolger, der 1774 als Ludwig XVI. König wurde 249

Marinelli, Karl von (1745–1803), Schauspieler und Dramatiker, gründete 1781 in Wien das Leopoldstädter Theater 271, 279

Marivaux, Pierre de (1688–1763), französischer Schriftsteller 264, 281

L'héritier de village (Der Bauer mit der Erbschaft; 1725) 266

Martialis, Marcus Valerius (um 40–104), römischer Epigrammatiker 470

Martini (zu Wasserberg), Karl Anton Freiherr von (1726–1800), österreichischer Rechtsgelehrter, ab 1754 Universitätsprofessor in Wien, Staatsmann 291

Mascov, Johann Jakob (1689–1761), Theologe, Jurist und Historiker in Leipzig 314

Mayer, Schauspieler in der Schuchischen Theatertruppe 195

Mecour, Louis (gest. 1777), Ballettmeister, u. a. in der Schuchischen Truppe 195

Meinhard (eigtl. Gemeinhard), Johann Nikolaus (1727–1767), zunächst Theologe, dann Privatgelehrter und Übersetzer, mit Nicolai persönlich bekannt 353

Meierotto, Johann Heinrich Ludwig (1742–1800), Gymnasialprofessor und -rektor in Berlin 469

Mendelssohn, Moses (1729–1786), Kaufmann, Schriftsteller und Philosoph in Berlin, engster Freund Nicolais und Lessings, in den ›Literaturbriefen‹ meistens unter seiner Chiffre ›D.‹ angeführt 210, 214, 433, 437f., 439f., 447ff., 450, 455, 456f., 466, 469

Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste siehe *Anonyma und Periodica*

Briefe, die neueste Literatur betreffend siehe *Anonyma und Periodica*

Meusel, Johann Georg (1743–1820), Geschichtsprofessor in Erfurt und Erlangen, Lexikograph

Lexikon der von 1750–1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller (15 Bde., 1802–1816) 451

Michelangelo (eigtl. Michelangelo Buonarroti; 1475–1564), italienischer Künstler 155

Milton, John (1608–1674), englischer Staatsmann und Dichter 238

Mire, Anton, um 1780 Fechtmeister in Wien 287

Molière (eigtl. Jean-Baptiste Poquelin; 1622–1673), französischer Komödiendichter 185, 189

Le malade imaginaire (Der eingebildete Kranke; 1673) 72

Le médecin malgré lui (Der Arzt wider Willen; 1668) 11

Moll, Christian Hieronymus (1750– um 1825), Buchhändler und Schriftsteller 303, 305

- Moritz*, Karl Philipp (1757–1793), Gymnasialprofessor und Professor für Altertumskunde in Berlin, Schriftsteller 83
- Moser*, Friedrich Carl Freiherr von (1723–1798), Diplomat und Schriftsteller 230, 231–234, 236f., 238f.
- Daniel in der Löwengrube, in sechs Gesängen (1763) 232, 233, 234ff.
- Geistliche Gedichte, Psalmen und Lieder (1763) 232
- Gesammelte moralische und politische Schriften (Bd. 2, 1764) 236, 239
- Möser*, Justus (1720–1794), Schriftsteller, Publizist und Historiker, Briefpartner Nicolais 274
- Arminius. Ein Trauerspiel (1749) 191
- Harlekin oder Verteidigung des Groteske-Komischen (1761) 253, 280f.
- Patriotische Phantasien (Bd. 1, 1774) 274
- Mosheim*, Johann Lorenz (1694–1755), lutherischer Theologe, Begründer der pragmatischen Kirchengeschichte 292, 293
- Müller* (eigtl. Schroeter), Johann Heinrich Friedrich (1738–1815), Wiener Schauspieler, Dramatiker und Theaterhistoriker 278
- Gräfin Tarnow. Original-Drama in fünf Aufzügen (1771) 261
- Mylius*, Christlob (1722–1754), vielseitiger Schriftsteller, Journalist, Naturwissenschaftler, Jugendfreund Lessings 271
- Die Schäferinsel (Lustspiel, 1749) 271
- Naubert*, Benedikte (1756–1819), Romanschriftstellerin und Übersetzerin
- Hermann von Unna (2 Bde.; 1788) 89
- Necker*, Susanne (1739–1794), Frau des französischen Ministers Jacques N., versammelte in ihrem Haus gelehrte Gesellschaften 56
- Neuber(in)*, Friederike Caroline (1697–1760), Schauspielerin und Prinzipalin in Leipzig 256
- Neugebauer*, Wilhelm Ehrenfried (gest. vor 1770), an Gottsched orientierter Schriftsteller, seit etwa 1750 in Wien 289
- Newton*, Isaac (1643–1727), englischer Physiker, Astronom und Mathematiker 232, 349, 350, 354, 359
- Observations on the Prophecies of Daniel and the Apocalypse of St. John (Beobachtungen zu den Prophezeiungen Daniels und der Apokalypse des Heil. Johannes; 1773) 232
- Nicolai*, Gottfried Wilhelm (gest. 1758), Buchhändler in Berlin, Friedrich Nicolais ältester Bruder 439
- Nicolay*, Ludwig Heinrich Freiherr von (1737–1820), ab 1761 in russischen Staatsdiensten, Schriftsteller 474
- Niebuhr*, Carsten (1733–1815), Forschungsreisender und Reiseschriftsteller 298
- Noverre*, Jean Georges (1727–1810), französischer Ballettmeister 262, 269, 270

Opitz, Martin (1597–1639), Dichter und Kunsttheoretiker, Begründer der sog. Ersten Schlesischen Dichterschule 292, 293
Ossian, sagenhafter gälischer Heros und Dichter, siehe auch *Macpherson*, James 21, 24
Otfried von Weißenburg (9. Jh.), althochdeutscher Dichter 31f.

Pallagonia, Ferdinando Francesco Gravina, Cruyllas ed Agliata, Fürst von (gest. 1792) 87

Palthen, Johann Franz von (1724–1804), Jurist, Schriftsteller und Übersetzer; wurde von Lessing in den ›Literaturbriefen‹ scharf kritisiert 211

Pitschel, Friedrich Lebegott (1714–1785), Arzt, Dramatiker der Gottschedischen Schule

Darius, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen (1742) 184

Pius VI. (1717–1799), seit 1775 Papst 307

Podewils, Graf Otto Christoph (gest. 1781), preußischer Wirklicher Geheimer Staats- und Kriegsminister 449, 455

Polyklet (Polykleitos), griechischer Erzgießer und Bildhauer, der um 460 bis 420 v. u. Z. tätig war 112

Pope, Alexander (1688–1744), englischer Dichter und Essayist 190, 203

Popowitsch, Johann Sigmund Valentin (1705–1774), Sprach- und Naturforscher, Schriftsteller, seit 1753 Lehrer der deutschen Beredsamkeit an der Wiener Universität 290

Versuch einer Vereinigung der Mundarten von Teutschland, als eine Einleitung zu einem vollständigen Wörterbuche (1780) 290

Pradon, Jacques (1644–1698), französischer Schriftsteller 193

Pythagoras (um 580 bis um 500 v. u. Z.), griechischer Philosoph und Mathematiker 327

Quand, Nicolai meint vielleicht Johann Gottfried Quandt, der 1758 Kustos der Wiener Hofbibliothek wurde 289

Quinault, Philippe (1635–1688), französischer Dramatiker, heftig attackiert von Boileau 198

Quistorp, Theodor Johann (1722–1776), Jurist, Dramatiker der Gottschedischen Schule 185

Rabener, Gottlieb Wilhelm (1714–1771), Satiriker 292, 293

Racine, Jean (1639–1699), französischer Dramatiker, neben Corneille Hauptvertreter des höfischen Klassizismus 264

Phädra (1677) 271

Raffaello Santi (1483–1520), italienischer Maler 80, 131, 154

Ramdohr, Friedrich Wilhelm Basilius von (1757–1822), Gerichtsrat und preußischer Gesandter, Schriftsteller

- Venus Urania, über die Natur der Liebe, über ihre Veredelung und Verschönerung (1798/99) 70
- Ramler*, Carl Wilhelm (1725–1798), Professor am Berliner Kadetteninstitut, Dichter und Übersetzer, Freund Nicolais und Lessings 153, 239f., 250, 469–474
- Einleitung in die schönen Wissenschaften nach dem Französischen des Herrn Batteux, mit Zusätzen vermehrt (1754–1758) 470, 473
- Fabellese (1783/1790) 473
- Fabeln und Erzählungen aus verschiedenen Dichtern gesammelt (1797) 473
- Friedrichs von Logau Sinngedichte. Zwölf Bücher. Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von C. W. Ramler und G. E. Lessing (1759) 473
- Herrn M. G. Lichtwerts [...] auserlesene und verbesserte Fabeln und Erzählungen in zweien Büchern (1761) 473, 474
- Horazens Oden, übersetzt und mit Anmerkungen erläutert (1800) 470
- Kajus Valerius Katullus in einem Auszuge, lateinisch und deutsch (1793) 470
- Lieder der Deutschen (1766) 473
- Marcus Valerius Martialis in einem Auszuge, lateinisch und deutsch (1787–1791) 470
- Sammlung der besten Sinngedichte der deutschen Poeten (1766) 473
- Rautenstrauch*, Johann (1746–1801), Lizentiat der Rechte und Schriftsteller, ab 1770 in Wien
- Der Haushahn, ein Faschingsstück in zweien Aufzügen mit Musik (1783) 279
- Über die Stubenmädchen in Wien. O tempora! o mores! (1781) 307
- Warum kömmt Pius der VI. nach Wien? Eine patriotische Betrachtung (1782) 307
- Rehberg*, August Wilhelm (1757–1836), Publizist und Schriftsteller, Staatsmann 433, 435
- Über die deutsche Literatur (1782) 433
- Reimarus*, Hermann Samuel (1694–1768), Hamburger klassischer Philologe, dessen bibelkritische Untersuchungen Lessing 1774–1778 als »Fragmente eines Ungenannten« teilweise veröffentlichte 214, 314
- Reinbeck*, Johann Gustav (1683–1741), Theologe und Philosoph, zuletzt Propst und königlicher Beichtvater in Berlin 312
- Reinhard*, Adolph Friedrich (1726–1783), Jurist und Schriftsteller, Gegner Nicolais
- Sammlung vermischter kleiner Schriften (1770–1774) 250
- Reni*, Guido (1575–1642), italienischer Maler 131
- Resewitz*, Friedrich Gabriel (1725–1806), Geistlicher und Schriftsteller, 1764/65 Mitarbeiter der »Literaturbriefe« 440

- Retzer*, Joseph Friedrich Freiherr von (1755–1824), Wiener Hofsekretär, Zensor und Schriftsteller, Briefpartner Nicolais 431
- Richelieu*, Armand-Jean du Plessis, Cardinal de (1585–1642), französischer Staatsmann 198
- Riedesel*, Johann Hermann, Freiherr zu Eisenbach und auf Altenberg (1740–1785), preußischer Gesandter in Wien, Reiseschriftsteller 428
- Riegger*, Joseph Anton Stephan, Ritter von (1742–1795), österreichischer Rechtsgelehrter und Schriftsteller 291
- Riesbeck*, Johann Kaspar (1754–1786), Schriftsteller, 1775–1777 in Wien, ab 1780 in der Schweiz 286
- Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Paris (1783) 286
- Ritter*, Johann Wilhelm (1776–1810), Physiker, den Frühromantikern nahestehend 386
- Robison*, John (1739–1805), schottischer Mathematiker und wissenschaftlicher Schriftsteller, Gegner der Französischen Revolution und der Aufklärung 412
- Roscus* (Q. Roscius Gallus; um 125–62 v. u. Z.), römischer Schauspieler 276
- Rousseau*, Jean-Jacques (1712–1778), französischer Schriftsteller und Philosoph 120, 150, 294
- Confessions (Bekenntnisse; 1781) 294
- Rubens*, Peter Paul (1577–1640), niederländischer Maler 154
- Saal*, Schauspielerhepaar, bei Kuhne 279
- Sacco*, Johanna (1754–1801), Wiener Schauspielerin 272, 276
- Sachs*, Hans (1494–1576), Nürnberger Meistersinger und Dichter, von Beruf Schuhmacher 31, 384
- Salazar* (18. Jh.), aus Spanien stammender deutscher Goldoni-Übersetzer 261
- Salomo*, König von Israel um 970–930 v. u. Z. 124
- Sangerhausen*, Christoph Friedrich (1740–1802), Pädagoge und Schriftsteller 251
- Sappho* (nach 650 bis um 600 v. u. Z.), griechische Lyrikerin 122
- Schätzl*, Schauspieler bei Kuhne 279
- Schelling*, Friedrich Wilhelm Joseph von (1775–1854) 373, 377, 384
- Ideen zur Philosophie der Natur (1797) 379
- System des transzendentalen Idealismus (1800) 374
- Über die Jenaische Allgemeine Literaturzeitung (1800) 373
- Zeitschrift für spekulative Physik siehe *Anonyma und Periodica*
- Scherzer* (18. Jh.), österreichischer Schauspieler und Prinzipal 285
- Scheyb*, Franz Christoph von (1704–1777), österreichischer Hofbeamter und Schriftsteller 318

- Theresiade (1746) 318
- Schiller, Friedrich von (1759–1805) 88, 154, 320f., 331, 335f., 340, 345–372
- Die Horen siehe *Anonyma und Periodica*
- Die Räuber (1781) 78, 274
- Musenalmanach für das Jahr 1796/1797 siehe *Anonyma und Periodica*
- Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen (1795) 336–340, 343
- Würde der Frauen (1795) 331
- Xenien (1796) siehe auch *Goethe*, Johann Wolfgang von 345–372
- Schlegel, August Wilhelm von (1767–1845), Schriftsteller, Übersetzer und Sprachforscher, 1798–1801 Professor in Jena, Bruder des Folgenden 85, 88, 373, 377, 380, 383, 386, 389f., 396
- Athenaeum siehe *Anonyma und Periodica*
- Charakteristiken und Kritiken (1801, 2 Bde., zusammen mit F. Schlegel) 379
- Shakespeares dramatische Werke (1797–1810) 389
- Schlegel, Friedrich von (1772–1829), Schriftsteller und Philosoph, führender Theoretiker der deutschen Frühromantik, Bruder des Vorigen 85, 88, 330, 377, 386, 389, 396
- Athenaeum siehe *Anonyma und Periodica*
- Charakteristiken und Kritiken (1801, 2 Bde., zusammen mit A. W. Schlegel) 379
- Geschichte der Poesie der Griechen und Römer (1798) 379
- Lucinde (1799) 379
- Vom ästhetischen Werte der griechischen Komödie (1794) 330
- Schlegel, Johann Elias (1719–1749), Dramatiker und Literaturtheoretiker, ab 1743 in Dänemark; Onkel der beiden Vorigen 189, 191, 285, 293
- Canut. Ein Trauerspiel (1746) 191, 285
- Der Geheimnisvolle. Ein Lustspiel (1750) 189
- Der Triumph der guten Frauen. Ein Lustspiel (1748) 189
- Die Trojanerinnen. Ein Trauerspiel (1747) 285
- Theatralische Werke (1747) 191
- Schlözer, August Ludwig von (1735–1809), Historiker, politischer Schriftsteller 263, 307
- Briefwechsel, meist historischen und politischen Inhalts siehe *Anonyma und Periodica*
- Schmidt, Klammer Eberhard Karl (1746–1824), Dichter aus dem sog. Halberstädter Kreis um Gleim 251
- Schmidt, Michael Ignaz (1736–1794), Historiker, ab 1780 Direktor des Haus- und Staatsarchivs in Wien 309
- Geschichte der Deutschen (die ersten fünf Tle., 1778ff.) 309

Schmolck, Benjamin (1672–1737), Kirchen- und Schulinspektor, geistlicher Liederdichter und Erbauungsschriftsteller in Schweidnitz 251
Schönaich, Christoph Otto Freiherr von (1725–1809), Schriftsteller, von Gottsched protegiert 191ff.

Mariamne (1754) 192

Thusnelde und Hermann (1754) 192

Versuche in der tragischen Dichtkunst (1754) 191

Zayde (1754) 193

Schröder, Friedrich Ludwig (1744–1816), Stiefsohn von Ackermann, Schauspieler, Theaterleiter in Hamburg und Wien 273, 276

Schuch, Franz (d. Ä.; 1713–1763), seit 1741 Prinzipal einer Schauspielergesellschaft 194f., 284

Schulze, Johann Traugott (1731–1755), an Gottsched orientierter Schriftsteller 188

Über die Frage: Welche von beiden vorzüglicher sind, die Alten oder die Neuern? Ein Glückwünschungsschreiben (1754) 188

Schütz, Christian Gottfried (1747–1832), Philologe, Publizist und Philosoph, Professor in Jena und Halle 373, 389

Allgemeine Literaturzeitung siehe *Anonyma und Periodica*

Schwert, Schauspieler bei Kuhne 279

Schwickert, Engelhard(t) Benjamin (1742–1825), Leipziger Buchhändler, um 1770 Raubdrucker unter dem Firmennamen »Dodsley & Co.« 241–247

Seyler, Sophie Friederike (1738–1789), gefeierte Schauspielerin 268, 273

Shaftesbury, Anthony Ashley Cooper, Earl of (1671–1713), englischer Philosoph und Essayist 200f.

Characteristics of Men, Manners, Opinions, Times (Charakteristiken von Menschen, Sitten, Meinungen, Zeiten; 1711) 200f.

Shakespeare, William (1564–1616) 80, 84f., 107ff., 140, 141, 147, 154, 188, 284, 383, 385, 389, 390ff., 395

Hamlet (1603) 89, 112

King Lear (1605) 284

Macbeth (1606) siehe auch *Stephanie*, Gottlieb 271

The Tempest (Der Sturm; 1611) siehe auch *Tieck*, Johann Ludwig 380, 385

Sokrates (470–399 v. u. Z.), griechischer Philosoph, wegen angeblichen Irrglaubens und verderblichen Einflusses auf die Jugend hingerichtet 178f.

Sonnenfels, Joseph von (1732–1817), österreichischer Schriftsteller, Universitätsprofessor in Wien, Reformator des Wiener Theaters 291–295, 298

Ankündigung einer deutschen Gesellschaft in Wien (1761) 291, 293f., 295

- Spalding*, Johann Joachim (1714–1804), Berliner Theologe
 Betrachtung über die Bestimmung des Menschen (1748) 465
- Spenser*, Edmund (um 1552–1599), englischer Dichter
 The Faeri Queene (Die Feenkönigin; 1590/1596) 38
- Spieß*, Christian Heinrich (1755–1799), Verfasser trivialer Romane 89, 90
- Spil(c)ker*, Heinrich Eberhard Freiherr von, Offizier in Potsdam, an Gottsched orientierter Schriftsteller 185
- Staël*, Anne Louise Germaine, Baronne de Staël-Holstein (1766–1817), französische Schriftstellerin 120, 150
 Lettres sur les écrits et le caractère de Jean-Jacques Rousseau (Briefe über J.J.R.s Schriften und Charakter; 1788) 120f., 150
- Stark*, Johann August (1741–1816), Theologe, Orientalist und Prediger, konvertierte 1766 zum Katholizismus, Gegner Nicolais 343
- Starke* (Starkin), Johanna Christiane (1732–1809), berühmte Schauspielerin ihrer Zeit 265, 268, 273
- Stattler*, Benedict (1728–1797), Jesuit, Professor für Philosophie und Theologie, Gegner der Französischen Revolution 409
 Unsinn der französischen Freiheits-Philosophie im Entwurfe ihrer neuen Konstitutionen, zur Warnung und Belehrung deutscher französisender Philosophen in das helle Licht gestellt (1791) 409
- Steck*, Johann Christoph Wilhelm von (1730–1797), preußischer Staatsbeamter und Schriftsteller 427
- Steffens*, Heinrich (1773–1845), Philosoph und Naturforscher 373
- Stephanie* (der Ältere), Christian Gottlob (etwa 1733–1798), Wiener Schauspieler und Dramatiker, Bruder des Folgenden 267, 271
- Stephanie* (der Jüngere), Gottlieb (1741–1800), Wiener Schauspieler und Dramatiker, Bruder des Vorigen 263, 271
- Macbeth (1772) siehe auch *Shakespeare*, William 271
- Sternschütz*, Johann Edler von (gest. 1772), Mitglied des Wiener Nationaltheaters, Dramatiker
 Karl der Fünfte in Afrika, ein heroisches Trauerspiel (1772) 261
- Stranitzky*, Joseph Anton (1676–1726), österreichischer Schauspieler, Theaterleiter, Dramatiker 257ff.
- Ollapatrida des durchgetriebenen Fuchsmundi (zuerst 1711) 259
- Stüven*, Peter, 1735 Lizentiat in Hamburg, Übersetzer vor allem französischer Dramen 191, 271
- Sulzer*, Johann Georg (1720–1779), aus der Schweiz stammender Philosoph und Ästhetiker, seit 1747 Gymnasialprofessor für Mathematik in Berlin, zeitweiliger Mitarbeiter der ›Literaturbriefe‹ 441, 452, 455
 Gedanken über den vorzüglichen Wert der epischen Gedichte des Herrn Bodmer (1754) 452
- Swieten*, Gerard van (1700–1772), niederländischer Arzt, 1745 Leibarzt der

österreichischen Kaiserin Maria Theresia, später Direktor des österreichischen Medizinalwesens 291, 428

Tasso, Torquato (1544–1595), italienischer Dichter 155, 286, 287

La Gerusalemme liberata (Das befreite Jerusalem; 1581) 286, 287

Taube, Friedrich Wilhelm von (1728–1778), Jurist, Staatsbeamter, Publizist und Schriftsteller, seit 1756 in Wien 298

Teller, Wilhelm Abraham (1734–1804), Berliner Aufklärungstheologe 222, 426

Beurteilung des ersten Teils der Cramerischen Übersetzung der Psalmen in zweien Sendschreiben an den hochhehrwürdigen Herrn Verfasser (1760) 222

Lehrbuch des christlichen Glaubens (1764) 426

Teutleben, Caspar von (1576–1629), weimarischer Hofmeister, Gründer der »Fruchtbringenden Gesellschaft« 41

Thomasius, Christian (1655–1728), Philosoph, seit 1690 Universitätsprofessor in Halle 314, 445

Tieck, Johann Ludwig (1773–1853), Dichter, Kritiker und Theoretiker; zunächst Verlagsschriftsteller, dann Gegner Nicolais 140, 377, 380–397

Abdallah (1795) 380

Briefe über William Shakespeare (1800) 385, 390ff.

Das jüngste Gericht. Eine Vision (1800) 389

Denkwürdige Geschichtschronik der Schildbürger (1797) 380

Der gestiefelte Kater (1797) 90, 108, 140, 380

Der neue Herkules am Scheidewege (1800) 385f.

Der Sturm (von Shakespeare; 1796) 380, 385

Die sieben Weiber des Blaubart (1797) 380

Epicoene oder Das stumme Mädchen (von Jonson; 1800) 390, 395

Geschichte des Herrn William Lovell (1795/96) 108, 377, 380, 383

Kaiser Octavianus (1804) 391

Leben und Tod der heiligen Genoveva (1800) 379, 383, 391, 392

Leben und Tod des kleinen Rotkäppchens (1800) 383f., 390

Peter Leberecht. Eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeiten (1795/96) 380

Poetisches Journal siehe *Anonyma und Periodica*

Ritter Blaubart. Ein Ammenmärchen (1797) 380

Volksmärchen (3 Bde., 1797) 380

Wundersame Liebesgeschichte der schönen Magelone und des Grafen

Peter aus der Provence (1797) 380, 391

Traun, Karl Emanuel Graf (1738 bis nach 1811), österreichischer Dramatiker 271

Uhden, Johann Christian (1695–1783), Generalfiskal in Berlin, Mitglied

- der Akademie der Wissenschaften, Großvater des Folgenden und Vater des Nächstfolgenden 444, 445–449, 452, 455, 456
- Uhden*, Johann Daniel Wilhelm Otto von (1765–1835), preußischer Staatsbeamter, Staatsrat in Berlin, Enkel des Vorigen und Sohn des Folgenden 444
- Uhden*, Johann Otto (gest. 1765 oder 1766), Kammergerichtsrat in Berlin, Vater des Vorigen 452
- Ulber*, Christian Samuel (1714–1776), Pfarrer und geistlicher Liederdichter aus Landshut, ab 1757 in Hamburg 251
- Unzer*, Johann Christoph (1747–1809), Altonaer Arzt und Gymnasialprofessor, Schriftsteller
- Diego und Leonore. Ein Trauerspiel (1775) 262
- Urfé*, Honoré d' (1568–1625), französischer Romancier und Lyriker
- Astrée* (1607–1627) 97
- Uz*, Johann Peter (1720–1796), Jurist in Ansbach, anakreontischer Lyriker, Briefpartner Nicolais 238, 292, 293, 332, 474
- Sämtliche poetische Werke (1768) 332
- Velten*, Johannes (1640 bis um 1693), Schauspieler, Direktor der ersten herausragenden deutschen Schauspielergesellschaft 258
- Venino*, um 1762 italienischer Kaufmann in Berlin 455
- Voltaire* (eigtl. François-Marie Arouet; 1694–1778) 90, 140, 308
- Alzire* (1736) siehe auch *Gottsched*, Luise 140, 185
- Questions sur l'Encyclopédie (Fragen zur Enzyklopädie; 1770–1772) 298
- Tancrede* (1760) 90
- Weichmann*, Christian Friedrich (gest. 1769), etwa 1721–1729 Publizist in Hamburg, dann braunschweigischer Staatsbeamter 314
- Weidmann*, Joseph (1742–1810), österreichischer Dramatiker, seit 1773 Schauspieler in Wien 271
- Weiß*, Christian Felix (1726–1804), Schriftsteller, Übersetzer 224, 474
- Amazonenlieder* (1762) 224 ff.
- Wieland*, Christoph Martin (1733–1813) 154, 206, 211, 250 f., 293
- Alceste*. Ein Singspiel in fünf Aufzügen (1773) 250
- Der deutsche Merkur siehe *Anonyma und Periodica*
- Der gepryfte Abraham. Ein Gedicht in vier Gesängen (1753) 213
- Wildungen*, Karl Ludwig Eberhard Heinrich von (1754–1822), hoher Forstbeamter in Marburg, Fachschriftsteller 364
- Wilhelm I.* (1724–1777), Graf von Schaumburg-Lippe-Bückeburg 465 f.
- Willhelm* (2. Hälfte 18. Jh.), österreichischer Schauspieler und Prinzipal 285
- Winckelmann*, Johann Joachim (1717–1768), Kunsthistoriker und Archäologe 309, 350

- Anmerkungen über die Baukunst der Alten (1762) 441
- Wolf, Friedrich August (1759–1824), Altertumsforscher und Kritiker, ab 1783 Professor der Philosophie in Halle und seit 1807 in Berlin 81
- Wolff, Christian (1679–1754), Philosoph und Mathematiker, 1707–1723 und ab 1740 Professor in Halle 32, 314, 324f., 332, 445
- Wolle, Schauspielerin bei Kuhne 279
- Woltersdorf, Ernst Gottlieb (1725–1761), Pfarrer und geistlicher Liederdichter in Bunzlau 251
- Woltersdorff, Theodor Karl Georg (gest. 1806), Erster Prediger an der Berliner Georgenkirche, unter Friedrich Wilhelm II. Mitglied der Immediat-Examinations-Kommission 414
- Wunderlich, Daniel siehe Bürger, Gottfried August
- Xaver (Xavier), Franz, der Heilige (1506–1552), spanischer Missionar, Mitbegründer des Jesuitenordens 431
- Young, Edward (1683–1765), englischer Dichter 238
- Zachariä, Just Friedrich Wilhelm (1726–1777), Jurist und Dichter, Pädagoge am Collegium Carolinum in Braunschweig 221, 293
- Zedlitz, Karl Abraham, Freiherr von (1731–1793), preußischer Staatsminister 427
- Zimmermann, Johann Georg (1728–1795), Schweizer Arzt und Schriftsteller, ab 1768 großbritannischer Leibarzt in Hannover, 1786 Leibarzt Friedrichs II. von Preußen; Briefpartner Nicolais, später Gegner des Berliner Aufklärerkreises 293, 362, 409

Anonyma und Periodica

- Allgemeine deutsche Bibliothek*, ab 1793 *Neue allgemeine deutsche Bibliothek*, Berlin und Stettin 1765–1806, hrsg. von Nicolai (1792–1800 in Kiel, hrsg. von Bohn) 248, 252, 261, 296, 300ff., 374, 377, 401–431, 441, 469
- Allgemeine Literatur-Zeitung*, Jena 1785–1803, hrsg. von C. G. Schütz und F. J. Bertuch 139, 140, 141, 321, 373f., 377, 379, 389f.
- Année littéraire*, Paris 1754–1791 442
- Athenaeum. Eine Zeitschrift*, Braunschweig und Berlin 1798–1800, hrsg. von A. W. und F. Schlegel 81–85, 88, 90, 379
- Beiträge zur juristischen Literatur in den preußischen Staaten. Eine periodische Schrift*, Berlin 1775–1785, hrsg. von J. W. B. von Hymmen 427
- Belustigungen des Verstandes und Witzes*, Leipzig 1741–1745, hrsg. von Johann Joachim Schwabe 40, 424

Berlinische Monatsschrift, 1783–1796, hrsg. von Friedrich Gedike und Johann Erich Biester 330, 409

Bibel

Das 1. Buch Mose 256

Das 2. Buch Mose 234

Der Prediger Salomo 124

Der Prophet Daniel 234 ff.

Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste, von Mendelssohn und Nicolai 1757–1759 herausgegeben, fortgeführt von C. F. Weiße 210 f., 296, 438, 441

Bremische Beiträge siehe *Neue Beiträge zum Vergnügen* ...

Briefe, die neueste Literatur betreffend, Berlin 1759–1765, hrsg. von Lessing, Mendelssohn und Nicolai 205–211, 213 f., 218, 220, 240, 260, 292, 295, 296, 318, 425 f., 433–457, 463, 465

Briefwechsel, meist historischen und politischen Inhalts, Göttingen 1776–1782, hrsg. von A. L. Schlözer 263, 307

Das betrachtete Leiden Jesu vom Ölberge bis zur Schädelstätte, die sicherste Lehrschule der Aufklärung, Wien 1784 304

Das neue Theater zu Wien, 8 Bde., Wien 1769/70 270

Der Antikritikus, Lübeck 1768/69, hrsg. von Christian August und Gottfried Joachim Wichmann 424

Der deutsche (ab 1774: *teutsche*; ab 1790: *neue teutsche*) *Merkur*, Weimar 1773–1810, hrsg. von Wieland und K. A. Böttiger 248–252, 434

Der nordische Aufseher, Kopenhagen und Leipzig 1758–1760, hrsg. von J. A. Cramer 223, 450

Deutsche Schauspiele, welche in Wien auf dem Kaiserl. Königl. privilegierten Stadt-Theater aufgeführt worden, Wien 1750 270

Deutsches Museum, Leipzig 1776–1788, hrsg. von Heinrich Christian Boie 38, 262, 269, 308, 434 f.

Die alemannischen Brüder. Ein Trauerspiel, um 1760 260, 318

Die deutsche Schaubühne zu Wien, nach alten und neuen Mustern, 12 Bde., Wien 1749–1764 261, 270

Die Horen, eine Monatsschrift, Tübingen 1795–1797, hrsg. von Schiller 78, 319–322, 331, 335 ff., 340, 343, 355 f., 360, 365

Die neuesten Religionsbegebenheiten mit unparteiischen Anmerkungen, Giessen 1778–1797, hrsg. von Heinrich Martin Gottfried Köster 411

Eudämonia oder deutsches Volksglück, ein Journal für Freunde von Wahrheit und Recht, Marburg und Frankfurt 1795–1798 411

Fliegende Blätter, dem französischen Krieg und dem Revolutionswesen unsrer Zeiten gewidmet, Hannover 1794 410, 411

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, 1753–1801 441
Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Literatur, 1780–1785,
hrsg. von Lichtenberg und Georg Forster 433, 435f., 440

Iris. Vierteljahrschrift für Frauenzimmer, Düsseldorf und Berlin
1774–1776, hrsg. von Johann Georg Jacobi und Wilhelm Heinse 40

Jenaische Literaturzeitung siehe *Allgemeine Literatur-Zeitung*
Journal étranger, Paris 1754–1759 und 1760–1762 295

Kaiserlich-Königliches National-Hoftheater, 7 Bde., Wien 1783–1785 270
Kaiserlich-Königliches Nationaltheater, 6 Bde., Wien 1778–1782 270

Literatur- und Theaterzeitung, Berlin 1778–1784, hrsg. von Chr. August
von Bertram 267

Mainzer Monatsschrift von geistlichen Sachen, 1784–1790, hrsg. von Jo-
hann Kaspar Müller 427

Mercure de France, Paris 1717–1815 248ff.

Musen Almanach für das Jahr 1796, Tübingen 1795, hrsg. von Schiller
331, 372

Musen Almanach für das Jahr 1797 (Xenien Almanach), Tübingen 1796,
hrsg. von Schiller 345–372

Neue allgemeine deutsche Bibliothek siehe *Allgemeine deutsche Bibliothek*
Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, Bremen und
Leipzig 1744–1759, hrsg. von Karl Christian Gärtner u. a. 424

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste, Leip-
zig 1765–1806, hrsg. von Weiße und Johann Gottfried Dyk 337f.

Neue deutsche Monatsschrift, 1795, hrsg. von Gentz 329

Neue Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens, 1753–1762, hrsg.
von Johann Daniel Tietz 194

Neue Hallische gelehrte Zeitungen, 1766–1792, hrsg. von Klotz u. a. 247

*Neue Sammlung von Schauspielen, welche auf der Kaiserlich Königlichen
privilegierten deutschen Schaubühne zu Wien aufgeführt worden*,
12 Bde., Wien 1764–1767 270

*Neue Schauspiele. Aufgeführt in den Kaiserlich Königlichen Theatern zu
Wien*, 12 Bde., Preßburg und Leipzig 1771–1775 270

Neues Magazin für Ärzte, Leipzig 1779–1800, hrsg. von E. G. Baldinger
310

Neues Wiener Theater, 5 Bde., Wien 1775/76 270

Philosophisches Journal einer Gesellschaft deutscher Gelehrten, Jena und

Leipzig 1795–1800, hrsg. von Friedrich Immanuel Niethammer, seit 1797
zusammen mit Fichte 379

Poetisches Journal, Jena 1800, hrsg. von Tieck 373, 380, 384–397

Religionsbegebenheiten siehe *Die neuesten Religionsbegebenheiten ...*

Sammlung der Königlichen Preußischen Edikte [...] vom Jahre 1775 414,
427

Schema examinis Candidatorum S. S. Ministerii rite instituendi (Vor-
schrift zur Prüfung der Kandidaten des allerheiligsten Amtes zwecks
Einsetzung nach rechtem Religionsgebrauch), Berlin 1791 413

Theatralische Bibliothek, Berlin 1754–1758, hrsg. von Lessing 190, 194

Volksschrift zur Aufklärung, Wien 1783 304

Wiener Zeitung, seit 1700 285, 286

(Anton Friedrich Büschings) *Wöchentliche Nachrichten von neuen Land-
karten, geographischen, statistischen und historischen Büchern und Sa-
chen*, Berlin 1773–1787 290

Zeitschrift für spekulative Physik, Jena 1800–1801, hrsg. von Schelling
373

Nicolais Schriften

Allgemeine deutsche Bibliothek siehe *Anonyma und Periodica*

*Bescheidene und freimütige Erklärung an das deutsche Publikum, betref-
fend das Verbot der Allgemeinen deutschen Bibliothek und vieler sonst all-
gemein erlaubten Bücher in den Kaiserl. Königl. Erbländen* (1780) 428

*Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre
1781* (1783–1796) 409, 428

Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste siehe *Ano-
nyma und Periodica*

Briefe, die neueste Literatur betreffend siehe *Anonyma und Periodica*

*Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutsch-
land* (1755) 437, 455

*Geschichte eines dicken Mannes. Worin drei Heuraten und drei Körbe
nebst viel Liebe* (1794) 323

*Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrenorden ge-
macht worden, und über dessen Geheimnis; nebst einem Anhang über
das Entstehen der Freimaurergesellschaft* (1782) 435

Verzeichnis der Abbildungen

Umschlagbild und Frontispiz

Friedrich Nicolai, um 1795. Gemälde von Anton Graff. Leipzig, Karl-Marx-Universität

- 1 [Friedrich Nicolai:] Freuden des jungen Werthers. Titelblatt der Erstausgabe, Berlin 1775.
- 2 [Friedrich Nicolai:] Eyn feyner kleyner Almanach. Titelblatt der Erstausgabe mit einem Stich von Daniel Chodowiecki, Berlin und Stettin 1777.
- 3 Gotthold Ephraim Lessing, 1766. Kopie nach dem Gemälde von Georg Oswald May. Weimar, Zentralbibliothek der deutschen Klassik.
- 4 Briefe, die neueste Literatur betreffend. Titelblatt des ersten Teils, Berlin 1759.
- 5 Friedrich Nicolai, 1780. Schabkunstblatt von Johann Elias Haid nach Daniel Chodowiecki. Weimar, Nationale Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur (fortan: NFG).
- 6 Friedrich Nicolai mit seiner Familie, um 1780. Gemälde von Anna Dorothea Lisiewska-Therbusch. Ehemals Berlin, Privatbesitz.
- 7 Nicolai-Haus in Berlin, Brüderstraße 13. Nach einer Aufnahme von 1892.
- 8 Friedrich Nicolai, 1800. Punktierstich von Meno Haas nach Nikolaus Lauer. Weimar, NFG.
- 9 Immanuel Kant, 1786. Gemälde von Gottlieb Doeppler. Reproduktion: Weimar, NFG.
- 10 Johann Gottlieb Fichte, um 1800. Kohlezeichnung von Friedrich Bury. Reproduktion in: Paul Ortwin Rave: Das geistige Deutschland im Bildnis. Das Jahrhundert Goethes, Berlin 1949 (fortan: Rave).

- 11 August Wilhelm Schlegel, um 1800. Gemälde von Johann Friedrich Tischbein. Reproduktion: Weimar, NFG.
- 12 Friedrich Schlegel, um 1800. Gemälde von Marie Alberti. Weimar, NFG.
- 13 Ludwig Tieck und seine Schwester Sophie, 1796. Marmorrelief von Friedrich Tieck. Reproduktion in: Rave.
- 14 Allgemeine deutsche Bibliothek. Titelblatt des 12. Bandes, Berlin und Stettin 1770, mit einem Stich Gotthold Ephraim Lessings von den Brüdern Schleuen.
- 15 Friedrich Nicolai, 1798. Angestrichene Tonbüste von Johann Gottfried Schadow. Halle, Martin-Luther-Universität.
- 16 Ewald Christian von Kleist, 1760. Stich von Christian Fritsch. Weimar, NFG.
- 17 Thomas Abbt. Undatierter Kupferstich von Johann David Schleuen. Weimar, NFG.
- 18 Moses Mendelssohn, um 1775. Stich von Unbekannt. Dresden, Staatliche Kunstsammlungen.
- 19 Karl Wilhelm Ramler, 1771. Gemälde von Anton Graff. Reproduktion in: Rave.

Die Vorlagen zu den Abbildungen lieferten:

Nationale Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar: Abb. 1–5, 7–9, 11, 12, 14, 16–18 und die Abb. im Text S. 292

Sächsische Landesbibliothek Dresden, Deutsche Fotothek: Abb. 6

Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg: Zentrale Kustodie: Abb. 15

Karl-Marx-Universität Leipzig. Universitätsbibliothek: Umschlagbild und Frontispiz

Herausgeber und Verlag danken den genannten Institutionen für die freundliche Genehmigung zur Wiedergabe der Abbildungen.

Zu dieser Ausgabe

Der vorliegende Band ist als ein Lese- und Studienwerk gleicherweise angelegt. Demgemäß bietet er auf der Basis kritisch durchgesehener Texte einen Querschnitt durch das literarisch-kritische (satirische) und das publizistisch-kritische Gesamtwerk Nicolais und ist mit Kommentaren (Nachwort, Erläuterungen) sowie mit einem kombinierten Personen-Werk-Register versehen. Es kam dem Herausgeber darauf an, nicht nur die – von der traditionellen Literaturgeschichtsschreibung gleichsam anerkannten – Schriften aus Nicolais früher und mittlerer Zeit, sondern auch seine geradezu verachteten und weithin unbekannten polemischen Spätschriften angemessen zu berücksichtigen. Innerhalb der vorgenommenen drei thematisch-sachlichen Hauptgruppierungen sind die Texte chronologisch angeordnet.

Die Textwiedergabe erfolgt auf der Grundlage der Erstdrucke – bis auf ganz wenige, an den betreffenden Stellen im Anmerkungsteil bezeichnete und begründete Ausnahmen.

Die Orthographie wurde behutsam modernisiert unter strikter Wahrung der vom heutigen Gebrauch abweichenden Flexion und des Lautstandes (z. B. »betauern«, »Dispüt«, »funf«, »Hülfe«, »heuraten«, »italiänisch«, »Mädgen«, »Naivetät«, »Philosophieen«, »sechszehn«). Während die Groß- und Kleinschreibung den geltenden Dudenregeln folgt, bleibt die Getrennt- und Zusammenschreibung originalgetreu erhalten. Verbesserungen von Druckfehlern geschahen stillschweigend. Bewahrt wurde ferner die originale Interpunktion, soweit nur irgend angängig. Kommata, die keine erkennbare rhythmische Gliederung anzeigen und heute vor allem sinnentstellend wirken, z. B. das Komma zwischen unmittelbar aufeinanderfolgendem Subjekt und Prädikat, wurden getilgt. Umwandlungen

eines Semikolons in ein Komma erschienen immer dort angebracht, wo jenes unzweifelhaft die Funktionen von diesem erfüllt.

Vereinheitlicht wurden die Titelangaben, Hervorhebungen und fremdsprachigen Passagen durch *Kursivdruck*, die Anmerkungen Nicolais in Petit und die Namensschreibungen gemäß heutigem Gebrauch. Die im Original mit Sternchen versehenen Fußnoten Nicolais erhielten arabische Ziffern. Konjekturen (nur bei den »Literaturbriefen« erforderlich) sind in den Anmerkungen ausgewiesen.

Da der vorliegenden Auswahl von vornherein Umfangsgrenzen gesetzt waren, sie aber gleichwohl eine möglichst große Textvielfalt bieten sollte, war es für den Herausgeber unumgänglich, sich in Einzelfällen auf Auszüge zu beschränken. Sämtliche Auslassungen sind durch [...] gekennzeichnet und ebenso durch [] die unmittelbar in den Text gestellten Übersetzungen, die die Lesbarkeit erleichtern sollen. Die Übertragungen aus dem Lateinischen besorgte dankenswerterweise mein Kollege Dr. Jürgen Teller, die übrigen stammen – sofern nicht anders angegeben – vom Herausgeber. Übersetzungen, zu denen Erläuterungen angebracht erschienen, finden sich im Anmerkungssteil.

Die Einzelanmerkungen (Erläuterungen) enthalten alle nötigen Erklärungen zu speziellen Begriffen, Fremdwörtern und antiken Gottheiten – sofern der Duden darüber keine Auskunft gibt. Außerdem werden historische Tatbestände kurz erläutert sowie Anspielungen auf Personen oder Werke und – wenn möglich – Pseudonyme oder Anonyme aufgelöst. In letzteren Fällen bilden die Anmerkungen eine Brücke zum Register, das alle direkt oder indirekt erwähnten Personen und Werke erfaßt, einschließlich der Anonyma und Periodica sowie der von Nicolai genannten eigenen Schriften. Bei jeder Person sind, sofern ermittelt, die Lebensdaten und Stichworte zur Tätigkeit angegeben und die Titel ihrer bei Nicolai bezeugenden Werke samt deren erstem Erscheinungsjahr. Zusätzliche spezielle Angaben werden nur gemacht, sofern Nicolai auf derartige Details eingeht. Von Nicolai falsch angeführte Titel sind in den Anmerkungen nicht extra korrigiert, sondern im Register stillschweigend so korrekt wie möglich nachgewiesen. Fürsten sind, statt unter ihren Herrschaftsgebieten, alphabetisch nach ihren Namen eingeordnet.

W. A.

Inhalt

I PARODIEN UND SATIREN

Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes	7
Eyn feyner kleyner Almanach. Erster Jahrgang (Vor- rede)	31
Vertraute Briefe von Adelheid B** an ihre Freundin Julie S**	44

II KRITIKEN UND POLEMIKEN

Aus: Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland	183
11. Brief: Von der Schaubühne der Deutschen	183
17. Brief: Daß die schärfste Kritik, zu der Auf- nahme der schönen Wissenschaften, unumgäng- lich notwendig sei	195
Aus: Briefe, die neueste Literatur betreffend	205
	579

76. Brief: Grammatici certant et adhuc sub iudice lis est	205
156. Brief: Von den Veränderungen der neuen Auf- lage der <i>Tändeleien</i>	212
243. Brief: Verteidigung der <i>Briefe, die neueste Li- teratur betreffend</i> wider verschiedene ungegrün- dete Beschuldigungen	213
266. Brief: Beurteilung der <i>Amazonenlieder</i> . Probe der dabei befindlichen Übersetzung der <i>Kriegsli- eder</i> des Tyrtaeus	224
276. Brief: Verschiedene schlechte, nachlässige und gezwungene Stellen aus den Gedichten der Fr.[au] K.[arschin] werden angeführt. Nochmalig- es Ersuchen an die Dichterin, sich des Hinschrei- bens zu schämen und den Rat verständiger Freunde nicht zu verachten. Erinnerung, daß ihre 1764 herausgegebene <i>Poetische Einfälle</i> schlecht sind	227
299. Brief: Von dem Trieb unsrer Jünglinge zum Dichten. Von Hr. von Mosers prosaischen Schreibart und wie er durch wiederholte prosai- sche Versuche selbige verbessern könne, durch unvollkommene poetische Versuche ihn aber ver- derben müsse. Kritische Beurteilung seiner <i>Geistli- chen Gedichte</i> etc. und seines <i>Daniels in der Lö- wengrube</i> . Des letzten Gedichts viele Fehler mit Beispielen erläutert	229
333. Brief: Ramlers fürtreffliche Oden zeugen von seinem großen Genie. Lob der <i>Ode an den Arzt</i> und <i>an Hymen</i> . <i>Ode auf die Wiederkunft des Kö- nigs</i> wird als ein Meisterstück betrachtet	239
Hamburgische Dramaturgie	241

Der deutsche Merkur	248
Aus: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781. Vierter Band	253
Von den öffentlichen Schauspielen in Wien	253
Von der Literatur und deren Verbesserung überhaupt	287
Aus: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781. Fünftes Band	319
Über das Journal <i>Die Horen</i>	319
Aus: Anhang zu Friedrich Schillers Musen-Almanach für das Jahr 1797	345
[Aus einer Sammelbesprechung zur Frühromantik]	373

III SELBSTBEKUNDUNGEN UND NEKROLOGE

[Vorreden zur <i>Allgemeinen</i> und zur <i>Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek</i>]	401
Allgemeine deutsche Bibliothek. Des ersten Bandes erstes Stück. Vorbericht	401
Aus: Neue allgemeine deutsche Bibliothek. Des LVI. Bandes erstes Stück. Vorrede	404
Aus: Vorrede zu dem CVten, CVIten und CVIIten und letzten Bande der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek	423
Schreiben an den Hrn. Hofr. Lichtenberg in Göttingen	433
Verbot der <i>Literaturbriefe</i> in Berlin 1762	443
	581

[Auszüge aus Nekrologen]	458
Ehrengedächtnis Herrn Ewald Christian von Kleist	458
Ehrengedächtnis Herrn Thomas Abbt	460
[Gedenkartikel für Moses Mendelssohn]	466
Ehrengedächtnis Ramlers	469

ANHANG

Nachwort: Ein Leben im Dienst der Aufklärung	477
Erläuterungen	517
Kommentiertes Register	547
Personen und ihre Werke	547
Anonyma und Periodica	570
Nicolais Schriften	573
Verzeichnis der Abbildungen	574
Zu dieser Ausgabe	576

X

may

381-

